

WIDENER



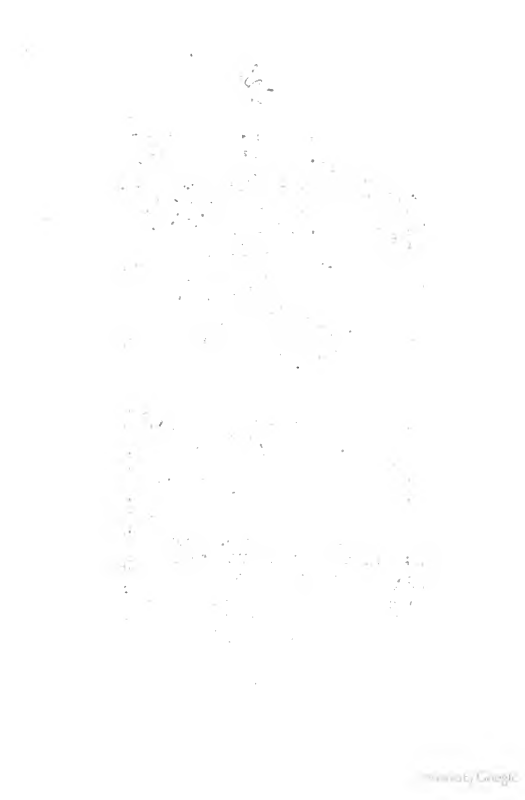
HN JBGK K

Ans 39505.5

Ans 27.3



A 211449



Carinthia.

Zeitschrift

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geschichtsverein und nat. hist. Landesmuseum
in Klagenfurt.

Redigirt von

Dr. Ludwig Fleib.

Sieben und fünfzigster Jahrgang.

1867.

Klagenfurt.

Druck von Hermann v. Kleinmayr.

+

Qus 39505.5

~~Aug 27.9~~

Harvard College Library

AUG 16 1916

Hobenzollern Collection

Gift of A. C. Coolidge

Inhalt.

Erzählungen und Märchen.

	Seite
Eine seltsame Audienz. Von Hr. Steinebach	1
Walter Friedberg. Von Hedwig Wolf	57
Die Gefahr der Schwärmerel. Von F. Bowitzsch	105
Die Sage vom Oberrhein. Von Dr. B. P.	129
Der Meleagre. Von Emma Franz	145
Romeo und Julie. Von F. Bowitzsch	193
Ein guter Wisp. Von Hr. Steinebach	233
Trene Seelen. Von Ludwig Zheib	281
Kärnthische Türkenwagen. Von Dr. B. P.	311
Glück in Paris. Von Hr. Steinebach	329
Die Schredenstage von Marseille. Von Emma Franz	365
Das Opfer. Kärnthnerische Volkstoge von H. Franzöci	385
Der Linsenader	386
Die verlegte Alm	386
Hilda. Von Hedwig Wolf	413
Die alte Lünzerin. Von J. H. Jacobi	461
Martin Zeiler. Von Friedrich Pichler	509
Märchen aus Kärnten. Von H. Franzöci	79, 159, 205, 340
" " " " " " " " " " " "	118

Gedichte.

Entmuthigung. Von Kercher von Steinwand	19
Heut' über's Jahr. Von Hans Pachler	20
Kallistratus. Von Ludwig Wertram	21
Epigramme und Sprüche. Von Ludwig Zheib	21
Ein Soldat in fremder Stadt. Von J. Wellen	82
Die Macht der Augen. Von Hans Pachler	83
Lieberweibe. Von Ludwig Bowitzsch	84
Trost. Von Ludwig Zheib	85
In der Werkstätt. Von Ernst Kaufher	119
Das Geheimniß der See. Deutsch von Hr. Marx	121
Wer ist an meiner Kammerthür. Deutsch von Ludwig Zheib	122
Die alte Angela. Von Chr. Schneller	161
Die Sonne. Von Hans Pachler	162
Alhambramärchen. Von Ludwig Zheib	207
Sara. Von Mar v. Ziegler	251
Buch und Blume. Von Ernst Kaufher	252
Troster Klebchen. Von Wolf Pichler	254
Der Drüsengrund. Von Schamarr	290
Mtramar. Sonette von Ludwig Zheib	343
Kepfers Helmweh. Von Schamarr	387
Bitt in den See. Von Ludwig Goldbann	388
Letzte Bitte. Von Jüder Proschko	389
Wabnung. Von Ludwig Bowitzsch	434
Peron. Von H. Pichler	436
Ein zeitgemäßes Thema. Von Ludwig Zheib	436
Thongrand der Pfaff. Deutsch von Ernst Kaufher	487
Mutterlage. Von Albert Zele	489
November-Bild. Von Ludwig Zheib	490
Die Praxite. Deutsch von Ludwig Zheib	513
Dritter Bassettu. Deutsch von Hr. Marx	521

Geschichte und Biographie.

	Seite
Der Herzog Domitian. Von Dr. B. P.	36
Jacob Schellknigg †	41
Zwei Erinnerungsgelände. Von Dr. Fr. Pichler	91
Franz Ritter von Moro †	94
Ueber das Kärntner Thor in Wien. Von W. A. Zwanziger	138
Wettdichte der Deputation von 1591. Von Dr. F. Pichler	185
Die Abwehnbiller	397
Jacob Schabus †	449
Pompeji Studie von Nissen	490

Geographie und Naturgeschichte.

Die Quellen. Skizze	27
Ueber die Ursache der Erdbeben	215
Nedhalien	218
Die Spinnengewebe. Von Prof. A. R. Nied	261
Australien. Von R. E. Ganaval	298
Die Umgestaltung der Weltanschauung	345
Das Athmungsorgan der Thiere	351
Von den Nistkörpern der Menschen und Thiere	389
Ueber deutsche Pflanzennamen. Von Prof. A. R. Nied	402
Waren die Urbewohner Europa's Menschenfreier?	404
Beiträge zur Flora von Steiermark. Von Ferdinand Graf	501
Die Schlupfwespen. Von Karl Kuf	531
Ueber die Vipern. Von Ferd. Graf	537

Culturgeschichte und Literatur.

Deutsche Studien. Von Prof. A. Egger	22, 85, 209, 254
Zur Alpenliteratur. Von Dr. Franz Uwoj	88
Der Humor im russischen Volksleben. Von A. Kronec	123
Beiträge zur deutschen Anthologie. Von Dr. V. Vogatschnigg	162
Ein Volksliedspiel Mitgetheilt von J. Viehfreund	168
Der Werrafluß in Weitenfeld. Von A. Kranziet	223
Das Vorküstenfest der Sittenberger Bergaluppen. Von A. Münchbörster	320
Anastatus Grün's Dichtungen. Von Dr. G. Schagmayr	327
Aus dem kärnthnerischen Volksleben. Von Dr. W. P.	437

Ruffsäße verschiedenen Inhalts.

Müdbild auf das Jahr 1866. Von G. R.	53
Ein neues americanisches Unternehmen	134
Aufruf. Von Dr. A. Petermann	271
Die Teppichfabrication	354
Die Ausgrabungen auf dem Helencu (Magdalens-) Berge	357
Eine Alpenreise. Von M. Freibern v. Zabornegg	442
Aus Schiller's Geburtort. Von Prof. A. Egger	523

Kleine Mittheilungen.

Eternschnuppen S. 49. Erploßender Kaffee S. 51. Der Glockenvogel S. 51. Topographisches S. 52. Wallfischfang S. 140. Gammes des couleurs S. 141. Die Papiertaube S. 189. Neue Entdeckung S. 190. Apatberg S. 191. Semitive Klamme S. 267. Erklärung eines Paradoxens S. 268. Eine Ausnabme von der Regel S. 269. Elektrisches S. 270. Der Kalabaum S. 270. Das Auge des Adlers S. 323. Die schwedischen Motten S. 324. Glasfenster S. 324. Heliotopographie S. 325. Ein neuer Seidenspinner S. 326. Parfümierung der Natur S. 326. Kärbstoffe S. 362. Webrine S. 363. Meicereisen S. 363. Erdentlie S. 364. Wadagaakar S. 406. Photographische Pflanzarten S. 407. Elektrische Bijour S. 407. Nistregen S. 408. Stridmaschine S. 408. Seidenraupenkrankheit S. 409. Zur Kältefabrication S. 409. Pflanzwirtschaftliche S. 409. Baumwollene Häuser S. 454. Künstliche Lichte S. 454. Künstlicher alter Wein S. 455. Der Töpferbaum S. 503. Baumwollspinnerei S. 504. Vegetabilisches Neudienbar S. 504. Der Salen eines Vogels S. 504. Surrogat für Obensalz und Eisenbitri S. 544. Aluminium S. 544. Mundwasser S. 545. Giftfabrication S. 545. Kesselstein S. 545.	
---	--

Carinthia.

Nr. 1.

Jänner

1867.

Eine seltsame Audienz.

Ein Bild aus der Zeit Maria Theresia's.

Von

Friedrich Steinebach.

I. In dem alten Sperl.

Die Sonne ging zur Rüste, die Dunkelheit lagerte sich bereits über die Straßen der Leopoldstadt zu Wien, als ein schlichter, ärmlicher Lohnwagen die Richtung gegen das Gasthaus zum Sperl nahm. Die Pferde schienen von einem langen Laufe ermüdet, der Kutscher nickte fast ein auf seinem Sisse und der Wagen selbst war über und über mit Staub bedeckt. Das ganze Fuhrwerk machte einen düsteren Eindruck und bewegte sich so langsam und schwerfällig seinem Ziele zu, daß man unwillkürlich annehmen mußte, es berge sich ein düsteres Geheimniß in seinem Innern. Die Wagenfenster waren durch Vorhänge geschlossen und erst an der Ecke der Laborstraße schob eine Frauenhand den Vorhang etwas bei Seite, deutete dem aus seinem Halbschlummer aufgestörten Kutscher die Richtung an, welche er zu nehmen hatte, und die Aussicht auf endliche Ruhe und Rast nach einem ermüdenden Tagewerke schien die Pferde wie deren Kenker neu zu beleben. Rascher als bisher eilten sie die Straße hinab, lenkten in das Hofthor des Gasthauses ein und bald darnach stand der Wagen im weiten Hofraum, welchen der damalige Sperl für Fuhrwerke der dort übernachtenden Frachter und deren Knechte besaß.

Die Nacht nämlich, in welcher das gedachte Gefährte in so später Stunde sein Ziel erreichte, war die des letzten Märztages im Jahre 1743 und der Sperl hatte damals noch lange nicht sein dormaliges Neußere und seinen jetzigen Umfang. Er war ein kleines, einen Stock hohes Häußchen, besaß weder einen Garten noch einen Tanzsaal und wurde nur

als Einkehrgasthaus für „schwere Fuhrknechte“ gebraucht. Dennoch hatte er schon damals sein wohlbegründetes Renommé im Volke, denn die Bedienung war gut, Speise und Trank waren vortrefflich und wohlfeil und Regina Schaumberger, eine im Alter von dreißig Jahren stehende Witwe, regierte das ganze Hauswesen mit ebensoviel Energie als Umsicht.

Das Geräusch des einfahrenden Wagens lockte daher nicht nur den dienstwilligen Hausknecht herbei, sondern veranlaßte auch die thätige Wirthin, auf die Schwelle der Gaststube zu treten, um den Anlaß der späten Störung näher zu betrachten. In demselben Augenblicke, als der Diener den Wagenschlag öffnete und die Laterne in seiner Hand erhob, ließ sich eine Frauenstimme im Wagen vernehmen, welche sagte: „Ist die Frau Wirthin zu Hause, laßt sie rufen, ich habe mit ihr zu reden,“ und zugleich erschien eine alte Frau im Bereiche des Lichtes, welche die schlichte Kleidung einer Magd trug und sich beeilte, das Gefährte zu verlassen.

Beim Klang dieser Stimme horchte die noch immer hübsche, gut-herzige Regina erstaunt, eilte zum Wagen und rief freudig in die Hände schlagend: „Was ist denn das, hab' ich denn recht gehört? Das ist ja meine Frau Mutter wirklich und leibhaftig? Was bringt denn dich von Prag zu uns heraus? Grüß Gott Mutter! ist das eine Ueberraschung, daß mir's Herz im Leib' lacht vor Vergnügen.“ Die gute Tochter, welche ihre Mutter noch immer so herzlich und kindlich zu begrüßen wußte, obwohl sich eine kleine Schaar von Kindern bereits an ihrem Nocke festhielt, umarmte die alte Frau, welche kaum zum Worte kommen konnte und doch so viel auf dem Herzen zu haben schien. Sie flüsterte wenigstens nach den ersten Grüßen ein paar Worte der herzgeliebten Tochter in das Ohr, deutete nach dem Wagen, dessen Schlag die alte Frau hinter sich geschlossen hatte und Ernst wie Ueberraschung malten sich auf den Zügen Regina's. Sie nahm dem mit der Laterne noch immer gaffenden und zur Seite stehenden Knechte das Licht aus der Hand, hieß ihn eilig die Pferde ausspannen, sie in den Stall führen und auch für das Nachtlager des Kutschers sorgen, welchem Befehle der Diener auch eilig gehorchte, denn in Geschäftssachen war mit der drallen Wirthin nicht zu spaßen, so gut ihr Herz auch im Uebrigen sein mochte.

Kaum waren Mutter und Tochter allein und kein fremdes Auge zu schauen, da man die Kinder eiligst in die Wirthsstube geschoben hatte, so öffnete die Schaumbergerin wieder den Wagenschlag, und Anna Skiva, deren Mutter, half einer schwarzgekleideten Dame beim Aussteigen, welche, so weit es das matte Licht der Laterne erkennen ließ, von seltener Schönheit,

blühend jung und voll Eleganz zu sein schien, aber ihre Züge waren blaß, beinahe weiß wie Marmor zu nennen. Auf den Arm Anna's gestützt, gieng die Dame eilig die Stiege hinauf, welche in den nur ein paar Zimmer umfassenden ersten Stock des Gebäudes führte, wobei Regina geschäftig mit der Laterne voraus eilte, aus dem gewaltigen Schlüsselbunde an ihrer Seite denjenigen hervorsuchte, welcher zur Thüre ihrer „Pupstube“ paßte und die Fremde einzutreten ersuchte in den wohllichsten Theil ihres Hauses, den sprechendsten Zeugen ihres bürgerlichen Wohlstandes.

Zwei Wachskerzen, welche neben einem unterm Glaskurz verwahrten schönen Crucifix und zwischen zwei aus Papier erzeugten Blumenstrahlen gewöhnlich ihren Platz hatten, brannten alsbald und standen auf dem runden Tisch, die Glaskränze voll des feinsten Pinnen- und Zinn-, wie Silbergeräthe, die große, im fast zimmerhohen Gehäuse stehende Uhr, den Großwaterstuhl und die blendend weißen Vorhänge an den Fenstern in die entsprechende Helle setzend, während Regina sich beeilte, die letzteren vor die Fenster zu ziehen. Sichtlich ermüthigt und aufathmend betrat die bleiche Dame das allerliebste, so schlichte und doch so anheimelnde Bürgerzimmer, warf Mantel und Schleier zurück und setzte sich in den hohen Lehnstuhl, einige Worte der Entschuldigung wegen dieser unverhofften Störung leise sprechend, denn ihr Zustand und die tagelange Reise hatten sie nur zu sehr erschöpft. — „Vergeben Sie, liebe Frau, die unverhoffte Störung“ sagte sie, ihre schönen Augen auf Regina heftend. „Meine gute, brave Anna hat mir so viel Liebes von Ihnen gesagt, daß ich Muth fassen konnte, mich Ihnen anzuvertrauen. Was ich brauche, will ich gerne reichlich vergüten, Ihre Zuneigung, Ihr liebevolles Vertrauen zu vergelten, vermag nur Gott im Himmel, zu dem ich um seinen Segen für Sie beten will, die mir beisteht, ohne daß ich es verdient habe um Sie in der schwersten Stunde meines Lebens.“

„Machen Sie, gnädige Frau, nicht so viel Besens daraus, ich thue ja nur Menschenpflicht, und was meine gute Mutter wünscht, das ist mir ein heiliges Gebot, wen sie zu mir bringt, der ist mir willkommen. Jetzt aber ruhen Sie sich aus, das Bett wird gleich in der Ordnung sein, und während die Frau Mutter hier im Zimmer alles herrichtet, will ich nach der Küche sehen, damit Sie bald etwas Warmes bekommen, Sie scheinen dessen sehr zu bedürfen.“ Geschäftig eilte sie aus dem Zimmer und besorgte, was in der Gaststube oder sonst in Ordnung zu bringen war, wornach sie etwas nachdenklich beim Herde stand, das Aufkochen der Suppe für die Fremde erwartend, denn sie war schon recht neugierig zu erfahren, welches Geheimniß denn die Fremde in den Sperr gebracht

haben konnte. Regina hätte nicht eine Enkeltochter sein dürfen, wäre ihr die bleiche Dame aus dem Sinn gekommen, die unter dem Schutze ihrer Mutter nach Wien gekommen war, die Reise von Prag aus ohne Unterbrechung zurückgelegt und der sie so eilig ihre eigene Schlafstube abgetreten hatte. Indem sie sich allerlei Ideen über die Schicksale der Fremden machte, fiel es ihr zwar ein, daß sie es trotz der Enveloppe, welche die Unbekannte trug, bemerkt hatte, dieselbe müsse im Begriffe sein, Mutter zu werden, aber dadurch war ihr das Räthsel nicht lösbarer geworden. Regina kannte und achtete ihre Mutter zu sehr, um es glauben zu können, dieselbe werde ein derartiges unlauteres Geheimniß begünstigen wollen, und ihr Herz schlug daher schon ungeduldig, als sie alles geordnet hatte und die Stiege mit dem Essen hinaufeilte, um endlich Gewißheit über die Fremde zu erlangen. In den Polsterstuhl zurückgelehnt, das fein geschnittene Gesicht ein wenig geröthet, die großen, schönen Augen von Thränen verschleiert, den Kopf mit dem üppigen schwarzen Haar auf eine blendend weiße, zarte Hand gestützt, so fand die Wirthin die Fremde wieder, gewaltige Gedanken, Pläne und Entwürfe schienen sie zu beherrschen, Furcht und Hoffnung mochten einen schweren Streit kämpfen in ihrer ungestüm wogenden Brust.

Als sich die Dame ein wenig gestärkt hatte, und die Suppe ihre Glieder mit angenehmer Wärme erfüllte, schob Anna ihren Stuhl an die Seite derselben, und die Wirthin nahm an der andern Seite Platz, denn die Fremde konnte keine Ruhe finden, bevor nicht berathen war, was nun zu thun sei, um ihr Ziel zu erreichen. Mit gespannter Aufmerksamkeit horchte Regina den Reden des Gastes, so wie den Aufschlüssen, welche ihr ab und zu ihre Frau Mutter ertheilte, die herzliche Wienerin hörte ja hier zum ersten Male von Dingen reden, von welchen sich damals — eine brave Wirthin im Speel — nichts träumen ließ. „Tausend Dank für Ihre Pflege“, sagte die Fremde, „ich fühle mich gestärkt und Muth zieht ein in meine Seele. Lassen Sie uns eilig berathen, wie ich an das Ziel gelangen kann, wie das Unheil zu beschwören ist, das mich und die Meinen bedroht, Ihre Mutter Anna Skiva ist meine Amme, Gräfin Hanna Wrtyby ist mein Name, wir sind sonach Milchschwwestern, und als solche will ich Ihnen, Ihrer Theilnahme vertrauen. Ein unseliges Verhängniß hat mein Glück zu Prag vernichtet, zwang mich im Geheimen mit meiner treuen Anna nach Wien zu eilen, und alles zu wagen, um alles zu retten, denn mein Gatte, Graf Johann Wrtyby, ist zum Tode verurtheilt.“

„Barmherziger Himmel“ rief Regina, „zum Tode verurtheilt durch unsere engelgute Kaiserin? Da muß er ein schwerer Verbrecher sein!“

„Er hat politisch gefehlt — keine unedle That lastet auf seinem Namen.“

„Politisch? — Soll das heißen, daß er ein Feind ist von dem Schutzengel Oesterreichs, Maria Theresia, die Gott erhalten wolle? Wie ist denn das möglich, wie kann denn das sein?“

„Berurtheilen Sie, liebe Frau, nicht vorschnell, und so gut ich kann, will ich Ihr's klar machen, was sich bei uns in Böhmen begeben hat: Nach dem Testament des einstigen Herrn in Oesterreich, Ferdinand I., war im Kaiserthum nur der Mannsstamm zur Erbfolge berechtigt, und da nun der letzte verstorbene Kaiser Karl VI. keinen directen männlichen Erben hinterlassen hatte, wäre der Curfürst von Baiern, Karl Albert, als von Anna, Ferdinands älterer Tochter, abstammend, berufen gewesen, in Oesterreich zu regieren. Damit war aber Kaiser Karl VI. nicht einverstanden und er errichtete ein neues Testament, die sogenannte pragmatische Sanction, wonach seine Tochter Maria Theresia den Vorzug in der Erbfolge zu haben berechtigt war. Kaum hatte der Kaiser die Augen geschlossen, so bestieg seine Tochter den Thron von Oesterreich, wogegen der bayerische Curfürst seine älteren Rechte geltend machte, von Frankreich unterstützt, in Böhmen einrückte, Prag besetzte, sich vom Adel hulldigen und am 19. November 1741 daselbst auch krönen ließ. Maria Theresia dagegen bot alle Macht dazu auf, um ihren Gegner zu entfernen, rief namentlich die Ungarn zu Hilfe, und unter Fürst Lobkowitz's Führung nahmen ihre Getreuen Prag ein, vertrieben die Baiern und Franzosen, aus ganz Böhmen, ein schreckliches Strafgericht sollte beginnen. Die Kaiserin zürnte gar gewaltig denjenigen, welche es mit ihrem Gegner gehalten hatten, ließ eine strenge Untersuchung einleiten, und wer sich nicht von aller Schuld frei machen konnte, verlor Ehre und Aemter, ging des Adels verlustig, seine Güter wurden eingezogen, und schwere Strafen, ja selbst das Todesurtheil, schmetterten die böhmischen Adelligen zu Boden. Einzelne derselben hatten freilich sich gar schlau zu retten gewußt, ahnten das beginnende Gewitter und wendeten sich an ihre Freunde in der Nähe des Thrones zu Wien. Diese wurden als unschuldig Versührte, getäuscht und hintergangen hingestellt, als hätten sie nur der Gewalt der Ereignisse, der Macht ihrer Feinde weichen und widerwillig zum Scheine dem Baiernfürsten den Eid der Treue leisten müssen, um ihr Leben dem Vaterlande zu retten. Diese Begünstigten wußten den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, eilten nach Wien, um das Gelübniß der Treue daselbst zu

leisten und erlangten Ehrenstellen als Anerkennung für das gegebene Beispiel der Unterwürfigkeit. Eben diese Begnadigten aber wurden nun die eifrigsten Verfolger ihrer ehemaligen Freunde und Genossen, denn sie strebten darnach nur ja ihre Unschuld und den Haß gegen die Baierfreunde recht klar zu beweisen, verschwärzten unermüdet die Edelleute zu Prag, und beschworen dadurch die größten, härtesten Strafen gegen dieselben herauf. Graf Wrtyby war der Unglücklichsten einer, seine Untersuchung riß ihn aus dem Schooß seiner Verwandten, sein Bruder, Graf Johann, floh rechtzeitig ins Ausland, mein Richard aber blieb und stellte sich dem Gerichte. Es sollte sein, sollte unser Verderben aus dieser Zuversicht auf Gnade und Versöhnung entstehen, denn sein Loos war bald entchieden und der Urtheilsspruch lautete auf den Tod durch das Schwert. Entsetzt erfaßte mein Gemüth bei dieser Nachricht, alle Versuche, ihn zu retten, blieben vergebend — da ließ ich mein Kind, Kasimir, unter fremder Obhut in Prag zurück, reiste ohne Aufenthalt hieher, eine Audienz ist meine einzige Hoffnung, der Kaiserin Maria Theresia will ich mich zu Füßen werfen, ihr großes Herz ist meine letzte, einzige Hoffnung.“

„Ihre Lage, Frau Gräfin,“ sagte Regina voll Mitgefühl, „ist traurig und fordert rasche Hilfe, aber diese wird leicht zu erlangen sein. Die Kaiserin liebt ihre Unterthanen wie ihre Kinder, und wer ein Anliegen hat, den hört sie voll Güte an.“

„Sie selbst mag so edel denken, fühlen — aber unsere Feinde nicht, Graf Rudolf Chotel an der Spitze, sie sind gar wachsam und suchen die Beurtheilten und ihre Familien fern vom Throne zu halten, sie fürchten wohl, daß noch etwas gegen ihr früheres Treiben zu Prag der Monarchin zu Ohren kommen könnte. Die Namen der Unglücklichen sind von den Audienzlisten ausgeschlossen, besonders der Name Wrtyby, denn gegen meinen Gatten, welcher als Anstifter hingestellt worden war, ist Maria Theresia derartig erzürnt, daß es verboten sein soll, in ihrer Gegenwart den Unglückseligen zu nennen.“

„Dann ist ja noch nicht alles verloren, wie ich meinen will, seit Maria Theresia regiert, hat sie es angeordnet, daß Jedermann und wäre er der ärmste Bettler, sein Anliegen auch ohne Audienz in ihre Hände bringen kann, er braucht nur eine Bittschrift dem dienstthuenden Kammerherrn oder dem Hauptmanne der Trabanten zu übergeben. Alle diese Schriften haben im Arbeitszimmer auf den Tisch der Kaiserin am nächsten Morgen hinterlegt zu werden, und die Mutter ihrer Unterthanen ermüdet nicht, all' diese Bittschriften zu lesen, so oft sie auch dabei von unwürdigen belästigt werden mag.“

„Die edle Absicht der Monarchin sei nicht bestritten, liebe Regina — aber auch hier müssen unsere Gegner ihre Hände im Spiele haben, denn ich habe bereits zwei Vermittler wegen einer Audienz ebenso fruchtlos abgesendet, als wiederholte Gesuche unerwidert blieben und spurlos verschwunden sind. Nicht nur in Wien, selbst zu Prag hat man Kenntniß davon, und die Angehörigen der Unglücklichen sind von den Spionen unserer Verfolger so streng bewacht, daß man sie hindert, Prag zu verlassen. Ich selbst machte zweimal vergebens die Anstalten zur Reise, gab mich sodann für krank aus, wußte eine mir sehr ähnliche Freundin zu bewegen, daß sie meine Rolle so lange als möglich in der Krankenstube zu Prag fortspielen sollte, und bin ganz im Geheimen, von meiner getreuen Anna geschützt, im Dunkel der Nacht zum Wagen gelangt — Gottes Hilfe ließ meine Flucht gelingen. Hier nun gilt es in höchster Eile — denn jede Stunde kann zu Prag die Vollstreckung des entsetzlichen Urtheiles bringen — einen geheimen Weg zu finden, um zur Kaiserin zu gelangen, — ich muß es erreichen, und gält' es mein Leben — steht ja alles auf dem Spiele, was mir lieb und theuer ist auf Erden! Mein Gatte, mein Glück, der Vater meines Sohnes, der Vater des Kindes, das ich unter meinem Herzen trage!“ Eine fiebernde Aufregung besiel bei diesen Worten die bleiche Frau und Thränen besuchtelten ihre Augen.

Rasch kam ihr Anna mit besänftigenden Trostworten zu Hilfe, und meinte, daß der Himmel, welcher sie bisher beschützt habe, sie nicht am Ende verlassen werde. Regina dagegen war nachdenklich geworden und sann auf ein Mittel, die Gräfin nach Hof zu bringen, ohne daß man ihren Namen erfuhr. Endlich erhellten sich ihre hübschen Züge, sie schlug freudig in die Hände und sagte voll Heiterkeit: „Gnädige Frau Gräfin, fassen's Muth, ich hab' etwas ausspintirsirt, und hoff', daß es gut werden wird. Ich kenn' nämlich einen „weitsichtigen Better“ von meinem verstorbenen Mann, der ist ein Mann von Hof, zwar nur Ofenheizer und Almosenvertheiler der Kaiserin, aber er steht bei Ihrer Majestät in ganz besonderer Gnab' und wirkt viel Gutes im Verborgenen. Josef Stockel ist zwar ein unbeholfener, ungeschlachter Wiener, von derben Manieren, aber er hat das Herz, wie alle echten Wiener auf dem rechten Fleck. Darum eben übersieht Maria Theresia sein unebeneß Aeußeres, die rauhe Schale für den guten Kern, schätzt seine erprobte Ehrlichkeit, Menschenliebe und Moralität über alles, und hat ihn so gern um sich, daß er vieles sagen darf, was sonst Niemand wagen würde, und er im Namen der guten Kaiserin viele kleine Wohlthaten besorgt, worin eben das Glück,

der Stolz seines Lebens liegt. Der „weitschichtige Better“ nun kommt an jedem dienstfreien Abend in meine Gaststube, wo ihm, wie er sagt, der Diner und Gugelhupf — seine Leibspei'e — besser als überall sonst behagen, zum Theil wohl auch deshalb, weil ihn die Kaiserin mit einem ihrer Strapazirmenscher *) verheirathet hat, mit dem er nicht eben in Frieden und Eintracht zu leben scheint. Eilig will ich hinabgehen, ob der alte Stockel etwa gekommen ist, und sollt' ich ihn finden, so haben's Geduld, gnädige Frau Gräfin, wenn ich auch länger ausbleiben sollt', — ich hoff' das Beste von seinem guten Herz, und wär' ganz glücklich, wenn's getrost wieder heim reisen könnten.“

Zu geschäftiger Eile ging Regina sofort an ihr Werk, während Anna mit der Gräfin in höchster Spannung zurückblieb. Die Amme betete, daß der Vater im Himmel Alles zum Guten wenden möge, während die Hoffnung eingezo-gen war in die Brust der leidenden Frau und sie mit einer Unruhe ohnehin erfüllte, so daß es ihr unmöglich wurde, das Lager aufzusuchen, wäre ihr gleich Schlummer und Erholung so sehr nothwendig gewesen. Bleiern schwer und langsam verrannen den Wartenden die Minuten, welche endlich zu halben Stunde geworden waren, ohne daß die Frau Wirthin zurückgekehrt wäre, denn diese sah sich an die Gaststube gefesselt.

Als nämlich Regina daselbst eintrat, war das Zimmer schon leer, die Fuhrleute hatten bei Zeiten die Schlafstelle aufgesucht, da sie früh wieder unterwegs sein wollten und nur in der Ecke der Stube sah beim matten Scheln eines ordinären Talglichtes ein einzelner Mann im schlichten grauen Rock. Sein dicker Kopf mit langen, nicht eben sorgsam gepflegten Haaren war auf seine derben, röthlich gefärbten Hände gestützt, seine ziemlich großen Füße, deren Schritte weithin vernehmbar sein mußten, stakten in schweren Schuhen und seine Augen besahen wohlgefällig sein halbgeleertes Glas, in welchem er den frischen Dinerwein im Lichte der Kerze funkeln ließ. Ein Restchen des genossenen Gugelhupfs stand ihm zur Seite, als sich die Thüre öffnete und der einsame Gast die Wirthin begrüßte, die er ungern vermisse und gegen den sonstigen Gebrauch heute noch nicht zu Gesichte bekommen hatte. Bald war ihm das Räthsel dieser gestörten Ordnung gelöst, die Wirthin erzählte Alles, was die Gräfin betraf, und wußte dabei so herzsinnig und weich zu werden, daß ihr selbst

*) Strapazirmenscher hießen damals die Individuen der unteren weiblichen Hofbedienung und wurden an deutschen Höfen ebenso bis zu den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts genannt.

Ihränen in die Augen traten. Mochte nun das Aeußere des Ofenheizers nicht das Schönste sein, sein Inneres erwies sich alsbald als das Beste, und er erklärte sich bereitwillig, Alles für die Leidende zu thun, was in seinen Kräften stünde, konnte er es gleich nicht verbergen, daß die Angelegenheit sehr „kisplich“ sei.

So gut die Kaiserin zu sein pflegte, war es doch gewagt, einem ausgesprochenen Befehle entgegen zu handeln und ein solcher bestand, wie er selber wußte, betreffs des Grafen Wrtby — ihr Name sollte nicht mehr genannt werden in Gegenwart der Monarchin. Dennoch siegten die Worte der Schaumbergerin und das gute Herz Stockels über alle Bedenken und der Alte meinte, er wolle alles Weitere auf sich nehmen, wenn die Gräfin ihm eine recht ergreifende Bittschrift mitgeben könnte, die wahr und ehrlich sagte, was ihr am Herzen lag.

Aus Schonung und Rücksicht für die Dame und ihren Zustand klieb Stockel in der Gaststube, während Regina in die „Pupstube“ eilte, wo ihr Eintreten eine unbeschreibliche Aufregung der Gräfin hervorrief. Die arme, durch so viel Schicksalsschläge fast erschöpfte Frau fühlte sich vor Freuden einer Ohnmacht nahe, als die Wirthin ihren Bericht erstattet hatte, und fand kaum Worte, um zwischen Lachen und Weinen ihren Gefühlen Luft zu machen. An ihrer Brust verwahrt hatte sie eine umständliche, die ergreifendste Sprache eines reinen Frauenherzens sprechende Bittschrift von Prag mitgebracht, gab dieselbe der Schaumbergerin unter heißen Segensworten und bald darnach lag die Schrift in den schwerfälligen Händen des ehrlichen Stockel. Sobald er das Gesuch in seiner Tasche wohl verwahrt hatte, trat der Ofenheizer den Heimweg an und verabschiedete sich von der Wirthin, welche dem „weitschichtigen Bletter“ beide Hände drückte, indem sie sagte: „Nacht's Euere Sache nur gewiß recht gut, die arme Gräfin ist doch gar zu unglücklich, und geht Alles gut, so sollt's morgen eine Flasche Ofner und einen Riefenzugelhubp haben, wie's nichts Besseres gibt in der Welt“

„Gute Nacht Frau Wirthin“, erwiderte der Alte freundlich, „ich veracht' Euern Tisch gewiß nicht, aber auch ohne dem soll geschehen, was sein kann; Unglücklichen zu helfen belohnt sich von selbst, dazu brauch't's keine Verheißungen. Gelingt's wie ich hoff', — so sehen wir uns wohl morgen Mittag wieder.“ Damit eilte Stockel aus dem Sperl, der alsbald in tiefem Schlummer lag, nur in der „Pupstube“ oben brannte ein kleines Lämpchen — dort lag Gräfin Wrtby, in unruhigen Träumen, die treue Wiva bewachte den Schlummer der Armen.

II. In der Hofburg.

Am nächsten Morgen war Stockel in der Burg schon zeitlich im Schreibzimmer der Kaiserin thätig und heizte nicht nur in den Nebenzimmern die Defen, da außen noch eine frische Märzluft wehte, sondern er ordnete auch alles übrige im Zimmer genau so, wie es die Gewohnheit der hohen Frau erforderte. Ohne daß man weiter auf sein Thun achtete, kam der Kammerherr, dann der Hauptmann von den Trabanten mit Schriften, welche sie auf dem dazu bestimmten Tische niederlegten, während der Ofenheizer sichtlich bemüht war, sein Geschäft in die Länge zu zieh'n, damit er der Letzte vor dem Eintritte der Kaiserin diese Zimmer verlassen konnte.

Endlich wies der Zeiger der Uhr auf die achte Stunde. Maria Theresia konnte jeden Augenblick eintreten und Stockel zog rasch die Bittschrift der Gräfin Wrtyby hervor und legte sie neben die übrigen Gesuche auf den Schreibtisch, der unsern vom geöffneten Fenster stand. Eilig nun rückte er den Lehnsessel zurecht, öffnete auch die Thüren in die Nebenzimmer, so daß ein frischer Luftzug entstand, der die Spizenvorhänge der Fenster hin und her bewegte, und unmittelbar darauf trat die Kaiserin ein, strahlend von Jugend und Schönheit in der vollsten Blüthe und im 26. Jahre ihres ruhmreichen Lebens.

Ehrerbietig zog sich der Ofenheizer zurück, dem nicht ganz wohl zu Muth war wegen des unterschobenen Gesuches, daher er sich in den Nebenzimmern etwas zu thun machte, das Ergebniß seines Wagnisses abzuwarten. Die Kaiserin, deren heißes Blut sich angenehm abgekühlt fühlte durch den Luftzug zwischen den offenen Fenstern und Thüren, und daher niemals selbst bei großer Kälte bei geschlossenen Fenstern zu arbeiten pflegte, schien heute zum Sprechen mit Stockel wenig gelaunt und vertiefte sich mit edelstem Eifer in das Lesen der Gesuche, deren Zahl nicht gering zu nennen war. Mit eins fiel aber ihr herrliches Auge auf eine Schrift, ihre reizend schönen Züge röthten sich bis zur Stirne und eine drohende Wolke lagert sich auf derselben. Hastig greift die schneeige Hand nach dieser Bittschrift, der Name der Bittstellerin „Hanna Wrtyby“ klingt unwillig von ihren Lippen, und sie legt ungelesen die Blätter zur Seite, Anmuth erfüllt ihr Herz, ihre Seele.

Wiederholt greift sie nach anderen Blättern, wiederholt aber unterbricht sie das Lesen, ihr fehlt die bisherige Sammlung und Ruhe — immer neigt sie sich wieder in den Stuhl zurück, blickt nach dem ver-

worfenen Gefuch mit dem verhaßten Namen der Wetby. Endlich aber hat das große, edle Frauenherz gesiegt über die Leidenschaft der Regentin und die etwas zitternde Rechte greift wieder nach dem verhängnißvollen Papier, die ausdrucksvollen Augen der Regentin ruhen auf den Zeilen voll Gefühl und Innigkeit — sie liest und ist von den Naturlauten wahrer Frauenliebe, von der Bitte einer zum Tode betrübten Mutter unwillkürlich ergriffen — sie liest fort und bis zum Ende — und sieht gedankenvoll auf die Unterschrift, geschrieben mit den heißesten Thränen, welche das Menschenauge besigt.

Nach kurzem Sinnen sieht Maria Theresia um sich und „Stoekel! ist er noch da, Stoekel?“ ruft ihre klangvolle und doch so weiche Stimme. — „Zu Befehl, Majestät!“ sagte der Ofenheizer, der bisher wie auf glühenden Kohlen stehend im Vorzimmer gewartet hatte, und trat nun mit einer linksichen Verbeugung hinter den Stuhl der Kaiserin.

„Er kennt wohl den Sperl?“ frug zu ihm aufsehend die Monarchin.

„Zu Befehl, sehr wohl kenne ich ihn, ist er doch mein einziger Trost in den traurigsten Stunden des Lebens.“

„So, — das ist mir nicht lieb zu hören, Stoekel — in solchen Stunden sind die Tröstungen eines wahren Christen die Religion und das Gebet — weiß er das nicht?“

„Gewiß Majestät, und ich handle immer darnach, aber es gibt dennoch Augenblicke, in welchen ein betrübtes Herz einen guten Ofner und Gugelhupf auch nicht zu verachten vermag.“

„Und solche Augenblicke hat er wohl häufig?“

„Bewahre, Majestät, nur bisweilen, wenn mir die „Meinige“ gar zu viel Verdruß macht.“

„Nun seine Eva war alle Zeit eine ehfame Frau, und ich will hoffen, daß ich euch nicht zusammengegeben habe, um Unglück zu ernten, wo ich zwei Menschen recht glücklich machen wollte. — Aber davon ein andermal, jetzt geh' er in den Sperl hinüber, dort soll eine Gräfin Wetby wohnen, und die will ich heute um vier Uhr Nachmittag hieher gebracht wissen. Ich bewillige ihr eine Audiens, will aber nicht, daß die Frau von den Leuten in der Burg gesehen wird, er wird sie daher durch das Burghor herein und über eine Seitenstiege in dieses Zimmer führen. Mach er seine Sache gut, Stoekel und sorg' er, daß alles in der Stille vorbeigeht, ich werde um vier Uhr wie zufällig hier eintreten, sonst soll uns Niemand stören, er aber bleibt in der Nähe.“

Mit tiefen Verbeugungen entfernte sich Stoekel schallenden Schrittes, während die Kaiserin ihr menschenfreundliches Werk fortsetzte, wogegen

der Ofenheizer so freudig gestimmt war, daß er kaum seine Lustbarkeit zu beherrschen vermochte.

Unbeschreibbar war der Jubel aber, welchen Stockel's Nachricht im Speel verbreitete, die Gräfin war den Tag über in höchster Aufregung gewesen und fiel nun zwischen Lachen und Weinen auf die Knie nieder, dem Himmel für dieses Zeichen seiner Gnade zu danken. Anna und Regina aber überhäuften den „weitschichtigen Vetter“ mit so vielen Dankesergüssen und Schmeicheleien, daß dem alten Wiener fast wärmer um das Herz wurde, als es seiner Eva etwa lieb sein mochte. Kurz vor vier Uhr hielt ein unscheinlicher Wagen unfern von einem Seitenthore der Burg, Stockel wartete daselbst bereits, Gräfin Wrthby stieg aus, verabschiedete sich von der getreuen Anna und folgte dem Ofenheizer, der sie über eine Nebentreppe in das Schreibzimmer der Kaiserin führte, ohne daß irgend Jemand ihnen begegnet wäre.

Hanna war ganz schwarz gekleidet, ein nervöses Zittern ging durch ihre Glieder und die Blässe ihrer Züge war auf's Höchste gesteigert, das Blut schien stürmisch gegen ihr Herz zu drängen, sie war entzückend schön, aber einer Sterbenden ähnlicher, als einer Lebenden, welche an der Schwelle einer Entscheidung stand. Stockel hieß sie hier die Kaiserin erwarten, zog sich in die äußeren Gemächer zurück und die Gräfin sank erschöpft von Aufregung auf ein Sopha an der Wand zurück und ermattet schloßen sich ihre Augen.

Wenige Augenblicke später trat die Kaiserin auf die Schwelle des Zimmers, strahlend in Jugendfrische und Majestät, sah einen Augenblick befremdet auf die schöne Leidende, welche sie sitzend erwartete, dann erkannte sie aber ihren Zustand. Milde und Mitgefühl verschönten ihre Züge, und sie ging langsamen Schrittes auf die Gräfin zu, legte ihr die Hand leise auf die Schulter, indem sie sprach: „Gräfin Wrthby, was hat Sie mir zu sagen?“

Erschrocken fuhr die sich mühsam Ermunternde empor, strich sich mit der Hand über die Stirne und ließ verwirrt ihr Auge auf der imponirenden und doch so gewinnenden Gestalt der Monarchin ruhen. Dunkle Röthe übergieß ihre Züge, sie sank zu Boden, die Knie Maria Theresia's umklammernd, und rief: „Gnade! Gnade! Gnade!“

Einen Schritt zurückweichend, entgegnete die Kaiserin: „Steh' Sie auf, Frau Gräfin, und öffne Sie mir Ihr Herz, Ihr Zustand fordert Schonung, fasse Sie Muth zu Ihrer Kaiserin und rede Sie ohne Scheu.“

„Gnade für meinen Gatten, Graf Johann Wrthby, ist der ganze Inhalt meiner Bitte — daß ich sie aussprechen muß, birgt ein Meer

des Sammers in diesen wenigen Worten, und wird mein Flehen erhört, so liegt hierin ein Uebermaß des Glückes. Doch nicht an die Kaiserin seien meine schlichten Worte gerichtet: ich flehe die edle Frau an, welche ihren Gatten liebt, ich hebe meine Hände zur Mutter eines hoffnungsvollen Sohnes empor, und rufe: Fühle, wie die Liebe beselig, fühle, wie der Verlust namenlos schmerzt, und habe Erbarmen mit unserem Unglück!"

"Sie mag recht haben in ihrem Sinne, ich aber darf die Frau von der Kaiserin, die Mutter meines Sohnes von der aller Landeskinder nicht trennen, nicht verschiedenes Recht walten lassen für die Einzelnen: es gibt nur ein Recht für Alle. Allen meinen Kindern, die nach Millionen zählen, bin ich Liebe schuldig, für Alle muß ich als Mutter sorgen, und weil ich es muß, ist es meine Pflicht, das undankbare Kind zu strafen, das die Uebrigen in das Verderben stürzen will — dahin gehört Ihr Mann und darum ist er verurtheilt."

"Die Kaiserin mag recht entschieden haben, das Frauenherz hat andere Gesetze."

"Nach jedem Gesetze ist Ihr Mann ein großer Verbrecher; kann Sie das abläugnen?"

"In seinem Sinne gewiß nicht, Graf Wrtby ist zu edel; die Welt mag seine That verdammten, seinen Willen sieht Gott allein, und der ist dem Verbrecher fremd."

"Was Sie da vorbringt, sind seltsame Lehren, und kämen sie zur Geltung, müßte das Chaos daraus entstehen. In einem Reiche darf aber nur ein Sinn entscheiden über Recht und Unrecht und die That muß gelten, nicht der Wille, nur die That macht Graf Wrtby zum Verbrecher, sieht Sie das doch ein?"

"Majestät, ich bin seine Frau, nicht sein Richter, aber was die Welt verdammt, kann rein sein vor der Stimme in meiner Brust. Durch Ferdinand I. Testament war es besiegelt und verbrieft, daß der Mannesstamm herrschen solle in Oesterreich, und Böhmens Adel prägte sich tief in das Herz dieses Gesetzes. Der Cursfürst von Baiern kam nach Prag, und ihm zu huldigen schien Recht und Pflicht nach dem, was galt seit unsrer Kindheit Tagen. Fest hielten wir an dem, was durch Verträge ward geheiligt, fest an dem, was schon das Kind als Recht erkennen lernte, und den Eid der Treue leisteten die Edelleute Böhmens jenem Baiernfürsten. Und wenn's geschah, wenn es geschehen konnte, obwohl mit eins die Kunde kam, daß Karl VI. durch ein neues Testament es anders bestimmt hatte, als es bisher zu Recht bestand — wenn wir den seit Kinderjahren als künftigen Herrn betrachteten Karl Albert vorgezogen

haben der Kaisertochter, die wir noch nicht kannten — ist's unsere Schuld, wenn nicht nur das alte Gesetz, wenn unsere innere Stimme uns dazu bewog? Ist's unsere Schuld, wenn einem Schatten gleich Ferdinand II. vor unserer Seele stand, wenn all' das Blut, das er nach der Schlacht am weißen Berge zu Prag vergoß, wenn die Erinnerung an all' das Leid, das Böhmens Adel damals tragen mußte — — vor unserem Sinne so lebhaft sich erhob, daß es die Herzen — — hin zum Bayerfürsten zog?! — Majestät, wenn wir im Schmerze der Erinnerung gefehlt, geirrt, so war es wohl ein menschlich Fehlen, doch kein Verbrechen, das Unheil und Elend für alle Zeit als Strafe für Geschlechter verdient. Aller Würden beraubt, aller Güter verlustig, zu entehrenden Strafen verurtheilt, so büßen die Edelsten des Landes, sie lehren die Gassen, verrichten unter Schlägen schwere Arbeit oder haben sogar das Leben verwirkt, sie sterben einen schmachvollen Tod oder irren flüchtig, obdachlos durch die Fremde bis sich ihrer der Himmel erbarmt. Majestät, all' das Unheil ist nicht Ihr Wille, all' das Elend ist nicht Ihr Befehl — nicht durch solche Dualen geht der Weg zur Liebe, zur Treue, zur Versöhnung. — Vergeben, vergessen ist die schönste Perle aller Herrscherrechte — vergeben, vergessen ist das edelste Verrecht der Fürsten. Nicht das Schwert des Richters, welches die Rathgeber in diese mächtigen Hände gedrückt haben, erobert die Herzen, Millionen besiegt aber der milde Strahl der Gnade, die Stimme der Huld aus tiefstem Grund der Seele, Majestät, versucht mag der Weg der Gnade werden und für alle Zeiten wird es sich bewähren, wie treu wir lieben, was uns wieder liebt!"

"Sie hat mir da schöne Dinge gesagt, Frau Gräfin," erwiderte die Kaiserin, welche durch die kühne Rede der Bittenden sichtlich erregt war. "Sie ist — sehr offenherzig und halt mit ihrer Gesinnung nicht hinter dem Berge — indeß ich verzeihe Ihr dies, Sie hat es offenbar nur gewagt, weil Sie mich für stark genug hielt, die Wahrheit nach Ihrem Sinn sogar zu vertragen, und ich will Sie nicht täuschen, Ihre Lage, Ihr Instand mag vieles entschuldigen, geschieht es doch aus wahrer Liebe für Ihren Mann und Ihre Kinder.

Wenn Sie aber entschuldigen will, was zu Prag geschehen ist, durch die Erinnerung an schweres Leid, das vor mehr als hundert Jahren ein Herrscher Oesterreichs über Ihre Ahnen verhängt haben soll, so muß ich es Ihr offen sagen, daß sich das seltsam ausnimmt in Ihrem Mund, da Sie doch verlangt, daß Ihre Kaiserin so rasch vergessen soll, was die Prager Maleficanten eben erst an Ihr verbrochen haben. Seltsam klingt es, wenn Sie meint, das alte Gesetz entschuldige Grafen

Wrtby, wenn er das neuere mißachtet: nicht der Todte, der Lebende hat Recht, und was wären Regenten, Regierungen, wenn sie nicht ändern, verbessern dürften, was vor tausend Jahren als Gesetz bestand? Sie, Frau Gräfin, spricht wohl das Recht an, in Ihrem Hause zu verordnen, was bleiben und was anders werden soll, das Bessere an die Stelle dessen zu setzen, das Ihr nicht mehr gut erscheint. Warum will Sie den Herrschern dasselbe Recht in ihrem größeren Hause verwehren? Nicht nur Recht, auch Pflicht ist es für uns, dem Land zu geben, was wir als heilsam anerkannt haben und es dankbar anzunehmen ist der Völker Pflicht, nicht aber widerwillig sollen sie sich dagegen sträuben. Warum hat diese Ansicht nur der Adel Böhmens gehabt, warum jauchzten mehr als 400 Edelleute zu Prag meinem Gegner zu, warum hat das Volk Böhmens, warum haben alle meine anderen Völker, die tapferen Ungarn vor allen, nicht eben so gedacht in den trübsten Stunden meines Lebens? Warum? ich will's Ihr sagen: Weil das Geschick mit schwerer Hand auf meinem Leben lag, weil Feinde ohne Zahl einer Frau auf diesem Throne zum ersten Male gegenüberstanden, und mit dieser hoffte man ein leichtes Spiel zu haben, für sich dagegen glaubten die zu Prag, die reichsten Güter und Ehrenstellen zu erhaschen, wenn sie zuerst dem neuen Herrn sich zu Füßen werfen. War das gut, wars edel von meinen Unterthanen in dem Augenblicke von mir abzufallen, da der Preusse Schlesien überfiel, Sardinien, Mailand, mir entreißen wollte, Sachsen trotz Verträgen ähnliche Ansprüche erhob, Franzosen und Baiern aber Böhmen überzogen und Prag nur allzu leicht in diese Hände fiel? Wahrtlich, wärs nach Euerem Willen gegangen, mein Erbtheil wäre zerstückelt, meine Krone zertheilt und ich selbst der Heimat beraubt, ich kenne diese Pläne und die Herzen, denen sie entsprungen sind. Gott aber schützt das Recht, Feldmarschall Lobkowitz säuberte Böhmen von den Bayern und Franzosen und das Erbschatzmeisteramt verwaltet er zu Prag statt — Grafen Wrtby, denn der Schlimmsten einer ist gerade dieser. Seht her Frau Gräfin, kennt Ihr diese Schrift? Da liegen Eueres Gatten Briefe, die hier an den französischen Marschall Belleisle verhandeln wegen der Auflösung der österreichischen Monarchie — und jene sind in das Lager der preussischen Truppen gerichtet, verrathen meine Arme an meinen erbittertsten Feind — — kenn' ich Eueren Mann und sein Treiben, und sagt es selbst, ob ich ihn dennoch allzubart beurtheilt habe? Oder findet Ihr auch diese Thaten recht, seid Ihr, die Tochter des Hauses Czarsky, die Vertheidigerin jener Lehren, für welche Euer Onkel und Vater in die Verbannung gehen mußten?"

„Weh mir, So ist Alles verloren!“ flüsterte die Gräfin erbleichend, da sie die verhängnißvollen Briefe in den Händen der Kaiserin sah, die sich wider ihren Willen von ihrem Temperamente hatte hinreissen lassen. Aber rasch besiegte Maria Theresia ihre Aufwallung und sie sagte begütigend: „Zittert nicht, ich habe Euch alles dies sagen müssen, damit Ihr einschen lernt, wie sehr Ihr gefehlt habt, aber ich will nicht mehr daran denken, was geschehen ist, will Euch eine gnädige Kaiserin sein und fordere nichts, als daß Ihr mir eine Bürgschaft gebt, daß Ihr und die Eueren es aufrichtig meinen mit der Umkehr zur Treue, zum Gehorsam.“

„Mein ewiger Dank, mein heißes Gebet, der Segen des Himmels, den ich herabflehen will auf diese Burg, diese Lehren, in denen ich meine Kinder erziehen will, so wahr mir Gott helfe — welche andere Bürgschaft könnte ich meiner Kaiserin geben?“

Einen Augenblick schwieg die Monarchin, dann sagte sie sanft: „Ihr könnt es dennoch — Ihr seid Protestanten — Ihr seid noch immer Keper geblieben?“

„Ja! — — wir sind Protestanten.“

„Nun also, gebt die Bürgschaft, gebt Andern das Beispiel, kehrt zur wahren Kirche zurück.“

Bei diesen Worten ging ein neuerliches heftiges Zittern durch die Glieder der Gräfin und zu den Füßen der am Schreibtische sitzenden Kaiserin sinkend, sagte sie mit bewegter Stimme: „Allmächtiger! Um solchen Preis sollen wir die Gnade erkaufen? Unsern Glauben, das Theuerste auf Erden, verhandeln — unmöglich! Majestät, fordern Sie kein so entsetzliches Opfer, ich beschwöre Sie bei dem Kinde, das ich unter dem Herzen trage.“ Thränen überströmten ihre Züge, sie barg das Gesicht in den Händen.

Maria Theresia erhob sich aber mit einer Wolke auf der schönen Stirne und entgegnete, sich selbst beherrschend: „Wer spricht vom Erkaufen von Opfern? Sich zur wahren Kirche wieder zu kehren, ist nur Ihr eigener Vortheil — doch halte Sie auch das, was Sie will. — Reife Sie getrost heim und denke Sie dieser Stunde jederzeit; ich sende noch heute einen reitenden Boten nach Prag, lasse mir selbst die Acten über Grafen Wrtby überbringen, und will Ihre gütige gnädige Kaiserin sein und bleiben. Stehe Sie auf, fasse Sie Muth, Sie soll bald eine frohe Nachricht vernehmen.“

Mit leidenschaftlicher Hast preßte Hanna die Rechte der Monarchin an die Lippen und flüsterte: „Dank, Dank aus tiefster Seele; Gott

Gott erhalte, — Gott — beschütze“ — — — mehr vermochte sie nicht zu sagen, ihre Sinne schwanden, sie glitt unter heftigen Zuckungen auf den Teppich nieder. — — Erstaunt und erschrocken sah dies die Kaiserin, rief den harrenden Stöckel herbei und befahl, für die Leidende zu sorgen und ihr zu berichten, sobald sie sich erholt hätte; darnach erst entfernte sie sich.

Stöckel rief eiligst seine Eva herbei, brachte mit deren Hilfe die Dhmächtige in sein Zimmer hinauf und suchte sie in das Leben zurückzurufen. Wenige Stunden darnach stand der berühmte Arzt van Swieten on ihrem Lager, auch Vater Hambacher, der Beichtvater der Kaiserin, bemühte sich um die Leidende, welche nach und nach erst zur vollen Besinnung zurückkehrte. Als spät am Abend noch die Kammerfrau der Kaiserin, Frißen, die lebende Chronik der Stadt, in Stöckel's Stube nachfragen kam, brachte sie die Nachricht zurück: die Gräfin sei eines Knaben und eines Mädchens genesen, der Erstere aber sofort wieder gestorben — die Mutter aber lag bewußtlos, auf das Höchste erschöpft, auf dem Lager.

Am nächsten Morgen sah die Kaiserin wie gewöhnlich nächst dem offenen Fenster im Schreibzimmer und las die neuesten Gesuche und Berichte. Im Eifer des Geschäftes beachtete sie es gar nicht, daß die Stunde gekommen war, bei deren Beginn sie sich in die Messe zu begeben pflegte — als sie beim Lesen eines neuen Schriftstückes heftig erregt wurde, ihre Hände zitterten, ihr Busen hob sich rascher und zuletzt sank ihr Kopf sinnend auf die Hand, — die Blicke blieben auf das Blatt Papier in der Rechten geheftet. — Plötzlich schien sie ein neuer, schmerzlicher Gedanke zu überkommen, rasch erhob sie sich von ihrem Stuhle und wollte nach Jemand rufen, als Vater Hambacher, sich tief verneigend, mit ernster Miene auf die Schwelle trat.

„Wie geht es der fremden Dame?“ fragte sie rasch.

„Sie ist soeben gestorben, nachdem sie die letzten Tröstungen der Kirche dankbar empfangen hatte,“ lautete die Antwort.

Ein tiefer Seufzer rang sich los aus der Brust der großen Kaiserin, leise flüsternten ihre Lippen: „Es ist besser für sie“ — und ging sinnend, die feuchten Augen rasch wieder trocknend, sofort in die Kirche. Auf dem Tische blieb das verhängnißvolle Papier zurück — es war ein Bericht aus Prag über das rasch vollzogene Urtheil an den Maleficanten daselbst. Graf Wrtby hatte geendet, der Courier, welcher am Abend zuvor Wien verlassen hatte, kam zu spät.

Im Speel verbreitete die Kunde von dem traurigen Ausgange der seltsamen Audienz bei Anna und Regina tiefe Betrübniß, und am Abend

des zweiten Tages ging zu später Stunde ein kleiner Zug, aus einigen Mönchen und Stodel bestehend, nach dem Friedhofe der Augustiner, dort wurde in aller Stille die unglückliche Gräfin begraben. — Anna kehrte nach Prag zurück, aber alle Nachrichten über das Haus Wrtby waren verschollen, Graf Johann gerichtet, sein Bruder hatte den kleinen Kasimir mit sich nach Preußen genommen, wo er unter fremdem Namen lebte, und so zog denn die gute Seele wieder zurück zu ihrer Tochter in den Sperl, wo Stodel wie bisher ein treuer Verehrer von Dsner und Gugelhupf blieb.

Von den Wrtby wurde vor wie ehe in der Gegenwart der Kaiserin nicht mehr gesprochen, und die Prager Ereignisse blieben überhaupt die trübste Erinnerung ihres Lebens, so großer Andank that ihrem edlen Herzen doch gar zu weh. Diese Wunde blutete fort und fort, selbst bei der leisesten Berührung und sie vermochte es nicht über sich zu gewinnen, die Folgen jener Untrene zu mildern. Selbst später, als sie zur Krönung nach Prag kam, und man fünfzig Waisen verurtheilter Adeliger um Nachsicht bittend ihr vorzuführen wußte, ging sie still an dieser Angelegenheit vorüber und gedachte nie mehr dieser ergreifenden Scene.

Das Mädchen, dessen Geburt die Gräfin Hanna mit ihrem Leben bezahlt hatte, wurde Constanze getauft, als ein niederländisches Fräulein von Barlaimont bei den Salesianerinnen erzogen, ohne daß man ihre eigentliche Abkunft ahnte. Die Kaiserin sorgte für sie im Stillen wie eine Mutter, und unter deren Schutze heirathete sie einen reichen allbeleideten ungarischen Edelmann. Dennoch war diese Ehe unter allen, welche die Kaiserin in so liebevoller Absicht begünstigt hatte, die unglücklichste, wovon Maria Theresia kurz vor ihrem, am 29. November 1780 erfolgten Ableben die Beweise erhielt. Schmerzlich berührte diese Kunde ihr weiches Gemüth und es war eines der letzten edlen Werke ihres thatenreichen Lebens, daß sie Constanzen und die übrigen Wrtby der Gnade ihres Nachfolgers Joseph empfahl. Sie konnte keinen besseren Vollführer ihrer edlen Absichten finden. Joseph, der Einzige, verzieh den Wrtby's unbedingt, gab Constanzen wieder den Namen ihres Vaters, und führte dieses Grafengeschlecht zurück nach Prag.

Der Engel der Versöhnung schwebte über dem Sterbelager der größten Frau des Jahrhunderts, sein irdischer Bote war für die Wrtby's, wie für so viele tausend Menschenherzen: Joseph der Zweite.

Intmuthigung.

Urheber der Welt, der die Weiten bewohnt,
Am kry stall'nen Gewölb der Unsterblichkeit thront,
Der im Spiele des Sturm's mit umspannender Macht
Bewältigend wacht,
Goldäugig entblickend dem Ketz'ner!

Ich erhebe', ach wie bang! mein gebeugtes Gemüth,
Das, o Gram! für ein Volk zu begeistert geglüht,
Für ein Volk, das, an Geist und Empfindung verarmt,
Nicht erwacht, nicht erwarmt,
Und Günst und Begabung vergeudet.

Heim geb' ich mein Herz dir mit jagendem Laut,
Das, verfolgend ein Bild, auf dies Volk hat gebaut,
Auf dies Volk, das, o Scham! wie ein Reichengefieb,
In schimpflichem Trieb
Sich naht dem vernichtenden Schicksal.

Zu schau'n, wie sie schwillt, des Verderbens Gewalt,
Wie sie reißt und sich reckt, bis zur Riesengestalt
Und nicht König zu sein, um zu kehren den Schild
Nach dem Grauengebild'
Und seinem zermalmen den Nachgriff;

Sich zu dreh'n im Gedräng mit dem Busen voll Klang,
Befürschend den Zwist und den knechtenden Zwang,
Und nicht Löwe zu sein, um in's selte Gewüth
Ein Löwengefüth
In schleudern mit schmetterndem Mahnruf;

Ein Gefunder zu steh'n in umfargender Huth,
Sich ergreifen zu sehn mit ergrünewendem Muth —
O Jammergeschick! O tantalisches Weh!
Ach ich steh'! Ach ich steh'!
Nimm's, Göttlicher, mir mit Erbarmen!

Ach entführ', ach entführ' auf dem Flammengespann
Des Blißes mein Herz dem verheerenden Bann
Und spüle vom Haupt mir mit himmlischer Bluth
Die sterbliche Bluth,
Vom Fuß mir das Glied des Erdballs!

Wo nicht, o so laß wie den kundi'gen Schwan
 Mich schweifen zum Kulm der Gebirge hinan;
 Ich will im Gefenk' beim Lawinengebröhn
 Mit Klagegetön
 Die klingende Seele begraben!

Fercher von Steinwand.

Heut über's Jahr.

„Heut über's Jahr —“
 O sag' es nicht,
 Es ist ein Wahnsinn, so zu sprechen!
 Heut schwelgt dein Aug' im Sonnenlicht
 Und morgen kann's im Lode drehen.

„Heut über's Jahr —“
 O schreib' es nicht,
 Nicht mit so festen sichern Bügen!
 Was heut so leicht dein Brief verspricht,
 Kann morgen lastend auf dir liegen.

„Heut über's Jahr —“
 O denk' es nicht,
 Es wechselt Alles mit den Stunden!
 Was heut noch dir erscheint als Pflicht,
 Deß glaubst du morgen dich entbunden.

„Heut über's Jahr —“
 Heut über's Jahr?
 Nun wohl, sprich's aus! Wir werden sehen,
 Ob Jeder blieb, so wie er war,
 Und ob wir dann noch uns verstehen!

Kauf Dächler.

Kallistratus.

Daß jedes Lied voll echter Weiße,
Ein Gott nur in die Seele goß,
Erwies der Dichtermund, der freie
Und freche, des Archilochos.

Ihr wißt — so spitz er seine Dolche
Im Jambenrythmus, leicht beschwingt, --
Daß auch zuweilen einem Stroche
Ein wunderbares Lied gelingt;

Daß solch' ein Lied, Apollo's Saate
Entstammend, als Triumphgesang
Bei jedem fröhlich-heitern Mahle
Von Hella's Tafeln wiederklang;

Bei welchem Solon's Enkel schwuren
Im Kampfgewähle festzusteh'n:
Die Skolie von den Dioskuren
Der Freiheitsbräucher, in Athen.

Und diese Weiße nachzubeten,
Erwähl' er, nach des Schicksals Schluß,
Den allerbärmlichsten Poeten
Von Attika: Kallistratus.

Ludwig Westrum.

Epigramme und Sprüche.

Von Ludwig Zheib.

Philister hier, Philister dort,
Gleichviel, aus welchem Blut sie stammen.
Wär' eine Peitsche nur mein Wort,
Wie sollten ihre — Rücken stammen!

Ich meide sie, die noblen Leute,
Bei denen Anstand auß'rer Schein;
Sie tragen Holz die Köpfe heute
Und werden morgen hundsgemein.

„Es war ein köstliches Plaisir!
Moralisch hab' ich ihn vernichtet.“ —
Ben? den Minister? War er hier? —
„Nein! da hätt' ich auf's Wort verzichtet.“

Aristokratisch-liberal,
Demokratisch und loyal,
Centralistisch-föderal,
Autokratisch-national,
Communistisch im Dual,
Resultisch in Moral —
Nein, dies jetzige Geschlecht
Hat zum Fortbesteh'n kein Recht!

Mit deinem Turnen, deinem Singen,
Konnt'st du es nicht zur Einheit bringen.
Das Schießen hätt' gekrönt dein Hoffen,
Hätt'st du den Bruder nicht getroffen.
Was nun? Es wird nichts übrig bleiben
Dir dem — Bismarck zu verschreiben.

Die große That, sie wird vollbracht,
Nicht wenn der Mann sie ausgedacht;
Erst wenn im Einklang Mann und Zeit
Geschieht sie mit Nothwendigkeit.



Deutsche Studien.

II. Der Christbaum.

„Der Winter ist die Jahreszeit des Gemüthes, sagt der Lannenbaum im Puttli'schen Märchen; die Menschen wissen das, denn zu keiner Zeit schließen sie sich enger aneinander als gerade im Winter. So bringt er auch mit sich das gemüthreiche, heilige, geheimnißvolle Weihnachtsfest.

Wer hätte nicht den Zauber der heiligen Nacht empfunden, jener Nacht der Nächte, die der Glaube die Zeit des Heiles nennt, die Poesie und Sage mit ihrem duftigsten Reize umzogen, wie keine zweite im Kreislauf des Jahres. — Der Himmel hat seinen Segen über die Erde ausgegossen und die ganze Natur fühlt ein wunderbares Leben. Die

stummen Thiere bekommen Sprache und die Quellen des Gebirges bieten statt Wassers köstlichen Wein. — Aber im menschlichen Herzen erwachen die tiefsten Gefühle und erwärmen die kälteste Brust. — Das katholische Landvolk wandert durch das heilige Dunkel zur Kirche, und die hellen Kirchenglocken laden um Mitternacht zum feierlichen Gottesdienste. — Der Städter aber feiert einen Gottesdienst anderer Art, er versammelt seine Familie um den strahlenden Baum, über dem ungesehen und doch mit süßem Schauer wahrgenommen das Christkind schwebt. — Wann sprossen die Blüten des Gemüthes reicher für Jung und Alt als unter dem Schnee der Weihnacht?

In allen Zonen der weiten Erde und bei den verschiedensten Völkern bricht der Christabend an mit seinen heiligen Schauern, aber keinem ist die Weihe dieser Stunden so tief ins Herz gedrungen, als dem deutschen Volke, nirgends ist das christliche Fest zu einer so sinnig nationalen Feier geworden, als in Deutschland, in der Heimat des Christbaumes. — Die Geschichte und Symbolik dieser merkwürdigen Sitte verfolgen heißt einen Blick in die Tiefen des deutschen Gemüthes thun.

So weithin heute der Glanz der Weihnachtstanne strahlt, so dunkel ist ihr Ursprung. — In Süd-Deutschland ist sie nur städtische Sitte und in Oesterreich leben noch Leute, die die ersten Christbäume gesehen, so bedeutend auch sich der Weihnachtsmarkt schon gestaltet. Alle Nachrichten leiten auf Nord-Deutschland, als der ursprünglichen Heimat der Sitte. — Dort aber verliert sich die sichere Spur. — Aus Tief's Schilderung eines Berliner Marktes um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kann man entnehmen, daß dort der Christbaum schon seit Langem heimisch gewesen. Ob man ihn aber, wie Protestanten glauben, auf Luther, als seinen Stifter, zurückführen könne, müßte erst erwiesen werden. Es soll zwar ein Bild existiren, das Luther's Familie um den Christbaum versammelt zeigt; aber dieses beweist nichts, wenn es nicht unzweifelhaft gleichzeitig ist. Deutsche Archäologen lieben es, im Christbaume einen Rest heidnischer Sitte zu sehen. — Der gebiegenste unter ihnen, der sich über diesen Punkt ausgesprochen, Weinhold, sieht im grünen Tannenbaume eine Andeutung der wieder nahenden Nacht des Frühlingsgottes. Die Gaben am Baume hätten ursprünglich dem Gotte gegolten, Äpfel und Nüsse seien uralte Fruchtopfer und die Vergoldung sei heidnische Zier. — Andere begnügen sich damit, an die uralte Sitte zu erinnern, das Haus zu Weihnachten mit Grün zu zieren; gar kühne Etymologen, wie Montanus, sehen wohl im taciteischen „Tamaana“, das selbst für Jacob Grimm ein Räthsel blieb, eine Tannensahne. Etwas Bestimmtes über die Weihnachtstanne in der

vorchristlichen Zeit weiß niemand nachzuweisen, was man liebt, sind Vermuthungen. Noch ungelöst ist die Frage, ob auch das alte Julfest der Germanen im Hause, im Kreise der Familie gefeiert wurde. Die Wahrscheinlichkeit spricht dagegen, denn alte Volksfeste blieben immer im Freien. Der Mythologe Mannhardt ist der Ansicht, daß die Christen die Weihnachtsanne aus dem Freien ins Zimmer verpflanzt und damit das Christkindlein in Verbindung gebracht hätten. Den Zeitpunkt dieser Christianisirung kann aber auch er nicht angeben. Gegen den directen heidnischen Ursprung des Christbaumes spricht der Umstand, daß das südliche Deutschland, welches sonst so reich ist an Resten uralter Gebräuche, diese Sitte vor nicht langer Zeit vom Norden überkommen hat; und bei dem Mangel bestimmter Daten reichen allgemeine Ansichten über die Bedeutung der Äpfel und Nüsse nicht hin, im Baume altes Heidenthum nachzuweisen. Es ist Thatsache, daß das Weihnachtsfest im 4. Jahrhunderte auf das heidnische Julfest verlegt wurde. Damals also mußte schon diese heidnische Sitte christlichen Charakter angenommen haben. Wunderlich ist es nun, daß dieses Gebrauchs bis ins vorige Jahrhundert nirgends Erwähnung geschieht, während doch andere gelegentlich berührt werden; unaufgeklärt bleibt auch, was die Christen bestimmt haben mochte, den Baum ins Zimmer zu tragen und ihn zum Mittelpunkte der Familienfreude zu machen. — Sicher nachgewiesen ist der directe heidnische Ursprung des Christbaumes also keinesfalls, man kann mit ebenso viel Recht seinen christlichen Charakter betonen. Aber auch der christliche Ursprung ist noch nicht aufgedeckt. — Jedenfalls wird festzuhalten sein, daß diese Sitte neueren Datums ist, weil die ältere Literatur davon schweigt und sie erst seit Menschengedenken über einen großen Theil Deutschlands sich verbreitete.

Halten wir den christlichen Charakter fest, so fragt es sich nur, wann konnte man auf den Gedanken kommen, Weihnachten als Familienfest zu behandeln, und wie versiel man auf die Verwendung der geschmückten Tanne? — Die Idee des Familienfestes läßt sich wohl aus den christlichen Weihnachten, aber nimmermehr aus dem heidnischen Julfeste ableiten. Das Christenthum führte da den Gläubigen die heilige Familie vor, zeigte in einem Kinde das Heil der Welt, ja lehrte, wie dieses Kind von Hirten und Königen beschenkt worden sei.

Das heidnische Julfest, das den Umzug Wuotan's und seiner Gemahlin Perhta feierte, birgt keiner ähnlichen Gedanken; auch ist die Erinnerung an beide in andern Gebräuchen erhalten. — In der älteren Zeit trat aber auch beim Christkinde die Vorstellung des Weltheilandes

und Weltherrschers so in den Vordergrund, daß darüber das Kindliche verloren ging. — Man sieht das am deutlichsten an den alten Madonnenbildern. Bis ins 14. Jahrhundert hinein sitzt das Jesukind mit einer traditionellen Würde auf dem Arme der Mutter, öfters sogar die Weltkugel in der Hand; erst im 15. Jahrhunderte trifft man Bilder, auf denen das Kind sich herzlich an die Mutter anschmiegt. — Die Idylle einer Rafael'schen heiligen Familie oder die tiefe Gemüthlichkeit der Madonna mit dem Kinde von Carlo Signari wäre in früheren Jahrhunderten unverstanden geblieben. Es ist für die christliche Anschauung sehr bezeichnend, daß Darstellungen der heiligen Familie mit dem Nährvater Joseph überhaupt erst mit dem 15. Jahrhunderte beginnen. Damit wäre meines Erachtens einiger Anhaltspunkt gegeben für den Ursprung des Christbaumes. Er konnte nicht früher im deutschen Hause glänzen, bevor nicht das christliche Gemüth den Familiengedanken des religiösen Festes erfaßt hatte. Es fällt dies ungefähr mit der Zeit zusammen, in die die Protestanten die Einführung des Christbaumes seten; doch läßt sich Bestimmtes heute nicht angeben. Sobald man in dem Neugeborenen von Bethlehem nicht bloß den Weltheiland, sondern das Kind sah, die Freude seiner Eltern, erforderte die kirchliche Feier eine Ergänzung durch die häusliche, der Erlöser der Menschheit wurde naturgemäß zur besonderen Schutzgotttheit der Familie, zum Beglucker der Kinder und kindlichen Gemüther.

Für das häusliche Fest mußte eine Form gefunden werden. Der grüne Baum bot sich wohl am nächsten. Frisches Grün schmückte ja von jeher die Feste der Menschen; noch pflanzt man zu Frohnleichnam die Majen und im Frühling erheben sich geheiligte Bäume im Freien. Was entsprach dem freudig bewegten Gemüthe mehr als die immergrüne Tanne, die den Tod der Natur überlebt und frisch in die Schneewüste blickt. Als Festschmuck mochte sie auch der Heide kennen, aber in das Haus hinein hat sie sicher nur die Hand des Christen getragen: dort hat er ihr die Lichter aufgesteckt und sie mit den Früchten behängt, die ihm der Herbst geboten. Die flammenden Lichter fand er ja in der Kirche vor, die beim nächtlichen Gottesdienste strahlten wie nie sonst; Äpfel aber und Nüsse erfreuen der Kinder Herz, sie bilden das einfachste und häuslichste Naschwerk. Die verfeinerte Sitte hat dann den Goldflitter und die raffinierten Zuckerwaaren hinzugefügt.

So deutet Alles auf einen christlichen Ursprung, auf die Zeit des 16. Jahrhunderts und auf Nord-Deutschland hin. — Trotz alledem kann der Christbaum nicht als protestantische Sitte gelten. Sein Grundgedanke

ist rein christlich, er wurzelt nicht im Protestantismus als solchem; Norddeutsch mag man die Sitte nennen, insoferne in Nord-Deutschland das häusliche und Familienleben heute noch das öffentliche und Gasthausleben überwiegt, das gegen Süden immer mehr zunimmt. Daß die Sitte aber auch hier ein Gemüthsbedürfniß befriedigt, zeigt ihre rasche und allgemeine Verbreitung.

Der Franzose gibt der gebildeten Welt Gesetze für den Salon und sein kalt abgemessenes Leben, der Engländer mag dem Piloten gebieten, der das beladene Schiff durch den Ocean leitet, der Deutsche aber führt Gebräuche in die Welt, die, dem Herzen entsprossen, wieder auf das Herz wirken. Von Deutschland aus hat der Christbaum in unserer Zeit seinen Umzug um die Welt begonnen; weiter als die deutsche Zunge klingt, leuchtet heute sein Glanz. Prinz Albert hat ihn in England eingebürgert, schon haben die Franzosen sich mit ihm befreundet, Slaven und Magyaren heben ihm gegenüber den Bann auf, den sie über deutsche Sitte ausgesprochen. Auswanderer haben ihn in alle Welttheile getragen; America kennt ihn wie Australien, überall erscheint er als deutsches Wahrzeichen.

Auf der südlichen Halbkugel freilich verliert der Christbaum einen großen Theil seines Reizes. Die Familienweihnacht seht kalte Luft und warme Stube, eine abgestorbene Natur und auflebende Menschenherzen voraus. Das Grün der Tanne bedarf zu seiner poetischen Wirkung des weißen Schnees als Hintergrund. Alles das fehlt z. B. den deutschen Familien in Melbourne und Adelaide. Hier fallen die Weihnachten in die Sommer Sonnenwende; die Natur prangt in üppigster Fülle, der lange Tag nimmt der Nacht ihren Zauber, und die Wärme ruft das Volk ins Freie, wo kein Christbaum gedeiht. — Pflanzt ihn eine Familie doch auf, so zwingt sie sich in die Fesseln einer Sitte, die der Jahreszeit nicht entspricht. — Der Sommer hätte nie darauf geführt.

Bei uns ist der Christbaum auch nicht mehr auf das Haus, die Familie beschränkt; der Wohlthätigkeitsinn hat denselben auch in Vereinen eingebürgert und stellt ihn für Massen auf. Dadurch hat er seine ursprüngliche Bedeutung verloren, er ist nur eine feierliche Ankündigung von allerlei Spenden oder höchstens ein Symbol praktischer Menschenliebe. Mitten unter fremden Personen wird er selbst seelenlos, leuchtet zwar noch, aber erwärmt nicht mehr. Ebenso ist es eine Ausartung der Sitte, wenn in einem Hause mehrere Christbäume angezündet werden, die für einzelne Personen bestimmt sind.

(Schluß folgt.)

Die Quellen.

Naturwissenschaftliche Skizze.

Es gibt wenig Worte in unserer Sprache, die uns so freundlich anmuthen wie das Wort „Quelle“! Wer denkt dabei nicht an einen Labetrunk nach sommerlicher Wanderung? an ein buschiges Plätzchen am Waldestrand, umgeben von schwellendem Moos und grünendem Laubdach? wer kann an eine Quelle denken, ohne darin das heitere Bild frischer Ursprünglichkeit und Lebensfülle zu sehen? An der Quelle hat ja, so meinen wir, das Wasser selbst, dieses für alles Leben so nothwendige Element seinen Ursprung.

Das Wasser ist der allgemeinste, verbreitetste, fast allgegenwärtige Stoff auf Erden; durch seine Fähigkeit bei den auf der Erde vorkommenden Temperaturen 3 Aggregatformen anzunehmen, bald fest, bald flüssig oder luftig zu erscheinen, ist es zugleich der wandelbarste, immer verschwindende, immer wieder erscheinende neckische Kobold, der unsichtbar als Wasserdunst uns immer umgibt, bald als formlose Wolke am Himmel schwebt, bald als zierliche Schneeflocke oder als Regenzstrom vom Himmel fällt, heute als Gletscher der sinkenden Sonne nachzfließt, morgen als stolzer Strom an uns vorüberzieht, der hier als stiller See das Abendroth wieder spiegelt, dort als brausendes Meer zürnend an das Felsenufer schlägt; der Kobold ist es, der als funkelnder Thautropfen am Blumenkelch hängt, von diesem mit zauberhafter Eile vor dem milden Sonnenblicke entflieht, aber wieder eigensinnig im Felsen sich festsetzt und selbst aus dem gläsernden Krystall (man frage nur den Chemiker) kaum durch die Macht seines Erbfeindes, des stärksten Feuers, sich vertreiben läßt. Von den Quellen zieht es in Tausenden von Bächlein und Bächen, Flüssen und Strömen im rastlosen, ewigen Laufe dem Meere zu, von dem es mit den Winden und Wolken wiederkehrt; in diesem ewigen Kreislaufe aber nimmt es auch Gestalt und Leben an, indem es in allen Thier- und Pflanzenkörpern einen so wesentlichen Bestandtheil bildet, daß, müßte es einmal völlig vom Erdenrunde fliehen, mit ihm auch alles Leben schwinden, nur eine leblose Wüste zurückbleiben würde.

Dem Wasser auf diesem seinem Kreislaufe, in allen seinen Wandlungen zu folgen ist freilich vom höchsten Interesse und würde uns in alle Gebiete der Naturwissenschaft führen, wir wollen heute bei den Quellen bleiben und fragen, ob sie uns mit ihrem sanften, melodischen

Murmeln nichts verrathen wollen von ihrer langen Wanderung in den Tiefen der Erde.

Ueberall auf dem ganzen Erdenrunde findet man Quellen, auf den Höhen der Berge, selbst nahe den Gipfeln, an Gehängen und in der Ebene der Thäler wie in weit ausgedehnten Flächen, von den Küsten des Polareises durch alle Zonen bis unter dem Aequator, ja inmitten der leblosen Wüsten sprudeln sie oft mächtig auf und zaubern grüne Oasen in die sandigen Einöden.

Ihre Mächtigkeit ist sehr wechselnd, von den kleinen, sprudelnden Wasseradern bis zum mächtigen Strome, der unmittelbar aus dem Felsen stürzt.

Mit der größeren oder kleineren Wassermenge entführen sie dem Boden auch aufgelöste fixe Bestandtheile, welche zurückbleiben, wenn man das Wasser verdunsten läßt. Diese Bestandtheile sind, wie die Untersuchungen der Chemiker darthun, immer solche, wie sie die Gebirgsarten führen, denen die Quellen entströmen. Nach der größeren oder kleineren Menge dieser meist auch mit kohlensaurer Luft im Wasser enthaltenen Salze nennt man das Wasser hart oder weich; wenn deren Menge so groß ist, daß sie unmittelbar durch den Geschmack erkennbar sind, heißen die Quellen Mineralquellen, die nach dem vorherrschenden Bestandtheile entweder Sauerbrunnen (vorzüglich Kohlensäure haltende, alkalische (wie der Preblauer), oder Eisensäuerlinge (wie die Fellscher Quelle), oder Salzquellen, Bitterwasser und Schwefelwasser (wie das zu Luzern) genannt werden. Nach sorgfältigen chemischen Analysen gelang es Struve schon vor 30 Jahren, die Bestandtheile der Mineralquellen künstlich im gewöhnlichen Wasser ungefähr so aufzulösen, wie sie im Schooße der Erde aufgelöst werden mögen, und auf diese Art künstliche Mineralwässer zu erzeugen, welche, auch als Heilmittel gebraucht, in ihrer Wirkung die natürlichen völlig erreichten und so einerseits einen Beleg für die Theorie der Entstehung der letzteren lieferten, andererseits aber die von vielen Brunnenärzten verfolgte Ansicht vom „Brunnengeist“, „aufgelöstem Erdmagnetismus“ u. gründlich widerlegten.

In Bezug der Temperatur, mit welcher die Quellen aus der Erde kommen, findet man auf der Erde von jeder Temperatur Quellen von 0° bis zur Siedhize. In der Regel haben die Quellen eine Temperatur, welche von der mittleren Jahrestemperatur der Luft der Gegend, wo sie sich befinden, nicht weit entfernt sind. Quellen, welche bedeutend wärmer sind, heißen Thermen, heiße Quellen.

Heiße Quellen sind über die ganze Erde verbreitet und von den verschiedensten Wärmegraden; in Kärnten haben wir nur die in Kleinkirchheim mit 18° und die in Villach mit 23°. Die Quelle im Römerbad bei Tüffer hat 31°, Gastein 45°, in Baden-Baden 54°, der Sprudel in Karlsbad 61°, die Katharinen-Quellen im Kaukasus 71°, die Trincheros in Venezuela 76°, der Geysir in Irland die Siedhize selbst. Viele, ja die meisten der Thermen haben sehr wenig mineralische Bestandtheile, viele sogar weniger als gewöhnliches Quellwasser.

Unter den kalten Quellen gibt es einige, welche ihre, der mittleren Jahreswärme der Gegend nahe gleichkommende Temperatur das ganze Jahr nicht ändern und daher fälschlich in dem Rufe stehen, daß sie im Sommer kalt, im Winter warm sind! sie sind, da sie im Sommer kühler als andere mit wechselnder Temperatur sind, als gute Trinkquellen geschätzt. Am nördlichen und westlichen Abhang der Sattelnig besonders in der Gegend des Turinwaldes, finden sich mehrere solche vortreffliche Quellen, welche Winter und Sommer constant die Temperatur von 6° zeigen, was bei uns die mittlere Jahreswärme ist.

Die bei weitem größere Anzahl der Quellen ändert im Laufe des Jahres ihre Temperatur um ein oder mehrere Grade. Dabei zeigen sie jedoch ihren höchsten Wärmegrad nicht zur Zeit der größten Sommerwärme, eben so wenig ihre tiefste Temperatur dann, wenn auch die Luft am kältesten ist, sondern sie zeigen sowohl ihre höchste als tiefste Temperatur später als die Luft, und zwar treten beide Extreme um so später ein, je geringer der Unterschied zwischen beiden ist. — Die Quelle z. B., die in der Nähe der Franz Josephs-Anlagen am Kreuzberge sich befindet und gewöhnlich das „Kühle Brunn!“ heißt, zeigt in den meisten Jahren (sehr regnerische oder trockene machen einen kleinen Unterschied) eine jährliche Temperaturänderung von nahe 7 Graden, sie ist am kältesten am 8. März mit 2.8 Grad, am wärmsten am 3. September mit 9.7. Die vorzügliche Trinkquelle bei Mahrernig am See ändert ihre Wärme im Jahre kaum um mehr als 1 Grad, sie ist am kältesten im Mai 6.1, am wärmsten im October 7.3. Je geringeren Aenderungen also eine Quelle in Bezug auf Temperatur unterliegt, desto näher ist diese der mittleren Jahreswärme des Ortes, also desto verhältnißmäßig kälter auch im Sommer. An den Gebirgen süblich von Klagenfurt finden sich viele solcher Quellen, die nicht über 2 und 3° Temperaturänderung haben, so auch viele solche Quellen in der Umgebung von Victring und die ungemein reiche vortreffliche Quelle der alten ständischen Wasserleitung,

welche der Stadt Klagenfurt fast den ganzen Bedarf des trefflichsten Trinkwassers liefern könnte.

Je höher im Gebirge, desto kälter sind die Quellen, so hat eine Quelle am Abhange der Obir in 3241' Seehöhe 4.1, eine andere in 5270' nur 3.7, eine dritte endlich in 5900' nur 3.0. Am Hochthor (Heiligenbluter Tauern, 8128' Seehöhe) ist nach Schlagintweit eine Quelle von 1.5°, und im Stollen der Goldzeche in der großen Fleuß im Möll-Thale fidert eine Quelle von nur 0.6°.

Bergräbt man ein Thermometer in einer Tiefe von 4 Fuß in die Erde und beobachtet man es unter gehöriger Vorsicht ungefähr jede Woche ein Mal, so wird man finden, daß es seinen tiefsten Stand im halben Februar mit ungefähr 2 Grad, seinen höchsten Anfangs August mit 10 Grad zeigt, ein anderes Thermometer, in einer Tiefe von 15 Fuß vergraben, wird Ende Mai die tiefste Temperatur mit 5°, und Anfangs November die höchste mit 8° zeigen. Der Leser nimmt leicht wahr, daß diese beiden Thermometer einen mit den oben erwähnten 2 Quellen ganz gleichen Temperaturgang zeigen. Je tiefer im Boden, desto weniger und desto später machen sich die zwischen Winter und Sommer auftretenden, bei uns über 40° betragenden Temperaturänderungen der Luft geltend. Wir müssen also nach dem Temperaturgange, den die Quellen zeigen, annehmen, daß sie aus desto größerer Tiefe der Erde kommen, je weniger weit ihre Temperaturextreme von einander liegen und je später im Jahre beide eintreten.

Dies führt uns aber unmittelbar zur Frage: woher bekommen die Quellen ihren reichlichen, oft unversiegbaren Zufluß?

Ob schon die Thatsache, daß die Quellen in ihrer Mächtigkeit von der Menge des atmosphärischen Niederschlages abhängen, einige von ihnen bei länger pausirendem Regen gänzlich versiegen und erst wieder nach stärkerem Niederschlag zu fließen beginnen, unmittelbar auf den Zusammenhang der Quellen mit den meteorischen Niederschlägen hinweist, so hat man doch diesen Zusammenhang lange nicht erkannt, ja noch heute bemüht man sich hic und da, die Entstehung wenigstens mancher Quellen, wie z. B. die weil von Gebirgen in Ebenen oder in regenarmen Gegenden entspringen, der Thermen u. s. w. auf andere Weise, durch im Innern der Erde sich vorfindende Wasseransammlungen u. dgl., zu erklären.

Wenn aber das in Form von Regen, Schnee, Hagel, Thau, auf die Erde fallende Wasser einen daselbe mehr oder weniger durchlassenden Boden, als Dammerde, Sand, Schotter, Alluvialgrund u. s. f. trifft, so wird der Theil desselben, der nicht verdunstet oder von den Pflanzen auf-

genommen wird, seiner Schwere folgend, allmählig durch die durchlässigen Erdschichten, sie völlig durchreichend in die Tiefe sinken, bis er eine, Wasser wenig oder gar nicht durchlassende Erdschicht trifft, und längs dieser Schicht, wosfern sie, wie fast immer, nach einer Richtung hin geneigt ist, dahin langsam abfließen. Ist nun diese Schicht, wie fast immer, auch noch gebogen oder gefaltet, also mehr oder weniger ausgedehnte Mulden bildend, so wird das Wasser an den tiefsten Stellen derselben sich sammeln und längs derselben langsam nach abwärts fließen. Mündet nun diese Mulde irgendwo unten im Thale, so muß dort das nach ihr heruntersinkende Wasser herorkommen, dort wird eine Quelle sein. Da nun diese Gebirgsschichten weite Ausdehnung haben, mannigfach gefaltet, gebogen und verschoben sich vorfinden, so wird auch das Wasser nach ihrem Streichen und Verflachen einen langen Lauf, vielleicht nach hydrostatischen Gesetzen wieder hinauf und herab nehmen müssen und weit von dem Orte, wo es in die Erde gesunken, zu Tage quellen. So können selbst die intermittirenden Quellen, welche periodisch fließen und versiegen, wie z. B. die in der Nähe der Nabel unterhalb Sulzbach, recht gut durch unterirdische Wasserbeden erklärt werden, welche durch heberförmig gekrümmte Spalten des Gebirges mit der Erdoberfläche in Verbindung stehen. Es würde in jedem einzelnen Falle der Quellenbildung leicht sein, ihre Entstehung aus dem Regenwasser nachzuweisen, wenn man nur immer den innern Bau der Erde, die Lage und das Verflachen der Schichten genau kennen würde.

Wir haben dabei auch noch zu bedenken, daß der Begriff der Durchlässigkeit der Erdschichten für das Wasser nur beziehungsweise zu nehmen ist, auf die Geschwindigkeit, mit der es durchsinkt. Auch die härtesten und festesten Gesteine halten, wie die Chemie uns lehrt, Wasser, aber jedes nur bis zu einer bestimmten Grenze; wird diese durch Anfeuchten überschritten, so läßt es Wasser durchsickern, je früher dies geschieht, desto durchlässiger scheint uns das Gestein. Nimmt man mit Volger die Menge des so in den Gesteinen bis 2000' Tiefe aufgezogenen Wassers nur zu 1 Procent zur Masse der Gesteine, so repräsentirt es „ein im Erdreiche vertheilt hangendes, fünfzig Fuß hohes Meer“.

Aber nicht bloß das Wasser allein, welches von der Atmosphäre als Regen, Schnee &c. auf die Erde fällt, ist als Nahrung der Quellen zu betrachten; mit Recht hat Volger darauf hingewiesen, daß auch die in der Luft aufgelösten Wasserdünste die Quellen nähren, indem die fast überall die Erde bedeckende Erde und Vegetation (Moose, Flechten &c. auf den Alpen) den Wasserdunst aus der Luft anzieht und condensirt. Die westindischen

Inseln, Et. Thomas z. B., haben fast nie Regen, dagegen reiche Quellen und Bäche, indem die Gipfel ihrer Berge, fortwährend in eine Wolkenskappe gehüllt, aus diesen die nöthige Wassermenge saugen.

Wir haben uns also die Erdrinde aus Schichten von mit Wasser mehr oder weniger angesogenen Gesteinmassen zu denken, aus welchen es langsam herausickernd nach den Falten der minder durchlässigen abwärts fließt, theils zu Tage tritt und in Bächen und Strömen zum Meere fließt, theils aber ähnliche unterirdische Wasserläufe bildet, die, ungesehene Seen, Bäche und Ströme bildend, gleichfalls zuletzt in das Meer münden. Es folgt daraus, daß man durch genaues Studium der orographischen und geologischen Verhältnisse einer Gegend auch die unterirdischen Wasserläufe bestimmen und in vielen Fällen die Quellen finden und anbohren kann. Durch dieses Studium und die dadurch erzielten Erfolge ist in den vierziger Jahren in Frankreich Abbé Paramelle zu großer Berühmtheit gelangt. Dieser eben so intelligente als biedere und charakterfeste Mann war Seelforger in der Gemeinde St. Jean d'Epinasse im Departement de Lot im südlichen Frankreich, in einer Gegend, die auf einem Kalkplateau gelegen, in einer Ausdehnung von 15 Quadratmeilen keinen andern Wasserlauf hat, als das Flüsschen Gramat, das einen großen Theil des Jahres vertrocknet. Alles Wasser müssen die Bewohner in Cisternen ansammeln und oft meilenweit durch Thiere oder auch Menschen holen lassen. Paramelle, dem die Noth seiner Nebenmenschen sehr zu Herzen ging, fing nun, mit einigen geologischen Kenntnissen ausgerüstet, die Erdschichten benachbarter, mit Quellen reich gesegneter Departements auf das eifrigste zu studiren an und versuchte dann seine dort in zweijährigen Wanderungen gemachten Erfahrungen auf seine wasserarme Heimat anzuwenden. Nach unermüdblichen Wanderungen gelang es ihm, vielfach gehemmt und verfolgt durch den Aberglauben seiner Landsleute, den unterirdischen Lauf der Quelle von Loupse aufzufinden und sie durch Nachgrabungen an die Oberfläche zu bringen.

Paramelle wanderte nun in seiner Heimat und den benachbarten Gegenden herum, häufig von den Einwohnern berufen, Quellen zu entdecken, vielfach auch, ungeachtet seiner Resultate als Charlatan verfolgt und verschrieen. Als er z. B. in der Stadt Lavalette, die ihr Wasser 500 Klafter weit holen mußte, seine Untersuchungen beendet und ganz in der Nähe einen Wasserlauf entdeckt zu haben glaubte, hörte er, daß gerade einige der reichsten Bürger gegen jede auf seine Angaben zu verwendenden Gelder geifert hätten. Paramelle führte sie mit vielen anderen auf einen Punkt in der Nähe der Stadt und sagte: Wenn diese Herren Gründe haben, an seinen Angaben zu

zweifeln, so mögen sie mit ihm 300 Franca wetten, denen er 600, die Kosten, welche die Stadt für die Quelle auszugeben hätte, entgegenhalte; die Quelle sei hier 16 Fuß tief und von der Stärke eines Damms. Niemand wettete, aber es war auch gerade so

Im Laufe von 25 Jahren hatte er 10.275 Quellenachweisungen gemacht, von denen ungefähr 8 bis 9000 mit Erfolg ausgeführte Brunnengrabungen zur Folge hatten.

Nach neunjährigen gedulbigen und unermüdligen Studien und Wanderungen kam er endlich dahin, theoretisch die Linien, welche jede Quelle beschreibt, ihre Tiefe und beiläufige Wassermenge zu bestimmen und seine gewonnenen Grundsätze in seiner „Quellenkunde, Lehre und Auffindung der Quellen“ zu veröffentlichen, welche 1856 durch B. Cotta auch in das Deutsche überging. Das erste Gesetz, das er für Quellenauffindung gibt, heißt: daß unter jedem auch noch so schwach bezeichneten thalformigen Bodeneinsenkung ein Quellauf liege. — Die Erfolge, welche Poromella aufweisen kann, sind zugleich praktische Belege seiner Theorie und der hier im Allgemeinen vertretenen Annahme über die Quellenbildung

Doch bezieht sich diese Theorie nur auf die gewöhnlichen kalten Quellen; die sogenannten Thermen oder heißen Quellen erheischen noch andere weitere Erklärung, wie aus der Erde Wasser von der Temperatur der Siedhize hervordringen kann.

Nach Beobachtungen, die man an verschiedenen Orten in tiefen Schächten und Brunnen angestellt hat, nimmt die Temperatur der Erde für je 100 — 150 Fuß Tiefenzunahme um 1° zu; je tiefer man in das Innere der Erde eindringt, desto höhere Temperaturen trifft man. Diese Thatsachen haben zu der, auch aus geologischen Gründen wahrscheinlichen Annahme geführt, daß in einer gewissen Tiefe der Erde (10.000 Fuß) die Temperatur des siedenden Wassers, in noch größerer (bei 5 geographischen Meilen) so große Hitze herrsche, daß Gneisen und Basalt schmilzt. Die feuer-speienden Berge sind nach dieser Annahme Spalten und Oeffnungen, durch welche dieses feuerflüßige Erdinnere mit der Oberfläche in Verbindung ist.

Man braucht also, um die Entstehung der heißen Quellen zu erklären, nur anzunehmen, daß das meteorische Wasser so tief in die Erde dringt, ehe es in Dampf verwandelt wird, der in Fugen und Spalten der Gesteine wieder zu Wasser condensirt wird, welches dann auf kurzem Wege ohne bedeutende Abkühlung zu erleiden an die Oberfläche kommt.

In neuerer Zeit hat Volger auf eine andere Wärmequelle hingewiesen, aus der man, wenn nicht in allen, wie er meint, so doch in manchen Fällen und theilweise die hohen Temperaturen der Quellen erklären kann, er meint nämlich die Verdichtung, Bewegung und den Stoffumsatz, der im Erdinnern durch die Wasserläufe bewirkt werde.

Wir wissen aus obigen Erörterungen, daß die äußerste Erdrinde ganz mit Wasser durchzogen und in den Spalten und Zugen fortwährend ohne alle Unterbrechung das Wasser in Bewegung sei. Das Wasser wäscht aber in seinem Laufe nicht nur mechanisch aus, sondern löst auch mehr oder weniger die Stoffe auf, mit denen es in Berührung ist. Jedes Quellwasser enthält aufgelöst feste Stoffe, die es dem Boden entführt. Die Masse des festen Stoffes, die dadurch dem Boden entführt wird, ist bei der nie rastenden Arbeit eine überraschende. Eine der 20 Quellen des Leuker-Bades, die Lorenz-Quelle entführt dem Boden jedes Jahr 8 Millionen Pfund Gyps, was einen Felsen von 280 Cubit-Klaster geben würde. Schon Klapproth hat berechnet, daß die Karlsbad er Quellen jährlich an 6800 Centner kohlensaures Natron und 10.300 Etr. Glaubersalz zu Tage fördern. Gilbert aber berechnet diese Mengen noch viel höher. Die Quelle Nr. IV in Vellaach bringt bei einer Mächtigkeit von 942 Cubit-Fuß in der Stunde und einem Gehalt von 36 Fizen in 10.000 Theilen Wasser täglich $45\frac{1}{2}$ Pfund und im Jahre 166 Centner erdige Theile aus dem Boden. — Nimmt man die reiche Quelle in der Sattnig zu einer Mächtigkeit von 10 Cubit-Fuß oder 5 Centner pr. Minute an, so entführt sie bei ihrem Gehalt von 0.226 festen Bestandtheilen in 1000 Wasser noch täglich 16 Pfund, jährlich aber bei 58 Centner dem Boden.

Durch diese immerwährende nie ruhende Auslaugung des Bodens durch das Quellwasser, das denselben so große Menge Stoffes entführt, müssen aber nothwendig leere Räume von den verschiedensten Gestaltungen in dem Felsenbau der Erdrinde veranlaßt werden. Dadurch müssen aber weiter Zusammensenkungen, Einstürze, Abrutschungen der unterwaschenen Felschichten erfolgen, welche sowohl plötzlich, als auch nur, wohl in der Mehrzahl, allmählich eintreten können. Durch solche plötzliche Einstürze können recht gut manche ganz local auftretende Erdbeben erklärt werden, wie denn Volger auch nachgewiesen hat, daß die 1854 im Thale der Wisp in Wallis vorgekommenen Erdstöße sämtlich in der Richtung und Ausdehnung solcher aushöhlenden Wasserläufe stattgefunden haben.

Daß aber Druck und Reibung Wärme erzeugen, ist bekannt genug, wir dürfen nur an die glühenden Achsen der Dampfwagen an das Heiß-

werden der metallenen Werkzeuge beim Zeilen, Bohren, Sägen 2c. erinnern. Wenn man also bedenkt, daß durch die unausgesepte Auswaschung der Schichtenfugen in den Tiefen der Erdrinde Veranlassung zu einem, wenn auch noch so langsamem Weichen, Gleiten, Rutschen der übereinander gelagerten Massen gegeben ist, daß dieses Gleiten eine ungeheure Reibung bei dem großen Drucke der übereinander gelagerten Felsmassen hervorbringen kann, so muß man zugeben, daß darin eine Wärmequelle liegt, aus welcher manche Wärmeerscheinungen auch ohne zum Centralfeuer Zutlucht nehmen zu müssen, erklärt werden können.

Wir müssen hier, bevor wir diese naturwissenschaftliche Skizze über die Quellen schließen, noch der künstlich erbohrten Quellen, der artesischen Brunnen, Erwähnung thun. Es wird dem Leser aus dem Vorhergehenden klar sein, daß, wenn die Schichtenfuge in welcher ein unterirdischer Wasserlauf stattfindet, eine bedeutende Krümmung nach auf- und abwärts hat, daß in denselben zwischen den zwei wasserdichten Gebirgsschichten befindliche Wasser in den untern Theilen derselben durch den Druck des oben einfließenden Wassers eine Spannung erleidet, und, wenn von oben ein Bohrloch durch die darauf liegenden Gebirgsschichten bis durch die letzte, dasselbe einschließende, wasserhaltende, gebohrt wird, daß Wasser in demselben nach den Gesetzen des hydrostatischen Druckes eben so emporsteigen muß, wie in den Röhren der künstlichen Springbrunnen unserer Gärten. Diese künstlich erbohrten Springquellen werden nach der Grafschaft Artois, wo sie in größerer Menge erbohrt wurden, artesische Brunnen genannt, obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß sie weitaus früher in China im Gebrauch, auch den Aegyptiern bekannt gewesen sind und der erste in Europa in Gillers im Departement Pas de Calois J. 1126 gebohrt sein soll. Seit Anfang dieses Jahrhunderts begann man auch im übrigen Europa, England, Deutschland, (mehrere auch bei Wien) artesische Brunnen zu bohren; in neuester Zeit hat man das dabei übliche technische Verfahren wesentlich vereinfacht und verbessert.

Die artesischen Brunnen wurden in sehr große Tiefen getrieben, der zu Grenelle bei Paris ist 1738 Fuß, der in Mendorf bei Luxemburg ist 2278 Fuß tief und kostete 16.530 Thaler in 7 Jahren.

Das Wasser dieser Brunnen ist, wie dies den Leser nicht befremden wird, desto wärmer, je tiefer sie sind, das zu Grenelle ist 24 Grad.

Durch Bohrung von artesischen Brunnen war man im Stande, gutes Trinkwasser an Orte zu schaffen, die daran Mangel hatten und oft weit vom Gebirge entfernt sind, wie in Venedig in Mitte der Lagunen, in den Dasen der Sahara u. a. m. In diesen Dasen findet man zahlreiche verfallene, vom

Sand der Wüste verschüttete Brunnen, aus alter Zeit stammend. Seitdem die Franzosen Algier erobert hatten und nach Süden vorgezogen sind, haben sie, die Wichtigkeit und Nützlichkeit dieser Brunnen gar wohl erkennend, alsbald nicht nur die verschütteten zu räumen, sondern neue zu bohren begonnen. Desbaur, Oberst der Unterdivision zu Bothna, ließ durch französische Geologen und Ingenieure das Terrain der Wüste untersuchen. Instrumente über Berge und Meer in die Wüste schaffen und im Mai 1836 die Bohrung eines Brunnens beginnen. Im Juni sprudelte der erste Quell von einer Stärke von 70 Eimer per Minute zur eben so großen Freude als Erstaunen der Eingebornen aus dem Boden der Wüste empor. — Seitdem sind viele andere Bohrungen mit mehr oder weniger Erfolg vorgenommen worden. — So ist es dem Menschen gelungen, die unterirdischen Quellszüge und Wasserläufe aufzufinden und mitten in der regenlosen Wüste das Wasser hervorquellen zu lassen, das auf fernem Gebirge als Nebel, Regen oder Schnee gefallen und in die Erde gedrungen war. — r.

Der Herzog Domitian.

Ein Beitrag zur kärntnerischen Geschichte.

Von Dr. B. P.

Die Geschichte des Herzogs Domitian ist trotz der mehrfachen Versuche, sie festzustellen, noch immer ein ungelöstes Problem. Und wie anders auch, da vom ersten bis zum letzten Historiker herab, die sich mit dieser Frage befaßten, der Fehler bezangen wurde, statt die Quellen der Ueberlieferung einer strengen Kritik zu unterziehen und dadurch sich eine feste Grundlage zu schaffen, jene auf Treue und Glauben hinzunehmen und nach den verworrenen und widersprechenden Nachrichten derselben die Lebensgeschichte des Herzogs konstruirt wurde! Selbst der jüngste Versuch dieser Art, die Arbeit, welche Professor Dr. Carlman Flor im VIII. Hefte des vom historischen Vereine zu Klagenfurt herausgegebenen Archives über den Herzog Domitian veröffentlichte, krankt an demselben Fehler; es hätte denn doch wohl eine Kritik der Quellen vorausgehen sollen, ehe man den kühnen Schritt wagt, die Person selbst mit einer andern, ebenso zweifelhaften Gestalt zu identifiziren. Das heißt das Pferd beim Schweife

aufzäumen und ein *ignotum* durch ein *ignotius* erklären. Indem die Herren derart verfahren, standen sie sich selbst im Wege und konnten natürlicher Weise kaum zu einer befriedigenden Lösung gelangen.

Wir verspüren wahrlich geringe Lust, die Zahl der Forscher, welche sich an diesem Problem vergeblich versucht, um eine neue Nummer zu vermehren. Wir würden dies, wenn wir es unternehmen wollten, der Frage in der alten hergebrachten Weise halbfast zu werden. Aber durch das Schicksal Anderer belehrt wollen wir lieber, vom gewöhnlichen Pfade abgehend, den Versuch machen, ob dem Gegenstande nicht besser auf einem andern Wege beizukommen sei.

Verweilen wir vorerst ein bißchen bei den Quellen, welche uns über das Leben des heiligen Domitian Nachricht geben. Sie bestehen in den Haustraditionen des Klosters Willstätt, den auf ihn bezogenen Inschriften und Grabdenkmale in der Kirche daselbst, und dem Berichte der *Acta sanctorum* ad Februar 5. I. pag. 693—705, der selbst wieder gänzlich aus den Handtraditionen zusammengestellt und von einem Willstätter Conventualen verfaßt wurde. Von den einheimischen Historikern thun erst Meigiser und Balvasser des Herzogs Erwähnung, von ihm ungefähr daselbe erzählend, was auch in den *actis Sanctorum* enthalten ist. Je näher uns die ferneren Biographen stehen, desto ausgeschmückter wissen sie bereits das Leben Domitians darzustellen, bis endlich Hohenauer aus den Berichten der erstern, aus den als thatsächlich angenommenen Voraussetzungen und Folgerungen aus denselben und den Angaben der Volksüberlieferung selbst ein Ragout zusammenkochte, das in der Kunst kritischer Combination seines gleichen sucht.

Einem einigermaßen vorsichtigen Historiker können Nachrichten aus einer Zeit, welche von der Periode des überlieferten Factums so weit entfernt steht, wie die Berichte der *acta Sanctorum*, allein wohl kaum genügen. Ihre Unzuverlässigkeit wächst, wenn man bedenkt, daß es doch auffallend sei, wie von einem historischen Factum von der Tragweite des vorliegenden, gerade die nächststehenden Berichterstatter, die speciell sich mit dem Thema der Christianisirung dieser Gegenden befassen, gar keine Notiz nehmen und wir über dasselbe erst aus dem XV. und XVI. Jahrhundert Bericht erhalten. Die alten Kirchentafeln aber und die Handtraditionen von Willstätt wird man doch wohl ebenso wenig als historische Documente, die für die Existenz eines Herzogs Domitian zeugen, gelten lassen, als die alten Mirakelbilder in der Kirche zu Maria-Saal die durch die Sage überlieferte Thatsache der wunderbaren Gründung dieser Kirche in den Augen eines Historikers zu beweisen vermögen, oder als die noch heutz-

tage zu Friedlach im Glan-Thale persolvirte Schlangenstiftung die Wahrheit der von der Sage überlieferten Vertreibung schädlichen Gewürms bekräftigen kann. Alle diese Fälle beweisen nur, daß der Glaube an die den Traditionen zu Grunde liegenden Thatsachen ein sehr alter und verbreiteter war und man sich veranlaßt sah, ihm durch Errichtung historischer Denkmale eine künstliche Stütze zu leihen. Es ist dies ein im Mittelalter häufig vorkommender Zug, man braucht bloß an die Stadtwahrzeichen, und Wappen zu erinnern, welche meist eine Sage zur Voraussetzung haben. Selbst das Lindwurmdenkmal in Klagenfurt gehört in diese Kategorie. Bewiesen ist also damit nur die Existenz des Glaubens, nicht die Wirklichkeit der geglaubten Thatsache.

Wenn wir also die Quellen als unzureichend erkannten, daraus das Leben und die Existenz eines wirklichen Domitian zu beweisen, so wollen wir ihre Angaben doch nicht ganz abweisen. Da sie nun einmal da sind und von der lebendigen Volksüberlieferung unterstützt werden, so können wir sie doch nicht auch als bloße Erfindung hinstellen, wie wohl selbst auch für eine solche Auffassung manche Analogien in der ältern Geschichte des Mittelalters sich finden ließen. Wir greifen vielmehr zum letzten möglichen Mittel, diese Ueberlieferung zu retten, indem wir die Gestalt des Domitian zu einer mythischen machen und daraus uns die Züge der legendenhaften Fassung der Tradition erklären

In Kürze zusammengefaßt lautet nun die Tradition vom seligen Domitian ungefähr in folgender Weise:

Gegen Ende des achten Jahrhunderts, als heidnische Slaven die große Landstrecke von Millstatt bis tief in das Eis- und Ratsch-Thal hinein bewohnten, lebte ein Sohn des Grafen von Tauern, welches Geschlecht damals weithin mächtig und auch im Besitze vieler Güter in Kärnten stand. Domitian, so hieß er, war jedoch noch Heide, als er nach Kärnten herüberkam, um seine Besitzungen anzutreten. Bald ging er jedoch zum Christenthume über und wurde, wie er früher dessen eifriger Feind war, jetzt ein eben so eifriger Anhänger desselben. In Millstatt, dem Mittelpunkte des heidnischen Gözendienstes, wo eine Menge von Idolen vom Volke angebetet wurden, stürzte er die Gözenbilder in den See, vertrieb den heidnischen Priester, erbaute an derselben Stelle, wo früher die heidnischen Idole standen, die Kirche und das Kloster Millstatt und blieb hier die ganze Zeit seines Lebens für die heilige Sache thätig. Er starb zu Millstatt und liegt daselbst begraben.

Später, wie die Zahl der an seinem Grabe geschehenden Wunder immer größer wurde, veranlaßte man seine Seligsprechung durch Rom.

Unter den Wunderthaten, welche die mündliche Tradition, wie der Bericht der *acta sanctorum*, unserem Heiligen zuschreiben, sind besonders zwei für die wahre Natur desselben von Wichtigkeit. Besonders wirksam soll nämlich die Anrufung des heiligen Domitian für Fieberfranke sein. Wer dessen Grabmal in einem solchen Zustande berührt, erhält augenblicklich die Genesung. Ehedem wurden am Gedächtnistage desselben eigene Brode aus Weizenmehl gebacken und unter die anwesenden Gläubigen vertheilt. Auch diese besaßen gleiche Heilkraft wie das Gebet. Auf Seite 703 erzählt der Biograph der Vollandisten, daß die Anrufung des heiligen Domitian einem schiffbrüchigen Landmann aus Friedberg das Leben rettete. Auch hentzutage verehrt der Volksglaube den heiligen Domitianus als denjenigen, welcher die Gewalt des Wassers des Willstättersee's zu bändigen vermöge, der den See, welcher früher viel höher stand und sich auch weiter ausdehnte, durchgraben und in seine dormaligen Tefeln gelegt habe.

Von diesen hier zusammengefaßten einzelnen Zügen und Thatfachen gehört der erste Theil der schriftlichen Aufzeichnung, der letztere der lebendigen mündlichen Tradition an. Das Volk weiß nichts von jenen oben angeführten Details aus dem Leben Domitians, sondern nur, daß er die Götzen stürzte und in den See warf, die Kirche aufführen ließ und von seinem Grabe aus viele Wunder wirkt. Domitian spielt in dem Glauben des Volkes eine viel größere Rolle als Wundermann und Heiliger, denn als Herzog. In den verschiedensten Nöthen des Lebens hat sich dessen Anrufung als wirksam erwiesen, am häufigsten jedoch da, wenn die hochgehenden Wogen des Willstätter-Sees einem Rahne oder dem Orte selbst Gefahr drohen.

Nach allen dem glauben wir nicht fehl zu gehen, wenn wir auch in der Deutung der Domitians-Legende nach Analogie des Volksglaubens, vom Herzog absehen und in dem heiligen Domitian die christianisirte Auflage eines heidnischen Gottes erblicken. Denn die Züge des Volksaberglaubens sind sämmtlich mythisch. Und um es noch näher zu bezeichnen, so wollen wir gleich hinzufügen, einer altheidnischen Wassergottheit, die hier am Willstättersee, als dem schönsten und großartigsten unter den kärntnerischen Seen, ihren Cultus hatte. Auf einen Wassergott deutet die Gewalt über das Element hin, indem Domitian den See bernhigt, steigen und fallen läßt. Dahin weist auch die Heilung des Fiebers, die in den meisten Mythologien den Wassergottheiten zugeschrieben wird. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir eine slavische Mythengestalt vor uns haben. Denn slavisch war die Bevölkerung um Willstatt, slavisch der Kultusplatz

dieselbst, slavisch die Gewohnheit der reichen Thiersymbolik, wie die Art der einzelnen symbolischen Thiere selber. Endlich hat der Erbauer der Kirche mit ganz besonderer Vorliebe den Sieg des Christenthums über das slavische Heidenthum dadurch veranschaulicht, daß außerhalb der Kirche slavische Gestalten als Träger der Ornamente dienen und dieselben Thiersymbole wieder zu Elementen der architektonischen Verzierung geworden sind.

Der Kirchenbau zu Millstatt war das letzte Glied eines langen erbitterten Kampfes des Christenthums mit dem slavischen Heidenthume. Aber er war damit noch keineswegs ganz zu Ende, daß man den Slaven gewaltsam in das Joch der neuen Religion zwang. Sie mußten nach und nach durch mildere Mittel mit der neuen Lehre versöhnt werden. Dies konnte durch nichts wirksamer vollbracht werden, als indem man in geuauer Würdigung der zähen Anhänglichkeit der Slaven an ihre alten Religionsideen so viel als möglich von denselben, was nicht geradezu dem Christenthum zuwiderlief, bestehen ließ, heidnische Cultusbräuche adoptirte und heidnische Götter guter Art in das Pantheon christlicher Heiliger aufnahm.

In dieser Gestalt konnte ihn also das Volk unbeschadet der neuen Lehre nach wie vor verehren. Nur unter Voraussetzung eines solchen Vorganges wird uns begreiflich, warum sich so viele mythische Züge in einer christlichen Heiligengestalt finden und bis auf die Gegenwart erhalten konnten.

Anschauungen zu bekämpfen, zu widerlegen, oder zu berichtigen wird stets eine unangenehme verlockende Aufgabe sein. Aber die Wissenschaft trägt nicht nach dem Behagen, welches der Forscher bei derselben empfindet, oder nach der Größe und dem Schweiß der Anstrengung, die sie ihm gekostet; sie wägt und zählt nur den Gewinn, der dabei für sie selber heranschaut. Von diesem rein objectiven Gesichtspunkte aus betrachtet, dürfte diese meine Auffassung der Domitian-Legende, wenn ich mir schon nicht aumaße, den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, wenigstens das zur Folge haben, daß kein künftiger Forscher so leichterdings über die Unzuverlässigkeit und Schwierigkeit der Quellen hinwegspringen wird, wie es bis jetzt geschehen ist. Was den positiven Gehalt meiner Hypothese betrifft, den Versuch, den Domitian zur mythischen Gestalt zu verflüchtigen, so mag derselbe allerdings manchem Vorurtheil begegnen und manchen frommen Glauben zerstören. Aber dies verschlägt nichts, denn die Wissenschaft hat sich nicht um die Regungen des Gemüthes zu kümmern, wenn sie andererseits nur gewissenhaft mit ihren technischen Hilfsmitteln operirt. Ob eine Hypothese das Gemüth befriedigt oder nicht, wenn sie nur den

Thatsachen entspricht, so erscheint sie acceptabel und wird, im Falle neue Thatsachen hinzukommen, welche sie bestätigen, zur Theorie führen, im entgegengesetzten Falle aber, als widersprechende Facta aufgefunden werden, durch eine Art von *regula falsi* die Wahrheit ermitteln helfen.

Vorderhand also bleibe Herzog Domitian deposicirt. Es sei hier noch schließlich der Wunsch ausgesprochen, man möge gewissenhaft Alles, was sich von demselben im Volksmunde findet, aufzeichnen und sammeln und entweder veröffentlichen oder in den Sammlungen des historischen Vereines hinterlegen, damit man doch endlich in dieser Frage ein bißchen weiter kommt

Jacob Schelleknigg. †

Die Leser dieser heimischen Zeitschrift sind dem Namen, den wir heute mit tiefer Trauer an die Spitze dieser Zeilen geschrieben, oft in ihren Spalten begegnet; er fehlte fast keinem Jahrgange derselben, und die Aufsätze, denen er unterschrieben war, gehörten zu dem werthvollsten, das Interesse der Heimat tief berührenden und wesentlich fördernden Inhalte derselben. Es ist uns daher eine theuere Pflicht, dem eben heimgegangenen Manne, der ihn trug, einen dankerfüllten Nachruf zu widmen; doch nicht dem langjährigen Mitarbeiter und Freunde unseres Blattes schulden wir diese Pflicht, wir schulden sie weit mehr dem edlen, verdienstvollen Sohne unserer Heimat, dem Manne, der so warme Liebe zu dieser Heimat im Herzen trug und diese Liebe in nie rastender Arbeit, in nie ermüdendem Eifer zu bethätigen bemüht war. Auch ohne diesem heimischen Interesse würden wir unsere Theilnahme dem Manne nicht versagen können, der nur durch eigene Thatkraft und nie ruhenden Fleiß zu einer hervorragenden Lebensstellung sich emporarbeitete und mitten in anstrengenden Berufsarbeiten doch noch seinem regen Eifer, dem Vaterlande zu nützen, in so ausgedehnter, erfolgreicher Weise genügen konnte.

Wie so viele tüchtige Männer unseres Vaterlandes stammte auch Schelleknigg aus dem Bauernstande; seine Aeltern waren Johann Schelleknigg und dessen Ehefrau Helena, geb. Kentschnig, aus der Topla, welche an der Schelleknigg-Hube in Unter-Loibach bei Bleiburg ansäßig waren, wo unser Schelleknigg am 25. Juli 1790 geboren ward.

Ech. war in früher Jugend schwächlich, und da er auch ein langjähriges Fußleiden hatte, bestimmte ihn sein Vater, dem der Knabe für die harte Arbeit des Bauernstandes nicht kräftig genug schien, zum Studiren und gab ihn zu einem gewissen „Herzog“ in Eberndorf, der eine Schule von drei Classen unterhielt und den Knaben für ein Entgelt von 30 fl. für zehn Monate in Kost, Quartier und Unterricht nahm.

Im eilften Lebensjahre kam Ech. an das Gymnasium zu Klagenfurt und wurde in das Haus eines Herrn Joseph Großl, eines Freundes seines Vaters, aufgenommen, der den Knaben lieb gewann und ihm auch in späteren Jahren, wo es ihm möglich ward, forthat. Schon in der zweiten Classe des Gymnasiums errang Ech. den ersten Schulpreis und behauptete sich auch in den folgenden unter den ersten seiner Mitschüler. Sein väterlicher Freund Großl war aber auch besorgt, dem Jüngling, der mit so großem Fleiße seinen Berufsstudien oblag, gefällige Bildung beizubringen, und führte ihn in gebildete Familienkreise (Alber, Holemschnigg), wo er nicht nur Freundschaftsbande für spätere Lebensjahre anknüpfte, sondern seine Verubegierde und Talente in jeder Richtung geweckt und ausgebildet wurden. Auf das Fleißigste gab er Instructionen, um ohne Hilfe des Vaters die Mittel zu gewinnen, sich in der französischen Sprache, Zeichenkunst und in der Musik auszubilden, wozu ihn eine kräftige Tenorstimme befähigte.

Nachdem Ech. die Gymnasialstudien vollendet hatte, begab er sich im 19. Lebensjahre nach Graz und begann dort die juridischen. Da durch die bald erfolgte französische Invasion alle Verbindungen unterbrochen und er somit ohne Subsistenzmittel war, nahm er, um sich diese zu verdienen, die Stelle eines Hofmeisters und später die eines Solicitators bei einem Advocaten an. Um ein Jahr in seiner Studentlaufbahn zu gewinnen, studirte er mit seinem Freunde Joseph Mitterdorfer (später Anwalt in Gurf) einige Fächer privat, begab sich mit diesem nach Wien und vollendete dort die Rechtsstudien unter großen Anstrengungen und Entbehrungen, indem er neben denselben noch beim Magistrate die Criminalpraxis nahm und den Ehrgeiz hatte, sein väterliches Erbe nicht „versludiren“ zu wollen. Am 8. August 1811 erhielt er das Abjuratorium über vollendete Rechtsstudien und begab sich über Graz, wo er damit seine erstanten Collegen von ehedem überraschte, die noch ein Jahr zu studiren hatten, in seine Heimat.

Der außergewöhnliche Fleiß und ausgezeichnete Erfolg, mit dem Ech. die juridischen Studien vollendet hatte, würde dem strebsamen jungen Manne vielleicht eine glänzende Aussicht in der Laufbahn eines Staats-

beamten eröffnet haben; eine Angelegenheit des Herzens jedoch trieb ihn in andere Richtung. Schon in früheren Jahren hatte er im Hause des Graf Thurn'schen Berksmeisters J. Jopp freundliche Aufnahme gefunden und dessen jüngere Tochter Louise liebgewonnen. Es war ihm daher vor Allem darum zu thun, so schnell als möglich einen Dienst zu bekommen, um dem Mädchen seiner Neigung eine Verforgung bieten und es heimführen zu können. So trat er bei der Herrschaft Bleiburg als Praktikant ein, wurde aber schon 1813 zum Controlor befördert und im folgenden Jahre, also im 24. seines Lebens, Pfleger und Bezirkscommissär in Bleiburg. Dennoch erreichte er sein heißgewünschtes Ziel nicht, indem Louise in demselben Jahre starb. Der Verlust seiner, ihm in warmer Liebe ergebenen Braut erfüllte ihn mit tiefem, lange währendem Kummer; erst nach acht Jahren entschloß er sich, wohl vorzüglich, um Differenzen im Aelteruhause auszugleichen, zu einer Heirath mit der Tochter seiner Schwiegermutter. Aus dieser Ehe, die nicht ganz glücklich geworden, gingen mehrere Kinder hervor, von denen aber der Knabe in früher Jugend starb. Im Jahre 1835 starb seine Frau, worauf er einen neuen Eheband mit Fräulein A. Ottowiß schloß.

Sch. widmete seinen Berufsarbeiten in Bleiburg den gewohnten Fleiß und energievollen Eifer. Die Kriegszeiten mit der feindlichen Invasion und der schreckenerbreitenden Recrutenaufhebung, die nicht minder drückende Steuererhebung in den nachfolgend'n Miß- und Hungerjahren nahmen seine volle Thätigkeit in Anspruch, während Mißhelligkeiten im Dienste, tödwillige Aufbegehren des Bauernvolkes wiederholte kreis-ämtliche Commissionen veranlaßten, welche für ihn freilich immer nur Anerkennung und Belobung zur Folge hatten, aber seine Kräfte übermäßig in Anspruch nahmen und ihn mit Unwillen und Unzufriedenheit erfüllten. Als daher der Posten des Pflegers an der Herrschaft Haimburg leer geworden, benützte er die Abwesenheit der Gräfin Gailberg zu Lippigbach, welche als Vormünderin des jungen Grafen Ferdinand Egger seine Besitzungen, zu welchen auch Haimburg gehörte, verwaltete, um sich vorzustellen, und wurde allsozgleich für diesen Posten ernannt. Doch fand er auch hier die so gewünschte und für seine durch langjährige Anstrengung angegriffene Gesundheit nothwendige Ruhe nicht, indem sein Vorgänger ihm das Amt in völliger Unordnung überlassen und es Sch's kundigem Eifer erst nach langer Zeit gelang, Ordnung in die Verwirrung zu bringen.

Sch. erhielt sich in seiner vieljährigen Amtsthätigkeit den Ruf eines nicht nur geschickten und tüchtigen, sondern auch streng rechtlichen Beamten erworben. Er galt beim Kreisamte als einer der fähigsten

Landpfleger, sein Vorgesetzter, Inspector Grundner, hatte ihn vielfach schätzen gelernt und auch die Principalität, die gräflich Egger'sche Familie selbst, beehrte ihn mit achtungsvollem Vertrauen. Als daher Grundner im Mai 1827 plötzlich starb, wurde Scheliefnigg von Haimburg nach Klagenfurt berufen und an Grundner's Stelle zum Inspector und Leiter aller gräflichen Besitzungen und Werke ernannt.

Scheliefnigg widmete sich dem neuen schönen Wirkungskreise, zu dem er berufen worden, mit der Gewissenhaftigkeit und Energie, die seinem Wesen eigen war. Er führte allmählig wesentliche Verbesserungen in der Verwaltung der Güter und Herrschaften ein und war auf das Angelegentlichste bemüht, sich in die technische und mercantile Seite seiner Aufgabe gründlich einzustudiren. — Wie gewissenhaft er dieses that, mag beispielsweise der Umstand zeigen, daß er allsozgleich Lectionen in der italienischen Sprache nahm, um die Correspondenz mit den Abnehmern in Italien selbst übersehen und führen zu können. Durch wiederholte Reisen war er mit Erfolg bemüht, den durch aufstauende Concurrenz geschmälerkten Absatz der Erzeugnisse nach anderer Richtung hin wieder zu heben und zu vergrößern. Unter seiner fast 40jährigen Wirksamkeit als Inspector wurde nicht nur durch die auf allen Herrschaften durchgeführte Grundentlastung ein ganz neuer Verwaltungsorganismus geschaffen, sondern auch die technischen Etablissements sämmtlich vom Grunde aus umgestaltet und nach den neuesten Principien in Betrieb gebracht. — Liegt es auch in der Natur der Sache, daß an dem schönen Erfolge dieser Umstellungen seine an den betreffenden Fabriken als Werkleiter fungirenden Unterbeamten den größten Antheil hatten, so war es wieder Scheliefnigg's großes Verdienst, unter diesen die rechte Wahl getroffen und dem nothwendigen „laissez nous faire“ ihrer Thätigkeit nirgends gar zu enge Grenzen gezogen zu haben. — So wurde unter ihm in Lippischbach allmählig die durch englische Concurrenz unrentable gewordene Weißblecherzeugung aufgelassen, ein Walzwerk aufgestellt und die Gashfeuerung eingeführt. Da die Brennstoffbedeckung für den größten Betrieb unzulänglich war, wurde das Torfmoor bei Freudenberg angekauft und dort ein auf Torfffeuerung gegründetes Walzwerk mit Dampfhammer aufgestellt und ein ganz neuer großartiger Betrieb eingeführt. — In Feistritz wurde der Hochofen aufgelassen, durch Ankauf von benachbarten Hämmeru und Wäldern für Brennstoff gesorgt und auch da eine neue, auf neuesten Principien gegründete Drahtfabrik, eine der größten und schönsten in Oesterreich, in Betrieb gesetzt. — Scheliefnigg hatte daher das größte

Vertrauen des Herrn Grafen Egger, von dem es nach dessen 1860 erfolgten Ableben an dessen Frau und Erbin überging.

Außer diesen eben so intensiven als umfangreichen dienstlichen Leistungen fand Schellefnigg immer noch Zeit genug, um seinem lebhaften Verlangen, dem Vaterlande zu nützen, entsprechen zu können. Wir müssen uns in Schilderung seiner Kärnten geleisteten Dienste um so kürzer fassen, als diese einerseits sehr zahlreich und andererseits der Mitwelt mehr oder weniger noch in frischer Erinnerung sind.

Schellefnigg wurde schon 1830 zum Mitglied der kärntnerischen Gesellschaft für Landwirtschaft und Industrie erwählt und lieferte alljährlich einen eingehenden Bericht über Handel und Verkehr mit Producten der kärntnerischen Eisenindustrie, welcher immer in den Mättern dieser Zeitschrift abgedruckt wurde. Im Jahre 1833 hielt er in der allgemeinen Versammlung einen Vortrag über eine temporäre Beheutrelution, der, ungeachtet seiner vorsichtigen und reservirten Sprache, doch nicht zum Drucke gelangen konnte. Als im Jahre 1836 sichere Nachricht kam, daß der Hofkammerpräsident B. Eichhof damit umgehe, die Prohibitivzölle aufzuheben und niedere Finanzzölle einzuführen, verfaßte er im Beschlusse der Gesellschaft ein Majestätsgesuch, worin zum ersten Male genaue statistische Nachweise über die kärntnerische Montanindustrie gegeben und darauf die Bitte gegründet wurde, die beabsichtigte Maßregel bis auf weitere genauere Erhebungen zu verschieben. Mit diesem Gesuche reiste er nach Vordernberg zum Erzherzog Johann, um es diesem zur Begutachtung zu unterbreiten. Im folgenden Frühjahr besuchte er die allgemeine Versammlung der Landwirtschafts-Gesellschaft in Laibach, um auch die Gewerke Krains zu einem ähnlichen Schritte zu vermögen. Schellefnigg hat durch die in dieser Angelegenheit entwickelte Thätigkeit Kärnten einen großen Dienst erwiesen.

Im Jahre 1832 wurde er zum Mitglied der k. k. Handelscommission erwählt und lieferte über Aufforderung des Finanzministeriums Ausarbeitungen über die Industrie Kärntens und Krains.

Im Jahre 1838 wurde Schellefnigg bei der Delegation des eben gegründeten innerösterreichischen Industrie- und Gewerbevereines zum Ausschuss erwählt, lieferte diesem mehrere Arbeiten über Eisenindustrie und den Generalbericht über die 1838 in Klagenfurt abgehaltene Industrie-Ausstellung. Als die Abtheilung des Vereines für Kärnten zu einem selbstständigen sich constituirt hatte, war Schellefnigg durch viele Jahre dessen eifrigstes Mitglied und Director's-Stellvertreter.

Im ereignisreichen Jahre 1848 war Scheliefnigg mit in einer Deputation, welche Kärntens Ergebenheitsadressen dem Kaiser Ferdinand in Innsbruck überbrachte, wo er Besprechungen mit Erzherzog Johann und dem Handelsminister Hornbostel hatte und bald darauf zum Mitgliede der nach Frankfurt abgesandten Specialcommission für Ordnung der Zölle des deutschen Reiches ernannt wurde. Gleichzeitig aber wurde er bei den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung in Frankfurt in St. Veit zum Stellvertreter gewählt, ging daher, als sein Vorkmann von dort zurückgekehrt war, am 1. Mai dahin ab und behielt seinen Platz bis zu Ende des Jahres. Auch hier behielt Scheliefnigg die volkswirtschaftliche Frage fortwährend im Auge und übergab der Nationalversammlung eine Darstellung des Zustandes der Montanindustrie Kärntens. Bei der Gründung des allgemeinen deutschen Vereines zum Schutze der deutschen Arbeit war er vorzüglich thätig und auch nachher ein eifriges Mitglied derselben, indem er noch kurz vor Auflösung desselben bei seiner letzten Sitzung am 5. April 1852 eine Rede hielt, welche in der „Austria“ wiedergegeben wurde, welche ihn bei dieser Gelegenheit als den patriotischen Mann bezeichnete, der allein die industriellen Interessen Oesterreichs in Deutschland mit Würde vertreten habe.

Scheliefnigg benützte seinen Aufenthalt in der deutschen Reichsstadt, um durch Ausflüge und kleinere Reisen die Industrie und volkswirtschaftlichen Zustände Deutschlands zu studieren. Je mehr sich das Parlament in theoretische Speculationen verirrte, desto weniger konnte der weitere Verlauf seiner Verhandlungen dem auf das Praktische gerichteten Sinne Scheliefniggs behagen; er legte auch, nachdem die bekannte Abstimmung der §§ 2 und 3 erfolgt war, mit vielen anderen Oesterreichern sein Mandat nieder und begab sich nach Hause.

Bald darauf veröffentlichte er in diesem Blatte Bemerkungen über das Eigenthümliche der Unterthaus-Verhältnisse Kärntens, welche dem Ministerium bei Verfassung der Normen der Grundentlastung dienen sollten, und wurde von der Landwirthschafts-Gesellschaft als Mitglied zu dem im J. 1849 in Wien einberufenen landwirthschaftlichen Congreß gewählt. Im Jahre 1850 wurde er als Beisitzer beim Bergsenat des Landesgerichtes und 1851 zum Berichterstatter bei der allg. Industrie-Ausstellung in London und 1855 bei der zu Paris vom Minister erwählt und persönlich mit Medaillen für Verdienste um die Industrie geehrt. Im Jahre 1858 wohnte er der vom Ministerium berufenen Versammlung est. Berg- und Hüttenmänner, und im Frühjahr 1859 der der

Eisenindustriellen bei und wurde bei dem gegründeten Vereine der österr. Eisenindustriellen als Vertreter der Alpengruppe gewählt.

Seit der Gründung der kärnt. Handels- und Gewerbekammer war er ihr Mitglied und abwechselnd auch Vicepräsident derselben, er lieferte als solches eine Menge von Referaten, Gutachten, Petitionen u. s. w., wie es die veröffentlichten Protokolle derselben darthun.

In den Bestrebungen Kärntens um eine Eisenbahn hatte er, seit diese Frage aufgeworfen worden, einen hervorragenden Antheil gehabt, jaß in allen darauf bezüglichen Comité's, lieferte Berichte, statistische Ausweise u. s. f., wie es umständlich die im Jahre 1862 von ihm herausgegebene „Geschichte der kärnt. Eisenbahn“ berichtet.

Ebenso war er bei der Errichtung der Filial-Escompte-Bank in Klagenfurt thätig und vom Anfang Director derselben. Neben all dieser umfangreichen Thätigkeit fand Scheliesnigg doch noch Zeit und Mühe für zahlreiche Artikel über die gerade aufgeworfenen Tagesfragen, vorzüglich war es die Austria, in welcher er das reiche Material seiner statistischen Arbeiten verwertete.

Kastlose Arbeit war Scheliesnigg so zur Natur geworden, daß er auch in seinem vorgerückten Alter sie noch lange nicht aufgab, ja bis an sein Lebensende fortsetzte. Noch in den letzten Jahren nahm er in der Handelskammer an deren Bestrebungen in Sachen des Handelsvertrages mit dem Zollvereine, an dem Unternehmen der nun ins Leben getretenen Rudolfs-Bahn wesentlichen Antheil und lieferte als Mitglied der betreffenden Comité's werthvolle Arbeiten. Als die Kammer für den kärnt. Landtag eine Erjagwahl vorzunehmen hatte, wurde Scheliesnigg mit überwiegender Majorität gewählt. Er nahm seinen Sitz im rothen Saale des Landhauses ein und stellte 3 Anträge, in Bezug eines Handelsvertrages mit Italien, der Rudolfs-Bahn und einer Concurdsordnung.

Noch im laufenden Jahre übergab er der Handelskammer eine umfangreiche Denkschrift, in welcher er die Nachtheile des englischen Handelsvertrages und die Mängel bei Vornahme der vorausgegangenen Enquête umständlich darlegte und den Antrag stellte, auf diese Denkschrift gestützt den Kaiser zu bitten, diese Angelegenheit bis zur Wiederherstellung der sistirten Verfassung zu vertagen und dann dem Reichsrathe vorzulegen. Der Antrag wurde angenommen und die Denkschrift in mehreren Zeitungen veröffentlicht. Der ausgebrochene Krieg verhinderte die Abhandlung der Actenstücke.

So kann man in der That sagen, daß Scheliehnigg's Leben völlig in anhaltender Arbeit aufgegangen; außer den wenigen Stunden, die er im Kreise seiner Familie zubrachte, gönnte er sich nur wenig Zeit für 'gesellige Vergnügen, ob schon er, wenigstens in frühern Jahren, in geselligen Kreisen, auf Jagden u. s. f. oft und gerne gesehen war. Er war gesund, kräftig und rüstig bis in sein spätes Alter. Unterleibsleiden, die er durch angestrenzte sitzende Lebensweise sich zugezogen, suchte er mehrmals mit Erfolg durch Gebrauch der Bäder von Gastein zu heilen, sie tropften jedoch im laufenden Jahre der Heilkraft derselben und setzten nach kurzen, wiewohl schmerzhaftem Krankenlager am 14. December d. S. seinem langen angestrenzter Arbeit gewidmeten Leben ein Ziel.

Wir müssen leider zugeben, daß Scheliehnigg für seine, in einem langen Leben dem allgemeinen Interesse gewidmeten Leistungen wenig öffentliche Anerkennung geerntet hat; nicht einmal die Anerkennung durch einen Orden wurde ihm zu Theil. So wenig unempfindlich er aber gegen solche Huldigungen auch war, so waren sie ihm doch nur die angenehmen natürlichen Folgen, nie der Zweck seiner rastlosen Mühen; „wir haben wenigstens unsere Schuldigkeit gethan“ pflegte er nach Vollendung eines Elaborates zu sagen. Das am 17. stattgefundene Leichenbegängniß aber lieferte den Beweis, daß sein uneigennütziges Streben, seine dem Wohle der Heimat gewidmete Thätigkeit in den Herzen seiner Mitbürger die vollste, dankbarste Anerkennung gefunden hatten. Alle, die auch nur im Entferntesten mit der Industrie des Landes in Verbindung sind, hatten sich eingefunden, um dem Manne die letzte Ehre zu bezeugen, der ein langes Leben lang für sie gearbeitet. Die Schüler der Realschule eröffneten den langen Trauerzug, in welchem zunächst seine Angehörigen, dann sämtliche gräflich Egger'schen Beamten und Werksarbeiter dem Trauerwagen folgten, und dann seine Collegen der Landesvertretung, die Mitglieder der Handelskammer und des Gemeinderathes und viele Personen aus allen Classen der Stadtbewohner sich angeschlossen.

Kleine Mittheilungen.

(Sternschnuppen.) Ueber das am 13. und 14. November stattgefundene himmlische Gratißfeuerwerk äußern sich alle Berichte des In- und Auslandes mehr oder weniger enthusiastisch, etwa wie die englische „Times“: „Die Meteore jagten einander am Himmel, der von diesen ungewohnten Gästen förmlich wimmelte. Manchmal schien es, als hätte ein mächtiger Sturm die alten Sterne erfasst, aus ihren Grundfesten gerissen und über den Himmel hingefegt. Selbst wenn dieser sich theilweise bewölkte, zeigten sich die Meteore durch jede Lücke und leuchteten sogar durch die Wolkenschleier hindurch. Wenige von denen, die die Erscheinung sahen, hatten je etwas Ähnliches erlebt, noch dürfen sie hoffen, es wieder zu sehen.“ — Wenn wirklich bis 1899 gewartet werden muß, dann freilich. Aber die Vorausbestimmung der Sternschnuppenjahre ist ja noch lange nicht in der Verfassung, wie etwa die Berechnung der Sonnen- und Mondesfinsternisse; denn einmal vergeht kaum eine Nacht im Jahre, in der sich nicht mehr oder weniger solche Meteore zeigten, und dann nimmt ihre Menge auch in längeren Jahresreihen zu und ab; sie ist z. B. von 1860, das ein Minimaljahr war, beständig gestiegen und im vorigen Jahre nicht viel geringer als heuer gewesen, wenigstens nach den Beobachtungen der Pariser Sternwarte. So hätte also vorm Jahre nur das Signal zum allgemeinen Aufsehen gefehlt. Ob die letzte Erscheinung ein Maximum war, wird sich erst künftiges Jahr herausstellen; möglicherweise haben wir erst dann das Seitenstück zu dem großen Feuerregen von 1833, gegen den der heutige eine Bagatelle ist. Man hat bei dieser Gelegenheit der Wissenschaft wegen ihrer Voraussicht vielfach Lobprüche ertheilt, auf die sie schwerlich Anspruch macht. Die ganze Vorhersehung beruht zunächst darauf, daß von dem großen 1833er Phänomen rückwärts gegangen sich 1799 ein ähnliches findet, und daß der Astronom Olbers, in der Vermuthung, daß diese Erscheinung eine periodische sein und also nach abermals 34 Jahren wiederkehren dürfte, das Jahr 1867 als muthmaßliches Sternschnuppenjahr bezeichnete. Ein anderer Astronom, Newton in Amerika, setzte dagegen die Umlaufzeit des muthmaßlichen Kreises von Meteorischwärmen auf $35\frac{3}{4}$ Tage und zog daraus eine alle 33 Jahre wiederkehrende Erdnähe. Welche Ansicht die zutreffendste ist, bleibt also abzuwarten. Ueber die Rolle der unzähligen winzigen Weltkörper in unserm Sonnensystem,

von welchem sie gleichsam den übriggebliebenen Bauschutt bilden, hat man es ja überhaupt erst bis zur Hypothese oder Wahrscheinlichkeit gebracht. Man stellt sich jetzt vor, daß ein ringförmiger Schwarm, an verschiedenen Stellen ungleich dicht bevölkert, ganz innerhalb der Erdbahn die Sonne umkreise, doch nicht völlig mit der Erdbahn concentrisch, sondern ihr an einer Seite mehr genähert. Da diese Meteoritenbahn nicht viel enger als die Erdbahn sei, so wären wir der Heimstätte der Sternschnuppen immer ziemlich nahe. Der Ring dreht sich dem Erdblauf entgegengesetzt, daher die ungeheure Geschwindigkeit der Meteore und ihr scheinbares Ausstrahlen aus Einem Punkte des Himmels, im großen Löwen gelegen, als demjenigen, auf den die Erde eben zufliehet. Es gibt aber auch am den 10. August einen Sternschnuppenfall, den sogenannten Laurentiuschwarm, der sich aus einer andern Himmelsgegend, im Perseus, entwickelt. Um auch mit diesen abzukommen, denkt man sich als Lieferanten einen andern Meteorring in solcher Lage, daß er nur zum Theil in die Erdbahn eingreift, sie mithin zweimal schneidet. Sind dies alles nur Hypothesen, so kann dagegen über die Natur der Sternschnuppen selbst, die man ehemals für irdische, in der Höhe Feuer fangende Dünste, dann mitunter für Wirkungen der Electricität ansah, kein Zweifel mehr bestehen: nichts ist sicherer, als daß wir in jedem Meteorsteine eine herabgefallene Sternschnuppe in den Händen halten. Indem diese metallischen oder felsartigen Brocken mit planetarischer Geschwindigkeit durch die obere Luftschichten fahren, werden sie, was uns nur lieb sein kann, durch die Elasticität der Luft größtentheils wieder hinausgeworfen, wie ein flach geworfener flacher Stein aus dem Wasser; durch die Reibung in der Luft aber erleiden sie dabei einen solchen Grad des Glühens, wie er künstlich nicht erzeugt werden kann; wenigstens ist es noch nicht gelungen, an Felsarten, die mit gewissen Meteorsteinen die größte Aehnlichkeit haben, den schwarzen Schlackenüberzug hervorzubringen, den alle diese Fremdlinge an sich tragen. Aus der hohen Glühhitze erklären sich dann das starke Leuchten, das zeitweilige Zerplatzen, das Ausstoßen leuchtender schweißbildender Dämpfe sehr einfach, und die verschiedenen Farben sind die Anzeichen des verschiedenen Gehaltes der Einzelstücke an Metallen und Felsarten. — Es hatten sich für den diesjährigen Fall besonders die englischen Astronomen mit neu erfundenen Beobachtungsinstrumenten ausgerüstet; es verlautet aber über die Resultate noch nichts, und könnten dieselben auch kaum von allgemeinerem Interesse sein, da es sich hauptsächlich nur um nähere Bestimmung der Flugbahn, der Höhe und Geschwindigkeit handeln kann.

In Paris wird man demnächst Gelegenheit haben, ein ausgezeichnetes Exemplar solcher himmlischen Wanderblöcke zu betrachten. Die Franzosen haben im nördlichen Mexico einen Meteorstein von dem ansehnlichen Gewicht von 8 Centnern gefunden und nehmen ihn natürlich mit, vielleicht als das einzige positive Ergebniß ihrer überseeischen Expedition. Er wird ein ausgezeichnetes Cabinetstück des naturhistorischen Museums bilden, nachdem er zunächst die bevorstehende große Industrieausstellung geziert haben wird.

(Explobirender Kaffee.) Wir haben uns zwar in unserer Zeit an allerlei Explosionen und Knalleffecte gewöhnen müssen, aber doch dürfte es überraschen, daß sogar unser vertrauter Freund Kaffee seine Tücken hat und uns bei ungewöhnlicher Behandlung einen Streich spielen könnte. Der französische Gelehrte Vabinet hat der Akademie der Wissenschaften folgende Erfahrung mitgetheilt. Wenn man mit gebranntem und wie gewöhnlich gemahlenem Kaffee eine Flasche zur Hälfte füllt, sie dann weiter mit kaltem Wasser vollzieht und fest zupropft, so erfolgt vermöge einer Gasentwicklung bald eine Explosion: entweder der Kork wird mit Gewalt ausgetrieben oder die Flasche zerspringt. Das Ueberraschende der Erscheinung verliert sich indeß, wenn man sich erinnert, daß poröse Körper, und unter ihnen namentlich Kohlenpulver, Luft und andere Gase in großer Menge verschlucken und verdichten können. Der geröstete Kaffee mag also hinsichtlich der Einsaugungskraft etwa dem Kohlenpulver gleich stehen. Das Neue an der Sache ist nur, daß schon das kalte Wasser die Kraft besitzt, die verdichteten Gase mit solcher Entschiedenheit aus porösen Körpern zu verdrängen.

(Der Glockenvogel.) Einer der merkwürdigsten Vögel ist der Glockenvogel oder, wie er mit seinem lateinischen Namen heißt, der *Chasmarhynchus nudicollis*. Das Vaterland dieses sonderbaren Vogels, dessen Stimme laut und hart wie ein Hammerschlag auf den Schmiedeamboß und dann wiederum hell und durchdringend wie ein Glockenton erschallt, ist in Süd-America zu Hause und, wie es scheint, noch wenig bekannt. Das erste lebende Exemplar, das Europa gesehen hat, befindet sich im zoologischen Garten zu London. Der Vogel hat glänzend weißes Gefieder, die nackte Kehle und die Haut um die Augen ist schön grün; seine Größe übertrifft kaum die der Drossel.

Der englische Naturforscher Waterson gibt in seinem Buche „Wanderings through South America“ folgende Beschreibung des Glockenvogels oder Campaneros, wie ihn die Spanier nennen: „Seine Stimme ist laut und klar wie der Schall einer Glocke und man kann sie bis auf eine Entfernung von 3 (englischen) Meilen hören. In der Mitte der weiten Wälder, gewöhnlich auf dem Grunde eines ausgetrockneten Morastes, bis etwa auf Klintenschuhweite, sieht man den seltsamen Vogel sitzen. Kein Gesang oder Laut der übrigen beschwingten Waldebewohner — selbst das gellende „Whi-poor-will“ des Ziegenmelkers — setzt so in Erstaunen, als der Glockenruf des Campanero. Mit vielen anderen des besiderten Geschlechts zahlt er seinen Tribut im Morgen- und Abendgesang, aber auch wenn die senkrecht stehende Sonne mit ihren sengenden Strahlen fast die ganze Thierwelt verstummen macht, tönt noch der Ruf des Campanero durch die Wälder. Man hört sein Geläute, dann pausirt er eine Minute, dann schlägt er wieder, dann wiederum Pause, noch ein dritter Glockenton und dann tritt eine längere Pause von sechs bis acht Minuten ein. Actöon würde mit seiner Jagd inne halten, Maria würde ihren Abendgesang unterbrechen und Orpheus selbst würde sein Spiel ruhen lassen, um diesem wunderbaren Sänger zu lauschen. Er wird niemals in Gesellschaft anderer Vögel gesehen, noch weiß man, in welchem Theile von Guyana er sein Nest baut.“

(Typographische.) Zu Dalston in England ist kürzlich eine Anstalt gegründet worden, in welcher Drucklettern aus vulkanisirtem Kautschuk, also aus einer Masse wie die der bekannten Kautschuklämme, angefertigt werden, jedenfalls nicht durch Guß, sondern durch Pressung. Von gleicher Brauchbarkeit wie die metallenen, sind die neuen Typen um ein Drittel wohlfeiler, und ihr geringes Gewicht gewährt für die Handhabung der Druckformen eine große Bequemlichkeit. Die abgestumpften Lettern können wie die metallenen zu neuem umgearbeitet werden. Die Sache macht in England viel Aufsehen, stammt aber ursprünglich aus Nord-America, wo die Meister in der vielseitigsten Behandlung und Verwerthung des Kautschuks und der Gutta Percha zu finden sind.

Rückblick auf das Jahr 1866.

Wenn wir auf das eben abgelaufene Jahr zurückblicken, um die einzelnen Erscheinungen dieses Zeitraumes noch einmal kurz zusammenzufassen, so fesselt unsere Aufmerksamkeit vor Allem das aus der Mitte desselben hervortragende Ereigniß des unheilvollen Doppelkrieges, der im Norden und Süden Oesterreichs geführt wurde. Ihn müssen wir in den, von seinem düsteren Widerschein beleuchteten Vordergrund unseres Bildes stellen, denn wie er es war, der auf die Verhältnisse unseres weiteren Vaterlandes den mächtigsten Einfluß ausübte, so konnte er auch an unserem engeren Vaterlande nicht ohne die mannigfaltigste Einwirkung vorübergehen. War doch auch Kärnten in jedem Sinne an dem Kampfe hien und drüben theilhaftig, obgleich von den unmittelbaren Gräueln desselben verschont!

Abgesehen von dem menschlich-patriotischen Antheile, den es, als Glied des großen Ganzen und mit dessen Interessen auf das Engste verflochten, an der Entwicklung der Begebenheiten nahm — griff es nicht selber thätig in diese ein, indem es einen Theil seiner Söhne zur Armee stellte (wie denn diese es waren, deren Tapferkeit bei Custozza die siegreiche Entscheidung herbeiführten), einen andern unter dem Namen von Alpenjägern und Landesjägern zur Vertheidigung seiner Grenzen ausschickte, und durch Errichtung von Spitälern, durch Einleitung von Sammlungen aller Art u. nach Kräften beitrug, die Leiden und Schäden des Krieges zu lindern und auszubessern? Und hatte es überdies nicht all die mißlichen und peinlichen Folgen — wie sie in solchen Zeitläuften unausbleiblich sind — zu tragen? — Als eine der empfindlichsten ergab sich sofort die gänzliche Stockung, in die Handel und Wandel zunächst dadurch gerieth, daß die Verbindung mit den vom Feinde occupirten Provinzen außerordentlich erschwert, nur auf Umwegen möglich, wenn nicht gar unmöglich gemacht wurde. Zudem waren die Eisenbahnen, ausschließlich militärischen Zwecken dienlich, genöthigt, zeitweilig allen Frachten- und Personenverkehr einzustellen. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht hin und her brausten lange Züge, Truppen oder Kriegsmaterial befördernd. In Bahnhöfen, Spitälern, Privathäusern war man vollauf beschäftigt mit der Labung, Unterbringung und Pflege der angekommenen Verwundeten. Ihrer einige Hunderte wurden unter Anderem auch außerhalb Klagenfurt in hölzernen Baracken untergebracht, und täglich konnte man die opferwilligen Frauen dieser Stadt hinauswandern sehen, um hülfreiche Hand zu leisten. Unterdessen dröhnten die Hauptthäler Ober-Kärntens ohne Unterlaß von dem Gleichschritt der ab und zu marschi-

renden Regimenter, und allenthalben seufzten Bürger und Bauer unter der Last endloser Cinquartierungen. Aber während so das Land einerseits das Schauspiel einer traurigen, geräuschvollen Bewegung bot, bot es andererseits das einer zwar minder traurigen, doch immerhin bedauernswerthen Ruhe und Stille. Leer standen die Zimmer der Gasthäuser und Alpenwirthschaften, und vergebens spähte hier und dort Wirth und Führer nach einem Fremden aus. Einsam, unbewundert (wie die einer verlassenen Schönen) welkten die Reize unserer Heimat dem Herbst zu. Geschweige, daß neue, bisher unbekannte Parthien derselben bereist und zur Anerkennung gebracht worden wären, blieben selbst die altbeliebten Zielpunkte der auswärtigen Touristen unbefucht, oder wurden nur von Wenigen besucht. So haben wir denn auch in dieser Hinsicht, wie in so mancher anderen, den vorigen Sommer als einen verlorenen zu beklagen. Wer hätte auch — abgerechnet die verschiedenen Hemmnisse und Unannehmlichkeiten, denen das Reisen ausgesetzt war — in jenen Tagen fieberhafter Spannung und Ungewißheit, Gemüthsreize genug besessen, sich mit vollem Genuße den Schönheiten der Natur hinzugeben! — Nur in den Bädern, welchen eben der Umstand, daß sich Niemand allzuweit von Haus und Hof entfernen mochte, auf die Einheimischen angewendet, zu Gute kam, herrschte ein etwas regeres Leben — und wiesen namentlich Wellaach, Willaach, und das neu aufblühende Seebad Welden verhältnißmäßig viele, freilich zum kleinsten Theile auswärtige Gäste auf.

Es erfolgten die beiden Friedensschlüsse. Für Kärnten war der mit Italien insofern von specieller Bedeutung, als es dadurch diesem gegenüber zu einem Grenzlande ward. Welche Vor- und Nachteile unserm Lande künftig diese neue Stellung eintragen werde — das zu untersuchen liegt außer der Aufgabe dieser Zeilen, die sich nur mit der Vergangenheit beschäftigen; — gewiß ist, daß unserer Industrie bis jetzt, da die commerziellen Beziehungen zu Italien noch nicht geregelt sind, daraus nur Schaden erwuchs.

Raum hatte sich nun mit der allmäligen Rückkehr friedlicher Zustände die Aufregung gelegt und war die Furcht vor einer feindlichen Invasion aus dem nahen Venedigen verschwunden, so füllte schon wieder ein neuer, ringsher drohender Feind die Gemüther mit Angst und Schrecken: die Cholera! — Doch diese Heimsuchung wenigstens blieb Kärnten zum Glück erspart, das vielmehr zu einem Asyl wurde, wohin sich Viele vor der verheerenden Seuche flüchteten. Vorzugsweise die Landeshauptstadt war es, die ihren Ruf der Gesundheit bei diesem Anlasse neuerdings bewährte. Und ihr, als dem natürlichen Mittelpunkt des geistigen Lebens und Strebens der Provinz,

wollen auch wir uns nunmehr zuwenden, um zu sehen, was sich da Bemerkenswerthes auf dem Gebiete der Wissenschaft, Literatur und Kunst, mehr oder minder unabhängig von der Strömung des Tages — gleich den Pflanzen auf dem Grunde des sturmbewegten Wassers — im Laufe des Jahres entwickelt hat. Gedenten wir zuerst mit Befriedigung als eines culturhistorisch-hebendungsvollen Momentes der im Herbste vollzogenen, feierlichen Einweihung der protestantischen Kirche, durch deren Bau ebenso sehr einem längstgefühlten, berechtigten religiösen Bedürfnisse eines Theiles der Bewohner von Klagenfurt und Umgebung abgeholfen wurde, als sie zugleich eine der schönsten Zierden der Stadt genannt werden kann. Eine erfreuliche Bereicherung an Bildungsanstalten erfuhr diese bald nachher durch die Eröffnung der Ackerbauschule. In Sachen der Wissenschaft fuhren Landesmuseum und Geschichtsverein auch in diesem Jahre fort, sich um die Verbreitung und Popularisirung von Kenntnissen in Wort und Schrift verdient zu machen: durch Vorträge sowohl als durch die Herausgabe ihrer Jahrbücher und der „Sarinthia“, die unter der neuen Redaction, auch was ihren belletristischen Theil betrifft, an Mannigfaltigkeit und Gebiegenheit des Inhaltes gewann. Konnte das genannte Blatt trotzdem nicht zu gebührender Geltung gelangen, so glauben wir die Schuld der Ungunst der Zeiten beimesen zu dürfen, der ja auch sogar ein politisches Journal — wir meinen die „Alpenblätter“ — völlig zum Opfer fiel. — Hingegen hat die „Draupost“, nachdem sie einige Monate sistirt gewesen war, Mitte December von Neuem zu erscheinen angefangen. An literarischen Novitäten traten in die Oeffentlichkeit: Geschichte Kärntens, IV. B. III. Heft, vom leider kürzlich verstorbenen Dr. K. T a n g l, die Fortsetzung der „Bilder aus Kärnten“ (nach der Natur gezeichnet von M. P e r n h a r t, mit beschreibendem Texte von mehreren Vaterlandsfreunden), und — gleichsam Nachklänge des stimmungreichen Sommers — die Elegien vom Wörthersee“, von Ernst K a u f m a n n. — In welche Rubrik sollen wir die geistreichen Vorlesungen des Bogumil S o l k bringen? — Nicht gering war der Alarm, in den das Auftreten des originellen Mannes unsere Stadt versetzte. — Unter dem Titel: Kunst erinnern wir an die herrlichen Panoramen vom Stou und Helenenberge, die unser tüchtiger Maler M. P e r n h a r t im Wappensaale des Landhauses zur Beschäftigung ausstellte und von dem insbesondere das erstere allgemeine Würdigung fand. — Von musicalischen Genüssen haben wir vor Allem — als unvergesslich und geradezu ein musicalisches Ereigniß — anzuführen: das einzige Concert der einzigen Clara S c h u m a n n ferner die zwei interessanten Concerte des Violinvirtuosen R e m e n y t, die gelungene Akademie, die Meister D e c k e r unter Mitwirkung der Dilet-

tantenträfte unserer Stadt veranstaltete, und endlich die in den letzten Tagen vor Weihnachten stattgehabten zwei Concerte des Karl Prager aus Graz. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, dem Bedauern Ausdruck zu geben, daß sich das Jahr zu Ende geneigt, ohne daß der Auferstehungsmorgen für unseren Musikverein erscholl.

Hierher dürfen wir wohl einige der besseren Opernvorstellungen unserer Bühne zählen, die — seit Beginn der letzten Saison der Leitung Herrn v. Selar's anvertraut — mit Ausnahme des Schauspiels — bisher allen billigen Anforderungen entsprach. Wandelte doch selbst die „schöne Helena“ glänzend ausgestattet über die weltbedeutenden Bretter! Das wäre nun allerdings nicht außerordentlich genug, um einer ausdrücklichen Hervorhebung werth gehalten zu werden; aber merkwürdig, und ein eigenthümliches — wie uns dünkt, nicht schlechtes — Licht auf die hier herrschende Geschmacksrichtung werfend ist die kühle Aufnahme, welcher die frivole Schöne von Seite unseres Publicums bezeugnete. Oder ist das vielleicht ein Beweis, daß unsere Hauptstadt noch nicht sehr weit in der Civilisation fortgeschritten? obgleich sie sich zweier Casino's rühmt, eines alten und eines neuen, die sich wetteifernd bemühen, das Bedürfniß nach geselligem Vergnügen zu befriedigen. Casino! — Noch zu Anfang des betrachteten Zeitraumes war es gefährlich, dieses Wort auszusprechen oder zu schreiben; allein seit selbst die leidenschaftlichsten Parteigänger des einen oder des anderen jener Vereine zur Einsicht gekommen, daß es doch noch wichtigere Streitfragen in der Welt gebe, läßt man der „Casinofrage“ eine ruhigere Auffassung angedeihen, und wenn auch das gesellschaftliche Schisma derzeit noch fortbesteht, so ist doch nicht ungegründete Aussicht vorhanden, daselbe werde bald, dem allgemeinen Wunsche gemäß, friedlich beigelegt werden.

Hat uns doch das Jahr vor seinem Scheiden endlich die heißersehnte Gewährung eines ganz anderen, das Wohl und Weh des ganzen Landes tief berührenden Wunsches gebracht: die Concessionirung der Kronprinz Rudolfs-Bahn! Ja, noch mehr: bereits sind wir in der angenehmen Lage, von dem ersten Spatenstiche, der zum Bause derselben geschah, als von einer vollendeten Thatsache sprechen zu können! Thaten wir dies nicht schon früher — wie es eine Angelegenheit von solcher Tragweite eigentlich erfordert hätte — so war es, weil wir diese Skizze mit der Erwähnung eines Ereignisses schließen wollten, das geeignet ist, einen heiteren Schimmer über sie auszugießen, wie es frische Hoffnungen in der Brust jedes Kärntners entfacht. Mögen sich alle in reichlichstem Maße erfüllen — möge unser Land glücklicheren Zeiten entgegengehen! — Klagenfurt Ende December 1866. G. N.

Herausgegeben vom Geschichts-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten.
— Verantwortlicher Redacteur Dr. Ludwig Zilleb. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr.
— Geschäftsleiter Rudolf Vertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

Nr. 2.

Februar

1867.

„Walter Friedberg“.

Erzählung von Hedwig Wolf.

Der Vorhang rollte herab, der Act war zu Ende und das Orchester begann mit unerfütterlichem Gleichmuth die schon bis zum Ueberdruß gehörten Piecen aus alten Opern zu spielen, um damit das Publicum zu regallren.

„Diese Conversationsstücke sind unausstehlich langweilig!“ seufzte die Baronin Steinfeld, die in einer Loge des ersten Ranges nachlässig in ihrem Fauteuil zurückgelehnt saß. „Man könnte alle Lust verlieren, das Theater zu besuchen.“

„Wenn uns nicht die Zwischenacte trotz ihrer schlechten Musik für die langweilige Komödie entschädigten“, versetzte der hinter ihrem Stuhle stehende Gesandtschaftsattaché von Hörnau.

„Ich weiß wohl“, lachte die Baronin, „wie eifrig Sie Ihr Lognon benützen und ahne, wie manche Fäden zu einem interessanten Intriguen-spiel hier angeknüpft werden, aber Allen steht diese Art sich zu amüsiren, nicht zu Gebote. Mein eifersüchtiger Gatte“, setzte sie mit einem koketten Lächeln hinzu, den Blick zu dem sehr jovial und behäbig aussehenden Gemahl erhebend, dessen große Nachsicht gegen die etwas zu gefallsüchtige Gattin bekannt war, „erlaubt mir schon nicht dies harmlose Vergnügen, und noch schlimmer geht es meinem vis-à-vis, dem jeder Blick in das Parkette oder in die Galerien eine lange Gardinenpredigt einträgt.“

„Sie meinen den Banquier Friedberg“, sagte der Attaché und richtete dabei sein Lognon nach der ihm bezeichneten Loge, — „ja, der wäre allerdings zu bedauern, wenn er nicht selbst sein Unglück verschuldet hätte. Wie konnte es aber auch einem so jungen, schönen Manne beifallen, sich mit einer Frau zu vermählen, die wenigstens um acht

Jahre älter als er ist; als seine Gattin mußte sie eifersüchtig werden und ihm so das Leben vergällen.“

— „Und doch ist die Amalie noch immer eine schöne Frau, die es noch mit mancher jüngeren Nebenbuhlerin aufnehmen kann“, sagte die Baronin.

— „Sie war schön“, unterbrach sie der junge Attaché, „und bedauert nicht, daß die Natur auch für sie keine Ausnahme macht. Friedberg sieht traurig und verstimmt aus; ich glaube, die Ketten, die ihn an diese alternde Schöne fesseln, lasten schwer auf ihm.“

— „Armer junger Mann! er war so liebenswürdig, so unbefangener heiter vor dieser unglücklichen Verbindung“, seufzte die Baronin.

— „Ich bewundere nur die Geduld, mit der er die Launen seiner Gattin erträgt“, meinte der Attaché.

— „Seine Geduld!“ wiederholte die Baronin lachend, „nun die ist nicht groß. Ich war einige Male Zeugin seiner aufbrausenden Heftigkeit gegen die Gattin und ersah daraus, daß er noch immer derselbe Hiskopf wie vor Jahren ist.“

Sie kannten ihn schon vor seiner Verwählung? fragte der Attaché.

„Allerdings, er besuchte früher viel öfter als jetzt unser Haus“, fuhr die Baronin, mit ihrem Fächer spielend, fort, „und zählte zu unseren intimsten Freunden. Mein Mann hatte ihn sehr lieb und stand ihm, der mit vierundzwanzig Jahren Chef des Hauses Friedberg geworden war, oft mit seinem Rathe bei. Ich hatte Gelegenheit, alle guten Eigenschaften des jungen Mannes kennen zu lernen, aber eben so blieb es mir auch nicht verborgen, daß er sich von seiner Heftigkeit oft in einer Weise hineinreißen ließ, die sich für einen Mann der guten Gesellschaft nicht ziemt, — denn dieser soll Alles mit vornehmer Ruhe und Nonchalance hinnehmen — aber dazu konnte es unser armer Friedberg nie bringen. Ein unbedeutendes Wort genügte und er branste auf und verlor jede Fassung. So ist's auch jetzt noch, und statt den Eifersüchteleien seiner Gattin mit kalter Würde zu begegnen, regt er sich so sehr auf, daß es seiner Gesundheit zum größten Nachtheile gereichen kann. — Doch still, die Musik verstummt und wir wollen sehen, ob der zweite Act uns ebenso langweilen wird wie der erste.“

Die Vorstellung war zu Ende; Frau von Friedberg hüllte sich in ihren rothen Kasimirshawl und erhob sich, um mit ihrem Gatten das Theater zu verlassen.

Einige Minuten später saß sie in ihrem Salon vor dem Theesische; die Eleganz, die hier herrschte, zeigte ebensowohl von dem Reich-

thum als dem guten Geschmack der Familie, aber trotzdem wollte es hier nicht recht traulich aussehen. Der Salon schien zu groß, die Tapeten zu dunkel, und der Geruch der vielen blühenden Blumen, die in zierlichen Körben vertheilt in den Ecken standen, wirkte betäubend.

„Es ist kalt,“ sagte die Dame des Hauses, sich fröstelnd in ihren Shawl hüllend, obwohl ein helles Feuer im Kamin brannte, man muß mehr Holz zulegen.

„Und sie sah sich bei diesen Worten mit einem Blick des Unmuthes um, als wäre es die Unzufriedenheit mit den äußeren Umgebungen, die sie verstimmt, und nicht eine viel erustere innere Veranlassung.“

Sie wußte es wohl und ein Blick in den ihr gegenüberhängenden Spiegel sagte es ihr unverholen — sie war zu alt für den jungen Mann, der schweigend an ihrer Seite saß. Seine Liebe war der letzte Triumph gewesen, den sie errungen und den sie mit dem Irrthum ihrer Vermählung theuer genug bezahlt hatte. Sie war eine schöne, gefeierte Frau gewesen, eine Frau, die, so lang sie schön war, auf nichts Anderes sann, als mit ihren Reizen zu glänzen und zu gefallen; mit dem Verblühen derselben verlor sie Alles, denn sie hatte nie daran gedacht, ihren Geist auszubilden und sich damit eine unverwelkliche Schönheit zu verschaffen. So verstand sie es auch jetzt nicht, als die Leidenschaft des jungen Mannes für sie allmählig zu erkalten begann, ihn wieder an sich zu fesseln; sie ward eifersüchtig, launenhaft und überhäufte ihn mit Klagen und Vorwürfen, die ihn nur noch mehr gegen sie verstimmen mußten.

Der Salon ist zu groß für uns zwei, sagte Walter Friedberg nach einer Pause, „du solltest den Thee in einem kleineren Zimmer serviren lassen.“

„Meinst du?“ sagte sie, ihre hellblauen Augen mit forschendem Blick auf ihn richtend, „wir sollten wohl mehr Gesellschaft bei uns sehen, es langweilt dich mit mir allein zu sein.“

„So war es nicht gemeint Amalie,“ versetzte Walter, „du weißt, daß ich gerne deinem Wunsch, zurückgezogen zu leben, nachgab, obwohl ich es nicht läugne, daß ich ein Freund der Geselligkeit bin.“

„Danke für den Vorwurf,“ erwiderte sie spitz — „ich verstehe ganz das große Opfer, das du mir bringst, zu würdigen.“

„Du bist wieder einmal in übler Laune und daher ungerecht gegen mich,“ erwiderte er.

Und habe ich keinen Grund verstimmt zu sein, wenn ich mich ein Jahr nach unserer Vermählung schon von dir so vernachlässigt sehe,“ fuhr

sie in klagendem Tone fort, „soll ich vielleicht nicht bemerken wie du für alle anderen Damen Blicke hast und nur für deine Gattin nicht.“

„Amalie, ich bitte dich, quäle mich nicht,“ sagte Friedberg in gereiztem Tone, „du weißt, ich gebe dir keine Ursache zur Eifersucht, aber ich vertrage auch diese immer wiederkehrenden Neckereien nicht länger.“

Sollte ich vielleicht heute Abends die Blicke nicht gesehen haben, die du mit der Baronin Steinfeld, deiner früheren Flamme, gewechselt?“

„Baronin Steinfeld hat mir nie ein wärmeres Gefühl als das der Freundschaft eingeflößt,“ versetzte Friedberg, „und wenn ich sie heute Abends öfter als einmal ansah, so werde ich mich darüber nicht vor meiner Gattin zu rechtfertigen brauchen.“

„Du gibst also zu, daß meine Bemerkung richtig war,“ fragte sie in aufgeregtem Tone, — „ach ist es schon so weit zwischen uns gekommen, daß du nicht einmal den Schein zu wahren suchst?“

„Unerträglich!“ rief Friedberg von seinem Sitze aufspringend und in wildem Angestüm das Zimmer verlassend.

Senzend sah im Amalie nach Ach! solche Scenen waren in ihrer erst einjährigen Ehe nur schon zu häufig vorgefallen Sie konnte es ebensowenig unterlassen, ihn mit ihrer Eifersucht zu quälen, als er im Stande war, seine aufbrausende Heftigkeit zu beherrschen. Da sah sie nun allein vor dem mit kostbarem Silbergeschirre bedeckten Tische und unberührt standen vor ihr die zierlichen Kistchen mit kaltem Wildpret und seinem Backwerk, sie that nur zuweilen einen Zug aus der dampfenden Theekasse, um sich zu erwärmen. Mit raschen Schritten ging Friedberg in seinem Zimmer dort auf und nieder, nachdem er im ersten Anfall seiner Heftigkeit einen Strauß kunstvoll gemachter Blumen, der in einer Vase auf seinem Tische stand, zerrissen hatte — er hätte Alles zerstören wollen, was in seiner Nähe war, Tische und Stühle wurden unanständig von ihm bei Seite geschoben und in wilder Aufregung wühlte er mit den Händen in seinen Haaren — „Unerträglich!“ stöhnte er, „sie bewacht jeden Blick und vergällt mir jede Stunde meines Lebens! Ja, ich liebe sie nicht mehr, dieses zänfische, engherzige Weib und büße ihener genug für die Uebereilung, die mich den Bund für das Leben mit ihr schließen machte. Wollte Gott, ich wäre noch frei. Aber untren bin ich ihr nicht — nein, ich glaube vielmehr, ich hasse das ganze Frauengeschlecht, seit ich ihr Gatte geworden bin!

Wie in der Natur nach einem heftigen Gewitterregen oft plötzlich heller Sonnenschein folgt, so ist auch bei leidenschaftlich bewegten Gemüthern nach solch einem wilden Ausbruch der Heftigkeit der Uebergang

zur Ruhe oft unerwartet rasch. Der Sturm der Gefühle legt sich und wenn nicht der Stachel des Vorwurfes über die unbezähmbare Heftigkeit in der Brust zurückbliebe, so könnte man wieder leicht und frei athmen, als hätte man nie einen Grund zu so bitteren Klagen gehabt.

Walter naht schon fast versöhnt der Gattin, aber während er ihr freundlich und ohne Groll entgegenkommt, stellt sie ihn durch ihre schmolende, unverstöhnliche Laune auf eine neue Probe, die dieser selten siegreich besteht, und meist folgt dann auf die kaum gefassten guten Vorsätze eine neue leidenschaftliche Scene. Amalie vergißt nie eine ihr angethane Kränkung, und ohne je selbst heftig zu werden, gehört sie zu jenen Personen, die eigens zur Qual heißblütiger Naturen geschaffen scheinen. Die Beharrlichkeit, mit der sie immer wieder dieselben Klagen und Vorwürfe wiederholt, die spizen Reden und verletzenden Worte, in denen ihre gallige Laune sich äußert, sind empfindliche Nadelstiche, die endlich den Geduldesten unnußig machen müssen.

Walter Friedberg zählte bis zu seiner Vermählung zu den glücklichsten, heitersten Menschen, sein Haus war der Versammlungspunkt der eleganten, geistreichen Welt und die jetzt so verödet stehenden Säle öffneten sich damals oft, um eine glänzende Gesellschaft zu empfangen. An allen Vergnügungen der Residenz nahm Friedberg Theil, und er verstand es wie Wenige, eine Gesellschaft zu beleben. Da lernte er die Baronin Wörnau kennen und ward von den Reizen der koketten Frau so bestrickt, daß er nur in der Vereinigung mit ihr sein Glück zu finden wähnte. Aber rasch folgte diesem Wahne die Ernüchterung und gänzliche Entzauberung.

Amalie war aus dem schönen, verführerischen Weibe eine eifersüchtige, lästige Gefährtin geworden und zu spät erkannte Walter, auf wie schwachem Grund das Glück einer Ehe gebaut sei, die nicht durch das Band geistiger Harmonie vereint ist.

Amalie hing an dem jungen Gatten mit der ganzen Leidenschaftlichkeit, welche Frauen, die im Spätsommer ihres Lebens noch einmal in Liebe erglühen, zu empfinden pflegen; sie ahnte nur zu wohl, was in Walters Herzen verging und indem sie ihn um jeden Preis wieder an sich zu fesseln suchte, entfremdete sie ihn sich nur immer mehr. Sie trennte ihn von der Gesellschaft, in der er bis jetzt gelebt, da sie überall Gefahren für sein Herz sah; ihren leidenschaftlichen Bitten, ihren Thränen und Klagen hatte Walter nachgegeben, der in demselben Maße nachgiebiger gegen sie geworden war, als er sie weniger liebte. So führte sie

jezt ein zurückgezogenes Leben und kamen mit der Gesellschaft außer im Theater oder Concerte nur selten in Berührung.

Wer die Gatten an einem Winterabend in ihrer Loge sah oder ihnen an einem Frühlingssnachmittag in ihrem eleganten Wagen auf der Promenade begegnete — der mußte es an der grämlichen Miene der Frau und an der tiefen Verstimmung, die aus Walters Zügen sprach, erkennen, daß sie trotz ihres Reichthums ein trauriges, genussloses Leben führten. Es war so weit gekommen, daß Walter jene Stunden noch am liebsten hatte, die er in seinem Comptoir zubrachte, da er dann mit Freunden verkehrte und die verdriehlichen Mienen seiner Gattin nicht sah.

Sezt sollte aber eine kleine Aenderung in seiner Lebensweise eintreten; ein Geschäftsfreund war mit seiner Familie aus Paris angekommen. Frau von Friedberg mußte sich entschließen, eine Ausnahme zu machen und diejer Familie zu Ehren eine Gesellschaft in ihrem Hause zu geben. Ebenso ließ es sich nicht vermeiden, daß Walter sie auf kleinen Ausflügen begleitete und sie mit den Sehenswürdigkeiten der Stadt bekannt machte. Wohl versehte es Amalie in große Urruhe, als Herr von Morin ihr seine reizende Tochter vorstellte, in der sie gleich eine Rivalin zu erblicken meinte. Mit ängstlicher Miene beobachtete sie den Gatten und suchte, so viel es ihr der Anstand erlaubte, das Fräulein an ihre Seite zu fesseln; sie bot ihre ganze Liebenswürdigkeit auf, um die junge Fremde zu unterhalten, während sie ihrem Gatten die Aufgabe überließ, sich mit der ältlichen und reizlosen Frau von Morin zu beschäftigen. Wenn auch jezt wieder ihre Eifersucht sie irre führte, und Walter für das schöne Fräulein von Morin keine sündhafte Reizung empfand, so lebte er doch in dem Verkehr mit der lebenswürdigen französischen Familie neu auf. Je weniger Befriedigung ihm sein häusliches Leben bot, um so mehr sehnte er sich nach auswärtigen Zerstreuungen. Er hatte früher eine kleine Geschäftsreise vorgehabt und schon alle Anstalten dazu getroffen, jezt aber verschob er sie von Tag zu Tag und erklärte endlich seiner Frau, Hamburg nicht eher verlassen zu wollen, als bis die Morins abgereist wären. Das ungewöhnlich schöne Frühlingswetter erlaubte größere Promenaden, und es gelang Amalien dann nicht immer, den Gatten von Fräulein Julie zu trennen, sie durfte ihre Eifersucht vor den Fremden nicht verrathen, wollte sie nicht eine Scene herbeiführen, die bei Walters Heftigkeit höchst peinlich für Alle werden konnte.

Eines Tages hatte man sich zum Besuch einer Gemäldegalerie verabredet, die elegante Equipage der Friedbergs hielt vor dem Hotel, in welchem die französische Familie wohnte, und Walter sprang aus dem Wagen, um zu

den Fremden hinaufzueilen. Wie unangenehm fühlte sich Amalie überrascht, als sie Walter mit Fräulein Julie am Arme herabkommen sah, und Herr von Morin ihnen allein folgte. Madame war etwas unwohl und konnte an dem projectirten Besuche der Gemäldegalerie nicht theilnehmen. Welche Qualen der Eifersucht litt Amalie, als sie am Arme des Herrn von Morin die Säule der Gemäldegalerie durchwandern mußte, während Walter mit Julie oft weit hinter ihnen zurückblieb, um in Bewunderung versunken vor einem Meisterwerke stehen zu bleiben, denn während das junge Mädchen mit lebhaftem Interesse die Gemälde betrachtete, ging der Vater gleichgiltig und rasch an ihnen vorüber. Der gesprächige Franzose bemühte sich vergeblich, seine schweigsame Begleiterin durch die Schilderung der Meisterwerke, die das Louvre enthält, zu interessiren; Amalie verlegte beinahe die Regeln der Höflichkeit, denn ihre Blicke waren selten auf den Sprechenden gerichtet, sondern schweiften meist umher, um den Gatten mit seiner schönen Begleiterin zu suchen.

Amalie hatte mit dem Banquier auf einem in der Ecke des Saales stehendem Sopha Platz genommen, um dort die Andern zu erwarten. Herr von Morin fuhr mit der uermüdliehen Redseligkeit seiner Landsteute fort, ihr von den Schätzen seiner Vaterstadt zu erzählen, während Amaliens innere Ungebuld von Minute zu Minute stieg.

Jetzt trat freundlich grüßend die Frau des Kaufmanns Berger auf sie zu, eine Frau, die sich vergeblich bemühte, die Eleganz und den Aufwand der reicheren Banquierfamilien nachzuahmen und die mit nicht geringem Kummer bemerkte, daß die Großhändler mit einer gewissen Geringschätzung auf die Firma ihres Mannes herabsahen. — „Ei, findet man Sie endlich,“ sagte Frau von Berger mit affectirter Freundlichkeit auf Amalie zuwendend, — „ich meinte schon, der Herr Gemahl wäre allein mit seiner schönen Dame hier — aber dazu ist meine liebe Amalie allzu klug.“ — „Uebrigens,“ setzte sie, sich zu ihr herabbeugend leise hinzu, — „geben Sie Acht, — ich habe meine Beobachtungen gemacht und Herrn von Friedberg noch nie so galant als heute gesehen. — Adieu, Beste.“

Und damit rauschte sie in ihrer stolzen Seideurobe weiter, nachdem sie noch Herrn von Morin eine leichte Verbeugung gemacht.

Diese Worte waren allerdings im scherzhaft neckenden Tone gesagt worden, aber sie drangen wie Dolchstiche in Amaliens Herz, die nicht überlegte, daß die boshafte Kaufmannsfrau sie absichtlich kränken wollte. In diesem Augenblick traten Walter und Julie ein; hastig erhob sich Amalie und ging ihnen entgegen. — „Es ist schon spät,“ sagte sie, „und Ihre Frau Mama dürfte ungeduldig werden, fahren wir nach Hause.“ Walter sah seine

Gattin betroffen an, schon wollte ein Wort des Unmuthes über seine Lippen kommen, aber der Gedanke vor Fremden zu sein, hielt ihn ab es auszusprechen. — „Gewiß, Frau von Friedberg hat Recht,“ sagte der gelangweilte Herr von Morin, „es ist spät geworden und wir müssen nach Hause.“

Die Diensteute des Friedberg'schen Hauses wußten von einer stürmischen Scene zu erzählen, die zwischen den Gatten vorgefallen war. Das Diner wurde nicht gemeinschaftlich eingenommen und Amalie brachte den Tag in Thränen zu, während Walter wie gewöhnlich nach solchen Auftritten sich auf sein Zimmer zurückzog.

Einige Tage später überbrachte der Bediente Herrn Friedberg, der eben mit seiner Gattin am Frühstücke saß, ein zierlich gefaltetes Billet; die feinen Schriftzüge der Adresse verriethen, daß es von einer Dame herrühre. Amaliens Augen hefteten sich mit durchbohrendem Blick auf den Gatten, der Diener räumte das Theezug hinaus; sie mußte jezt noch jede Frage unterdrücken, denn so unermüdlich sie in ihren Quälereien war, so sehr fürchtete sie doch auch vor Fremden Walters Ausbrüche von Heftigkeit — nur wenn sie mit ihm allein war, hatte sie Muth, ihn auf das Aeußerste zu treiben. Walter erhob sich rasch, steckte das Billet zu sich und verließ das Zimmer; die inquisitorischen Blicke seiner Frau hatten sein Blut in wildem Unmuth aufwallen gemacht.

Einige Minuten schwankte Amalie, ob sie ihm folgen sollte oder nicht; sie entschloß sich zu warten, denn er pflegte immer, bevor er in das Comptoir ging, noch einmal zu ihr herüber zu kommen, nur wenn er böse auf sie war, kam er nicht.

Sie wartete, — er kam nicht. Was konnte das Billet enthalten haben? Er schien bewegt, als er es empfing. Sie stand auf und eilte hinüber auf sein Zimmer.

Er war schon fort. Unmuthig kehrte Amalie in ihr Zimmer zurück; das Schreiben hatte ihm vielleicht eine interessante Nachricht mitgetheilt — wohl gar die Einladung zu einem rendez-vous. Die Französinnen sind so leichtfertig und der Tugend der Männer ist nie zu trauen! Entsetzlich! Schon sah Amalie sich verrathen von dem Manne, den sie mit abgöttischer Zärtlichkeit liebte. Die Dual dieses Gedankens war ihr unerträglich. Wer weiß, ob das heutige Schreiben das erste war, das er erhalten und sie konnte vielleicht in seinem Schreibtische Beweise eines Verhältnisses zu Julie entdecken.

Rasch, wie ihr dieser Gedanke gekommen war, kehrte sie in ihres Mannes Zimmer zurück; jezt durfte sie die Rückkehr ihres Mannes noch nicht besorgen und konnte ungestört alle Pächer seines Secretärs unter-

suchen. Mit zitternden Händen wühlte sie in seinen Schriften — da lagen noch ihre Briefe an ihn, das Miniaturbild, das sie ihm als Braut geschenkt; mit einem Seufzer schob sie es bei Seite und erschloß ein anderes Fach, in welchem sich Briefe von späterem Datum befanden. Da lag auch das zierlich gefaltete Schreiben des heutigen Tages. Sie beugte sich eben vor, um die Hand darnach auszustrecken, als sich die Thüre öffnete und Walter eintrat; er sah die Gattin vor seinem Schreibtisch sitzen, die, ganz vertieft, ihn nicht bemerkte; -- er sah, wie sie in seiner Abwesenheit seine Schriften durchsuchte und in wildem Zorn aufstodernnd trat er hastig auf sie zu und wollte sie bei den Händen ergreifend mit Gewalt von dem Schreibtische fortdrängen; sie aber entriß ihm rasch die Hände und langte nach dem Bilet, da ergriff er, außer sich vor Zorn, und nicht wissend was er that, sie am Halse, um sie zurück-zuziehen. Der Druck seiner Hand war lang und heftig gewesen — ein leiser, halb erstickter Schrei entrang sich ihr Brust — und dann brach sie leblos zusammen.

Entsetzt, kaum seinen Sinnen traunend, starrte Walter auf die gräßlich verzerrten Züge seiner Gattin; er schleppte sie zum Sopha, wusch ihre Schläfen mit riechendem Wasser, öffnete das Fenster, um die Luft eindringen zu lassen. Sie aber blieb regnungslos, er beugte sich in unsäglicher Angst über sie und legte seine Hand auf ihr Herz; es stand still, dies unruhig pochende Herz hatte ausgerungen — kein Athemzug hob die Brust, schon waren Antlitz und Hände von eisiger Kälte bedeckt.

Weinend warf er sich vor ihr nieder und rief in den herzzerreißendsten Tönen ihren Namen, plötzlich aber sprang er mit Entsetzen auf und eilte weg von ihr. Eine unsägliche Angst ergriff ihn — er meinte Schritte auf dem Corridor zu vernehmen, vielleicht hatte er selbst mit seinem Rufem Leute herbeigezogen, die im nächsten Augenblicke eintreten und ihn als Mörder seiner Gattin anzeigen konnten. Schon sah er sich vor das Gericht geschleppt und als Mörder verurtheilt. Er mußte entfliehen — Hamburg heute noch verlassen, ehe man noch auf ihn Verdacht hatte; rasch trat er zu dem Schreibtisch, — da lag noch das auf seinem rosenfarbigen Papier geschriebenen Briefchen, das Amaliens Hand im Todeskampfe noch krampfhaft festgehalten hatte — jenes unschuldige Schreiben, das so viel Unheil angestiftet hatte, und das nur Juliens Abgabe für einen auf morgen projectirten Theaterbesuch enthielt. Wie zierlich und fein waren die eleganten Schriftzüge der Französin, und welch' schreckliche Katastrophe hatten sie im Friedberg'schen Hause hervorgerufen. Schaudernd schob es Walter weg, öffnete hastig ein Fach des

Schreibtisches und nahm eine mit Banknoten gefüllte Brieftasche heraus, die er zu sich steckte, dann warf er noch einen Blick auf die entseelte Gattin und eilte, wie von Dämonen verfolgt, aus dem Zimmer, die Treppe hinab in den Garten, und von da aus ins Freie.

Ein Schiff, das noch diesen Tag nach America abgehen sollte, nahm ihn auf und erst als der stolze Dampfer die Wellen des Meeres durchsuchte, fühlte sich Walter von der Angst, eingeholt und zu einem schmachvollen Tode verurtheilt zu werden, befreit.

Die Spannung seiner Nerven ließ nach und weinend wie ein Kind brach er zusammen. Sein Leben war gerettet — aber wer konnte die schwere Last von seinem Herzen nehmen, wer das Bewußtsein, einen Mord begangen zu haben, aus seinem Gedächtniß löschen.

In dem Großhandlungshause des Mr. Rowman in New-York arbeitete seit einigen Jahren ein junger Deutscher. Der Eifer und die Geschicklichkeit, mit der er die ihm übertragenen Geschäfte besorgte, die Solidität seines Charakters gewannen ihm schnell die Gunst seines Chefs, dessen Haus durch den Eintritt des Fremden sich zu einer Bedeutung erhob, die es nie zuvor besessen hatte. Mr. Rowmann zeigte sich Walter Meier, so hieß der Deutsche, auf alle Weise erkenntlich, und behandelte ihn nicht bloß als seinen Untergebenen, sondern nahm ihn auch mit freundlicher Zuverlässigkeit in sein Haus auf. Trotz allen Bemühungen wollte es aber weder ihm noch seiner Familie gelingen, die tiefe Schwermuth, die auf des jungen Mannes Gemüth lastete, zu zerstreuen. Er wich fast scheu den Freundschaftsbezeugungen des Amerikaners aus und sein Hang zur Einsamkeit schien so groß, daß er es vorzog, seine Abende still und allein zu verleben, als sie im Kreise der Rowman's zuzubringen. Und doch barg diese Familie in ihrer Mitte einen Magnet, der ihn mächtig zu ihr huzog. Die liebliche Tochter des Großhändlers, Jennimore, hatte seinem Herzen eine tiefe, an Verehrung grenzende Neigung eingestößt; aber sorgfältig strebte er, sie dem Mädchen zu verbergen und mit scheuer Hast wies er jede Gelegenheit, mit ihr zusammen zu sein.

Sein düsteres, menschencheues Benehmen kostete den schönen Augen Jenny's manche Thräne, denn sie errieth nicht wie ihre Mutter, daß der junge Mann sie heimlich liebte. — „Glaube mir, hatte Mrs. Rowman eines Tages zu ihrem Gatten gesagt, „Meier liebt unser Kind, ich verstehe mich besser darauf, als meine kleine Jenny, die mir neulich, als ich sie

weinend traf, gestand, daß der Gedanke, Herrn Meier völlig gleichgiltig zu sein, sie unglücklich mache.“

„Wenn deine Bemerkung dich nicht trügt,“ erwiderte Mr. Rowman, „so wollen wir bald ein Brautpaar aus den zwei jungen Leuten gemacht haben. Ich bin dem Deutschen von Herzen gut und weiß, daß ich ihm mein Geschäft wie meine Tochter anvertrauen kann. So lange er bei uns weilt, haben wir nur Nühmliches von ihm gesehen, und was den Spleen anbelangt, den er wie viele seiner Landsleute aus der Heimat mitbrachte, so wird unsere Fenny ihn schon davon zu heilen verstehen. Ich ahne, daß er nur aus Stolz nicht um meine reiche Tochter freien will, aber ein Schwiegersohn, der, so wie er, mich in meinem Geschäfte unterstützt, ist mir von größerem Vortheil als ein reicher Dandy, der nur mein und sein Geld zu verschwenden weiß.“

Noch am Abend dieses Tages geschah es, daß Mr. Rowman Herrn Meier auf eine kleine Privatunterredung in sein Zimmer zu kommen bat.

„Meine Frau“, begann der Americaner ohne alle Einleitungen, „will bemerkt haben, daß sie unsere Fenny lieben, wenn —“

„Bei Gott, ich habe nie ein Wort gesagt, das Mrs. Rowman zu dieser Bemerkung Veranlassung geben könnte,“ rief Walter Meier, während tiefe Röthe seine Wangen deckte.

„Und wäre es ein Unrecht?“ fragte der joviale Americaner, über des jungen Mannes Bewegung lachend, — „selen Sie aufrichtig und gestehen Sie mir, ob Sie meine Tochter lieben — ich will Ihnen die Sünde gerne verzeihen.“

„Ja, ich liebe Miß Fennimore,“ sagte Walter Meier mit bebender Stimme, „ich liebe sie, wie ich nie zuvor ein Weib geliebt habe — aber mit diesem Geständnisse bitte ich Sie zugleich um meine Entlassung aus Ihrem Hause.“

„Nein, mein lieber Schwärmer,“ versetzte Mr. Rowman, „die erhalten Sie nicht, wohl aber die Hand meiner Tochter, die ich Ihnen mit Freuden anbiete.“

„Und die ich nicht annehmen darf!“ fiel ihm Walter mit erglühenden Wangen in die Rede.

„Auch dann nicht, wenn ich Ihnen sage, daß das Mädchen in heimlichem Sehnen nach Ihnen sich verzehrt.“

„Fenny liebt mich?“ fragte Walter mit bebender Stimme.

„Die Mutter hat sie neulich in Thränen gefunden, die ihr der Schmerz, von Ihnen nicht geliebt zu werden, auspreßte. Wollen Sie

noch mehr — und können Sie auch jetzt noch Nein sagen, wenn ich Ihnen des Mädchens Hand anbiete.“

Und Walter Meier sagte nicht Nein, sondern ward Jennimore Rowman's Gatte.

Die glückliche Ehe, die diesem Bunde folgte, bewies, daß Walter Meier des Vertrauens würdig war, das man in ihn gesetzt. Keine Frau konnte zärtlicher und hingebender geliebt werden, als Jenny; und wenn etwas den Himmel ihres Glückes zu trüben vermochte, so war es der Schatten des Trübsinnes, der auch jetzt noch oft Walters Stirne verdüsterte. — „Du bist nicht so vollkommen glücklich wie ich“, sagte eines Tages die junge Frau, ihre Arme um den Hals des Gatten schlingend, während ihre Augen mit zärtlich forschendem Blick auf dem Geliebten ruhten.

„Nein, nicht so vollkommen wie du,“ versetzte er traurig, „denn aus meiner Vergangenheit steigen zuweilen Erinnerungen empor, die den Glanz meiner Glückssonne zu trüben drohen — doch, setzte er im leichteren Tone hinzu, als er Thränen in Jenny's Augen treten sah, diese Schatten werden immer schwächer und das Licht, das mir aus deinen hellen Augen entgegenstrahlt, wird sie besiegen.“ Sprach Walter auch die Wahrheit, als er dies sagte? Ließ sich die Erinnerung an den, weungleich unabsichtlich begangenen Mord je aus seiner Seele bannen. Konnte er die entsetzliche Scene, die in seinem Schreibzimmer in Hamburg vorgefallen war, vergessen? — Nein nein, die Erinnerung an eine Schuld lösch nicht aus unserem Gemüthe, und der Eindruck, den die im Todeskampfe gräßlich verzerrten Züge Analiens auf ihn ausgeübt, war jetzt noch so mächtig, daß der ganze holde Liebreiz seiner Jenny ihn nicht besiegen konnte.

Aber wenn diese Erinnerung über alle Freuden Walters einen Trauerflor breitete, so hatte sie doch auch einen heilsamen Einfluß auf ihn ausgeübt. Von der aufbrausenden Heftigkeit Walter Friedbergs war keine Spur an dem sanften Walter Meier zu entdecken. Fühlte er je wieder sein Blut in wilder Regung aufwallen, so preßte er krampfhaft die Lippen zusammen, damit sich ihnen kein verlegend's Wort entringe, während die stille Bitte aus seinem Innern zu Gott emporstieg, ihn nicht ein zweites Mal der Versuchung erliegen zu lassen. Und als seine Ehe später mit einer Tochter gesegnet ward, richtete er vor Allem sein Augenmerk darauf, die Heftigkeit, die diese von ihm ererbt zu haben schien, schon im Keime zu ersticken. Eines Tages war er in das Zimmer seiner Gattin getreten, als die kleine Ella eben in einem Anfall von

Sähzorn ihre Puppe mit solcher Heftigkeit zu Boden warf, daß der zierliche Porzellankopf in tausend Scherben zerbrach. Während die Mutter mit ruhigem Ernst ihr darüber einen Verweis gab, ohne aber den Vorfall besonders hoch aufzunehmen, malte sich in Walters Zügen die peinlichste Bewegung. Seine Lippen zuckten und Thränen traten in seine Augen. — „Jenny“, sagte er, die Gattin aus dem Zimmer drängend, unser Kind wird unglücklich, namenlos elend werden, wenn es uns nicht gelingt, es von dem schrecklichsten aller Fehler, dem Sähzorn, zu heilen.“

Erstaunt blickte Jenny in die bleichen, verfürten Züge ihres Gatten, aus denen eine unbeschreibliche Seelenangst sprach. — „Wie magst du doch eines so unbedeutenden Vorfalles wegen dich so aufregen,“ sagte sie, „jedes Kind wird zuweilen heftig werden und wenn —“

„Ich beschwöre dich, Alles was in deinen Kräften steht, zu thun, um Ella von diesem Fehler zu heilen,“ fiel ihr Walter in die Rede, „und ich wollte, sie wäre lieber blind geboren, als daß sie diese ungeliche Heftigkeit von mir geerbt hätte.“

„Deine Heftigkeit!“ wiederholte die Gattin lächelnd, „wahrlich, ich habe nie einen sanfteren Menschen als dich gekannt und wenn ich nicht oft sagen gehört hätte, daß es eine Eigenthümlichkeit der Menschen ist, sich gerade solche Fehler und Vorzüge beizulegen, die ihnen ganz fremd sind, so müßte mein Erstaunen über deine Bemerkung noch größer sein.“

„Jenny, du hast mich nicht vor Jahren gekannt,“ sagte Meier mit vor Bewegung bebender Stimme, „— ich war nicht immer so ruhig als jetzt — doch genug davon,“ setzte er rasch abbrechend hinzu, „wenn du mich liebst, so laß mich nie wieder an unserem Kinde einen solchen Ausbruch der Heftigkeit sehen. Versprich es mir.“

„Ich werde es gewiß nicht dulden, daß Ella sich wieder so ungeltdig wie heute benehme,“ versetzte die Gattin ernst, „ist es schon an sich ein Unrecht, ein solches Benehmen bei seinem Kinde ungerügt zu lassen, so will ich jetzt mit verdoppelter Vorsicht über die Kleine wachen, damit sie dich nie mehr mit einem so wilden, leidenschaftlichen Ausstritte erschrecke.“

„Danke, meine Liebe,“ flüsterte Meier, und verließ, nachdem er zärtlich ihre Hand gedrückt hatte, das Zimmer.

Walters Worte hatten die Gattin peinlich berührt; ahnte sie auch nicht, daß der Mann, den sie so innig liebte und verehrte, durch seine ungezügelter Heftigkeit zum Verbrecher geworden war, so zog doch eine schmerzliche Bangigkeit in ihr Herz. Der Gedanke, daß nicht nur eine traurige, sondern auch eine schuldbeladene Vergangenheit hinter ihrem

Manne liegen möchte, dämmerte zum ersten Male in ihr auf und tiefer noch als diese Erkenntniß schmerzte es sie, daß er sie seines Vertrauens nicht würdigte. — Glaubt er, ich würde ihn weniger lieb haben, wenn er nicht mehr ganz so fehlerlos vor mir stünde, feuzte sie. Mein Mitleid mit ihm, mit seiner Reue, würde meine Zärtlichkeit nur noch verdoppeln, denn wer müßte ihn, der sich so vollkommen gebessert, darum nicht noch mehr achten und lieben?

Würde Fenny auch dann noch so gedacht haben, wenn sie gewußt hätte, daß die Hand, die sie oft zärtlich drückte, — die Hand eines Mörders war?"

Ella war nun zum reizenden Mädchen herangewachsen und gut und sanft wie ihre Mutter geworden; sie war der Stolz der beiden Eltern und die Freude der alten Rowman. Mr. Rowman hatte sich vom Geschäft zurückgezogen, und die Leitung des Hauses ganz seinem Schwiegersohne übergeben, und das Haus Meier in New-York erfreute sich bald desselben Ansehens wie einst die Firma Friedberg in Hamburg.

Aber die reizende Ella sollte nicht nur von den Eltern und Großeltern geliebt werden, sondern auch in der Brust eines jungen Landmannes ihres Vaters die wärmsten Gefühle der Liebe und Bewunderung erwecken. Es war ein schwerer Tag für die Gatten Meier gewesen, an dem sie ihre Einwilligung zu der Verbindung Ella's mit Ernst Huber gegeben hatten; — ein Tag, an dem die arme Mutter die bittersten Thränen weinte — denn dieser Tag sprach das Trennungswort zwischen ihr und ihrem Kinde aus. Ella sollte ihrem Gatten nach Hamburg folgen, und ein Meer lag dann zwischen ihr und den Eltern. — „Du wirst uns mit der Mutter bald besuchen,“ bat Ella den Vater in schmeichelndem Tone, „wir ziehen ja in deine Heimat, die dir nicht so völlig entfremdet sein kann, daß du sie in der neuen Welt ganz vergessen haben solltest.“

„Vergessen! wer könnte das,“ versetzte der Vater traurig, „aber wiedersehen werde ich sie nie mehr. Meine Heimat ist jetzt hier,“ fuhr er in heiterem Tone fort, als er die Blicke von Gattin und Tochter mit schmerzlichem Befremden auf sich gerichtet sah, „ich kann das Land, dem ich meinen Wohlstand verdanke nicht verlassen, und während sich an meine Vaterstadt nur traurige Erinnerungen knüpfen, hat die neue Welt mir in meinem lieben, treuen Weib das größte Glück geschenkt.“ Unverkennbar war es, daß Walter Meier, statt eine Sehnsucht nach der Heimat zu empfinden mit Widerwillen daran dachte, wieder in dieselbe zurück-

zukehren. — Wohl hatte er nur zu triftige Gründe, Hamburg nicht wieder sehen zu wollen!

So zärtlich Frau Meier auch ihren Galien liebte, so verrieth doch die tiefe Schwermuth, in die sie seit der Abreise ihrer Tochter versiel, wie schwer sie die Trennung von dieser ertrug. Vergeblich waren Walters Bemühungen sie zu zerstreuen, das thränenfeuchte Auge der Gattin flehte nur zu oft: — „Laß mich meine Tochter wiedersehen!“, — eine Bitte, die er ihr nicht zu erfüllen wagen konnte.

Aber wie verschieden war auch jetzt in ihrer Schwermuth die sanfte Kenntniß von der launenhaften Amalie. Sie mußte seinen Widerwillen, in die Heimat zurückzukehren, für Eigensinn halten — aber so sehr sie darunter litt, so großte sie ihm doch darum nicht einen Augenblick und blieb ihm stets die liebevolle Gattin. Still und traurig ging es seit der Trennung von der Tochter im Hause Meier zu, und Walter empfand nie so schwer als jetzt, wie unabsehbar die Folgen unserer Handlungen sind — wie drückend die Ketten, die sie uns auferlegen. Wenig ahnte er, daß der Augenblick nicht fern wäre, in dem die Stimme der Natur ihn so mächtig in seine Heimat zurückrufen sollte, daß alle selbstsüchtigen Befürchtungen davor verstummen müßten. Ein Brief seines Schwiegerohnes brachte ihm die Nachricht von der Erkrankung seiner Tochter, die nach dem Ausspruche der Aerzte rettungslos verloren sei.

„Wenn Sie Ihre Tochter noch sehen wollen,“ schrieb er, „so kann ich Ihnen nur rathen, so schnell als möglich Ihre Reise nach Hamburg anzutreten. Ella selbst scheint die Gefahr ihres Zustandes zu kennen, denn sie äußerte zu wiederholten Malen den Wunsch, ihre Eltern bald zu sehen.“

Wer vermag zu schildern, welche Qualen die armen Eltern auf der langen Seereise ausstanden! Die geängstigte Mutter hätte sich in das Meer stürzen wollen, um zu ihrem Kinde zu schwimmen, denn in der Ungebuld ihres Herzens war ihr die Bewegung des Schiffes viel zu langsam.

In dem kurzen fieberhaften Schlummer, in den sie zuweilen auf Stunden versiel, wenn die erschöpfte Natur ihr Recht forderte, sah sie die Tochter erst als glückliche, blühende Brant vor sich — und im nächsten Augenblicke lag sie im Hochzeitskleide als Leiche in ihren Armen. In Walters Träume drängten sich noch andere Bilder, düstere Schattenbilder, die ihm ein großes Zimmer im Friedberg'schen Landhause zeigten — ein Zimmer, in dem neben seiner erwürgten Gattin auch noch die Leiche seiner Tochter lag.

Wie freudig wurden sie aber bei ihrer Ankunft in Hamburg überrascht, als Ella's Gemahl sie mit der trostreichen Nachricht empfing, d.ß eine bedeutende Besserung im Befinden der theuern Kranken eingetreten sei.

„Musste ich krank werden, damit Ihr die Reise zu uns antretet!“ sagte die Tochter, sie mit zärtlichem Verwurf begrüßend.

Wem je eine geliebte Person nach langer, schwerer Krankheit genas, der wird die dankbare, innige Freude der Eltern Meier ermessen können. Jeder Tag führte ihrem Liebling neue Kräfte zu, und im freundlichen Wettstreit bemühten sich alle, die Reconvalescentin für das ausgestandene Leiden zu entschädigen. Gar manchen traulichen Abend hatte die Familie schon im Zimmer der Tochter verlebt; im Alkoven stand das Bett, auf dem die junge Frau in weichen, schwellenden Kissen bequem zurücklehnte, während ihre schon von dem Roth der wiederkehrenden Gesundheit belebten Wangen kaum mehr eine Kranke erkennen ließen; an der Seite ihres Lagers stand ein mit Büchern und Zeitschriften bedeckter Tisch, vor dem Frau Meier, ihr Gatte und Ernst Huber saßen. Entweder wurde vorgelesen oder man plauderte gemüthlich zusammen. Die völlige Zurückgezogenheit von aller Welt, in der Walter im Krankenzimmer seiner Tochter leben konnte, gewährte ihm ein beruhigendes Gefühl der Sicherheit, während seines Kindes Lächeln die düsteren Schreckbilder bannte, die in seiner Heimat ihm entgegen traten.

Wieder saßen sie eines Abends beisammen, Ella war schon stark genug, um außer Bett sein zu können und schenkte heute zum ersten Male selbst den Thee ein. Sie sprach mit der Mutter von ihren häuslichen Einrichtungen, erzählte ihr Vieles über Hamburg, über die der Americanin unbekannteren Verhältnisse und erkundigte sich dann wieder nach allen Freunden und Verwandten in der Heimat. Die beiden Herren nahmen ebenfalls Theil an dem Gespräche, und Herr Meier war heute ungewöhnlich gut gestimmt und sprach viel von seiner Vaterstadt und den Veränderungen, die er angetroffen. Die kleinen Nckereien der jungen Gatten, das frohe Lachen seiner Frau und Tochter, das er so lange nicht gehört, erheiterten ihn sichtlich. Ella wollte manchmal ihren Kräften mehr zutrauen, als der besorgte Gatte für gut fand, und es entstand dann ein kleiner, scherzhafter Streit zwischen ihnen.

„Nein, du sollst jetzt Ruhe geben,“ sagte Ernst und drückte mit sanfter Gewalt die Gattin auf das Sopha zurück, von dem sie sich hatte erheben wollen, um als geschäftige Hausfrau selbst einige Anordnungen zu machen.

„Mutter, hilf mir,“ bat Ella lachend, „laß mich nicht ein Opfer von meines Vatters Tyrannei werden.“

Die Rede der jungen Frau wurde hier durch den Diener unterbrochen, der die Thüre öffnend die Baronin Steinfeld meldete.

Sie kam, die Genesene zu begrüßen, da deren Gatte mit ihrer Familie innig befreundet war. Rasch ließ Ernst Ella frei, während diese so gut sie konnte, die in diesem kindischen Streit in Unordnung gerathene Toilette wieder ordnete; keinem der beiden Väter fiel daher die Veränderung auf, die bei der Meldung des Namens Steinfeld in den Zügen Walter Meiers vorgegangen war. Nur Kenny's Blicken war sie nicht entgangen, sie sah ihren Gatten erbleichen, sich rasch erheben und ohne ein Wort der Entschuldigung zu sagen das Zimmer verlassen. Doch war er nicht im Stande dies zu thun bevor die Baronin eintrat. Ella hatte sich erhoben, um ihr entgegen zu gehen und wollte die Baronin eben ihren Eltern vorstellen, als sie erst bemerkte, daß der Vater, ohne ihren Besuch zu beachten, das Zimmer zu verlassen eilte. Mit unverkennbarem Erstaunen sah ihm die Baronin einen Augenblick nach.

„Eitelfam“, sagte sie halb laut, dann sich an Ella Huber wendend, fragte sie rasch: „Entschuldigen Sie — aber wer ist jener Herr, der eben das Zimmer verließ?“

„Mein Vater, den ich im Begriffe stand, Ihnen vorzustellen, erwiderte diese, erlauben Sie mir aber jetzt, Sie mit meiner Mutter bekannt zu machen.“

Und mit diesen Worten führte sie die Baronin zu Frau Meier und bald entspann sich zwischen beiden eine jener gleichgiltigen Alltagsconversationsen, wie sie so oft zwischen Fremden geführt werden. Artige Worte wurden gewechselt, aber der Sprechenden Gedanken schweiften weit ab. In der Baronin Geist tauchten Erinnerungen an einen Mann auf, den sie einst nicht ohne Interesse betrachtet, und den sie später vielleicht allein milder beurtheilt hatte, als Alle ihn als Vätermörder verdamnten; Erinnerungen, welche die Gestalt und Züge des sich Entfernenden in ihr geweckt hatten. Während die Baronin mit bangem Schauer an die Vergangenheit dieses Mannes dachte, meinte Frau Meier in ihr die einstige Geliebte ihres Mannes zu erblicken, und während sie von gleichgiltigen Dingen sprach, erfand sie sich einen tragischen Liebesroman, in dem ihr Gatte und die Baronin die Hauptrollen gespielt hätten. Der Besuch der Baronin währte nicht lange, aber die frohe Laune Aller war durch dies an sich so geringfügige Ereigniß getrübt. Als Walter Meier spät Abends wieder zu den Seinen kam, war er sichtlich verstimmt; vergebens bemühte

sich Kenny, die Wolken zu zerstreuen, die seine Züge verdüsterten, er blieb still und schweigsam und hörte nur mit wehmüthigem Lächeln dem unbefangenen Geplauder seiner Tochter zu. War es Walter noch vor einer Stunde möglich gewesen, nur der Gegenwart zu leben und sich an ihr zu erfreuen, so empfand er jetzt wieder lebhafter als je, wie angstvoll und ruhelos das Leben dessen ist, dessen Gewissen ihn einer schweren Schuld anklagt.

Er hätte heute noch Hamburg verlassen wollen, der Boden brannte unter seinen Füßen; nicht um die Erhaltung seines Lebens bangte ihm, dieses war ihm längst zur Dual geworden; aber Gattin und Tochter wollte er von Schmach und Schande retten, und der Gedanke, auch ihre Liebe und Achtung verlieren zu können, steigerte seine Angst vor einer Entdeckung bis zu einem Grade, der seine Sinne zu verwirren drohte.

Wieder ist es Abend, die Sonne ist untergegangen und das trübe Dämmerlicht eines September-Nachmittags erfüllte den sonst so heimlichen Raum von Ella's Zimmer. Schweigend sitzen Mutter und Tochter neben einander; Ernst ist noch im Comptoir beschäftigt und Walter ist ausgegangen, um Anstalten zur Abreise zu treffen. Ja, zur Abreise! Es ist nun bestimmt, daß diese in wenigen Tagen erfolgen soll. Schweigend lehnt Ella ihr Haupt an der Mutter Brust und diese drückt einen Kuß auf ihres Lieblings Lippen.

„Scheiden“, klagt die Mutter traurig, „soll ich von dir, und dich vielleicht nie wieder sehen,“ Thräne auf Thräne glitt über die Wangen der Mutter und leise schluchzte die junge Frau. — „Ich werde Euch mit Ernst besuchen,“ sagte Ella nach einer Pause, ihre Thränen trocknend, „ich weiß, er kann meinen Bitten nichts versagen.“

Und mit der frohen Zuversicht der Jugend, die immer hofft, zauberte die Tochter das Bild eines glücklichen Wiedersehens vor den thränenfeuchten Blick der Mutter. Sie sprach von der Leichtigkeit, mit der man jetzt große Reisen unternehme, von dem Vortheile, der durch neue Handelsverbindungen, die Ernst in America anknüpfen könnte, entstehen würde.

„Vielleicht,“ fuhr sie im hoffnungsvollen Tone fort, „wird Ernst auch wie der Vater seiner Heimat untreu, um sich ganz in der unsern niederzulassen.“

Unter diesen Gesprächen war den beiden Frauen die Zeit schnell vergangen und aus dem matten Dämmerlicht war tiefes Dunkel geworden. Ella kitzelte um Licht und jetzt erst gewahrten sie mit Erstaunen, daß es schon spät sei. — „Der Vater ist schon lange fort,“ sagte Ella,

„und er versprach sehr bald zurück zu sein, auch weiß ich, daß die Gänge, die er zu machen hat, ihn nicht lange aufhalten konnten.“

Angstlich blickte die Mutter nach der Uhr. Schon wies der Zeiger die siebente Stunde, und er hatte versprochen viel früher zurück zu sein. Leise und eintönig pickte die Pendeluhr, aber allzu schnell für die sorgenvoll Hartenden bewegte sich der Zeiger weiter. Kein Gespräch zwischen den beiden wollte sich mehr anküpfen lassen. Es waren nur immer wieder dieselben von der Angst dictirten Bemerkungen, die über ihre Lippen kamen. — „Wenn nur der Vater schon da wäre! — Wenn ihn nur kein Unglück zugestoßen ist!“

— „Mein Gott, wenn es die Ahnung eines ihm drohenden Unglücks gewesen wäre, die ihn mit solcher Eheu vor der Heimat erfüllte“, klagte Ella.

— Nicht doch, beruhigte die Mutter, er hat viele Geschäfte abzumachen und vielleicht auch alte Bekannte getroffen, denen er sich nicht entziehen konnte.

Wieder folgte eine Pause. Unruhig erhob sich die von der Krankheit noch reizbare junge Frau und trat an das Fenster.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, und als Ella sich rasch dem Eintretenden zuwandte, sah sie ihren Gemal mit verstärkter Miene auf ihre Mutter zukommen; er beugte sich zu ihr herab und flüsterte ihr einige Worte zu, worauf diese aufstand, um ihrem Schwiegerohn in das andere Zimmer zu folgen.

— „Was ist vorgefallen“, sagte Ella zwischen den beiden tretend, „Ernst, hast du den Vater gesehen?“

— „Ich sah ihn nicht, aber ich habe ein Schreiben von ihm an deine Mutter abzugeben.“

— „Ein Schreiben? Wo ist er selbst, warum kommt er nicht?“ fragte Ella mit bebender Stimme.

Frau Meier war einstweilen zum Schreibtisch getreten und hatte den Brief eröffnet; sie ahnte, daß ein Unglück über sie und ihr Haus hereinbrechen sollte.

— Die wenigen und in Eile geschriebenen Zeilen lauteten:

„Geliebte Gattin! Das schreckliche Geheimniß, das ich Dir bis jetzt verbarg, wird sich mit einem Male vor Dir enthüllen und Dein Blick wird mit Entsetzen sich von dem Manne abwenden, den Du bis jetzt geliebt. . . . In dem Augenblicke, da ich an Dich schreibe, bin ich nicht mehr frei, sondern verhaftet, um morgen vor ein Gericht gestellt zu werden, dem ich bereit bin Alles zu gestehen, um jetzt nach zwanzig

Jahren für ein im Zorne verübtes Verbrechen die verdiente Strafe zu erleiden. Meine Hand sträubt sich niederzuschreiben, was ich begangen. — Du wirst es früh genug erfahren, und Alles, was ich zu meiner Entschuldigung vorbringen kann, ist, daß ich ohne meinem Willen zum Mörder ward. Mörder! Ja, das entsetzliche Wort steht da, und schauernd sehe ich Weib und Tochter sich von mir wenden. Fliehet fort, aus dieser Stadt des Unheils; sagt, ich sei gestorben — und todt will ich sein für Dich und mein Kind, nachdem ich Euch nur Schande gebracht. Meine Hand zittert, ich kann nicht weiter schreiben — nur ein Wort der Verzehrung richte an mich, damit ich im Frieden sterben kann.

Dein

Walter.“

Nacht ward es vor den Blicken der armen Frau, das Schreiben entglitt ihrer Hand und bewußtlos brach sie zusammen.

Walter war, wie er sich vorgenommen, ausgegangen, um Anstalten zur Abreise zu treffen. Manche Physiognomie, die er noch aus früheren Zeiten kannte, hatte er gesehen, und trotz der Veränderung, die zwanzig Jahre in einem Menschenantlitze hervorbringen, wieder erkannt; mit scheu zu Boden gesenkten Blicken eilte er jetzt durch die Straßen, als er plötzlich mit Entsetzen gewahrte, daß sein Weg ihn durch die Gasse geführt, in der sein Haus gestanden hatte — und da war es noch das alte stattliche Haus und auf der langen, schwarzen Tafel, die an der Vorderseite desselben angebracht war, stand noch wie damals mit goldenen Lettern: „Comptoir Friedberg“.

Schauernd starrte Walter hin; es war ihm mit einem Male, als hätte er Alles nur geträumt, was er in diesen zwanzig Jahren erlebt; als hätte er Hamburg nie verlassen und bewohne noch dies Haus mit Amalien.

Seine Sinne verwirrten sich, ein Schwindel ergriff ihn; er lehnte sich an die Mauer eines Hauses und unfähig sich aufrecht zu erhalten, stürzte er zu Boden.

Schnell sammelte sich ein Kreis von Menschen um ihn und man brachte den Bewußtlosen in die nur wenige Schritte entfernte Apotheke. Es war die alte Pharmacie zum goldenen Löwen, die sich schon seit mehr als einem halben Säculum an dieser Stelle befand. Nur zu bald erkannte der Besitzer derselben in dem Ohnmächtigen, den man zu ihm gebracht, den Banquier Friedberg, der vor zwanzig Jahren, nachdem er seine Gattin erwürgt, entflohen war. Und während seine Leute noch um ihn beschäftigt waren, sandte er heimlich zur Polizei, um in einem Schreiben der Direction die Entdeckung mitzutheilen, die er soeben gemacht.

Das grauenhafte Verbrechen des Gattenmordes hatte vor Jahren viel von sich reden gemacht, und man hatte Friedberg nicht einmal die Gerechtigkeit widerfahren lassen, es für den unüberlegten Act seiner geringsten Heftigkeit zu halten, sondern meinte, der junge Mann habe sich von der ihm lästig gewordenen Gattin befreien wollen, um vielleicht mit einer jüngeren Geliebten zu entfliehen. Das Haus Friedberg war einem Verwandten Walter's zugewallen, der die alten Verbindungen der Firma benützend, sich an die Spitze des nun verwaisten Hauses stellte.

Walter war kaum aus seiner Ohnmacht erwacht, als ihn auch die Schreckenskunde traf, daß er erkannt und verrathen sei. Er ließ sich, ohne den mindesten Widerstand zu versuchen, vor das Gericht führen, fest entschlossen seine Identität mit Friedberg nicht zu läugnen und Alles der Wahrheit gemäß zu gestehen!

War er trotz aller ärgeren Glücksjütern nie mehr zufrieden und heiter gewesen, seit er das Verbrechen begangen, so hatte, in seiner Vaterstadt angelangt, die Erinnerung daran ihn in einer Weise gequält, die ihn dem Wahnsinne nahe zu bringen drohte. Zu spät erkannte er erst jetzt völlig, wie schwer er auch gegen Jenny gefehlt, deren Leben er mit seinem schuldbeladenen Dasein verknüpft, und die er mit in das Verderben gerissen hatte, das früh oder spät, als Folge der Unthat ihn erreichen mußte.

Monate sind seit dem eben geschilderten Ereigniß vergangen; die einst in Hamburg so bekannte Persönlichkeit des jungen und schönen Banquiers Walter Friedberg hat reichen Stoff zum Stadtgespräch geboten. Nach zwanzigjähriger Abwesenheit wieder in seine Heimat zurückgekehrt, ist er erkannt und nachdem er eingestanden, daß er, obwohl unabsichtlich seine Gattin erdrosselt habe, zu vielsähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden.

Neue schaudererregende Ereignisse sind seitdem von den geschäftigen Zeitungsschreibern berichtet worden. Vergiftungen, Selbstmorde und wie sie alle heißen die schönen Thaten unserer an Verbrechen so reichen und an Glauben so armen Zeit, und hätten Walter Friedberg's Tragödie beinahe schon der Vergessenheit übergeben, wenn nicht das Leichenbegängniß der schönen, jungen Banquiersfrau Huber die Erinnerung an ihn wieder in Aller Gedächtniß aufgeschrieben hätte. Ella Huber, die Tochter des Unglücklichen, die kaum von schwerer Krankheit genesen war, erlag dem fürchterlichen Schlage, der sie so unerwartet getroffen hatte.

In dem Vater, den sie bis jetzt so zärtlich geliebt und verehrt, einen Mörder erkennen zu müssen, — ihn, dem sie das Leben dankte, als Verbrecher behandelt zu sehen, hatte ihre kaum wieder gewonnene Kraft gebrochen und sie von Neuem auf das Krankenlager geworfen, das sie nur mehr verlassen sollte, um auf den Friedhof getragen zu werden, wo man sie zur ewigen Ruhe in die kühle Erde senkte.

Der lange Zug der Leidtragenden, die ihr das letzte Geleit gaben, ist zurückgekehrt und theilnehmende Freunde drängen sich um den so früh verwittweten Gatten und geben ihm Beweise ihrer Theilnahme mit seinem schweren Verluste.

Aber Niemand denkt daran, die arme Mutter zu trösten. Sie ist allein und freudlos, und der Name, den sie trägt, ist mit Schmach und Unehre beladen, dennoch will sie die Stadt nicht verlassen, in der sie der schwere Schlag getroffen, der sie alles Erdenglück beraubt. Vergebens langt ein Schreiben nach dem anderen aus der fernern Heimat an, in denen man sie dringend zur Rückkehr auffordert. Frau Meier ist fest entschlossen hier zu bleiben. Der arme Gefangene, der in der einsamen Zelle seines düstern Kerkers verachtet und gemieden von der ganzen Welt lebt, soll ihres Trostes, ihrer Liebe nicht beraubt sein.

— „Er ist mein Gatte“, schreibt sie in einem Briefe an ihre Eltern, und darf ich schon nicht die Haft mit ihm theilen, so will ich doch in seiner Nähe weilen, um den Unglücklichen so viel in meinen Kräften steht, zu trösten.“

Himmlischen Trost und Frieden bringt sie dem armen Gefangenen; der enge, düstere Raum seines Kerkers wird ihm zum Paradiese, wenn ihre Arme ihn umschlingen und ihre Lippen ihm die milden, lieben Worte zuflüstern, die nur ihr Mitleid einzugeben weiß. Sie läßt ihre Thränen mit den seinen fließen, wenn er von schmerzlicher Reue gequält, zu Gott um Vergebung fleht, und die engelsgleiche Güte, mit der sie ihm verzeihen konnte, ist ihm sichere Bürgschaft für Gottes Erbarmen.

Hatte Walter's erste Gattin ihn zur Sünde gereizt und bis zum Verbrechen getrieben, so war Jenny sein guter Engel geworden, der Friede und Ergebung in sein gequältes Herz brachte, und ihn wieder mit seinem Gott versöhnte.



Märchen aus Kärnten.

Mitgetheilt von J. Francisci.

Schönhannchen mit dem goldenen Haar.

In einer großen Stadt wohnte eine Schneiderstochter von besonderer Schönheit; ihres dichten blonden Haares wegen hieß sie allgemein: Schönhannchen mit dem goldenen Haar. Als ihre Eltern gestorben waren, blieb ihr nichts übrig als zur Nadel zu greifen und das Geschäft ihres Vaters fortzuführen; sie war flink und thätig und der Ruf ihrer Geschicklichkeit und Schönheit drang bis zu den Ohren eines mächtigen Königs, der eben Wittwer war und mit Heiratsgedanken umging. Sein Kanzler, wegen seiner Leutfeligkeit „Allbeliebt“ genannt, erhielt von ihm den Auftrag, sich allso gleich auf den Weg zu machen, das Mädchen aufzusuchen und es her zu bringen, sonst könne er sich darauf gefaßt machen, seines Amtes verlustig zu werden. Der Kanzler machte sich reisefertig und ritt fort.

Ueber eine Weile kam er in ein dichtes Gebüsch, da lauerten einige Jäger; nicht weit davon erblickte er im Gezweige einen großen Raben, der ganz sorglos sein dunkles Gefieder pußte „Flieh' fort, flieh' fort“, rief er dem Raben zu, „die Jäger sind hinter dir.“ Der Rabe warf ihm einen dankenden Blick zu, breitete seine Fittiche aus und flog davon.

Darauf kam er zu einem großen See; aus den Wellen tauchte ein Fischlein auf, als ob es sich sonnen wollte, schwamm es dem Ufer zu; aber im Uferlande ringelte sich eine Schlange. Der Kanzler sprang vom Pferde, zog sein Schwert und hieb die Schlange mitten entzwei. — Da sprach das Fischlein im See: „Schöndank, Allbeliebt, das wird dir nicht unvergolten bleiben.“

Endlich erreichte er die große Stadt, und schon als er zum Thore hineintritt, fragte er nach Schönhannchen; jedes Kind wußte ihm Auskunft zu geben und so hatte er die Gesuchte gar bald gefunden; aber wie bezaubert blieb er vor ihr stehen; so ein holdes Mädchen hatte er noch nie gesehen. — Er entledigte sich seines Auftrages und Schönhannchen sagte: Es freue sie, daß ein so mächtiger König ihrer gedenke; aber mitgehen könne sie nicht; sie habe das Erbtheil von ihrer Mutter, einen goldenen Ring am Ufer des See's verloren, und bis sie den nicht wieder bekomme, kann sie nicht fort.

Was wollte der gute Kanzler machen, betrübt ging er wieder weiter, und wie er nachdenkend, was er bezinnen solle, an's Ufer des See's kam,

hörte er seinen Namen rufen; er sah sich nach allen Seiten um, konnte aber Niemanden sehen. Da rief es nochmals: *Ungeliebt!* „da nimm den Ring, den Ring, den ich zwischen den Zähnen halte, es ist Haunchen's Ring“, da bemerkte er das Fischlein im See, das einen glänzenden Ring zwischen den Zähnen hatte. Er nahm den Ring und eilte zu Schönhaunchen zurück. Man kann sich denken, welche Freude Schönhaunchen hatte, als es den Ring sah, schnell steckte es ihn an's zarte Fingerlein; „aber mitgehen — sagte es — könne es doch nicht.“ Da stand der Kanzler ganz verblüfft da, — schon wollte er an's Schwert greifen; aber sein Zorn legte sich bald, wie die Schneiderstochter ihn freundlich ansah. „Er möge seinen Muth an den Riesen ver'nchen, der vor der Stadt hanse“, sagte sie, „er heißt: *Golinfroh*, hat drei Augen, und wenn er ihn das mittlere aussticht, sei er ganz kraftlos und schwach wie ein Kind. Wenn er diesen Riesen, der die Stadt so belästigt und jeden Tag ein Kalb und zwei Kinder verschlingt, erlegt, sei sie bereit, ihm zu folgen.“

Der gute Kanzler zog nun, mit seinem Schwerte bewaffnet, vor die Stadt hinaus. — Schon von Ferne erblickte er den gewaltigen Riesen, und als er in seine Nähe kam, rief ihm dieser entgegen: „Du *Milchman*, du bist mir gerade zum Frühstück recht.“ — Da schoß der große Rabe mit Allgewalt auf das Haupt des Riesen nieder, daß er zu Boden stürzte und hakte ihm das mittlere Auge aus. Diese Gelegenheit benützte der Kanzler und hieb dem Riesen das Haupt ab. Mit dem Kopf des Riesen in der Hand ritt er in die Stadt zurück, und als die Leute dies sahen, waren alle hoch erfreut und lobten und priesen den Helden, weil er sie von dieser großen Plage befreit hatte. Aber Schönhaunchen blieb immer noch spröde. „Nur Eines noch“, sagte sie mit großer Freundlichkeit, „nimm dies Gläschen und hole mir vom Wasser der Schönheit, du wirst die Quelle im Walde bald finden, sie ist von zwei Drachen bewacht.“

Wohl ging der Kanzler in den Wald hinaus, wohl fand er die Quelle, aber die Drachen blickten ihn so grimmig an, daß er sich nicht in die Nähe wagte.

Da rief eine Stimme: „*Sib mir, gib mir*“, und wie er aufschaute, sah er den Raben über seinem Haupte schwebend. Er nahm ihm mit den Schnabel das Gläschen aus der Hand und flog zur Quelle hin. Bald war er wieder mit dem vollen Gläschen da. Der Kanzler bedankte sich und eilte zu Schönhaunchen zurück. — Nun war es bereit mit ihm zu gehen, setzte sich hinter ihm auf's Pferd und so ging's lustig weiter.

Im nächsten Walde hörten sie ein Zammern und Schreien und wußten nicht, was das bedeute. Bald jedoch sahen sie den König, und neben ihm, in ihrem Blute schwimmend, seine Tochter. Sie waren dem Kanzler, da er zu lange ausblieb, entgegen geritten, wurden von Räubern überfallen und gar arg zuerichtet. Der Königstochter stachen sie noch dazu beide Augen aus. Der König war über diesen Unfall ganz trostlos. Und wie Alle bemüht waren die Prinzessin zu laben, da kam ein Hase dahergesprungen und rannte von einem Baum zum andern; man sah es ihm gleich an, daß er blind war; aber im nahen Gebüsch sprudelte eine Quelle, in diese stürzte sich der Hase und kam sehend heraus, und lief kerzengerade davon.

Der Kanzler, der dies bemerkte, nahm die Prinzessin, trug sie zur Quelle hin und tauchte ihr Haupt in's Wasser. „Ach, welche herrliche Edelsteine“, sagte sie, und wie sie aufstand, war sie wieder gesund und sah besser als früher.

Aus Dankbarkeit dafür versprach der König dem Kanzler seine Tochter zur Frau zu geben; aber dem guten Kanzler gefiel Schönhammchen viel besser.

So kamen sie endlich wieder zurück in den königlichen Palast; da wurde gleich Hochzeit gehalten, was gut und theuer war wurde aufgetragen; viele Gäste waren geladen, Alles war lustig und guter Dinge; aber der Kanzler ließ den Kopf hängen. Die Schneiderstochter fand sich, als des Königs Gemahlin, gar bald in ihren neuen Stand. Sie wusch sich fleißig mit dem Wasser der Schönheit und wurde von Tag zu Tag schöner; aber der König wurde gewaltig von der Eifersucht geplagt; er betrachtete mit argwöhnischen Augen die Blicke des Kanzlers und ließ ihm zuletzt ergreifen und in's Gefängniß werfen. — Da wurde Schönhammchen recht traurig. Kein Essen, kein Trinken wollte ihr schmecken. Der König schöpfte Argwohn und belauschte seine Gemahlin einmal in ihrer Kammer; da sah er wie sie sich kammte und wusch. Rasch ging er auf sie zu und fragte: was sie da mache; und Schönhammchen voll List und Schlaueit erzählte ihm vom Wasser der Schönheit, und wie er damit leicht sich verjüngen könne. Dem König war nichts erwünschter, als das, nahm ein Gläschen mit Wasser und wusch sich — — aber da wurde er immer bleicher und bleicher — sein Klage immer stärker — und als die Leute herbeikamen fanden sie ihn leblos am Boden.

Schönhammchen hatte die Augen voll Wasser, — man weiß nicht ob vor Trauer oder vor Freude. — Denn als der König mit großem

Pomp zur Erde bestattet war, befreite sie den Kanzler aus seinem Gefängnisse, ließ ihn zum König ausrufen und hielt mit ihm eine glänzende Hochzeit. — Die Königstochter aber ging vor Kummer und Gram in ein Kloster.

Ein Soldat in fremder Stadt.

1.

Bin wieder wandernd eingezogen
In fremder Stadt, ein fremder Mann. —
Du altes Thor mit gothischem Bogen,
Wie starrest du mich gespenstig an.

Und durch die Stadt, die menschenwelle,
Schwanl' ich so kalt und mißgestimmt,
Fast wie beim Giegang' eine Schelle
Hinab mit and'ren Schollen schwimmt.

O Einerlei auf allen Wegen,
Wie bin ich dein schon herzlich satt;
Die Thurmuhre mit den dumpfen Schlägen
Stimmt trefflich zu der düstern Stadt.

Und Menschen — Kirchen — Häuser — Gassen:
Wie glückgemieden sie da steh'n;
Rüßt' ich noch heut' die Stadt verlassen,
Ich rief: Auf Nimmer-Wiederseh'n! — —

2.

Doch wenn der Abschiedsmarsch schon schallte,
Trompetenruf von hier mich trieb',
Ich frohen Sinn's die Stadt durchwallte,
Wer weiß, ob ich nicht stehen blieb',

Säh' ich ein Mädchen schlanken Leibes,
Das lauschend sich am Fenster zeigt,
Wenn aller Reiz des Erdenweibes
In ihr zu mir sich grüßend neigt.

Und jetzt: Wer kann den Zauber fassen,
Umschwebt die Stadt ein Frühlingsschein,
Und zu mir reden alle Gassen
Und Wohlklang tönt aus jedem Stein'.

Die Stadt, die kalt und fremd ich nannte,
Ist mir jetzt heimlich und vertraut,
Seit ich mein Vögelein erkannte,
Das hier sein Nestchen sich gebaut.

Die Thurmuhr mit den dumpfen Schlägen,
Sie tönte mir jetzt hell und voll,
Rief sie die Stunde mir entgegen,
Wo ich mein Mädchen sehen soll.

Erstid' dann an dem eig'nen Tone
Trompete, heißest du mich geh'n,
An ihrem Haus' mit dem Balcone
Möcht' ich noch oft und immer steh'n!!

— Doch — Gott sei Dank! noch nicht gesehen
Hab' ich, die raubte meine Ruh',
Und heißt es, daß wir weiter gehen,
Sachz' ich: Trompeter! blas' nur zu!

J. Weilen.

Die Macht der Augen.

Thöricht' Bähnen, daß die Augen
Nur zum Seh'n, zum Schauen taugen!

Augen winken, Augen sprechen,
Geben Zeichen, geben Rath,
Führen an zur Heidenthat
Und verführen zum Verbrechen.
Augen meiden, suchen, fragen
Und ergießen sich in Klagen,
Niesen stumm, doch herzzerreißend,
Pächeln glücklich, glückverheißend,
Zürnen und vergeben wieder
Oder schmettern strafend nieder.
Augen händeln und betrügen,
Sie gestehen und sie lügen;
Augen forschen, horchen, hören,
Droh'n, verspotten, tropfen, schwören;
Sie mißbilligen und tadeln,
Loben, muntern auf und adein
Oft durch flüchtig Wohlgefallen
Unbedeutende vor Allen;

Sie entscheiden ein Geschick
Ist durch einen eins'gen Blick.

Wer nun meint noch, daß die Augen
Nur zum Seh'n und Schauen taugen?

Faust Pascher.

Liebesweih.

Des Försters Tochter, die schöne Marie,
Ging träumend unter den Linden,
Und thät aus Maienglocken weiß
Einen Kranz ins Haar sich winden.

Da kam des Wogs der junge Baron
Und grüßte fittig und milde,
Wie Andacht es nur und Glaube thun
Vor einem Madonnenbilde.

Des Mädchleins Wangen färbten sich
Blutroth wie brennende Rosen,
Der Geist war fern, der Fuß nur glug
Noch auf des Waldes Moosen.

Der Jüngling stand wie festgebannt,
Er stand viel lange Stunden
Und blickte hinein in das Dämmergrau,
Wo die holde Erscheinung verschwunden.

Des Försters Tochter — der junge Baron —
Sind nie sich wieder begegnet,
Und doch hat die Liebe auf ewige Zeit
Die beiden Herzen gefegnet.

Großmütterchen schon war die schöne Marie
Und hielt nur zur Noth sich am Stabe,
Doch meinte sie noch, es trät' aus dem Wald'
Hervor ein blonder Knabe!

Im Lehnstuhl saß der alte Baron
Und silbern glänzten die Locken,
Doch im Geiste sah er ein schelmisch' Kind
Mit weißen Maienglocken.

Endwig Bowitzsch.

Groß.

An dem, was ich geliebt auf Erden
Bin ich mir keiner Schuld bewußt;
Ich liebte, um geliebt zu werden,
Ich schied, als scheiden ich gemußt.

Das macht mir leicht und leicht das Leben.
Und trüg' ich auch geheimen Gram —
Ich hab' vergessen und vergeben,
Und hab' getragen, was da kam.

Ludwig Heib.

Deutsche Studien.

II. Der Christbaum.

(Schluß.)

Die Poesie verklärte nicht nur des Menschen eigenes Wesen, sondern zieht auch die Thier- und Pflanzenwelt in ihren Zauberkreis. — Jede heilige Zeit, die des Menschen Gemüth mächtiger bewegt, ruft auch wunderbares Leben in der Pflanzenwelt hervor, und wenn dem freudig pochenden Herzen die Sprache versagt, so muß die Blume und der Baum reden und die Bedeutung des Festes verkünden; ja selbst seine Seele läßt der Mensch in Pflanzen übergehen, im geheimnißvollen Weben des vegetabilischen Organismus fortleben. — Die Zauber der Christnacht erstrecken sich über die ganze Natur und wecken auch das vegetabilische Leben. Auf dem Wintereise schneiden die Zwerge wunderbare Garben, und Aepfelbäume treiben in der heiligen Stunde Blüthen und Früchte. Die Lanne aber hat sich der Mensch aus dem Walde geholt, daß sie eine Sprache werde seiner weihewollen Stimmung, ein Symbol der Ideen, die sein Innres erfüllen.

Wie über die Geschichte des Christbaumes, so gibt es auch abweichende Ansichten über die Symbolik desselben.

Die Vertheidiger des heidnischen Ursprunges sehen in der Weihnachtstanne natürlich das Sinnbild des auch im Winter grünenden Naturlebens oder die Andeutung der wieder nahenden Macht des Frühlingsgottes. Kühnere sehen in ihr sogar die Darstellung des ewig grünenden Weltbaumes der deutschen Mythe, dessen Zweige sich über des Himmels

Gewölbe erstrecken, an denen als Früchte die Sterne prangen. — Diese Deutung könnte erst durch den Nachweis Berechtigung erhalten, daß die Tanne mit den Lichtern wirklich dem Zulafte angehöre. Und wäre derselbe auch wirklich geliefert, so hätte sie doch für uns den Werth verloren, die wir zu Weihnachten kein Naturfest mehr feiern.

Der heidnischen steht die christliche Deutung gegenüber. Theologen haben versucht, der Sitte eine wesentlich kirchliche Grundlage zu geben. So sieht Fellöcker in der Weihnachtstanne den Baum des Lebens, das Symbol des Christenthums, in ihren Lichtern die Lehren, die die Welt erleuchteten, in ihren Gaben die Segnungen Christi, die sich auf alle Lebensverhältnisse beziehen und die Kinder Gottes treffen. G. Rippel geht noch weiter; ihn erinnert die Tanne an den Baum aus dem Stamme Jesse, der die Menschheit gerettet, und die Geschenke mahnen ihn an das Geschenk der Erlösung des heiligen Vaters. — Zugleich aber sieht er den Kreuzesbaum vor sich, von dem das Licht der Welt ausstrahlte, oder der Baum des Paradieses mit seinen verbotenen Früchten. Wie mißlich diese rein kirchliche Deutung ist, leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß der Christbaum mit dem kirchlichen Cultus in keiner Verbindung steht und daß er heute sogar in jüdische Familien Eingang gefunden hat. — Doch möchten wir auch nicht Sebastian Brunner beipflichten, der diese Sitte ganz verwirft und für das christliche Fest nur die Aufstellung von Krippenspielen gelten lassen will. — Es ist nichts als verletzende Trivialität, wenn man, wie er, behauptet, der Christbaum nähre nur die niederen Leidenschaften der Hab- und Genußsucht. Der Grundgedanke der Sitte knüpft doch augenscheinlich an das christliche Fest an, wie es schon der Name sagt; doch hat sich dieselbe des confessionellen Charakters entkleidet und kann überall Eingang finden, wo der Mensch die Bande der Familie heilig hält. Und daß wir mit dem Christbaume nicht die Winter Sonnenwende, noch die Entstehung des Christenthums feiern, sondern daß derselbe der Mittelpunkt eines reinen Familienfestes sei, wird Niemand bestreiten wollen. Von diesem Grundgedanken wird auch die Symbolik ausgehen müssen, will sie sich nicht ins Leere verlieren.

Der Baum galt zu allen Zeiten und bei allen Völkern als Symbol der Familie. Es ist diese Anschauung in unserer Sprache so tief gewurzelt, daß wir für die Gemeinschaft aller von einer Familie ausgehenden Glieder immer das Wort Stamm gebrauchen, und den Ursprung Abstammung nennen. Der Begriff Stammbaum ließ auch die Glieder als Zweige erscheinen.

Für das winterliche Fest bot sich dem Deutschen nur der Nadelbaum und er griff nach dem edelsten, nach der Tanne. Wie sie in des Berges festen Grund ihre Wurzeln schlägt, und kräftig emporspießend ein ernstgebietendes und doch freundliches Ansehen erhält, so wurzelt die deutsche Familie im unerschütterlichen Boden der Sitte, dessen Lebenskraft ihr ein rüstiges Gedeihen verleiht und sie aller moralischen Stürme trotzend läßt. — Selbst wenn ein allgemeines Nuheil alles öffentliche Leben erstarren macht, weht der nationale Geist noch still und mächtig in der Familie, wie die Natur in der Tanne ihre nie versiegende Kraft walten läßt, wenn Halm und Laub in Feld und Wald längst abgestorben ist. — Der Schnee des politischen Indifferentismus hatte längst das Leben des deutschen Reiches erdrückt, als die deutsche Familie neue Kräftigung erhielt. —

Die Tanne schmückte man mit goldenen Früchten, süßem Naschwerk und hellen Lichtern. — Glänzende Taze des Glückes und die volle Süße der Gemüthsbefriedigung wünschte der Deutsche seinem Hause, über Alles aber sollte die Flamme des Geistes strahlen, das dunkle Leben erleuchtend, das kalte erwärmend. — Mit solchen idealen Wünschen verbunden sich bald und leicht wirkliche Spenden, Zeichen gegenseitiger Freundlichkeit, die Erfüllung kleiner Wünsche. — Die Poesie schloß hier mit dem Leben einen schönen Bund.

Für die Lichter am Baume läßt sich noch eine andere Beziehung auffinden. — Das Stammwort Baum bedeutet im Angelsächsischen und Englischen *beam* nach Grimm's Wörterbuch nicht bloß den Holzstamm mit seinen Ästen, sondern auch einen Strahl des Lichts. Das vegetabilische Sprossen und das strahlende Leuchten bezeichnete also der alte Germane mit einem Worte; es mochte ihm das Licht als das höchste Leben in der Natur erscheinen. So können die Flammen an der Weihnachtsanne, als das Symbol der treibenden Naturkraft gelten, die im Baume wirkt, wie sie die Familie schafft. —

Der Christbaum hat aber nicht bloß eine politische Bedeutung, er hat auch schon eine national-öconomische genommen. — Die mit dem Familienfeste verbundenen Geschenke hatten für Handel und Gewerbe einer Markt geschaffen, der im Jahre seines Gleichen nicht hat. — Von der Spielwaarenhandlung bis in den Buchladen ist Alles in reger Thätigkeit. — Ein praktisches Geschlecht, wie das unserer Zeit, sieht darin wohl den Hauptwerth der schönen Sitte und berechnet denselben nach den Tausenden des Umsatzes. — Ja, kluge Forstleute beklagen sogar, daß durch das Abschneiden junger Tannen der Wald verwüftet werde und

verdammen die Sitte als volkwirthschaftlichen Frevel. Man kann diesen Organen der Staatspolizei freilich nichts Anderes entgegen, als daß die Lanne ihren Zweck vollkommen erfülle, wenn sie das Herz erwärme, und sie könne die Versorgung des Ofens getrost Andern überlassen. — Wir sind stets geneigt, die geistigen Interessen über die materiellen zu stellen.

Man achtet Sitten und Gebräuche in der Regel desto mehr, je älter sie sind. Für uns aber gewinnt der Christbaum gerade dadurch an Bedeutung, daß sein altheidnischer Ursprung nicht nachweisbar ist. — Als Product der neuern Zeit liefert er den erfreulichen Beweis, daß das moderne Geschlecht doch noch nicht so aller Poesie und Zeugungskraft bar ist, wie manche wollen. Nur eine Fülle des Gemüthes konnte eine solche Sitte erfinden, verbreiten und erhalten. Ein reiches Gemüth aber ist die sicherste Grundlage für die Zukunft eines Volkes. Die Deutschen, die den Baum für die Familie aufgerichtet, werden auch noch den Baum der Freiheit und Einheit aufpflanzen.

Wien.

Prof. A. Egger.

Zur Alpen - Literatur.

Es war vor beiläufig zwanzig Jahren, daß das große fünfbändige Werk von Adolph Schaubach: „Die deutschen Alpen. Ein Handbuch für Reisende durch Tyrol, Oesterreich, Steyermark, Illyrien, Oberbayern und die anstößenden Gebiete.“ (Zua, Friedrich Frommann 1845—47) erschien. Der erste Theil enthielt die allgemeine Schilderung, die übersichtliche Darstellung des deutschen Alpenlandes nach seiner natürlichen dreifachen Gliederung in Central-, Nord- und Südalpen, und einen Anhang über Reisetwege, Reiserregeln und die Alpenliteratur. Die folgenden vier Theile behandeln die deutschen Alpenländer in allen ihren geographischen Verhältnissen, bis in's Detail eingehend, und zwar der zweite Theil Nord-Tirol, Vorarlberg und Ober-Baiern, der dritte Salzburg, Ober-Steiermark, Ober- und Nieder-Oesterreich, der vierte Mittel- und Süd-Tirol und der fünfte die südöstliche Abdachung vom Großglockner bis Triest, somit Kärnten, Mittel- und Süd-Steiermark, Krain und Istrien. — Dieses Werk war bei seinem Erscheinen das beste auf dem ganzen Gebiete der Alpenliteratur, und zugleich das einzige, welches das ganze Hochgebirge vom Ortler und Bodensee bis an die Adria und Ungaris Grenze, zusammenfassend zu einem Gesamtbilde, und doch wieder bis in die

einzelnen Details schildernd, darstellte. Mehr als zwanzig Reisen hatte Schaubach durch unsere Alpen gemacht, ehe er die Feder zu diesem Gesamtwerke ansetzte, und dieselbe Begeisterung, Hingebung und Liebe für Land und Leute, welche ihn durch die Thäler und über die Berge begleitet, wirkten noch in ungeschwächter Kraft, als er all' das, was er selbst gesehen, durch Wort und Schrift auch Anderen zugänglich machte. Und dabei charakterisirt sich dieses Werk durch eine Genauigkeit, Sorgfalt und Gründlichkeit, wie sie eben nur deutschen Gelehrten eigen sind, welche die allseitige Erforschung eines Gegenstandes zur Aufgabe ihres ganzen Lebens machen.

Wie weit ist nun die Kenntniß unserer Alpen seit zwanzig Jahren, seit dem Zeitpunkte des Erscheinens der ersten Auflage von Schaubach's Werk fortgeschritten, welche Erweiterungen haben die specielle geographischen, die geologischen Anschauungen auf diesem Gebiete erfahren, und welche politischen Veränderungen sind da nicht vorgegangen! Und doch sind die „deutschen Alpen“ das beste Gesamtwerk über diesen Stoff geblieben. Deshalb muß das Erscheinen einer zweiten Auflage dieses Buches mit ungetheilter Freude begrüßt werden, und dies um so mehr, als in den bisher vorliegenden drei Bänden derselben (II. Nord-Tirol, Vorarlberg, Ober-Baiern, III. Salzburg, Ober-Steiermark, das österreichische Gebirge und das Salzkammergut, IV. das mittlere und südliche Tirol, für Einheimische und Fremde geschildert, von Adolph Schaubach, weil. Professor in Reiningen, 2. Aufl., Sena, Druck und Verlag von Friedrich Frommann. 1865—67), nicht nur der alte Schaubach uns wieder mit allen seinen trefflichen Eigenschaften entgegenblickt, sondern auch alle Resultate seitheriger Forschungen über unser Alpenland in der neuen Bearbeitung verwerthet sind. Alles, was die geologische Reichsanstalt, die geographische Gesellschaft, der Alpenverein und die Central-Commission für Statistik in Wien zu Tage gefördert, was Sontlar, Keil, Simony und viele andere auf diesem Gebiete gearbeitet, ist bei der neuen Auflage in Betracht gezogen und benützt worden. — Und obwohl sich heutzutage viel mehr und ganz andere Kräfte mit dem Studium der Geographie der Alpen befassen, als vor zwanzig Jahren, mußte der Verleger in seinem Vorworte zum dritten Bande dennoch mit Recht sagen, daß er „nach dem Tode des Verfassers, der mit staunenswerthem Fleiße und hingebender Liebe sein Werk zu Stande gebracht hat, eben keinen zweiten Schaubach habe finden können, der befähigt und zugleich in der Lage gewesen wäre, die ganze Last der Verjüngung allein auf seine Schultern zu nehmen. Rath und Förderung sind dem Unternehmen dagegen, wie ich dankbar

anerkenne, von vielen Seiten zu Theil geworden.“ Als Bearbeiter der zweiten Auflage nennt nun der Verleger: Dr. H. Emmerich in Meiningen für das Geognostische und Botanische; Keil, einen der besten Kenner der östlichen Alpen für Höhenangaben, Wege, Wirthshäuser u. s. w. Th. Trautwein in München für Oberbaiern, Trentinaglia in Landeck, Prof. Schneller in Roveredo, Moissirovic und Schimmer in Wien, Wachtler in Bozen und Gutberlet in München für Tirol, und endlich sei noch in aller Bescheidenheit erwähnt, daß auch der unterzeichnete Referent mit großer Lust und Liebe an der zweiten Auflage des dritten Bandes mitgearbeitet hat. — Die bisher erschienenen Bände berühren zwar Kärnten noch nicht unmittelbar, da sie aber bereits bis an seine Grenzen reichen, und da dieses Land um seiner herrlichen Natur und seines wackeren Volkes willen eine der edelsten Perlen in der Krone der Alpenländer ist (ich darf dies schon sagen, da ich nicht Kärntner bin), und daher Alles, was unsere Alpen angeht, auch Kärnten mitbetrifft, so mag diese Anzeige in den Spalten der „Carinthia“ an und für sich und als Vorläufer der Besprechung des in diesem Jahre zu erwartenden fünften Bandes, der von Kärnten handelt, ihre Rechtfertigung finden. — Schaubach's deutsche Alpen sind auch in ihrem neuen Kleide nicht nur ein unentbehrliches Handbuch für alle Reisenden in unseren Bergen, sie vermitteln auch dem Einheimischen wie dem Fremden die sicherste und genaueste Kenntniß unserer Länder bis in ihre engsten Thäler und auf ihre höchsten Spitzen und sollen daher (bei dem mäßigen Preise von nicht einmal 2 Thalern für den Band) auf dem Tische jedes Vaterlandsfreundes zu finden sein.

Zum Schlusse wollen wir hier nur noch aus dem, Jena im September 1866 datirten, zum 4. Bande gehörigen Vorworte des Verlegers Friedrich Frommann folgende Zeilen wiederholen: „Redaction und Druck dieses Bandes sind in eine für jeden deutschen Vaterlandsfreund tief-schmerzliche Zeit gefallen; die Auflösung des Bundes, der durch sein bloßes Dasein die Grenzen schützte, den Frieden sicherte und fremder Einmischung wehrte; dafür so viele Tapferen auf beiden Seiten geopfert, und endlich Deutschland in drei Theile gespalten, die herrlichen Alpenländer politisch vom Norden getrennt! Indessen schon einmal war Oesterreich hinausgedrängt durch Napoleon I. — Damals hatte sich Preußen damit begnügt, es wiederholt im Kampfe wider den Erbfeind im Stiche zu lassen — und doch gaben im Befreiungskriege die österreichischen Heermassen durch ihr Eingreifen den Ausschlag, retteten Preußen vom Untergange, halfen Deutschland befreien und Oesterreich nahm seinen Ehrenplatz im gemeinsamen Vaterlande wieder ein. Sollte sich Aehn-

liches auch nicht wiederholen? Die Oesterreicher, Steiermärker, Tiroler u. s. w. bleiben immer Deutsche, ihr Land deutscher Boden und ihre Gebirge deutsche Alpen.“ —

Graz, im Jänner 1867.

Dr. Franz Stwof.

Zwei Erinnerungszeichen eines Numismatikers aus dem Doppelkriege von 1866.

Es war im Frühlinge 1859, hundert Jahre nach der Schlacht von Ruersdorf, daß irgend ein Sohn des italienischen Heimatlandes auszog in den blutigen Krieg gegen Oesterreich. Er trug sein Leben wohl durch die drohendsten Schlachten und ging, wenn nicht vielleicht unverfehrt, so doch wieder kriegstüchtig aus denselben hervor. Als nach der furchtbaren Entscheidungsschlacht von Solferino, wo das Blut in Bächen rann, der Franzosen-Kaiser seine Soldaten nicht nur, sondern auch die Helden der italienischen Armee mit der Erinnerungsmedaille auszeichnete, welche auf die für Oesterreich so verhängnisvollen Schlachtfelder von Montebello, Palestro, Turbigo, Magenta, Marignano und Solferino hinwies, da war auch unser Sohn Italiens unter denselben. Wie oft mag in den folgenden Jahren heißer Bestrebungen manches Heerführers, vielleicht des Sarden-Königs Blick auf die Brust des Tapferen geblickt haben. Der lange vorbereitete Krieg dieses Jahres brach endlich aus; unser Mann, den wir nicht weiter kennen und nennen, er war in des Königs und der Prinzen Humbert und Amadeus Vorhut, er machte den Uebergang über den Mincio bei Goito mit, er ging, gewiß vertrauensvoll auf sein Glück in zahlreichen früheren Affairen, in die Schlacht von Custozza. Aber hier fiel er; das geschah am nämlichen Tage, am 24. Juni, der vor sieben Jahren gegen Oesterreich entschieden hatte. Er lag todt in der heißen Ebene voll Leichenodem; ihm näherte sich ein Oesterreicher und löste das Erinnerungszeichen ab. Es war ein Officier der Südarree, der schon den Tag von Solferino gesehen, ein kärntischer Landmann, ein Schulgenosse, der die Medaille mir übergab, als er zuerst wieder in das Epheustübchen trat, ungefährdet nach so vielfachen Stürmen. Die Medaille, ein Meisterwerk des altbewährten Pötels, stellt sich folgendermaßen dar: Avers: NAPOLEON III. — EMPEREUR. Belorberte Büste rechts sehend, unten BARRE. Alles innerhalb eines breiten Lorbeerkränzes.

Revers: CAMPAGNE D'ITALIE * 1859 * Im Ringe um die Inschrift: MONTEBELLO | PALESTRO | TURBIGO | MAGENTA | MARIGNAN | SOLFERINO. Zutiefst ein Anker. Alles innerhalb des Lorbeerfranzes, w. o.

So befindet sich denn die mit einem Dehr ausgestattete, prächtig modellirte Medaille, an der namentlich die ausdrucksvolle Kaiserbüste auffällt, in deutschen Händen, und todt, vergessen vielleicht, halbvermodert schon ist, der sie verdient und getragen.

Und es waren hinwieder drei über hundert Jahre seit Vollendung des siebenjährigen Krieges, der zuerst ein Preußen als deutsche Großmacht neben, wo nicht schon damals über Oesterreich gestellt hatte; da zog aus dem deutschen Norden ein Mann aus in den Bruderkrieg. Er mag vielleicht durch die Stuchten des Riesengebirges oder der Sudeten hereingewandert sein ins böhmische Land, siegreich gehend durch all' die Stürme bis Königgrätz; noch folgte er dem flüchtigen Heere der Oesterreicher und keine Kugel der vom General Steinmeyer so wacker und ehrlich anerkannten Feindesjäger hatte ihm was anzuthun vermocht, trug er doch, was auch Napoleon I. ganz zu verachten nie vermocht hatte, ein — dürfen wir sagen schützend:s? — Amulet bei sich, ähnlich jenem Mannsfelder Thaler, der, zufolge einer bis zur Stunde allverbreiteten Tradition, geschenkt oder gestohlen sein muß, wenn er, im Gegensatz zu dem schlechtweg erkaufen, den Träger seien soll zu allen Stunden der Gefahr. Es war dies ein Thaler, über 140 Jahre alt, nicht etwa von einem Hohenzollern-Zürsten ausgegeben, sondern von einem Habsburger ausgehend, von dem letzten eben, dessen Tochter so viel von jenem Lande hat opfern müssen, durch das der Träger vielleicht jüngst marschirt war. Es war ein Thaler Karl's VI. und seiner braunschweigischen Gemahlin, gefaßt in einen silbernen Drahtreif mit einem Dehre, etwas abgeüßt schon und mit Spuren starken Druckes und Rissen. Welche theuere Ruhme, welcher alterthumliebende Vater, welche silberfreundliche Mutter mochte dies Tauf- oder Confirmationsgeschenk schon dem Knaben verehrt haben? Der Krieger hatte es treu bewahrt; er hatte es getragen bis mitten in das nächste Feindesland. Daß es die Brust vor der eindringenden Kugel ein und das andere Mal geschützt haben mag, wer möchte dem widersprechen. Aber als die preussischen Verfolgungstruppen bis Prerau gekommen waren und hier am Sonntage den 15. Juli ein hitziges Gefecht vorüber war, da lag der Mann todt auf dem Felde. Und wie das denn in aller Welt Kriegen geschehen ist, geschieht und geschehen wird, das Silberstück kam in Feindeshand, es ward von einem Hauptmanne der Nordarmee erworben, und

dieser, gleich dem Vorigen mein Landsmann, mein Schulgenosse, überließ mir das Andenken aus freien Stücken.

„Am 15. Juli“, schreibt er, „war bei Prerau ein Gefecht, wobei die Preußen mit ziemlichem Verluste zurückgeschlagen wurden. Unser Bataillon kam gegen Abend auf das Gefechtsterrain auf Vorposten. Hier fand sich allerhand vor, todte Menschen, Pferde, Zündnadelgewehre, Tornister, Zaplas mit den Todtenköpfen. Ich habe mir nichts von diesen Trophäen Anderes genommen, als diese Münze, welche ich in einem preussischen Tornister fand und schon damals für das Museum bestimmte, jedoch Dir selbe erst heute (23. November) schicke. Mach' also damit, was Du willst.“

Es ist, wie gesagt, ein Thalerstück und die Numismatiker pflegen es so zu beschreiben:

Avers: CAROL . VI . CAES . AVG . G . II . H . B . REX *
ELIS . CHIR . AVGVSTA G . II . H . B . REG . Unten:
AA. Zwei linkssehende Brustbilder, der des Kaisers belorbert,
der der Kaiserin mit Diadem.

Revers: TENET LONGVMQVE TENEBIT BOHEMAS ARCES
SANGVIS TVVS . Kaiser und Kaiserin auf dem Throne rechts
sitzend, vor ihnen die Tochter stehend, seitwärts eine weibliche
Gestalt, vor dieser links die sich beugende Bohemia, in der rechten
Hand die Kroninsignien, mit der linken den Löwenschild haltend.
Unter dem Abschnitte: CORONATIS . . AVGVSTIS SVC |
CESSIONE FIRMATA . MDCCXXIII

Es liegt Merkwürdiges in dem Denkmale. Karl VI., deutscher Kaiser, König von Ungarn, Böhmen, Hispanien, Elisabetha Christina Augusta, die Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel (verehelicht 1708) erscheinen auf der Medaille abgebildet. Der letzte Habsburger und die Mutter der letzten Habsburgerin. „Festhält und noch lange festhalten wird die böhmischen Besten dein Geschlecht“, so prophezeit die Reversschrift; doch die Schlacht bei der Feste Königgrätz ist verloren, unverloren Königgrätz, Theresienstadt, Josephstadt. Der Preuze, der ins Land gezogen, diese Besten zu erschüttern, ehrt das weissagende Metall! Krone und Land sind in Gefahr, aber Bohemia erhält hier in fester Hand Insignien und Landesschild für die „Nachfolgerschaft“ gesichert nach Krönung des Kaiserpaars. 1723.* Hundertunddreißig Jahre sind seit der feierlichen Gelegenheit verflossen, für welche das Thalerstück im Stempelglanze funkelte, gründlich geändert sind die Machtverhältnisse. Wohl möchte auch als Beute nur aus österreichischem Besitze die Medaille in des Kriegers Tornister

gekommen sein, wer möchte das wunderbarlich finden? Daun denken wir auch Dein, gefallener Oesterreicher, und mich selbst versichert Niemand, daß es Du nicht bist, Schulgenosse, Sohn der Glan-Stadt, lustiger Kämpfe, Latein-abholder, Verehrer meiner jüngsten Nachbarin, tapferer Kämpfer, der Du bei Königgrätz den blutigen Tod gefunden, Du, um den nun Mutter trauert und Schwester fernab von der Stadt der Kärntner. — Vom fernen Norden, vom fernen Süden, aus zweien Kriegszügen, die auf ein Ziel gingen, aus eines Italieners, aus eines Preußen Hand in das Herzland Oesterreichs, in den Besitz eines Münzfreundes unangestrebt gekommene Erinnerungszzeichen, ihr könnet wieder dorthin wandern, wo euch ein liebeuder Erbe der Todten mit Recht ausspricht, und wäre es, daß diese Stellen in beide Lande kämen, denen die Bruderhand aufrichtig gereicht sei, gerne auch der theuersten Freundesgeschenke enträth um des Rechtes willen der mittelweilige Besizer

Dr. Friedrich Pichler.

Graz.

Franz Ritter v. Moro †.

Nach mehr als 600jährigem Bestehen ward im Jahre 1785 das Cisterzienser Kloster zu Viktring aufgehoben; öde und verlassen standen nun die weiten Hallen des großartigen Klosterbaues. — Bald aber begann in denselben wieder neues Leben sich zu regen, eine rührige industrielle Thätigkeit sich zu entfalten und ein Halbjahrhundert später war Viktring wieder genannt und berühmt geworden durch die trefflichen Erzeugnisse der dort betriebenen Tuchfabrik. Das war zum großen Theile das Ergebnis langjährigen ebenso ausdauernden als intelligenten Schaffens des Mannes, der vor Kurzem sein irdisches Tagewerk vollendet hat und hochgeehrt im Leben, auch in dankbar ehrender Erinnerung seiner Zeitgenossen fortleben wird.

Franz v. Moro war am 16. März 1782 zu Klagenfurt geboren und der drittälteste von zehn Söhnen des Herrn Christof Moro und seiner Ehegattin Josefa, geb. Koregger aus Greifenturn. — Christoph war einige Jahre früher mit seinem Bruder Johann aus Lizofullo in Carnien nach Klagenfurt gekommen, wo die beiden Brüder gemeinschaftlich eine Schmittwaren-Handlung betrieben und vorzüglich mit Tuch- und Wollenstoffen sich befaßten.

Die unter der Regierung Kaiser Joseph's II. öffentlich ergangene Aufforderung zu industriellen Unternehmungen, und die Verheißung thätiger Unterstützung von Seite des Staates brachte die Brüder Christoph und Johann Moro, welche im Jahre 1785 in Klagenfurt angefangen hatten, Tuch im Kleinen zu erzeugen, zu dem Entschlusse, in der Nähe der Stadt eine Tuchfabrik zu errichten. Die erwünschte Gelegenheit dazu bot die Aufhebung des Cisterzienser-Klosters Bistritz, dessen große und solide Gebäude schon leer standen. Die beiden Brüder richteten an die A. h. Regierung in Folge dessen ihr Ansuchen, ihnen einen Theil dieser Gebäude sammt einem entsprechenden Ausmaße von Grund und Boden zur Ausführung dieses ihres Unternehmens zu überlassen, worüber von derselben die öffentliche Versteigerung der bezeichneten Objecte ausgeschrieben wurde. Bei der am 10. November 1788 abgehaltenen Licitation blieben die Gebrüder Moro Meistbieter, und kamen sofort in den Besitz jener Gebäude und Grundstücke von Bistritz.

Christof mit seiner Familie und sein Bruder Johann übersiedelten nun nach Bistritz, schritten sogleich zur Adaptirung der angekauften Objecte zu dem beabsichtigten Zwecke, und verschafften sich taugliche Meister und Arbeiter aus den Niederlanden. Franz und seine Brüder erhielten in Bistritz den ersten Unterricht von dem damaligen Ortschullehrer Johann Virtnayer, und wurden von diesem musikalisch sehr gebildeten Manne, der früher im Kloster Chorregent war, auch im Gesange und der Instrumental-Musik ausgebildet. Als der Unterricht des Schullehrers nicht mehr ausreichte, wurde ein tüchtiger Hofmeister in die Familie genommen, und diesem die Ausbildung der Söhne anvertraut. Franz wurde allmählig seinem Berufe, nämlich die Leitung der Tuchfabrik zu übernehmen, zugeführt, und begab sich, nachdem er zu Hause über die Fabrication, so viel als es da thunlich war, sich unterrichtet hatte, zur weiteren Ausbildung nach Brünn. Von da zurückgekehrt, widmete er sich mit allen Kräften der Fabrik, für die auch seine noch lebenden Brüder Andreas, Anton, Thomas und Eduard allmählig herangebildet wurden (der Bruder Josef widmete sich dem juridischen Fache).

Da es eine Hauptaufgabe war, die Fabrik mit dem nöthigen Handgepinnste zu versehen, wurde in der Umgebung von Bistritz und im benachbarten Rosenthal die Landbevölkerung zum Wollespinnen veranlaßt, und da diese Producte von dieser Seite bei stets zunehmender Ausdehnung der Fabrik nicht mehr zureichten, die Spinnerei auch auf die ohnehin dürftigen Bewohner des Wehener Thales in Krain erstreckt. Zu diesem Zwecke wurde im Orte Feistritz ein Haus erbaut, wo sich ein

Repräsentant des Fabriks-Etablissements zur Leitung der Spinnerei ununterbrochen aufhielt. Nachdem jedoch die Wolle-, Krag- oder Kartätsch-, sowie die Spinn-Maschinen erfunden worden waren, wurde diese Anstalt in Bohein aufgelassen, und für jene Maschinen in Birktrig an entsprechenden Wasserfällen Gebäude mit den Spinnereien des neuen Systems errichtet.

Im Jahre 1811 machte Franz in Gesellschaft seines Bruders Eduard zu ihrer Ausbildung eine Reise nach Frankreich und Belgien, und besuchten sie dort sowohl die berühmten Tuchfabriken von Louvier, Elboeuf, Sedan und Berviers, als auch die kaiserliche Merino's-Zucht-Schäferei in Rambouillet, um sich durch Besichtigung der Wolle-Blicke an den Zuchtthieren in der Beurtheilung der Wolle auszubilden.

Am 25. Februar 1813 verheirathete sich Franz v. Moro mit Franziska Bigetter, welche ihm vier Söhne und drei Töchter gebar, von denen Letzteren jedoch zwei bald nach der Geburt starben.

Theils die fortwährende Erweiterung des Tuchfabriks-Geschäftes, theils das Bedürfnis, die weißen Militär-Tücher vor jeder Verunreinigung zu bewahren, und daher die Manipulation derselben von der dunkeln wollefärbigen Erzeugnisse gänzlich zu entfernen, veranlaßte die Gebrüder Moro im Jahre 1813 die ehemals zur von Thyb'schen Tuchfabrik in Klagenfurt gehörig gewesene Tuchwalke am Glanflusse bei Belzeneck und das Rauser'sche Haus in der St. Veiter-Vorstadt zu Klagenfurt anzukaufen, und an beiden Stellen neue Gebäude zum bezeichnenden Zwecke der Fabrication feiner weißer, sowie aller jener Tücher und Stoffe aufzuführen, welche für lichte Farben bestimmt sind und im Stücke gefärbt werden, während in Birktrig die Erzeugung der wollefärbigen Fabricate verblieb. Da nun die Brüder Anton und Eduard Moro von Birktrig nach Klagenfurt übersiedelten, um dort die Leitung des neu angekauften Etablissements zu übernehmen, so wurde die Thätigkeit des Franz, an dessen Seite in Birktrig nur mehr der Bruder Thomas verblieb, um so mehr in Anspruch genommen. Er widmete sich aber auch der Fabrik mit aller Aufopferung, und unterzog sich bis zur Heranbildung tüchtiger Arbeiter selbst den anstrengendsten körperlichen Arbeiten, wie z. B. dem eine besondere Kraft und Geschicklichkeit erfordernden Schleifen der damaligen großen und schweren Tuchscheeren.

Bei der immer zunehmenden Bedeutung des Etablissements und der Betheiligung der beiden Brüder Christof und Johann Moro an patriotischen Bestrebungen fanden sich E. Majestät Kaiser Franz I. bewogen, in Anerkennung ihrer Verdienste um die Monarchie und die

heimische Industrie sic mit Diplom vom 21. Mai 1816 in den Adelsstand und später den überlebenden Christof v. Moro mit Diplom vom 21. August 1819 in den Ritterstand des österreichischen Kaiserstaates zu erheben. Christof v. Moro wurde laut Diplom vom 14. November 1816 zum Herrn und Landstand des Herzogthums Kärnten erwählt und mit seinem Geschlechte der Landesmatrikel einverleibt. Nach Ableben des Christof Ritter v. Moro am 10. April 1823 übernahmen dessen Söhne das Fabrikgeschäft unter der Firma „Gebrüder Moro“, unter welcher es noch fortbesteht.

Mit besonderem Eifer bemühte sich Franz v. Moro, den in der Tuchfabrik zu verarbeitenden Rohstoff, die Schafwolle, genau kennen zu lernen, und versäumte keine Gelegenheit, selbe auch an lebenden Thieren zu besichtigen, sich auch Kenntnisse in der Schafzucht zu erwerben und auf die Production edler feiner Wolle Einfluß zu nehmen. Seine Bestrebungen fielen gerade in den Zeitpunkt, wo die Schafzucht in Oesterreich einen raschen Aufschwung nahm. Die Landwirthschafts-Gesellschaften in Wien und Brünn wendeten diesem Zweige der Landwirthschaft ihre besondere Aufmerksamkeit zu, und bei den allgemeinen Versammlungen fanden eingehende Verhandlungen über Schafzucht statt. Franz v. Moro führte bei selben eine sehr beachtete Stimme, wurde von den Ackerbau-Gesellschaften in Wien und Brünn zu ihrem Mitgliede gewählt, gab in die Blätter dieser Gesellschaften wiederholt Aufsätze über Schafwolle, und galt im Fache der Wolle-Kenntniß als Autorität.

Die Tuchfabrik nahm an Ausdehnung allmählig zu, und beschäftigte sich immer mehr mit Officiers-Uniformirungs-Tüchern, namentlich mit der Erzeugung von Tüchern und Stoffen in Weiß, sowie in allen lichten zarten Farben. Die Herstellung der letzteren in möglichster Schönheit und Frische stellte sich Franz v. Moro zur besonderen Aufgabe, und daß er diese löste, beweist der Umstand, daß die Tuchfabrik eben in den hellen zarten Farben und in Weiß über die Grenzen des Kaiserstaates hinaus einen nicht unbedeutenden Absatz hat.

Bei den Industrie-Ausstellungen der letzten Decennien wurden der Tuchfabrik der Gebrüder Moro folgende Auszeichnungen zuerkannt:

Bei den Ausstellungen in Wien in den Jahren 1835 und 1839 die goldene Medaille.

Bei der allgemeinen deutschen Gewerbe-Ausstellung in Berlin im Jahre 1844 erhielt Franz v. Moro als Chef der Tuchfabrik, welche dort ihre Erzeugnisse ausstellte, den rothen Adler-Orden dritter Classe.

Bei der Ausstellung in Wien im Jahre 1845 war Franz v. Moro Mitglied der Beurtheilungs-Hof-Commission.

Bei der Ausstellung in London im Jahre 1851 wurde der Tuchfabrik „die ehrenvolle Erwähnung“ und bei der Ausstellung in München im Jahre 1854 „die große Denkmünze“ zuerkannt.

Bei der allgemeinen Ausstellung in Paris im Jahre 1855 wurde den Gebrüdern Moro von der Jury dem comité de revision, und dem conseil des presidents die goldene Ehren-Medaille zuerkannt, diese Auszeichnung jedoch ihnen, wie so manchen anderen Industriellen, man weiß nicht von wem und warum, entzogen. Die ihnen eingesendete Medaille I. Classe legten sie zurück.

Bei der allgemeinen Ausstellung in London im Jahre 1862 erhielt die Tuchfabrik die erste Auszeichnung, nämlich die Preis-Medaille.

Im Jahre 1850 beglückten Se. Majestät Kaiser Franz Josef die Tuchfabrik in Bitttring mit Ihrem Besuche, in Folge dessen dem Franz v. Moro das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens verliehen wurde, sowie derselbe in Folge der Auszeichnung, welche der Fabrik bei der Londoner Ausstellung im Jahre 1862 zuerkannt wurde, den Orden der eisernen Krone III. Classe erhielt.

In seinen freien Stunden widmete sich Franz v. Moro mit Vorliebe der Landwirthschaft, und wendete seine Aufmerksamkeit insbesondere der Cultur der Weber-Distel (der in der Tuch-Fabrikation unentbehrlichen Rau-Karden) und des Krapp's, sowie der Verbesserung in der Construction des Pfluges zu. Er war daher auch eines der thätigsten und eifrigsten Mitglieder der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft und durch nahe vierzig Jahre auch Mitglied ihres Central-Ausschusses. Nie fehlte er, auch beim schlechtesten Wetter, in den Sitzungen desselben, und hatte an allen Verhandlungen, Versuchen, Gutachten und Operaten desselben wesentlichen Antheil über alle die Gesellschaft beschäftigenden Fragen, z. B. Rübenzucker-Fabrication, Fleisch- und Milch-Production, Werth der Futterstoffe u. s. w., machte er mit seinen Brüdern auf dem Meierhose zu Bitttring selbstständige Versuche und veröffentlichte deren Resultate in den Mittheilungen der Gesellschaft. — Von den meisten landwirthschaftlichen Vereinen wurde er zum Mitgliede erwählt, mehrere seiner Arbeiten, und namentlich der von ihm construirte Pflug als vorzüglich anerkannt. Besonderes Interesse nahm er an der Entsumpfung des Waidmannsdorfer Moores, und betheiligte sich vom Anbeginne dieses Unternehmens an mit großem Eifer an allen zu diesem Zwecke gemachten Erhebungen und abgehaltenen Commissionen.

Bei der in Folge des Gemeinde-Gesetzes vom Jahre 1849 eingeführten neuen Organisation der Gemeinden wurde er im Jahre 1850 von der Ortsgemeinde Biltring zum Bürgermeister gewählt, und bekleidete dieses Amt bis zum Jahre 1861 mit unermüdelichem Eifer. Seine besondere Aufmerksamkeit wendete er dem Straßenbaue in der Gemeinde zu, und brachte zu diesem Zwecke nicht unbedeutende pecuniäre Opfer.

Seit der Gründung der Handelskammer im Jahre 1851 bis zum Sommer 1866 war er eines der eifrigsten Mitglieder derselben. Insbesondere ließ er sich die Angelegenheit der Real-Schule, insoweit sie in den Bereich der Kammer gezogen werden konnte, angelegen sein.

Er erfreute sich bis zu Ende des Jahres 1859 einer vortrefflichen ungestörten Gesundheit und außergewöhnlichen Rüstigkeit. In diesem Jahre zog er sich durch wiederholte Verkühlungen bei persönlicher Beaufsichtigung des Straßenbaues in der rauhen Jahreszeit ein bedeutendes katarrhalisches Fieber zu, das ihn gegen drei Monate im Bette und Zimmer hielt. Er wurde zwar von dieser Krankheit hergestellt, allein von da an trat bei ihm von Zeit zu Zeit Uebelbefinden ein, bis sich Ende des Jahres 1865 Anzeichen eines ernststen Unterleibs-Leidens einstellten. Im Laufe des Jahres 1866 nahmen seine Kräfte allmählig ab, bis er am 22. Dezember bedeutend erkrankte und am 24. Dezember sanft und ruhig verschied.

Frau v. Moro war ein von Jugend auf in Arbeit und Anstrengung gestählter, fest ausgeprägter, wahrer und edler Charakter; was er einmal als recht und gut erfaßt, daran hielt er mit eiserner Consequenz fest, die Aufgabe, die er sich gestellt, verfolgte er mit bewundernswerther Ausdauer und Fähigkeit, bis sie völlig und im kleinsten Detail gelöst war; so nur vermochte er die großen Schwierigkeiten im Fabrikbetriebe pünktlich zu überwinden und diesen zu so großer technischer Vorzüglichkeit zu erheben. Seine unerbittliche Consequenz mochte ihn zuweilen starr und eigenwillig erscheinen lassen, aber sie schloß dennoch Güte und Milde keineswegs aus. Die zahlreichen Arbeiter der Fabrik liebten ihn als ihren guten Herrn; wer bittend sich ihm nahte, ging selten ohne die erbetene Hilfe, nie ohne freundlichen Rath von dannen; war er auch bei irgend einer Debatte mit einem Gegner seiner Ansicht hart aneinander gerathen, so war er doch noch demselben immer wieder der gefällige Freund und liebenswürdige Gesellschafter von ehemals. Und in dem nachhaltigen Eifer, mit welchem er die Interessen öffentlicher Anstalten und Vereine, besonders der Gemeinde von Biltring als ihr Bürgermeister, zu fördern suchte, vermochte ihn weder die heftigste Opposition noch Unverstand und

der ausgesprochenste Undank auch nur im Geringssten irre zu machen; ja, es nahmen diese Interessen am Abende seines Lebens seine Thätigkeit fast ausschließlich und in dem Grade mehr in Anspruch, als die jüngeren Kräfte seiner Söhne ihm die Arbeit und Sorgen des ausgedehnten Fabriksbetriebes abgenommen hatten. Freudig und zufrieden konnte Franz v. Moro auf das wohlgelungene Tagewerk seines langen Lebens zurückblicken und mit Ruhe dem Augenblicke entgegensehen, wo ihn der Herr abrief. In dem unübersehbaren Leichenzuge, der sich in der kalten Winterferne des zweiten Weihnachts-Feiertages 1866 gegen den Friedhof zu Stein bewegte und aus allen Ständen sich zusammengesetzt hatte, geleitete ihn die trauerfeierliche Ueberzeugung Aller zu Grabe, daß in ihm aus ihrer Mitte ein Mann heimgegangen, der es ernst mit dem Leben genommen und seine Aufgabe voll und edel erfüllt habe.



Mittheilungen aus dem Geschichtsvereine.

In der am 6. Februar 1867 stattgehabten allgemeinen Versammlung des Geschichtsvereines, welchem, einschließlich des Vereins-Ausschusses, 14 Mitglieder beizuhören, wurde zuerst der Jahresbericht für 1866 vom Vereins-Secretär vorgetragen und der Versammlung zugleich das eben im Drucke erschienene 11. Heft des „Archives für vaterländische Geschichte und Topographie“ vorgelegt.

Hierauf wurde über den materiellen besriedigenden Erfolg, dessen die „Carinthia“ sich auch im Jahre 1866 erfreute, und über den durch gediegenen ansprechenden Inhalt wohlverdienten ehrenvollen Ruf, zu welchem dieses Blatt in neuester Zeit in- und außerhals Kärntens gelangt ist, berichtet und dem Redacteur des Blattes, Herrn Dr. Zheib, für die umsichtige und uneigennützig Thätigkeit, mit welcher er für das materielle Gedeihen, sowie für den inneren Werth der „Carinthia“ sorgt, und für die vielfachen Opfer, welche er selbst für diesen Zweck bringt, der lebhafteste warme Dank des Geschichtsvereines ausgesprochen.

Mit lebhaftem Bedauern erwähnte der Vortragende der Unterbrechung, welche die Fortsetzung des Handbuches der Kärntner-Geschichte durch den Tod des Herrn Dr. Karlmann Tangl erlitten hat. Der Mittheilung, daß der vom Professor Tangl zur Bearbeitung übernommene 4. Band des Handbuches im geschichtlichen Theile vollendet sei, daß der Herr Verfasser das 4. und 5. Heft des bezüglichen Manuscriptes dem Geschichtsvereine bereits vor längerem übergeben und letzterhand auch schon mit der Culturgeschichte des von ihm bearbeiteten Zeitraumes sich beschäftigt habe, wurde die Versicherung beigefügt, daß der Geschichtsvereins-Ausschuß thätigst besorgt sein werde, die in seinen Händen befindlichen Hefte des Manuscriptes im Laufe des künftigen Jahres zur Herausgabe zu bringen und sich auch wegen Erwerbung des übrigen auf die Geschichte bezüglichen handschriftlichen Nachlasses Dr. Tangl's an den Director des historischen Vereines für Steiermark, Herrn Dr. Göth — den Freund des Verstorbenen — gewendet habe. — Ingleichen wurde versichert, daß der Vereins-

Ausschuss die Fortführung des Geschichtswerkes sich eifrigst angelegen sein lasse, — daß, da vorderhand die möglichst vollständige Sammlung des noch vielerorts zerstreuten urkundlichen Materials für die Geschichte der Kärntner-Herzoge aus dem Hause Spenheim die erste und wichtigste Aufgabe sei, ehe an die wirkliche Bearbeitung dieser Geschichts-Periode Hand gelegt werden könnte, für's Erste dieser Materialien-Sammlung die vorzugsweise Thätigkeit zugewendet werden sei und diesbezüglich das Mitglied des Geschichtsvereins-Ausschusses Herr Oberlandesgerichts-Rath v. Jabornegg-Altenfels sich zur Uebernahme der einschlägigen Vorarbeiten eifrigst bereitwillig erklärt und diese auch bereits begonnen habe, und daß auch Herr Professor Veda Schroll, Stiffts-Archivar zu St. Paul, der unermüdet fleißige und eifrige Forscher und Arbeiter für die Geschichte der Kärntner-Herzoge, fortwährend mit Vorarbeiten beschäftigt sei, welche mit der Geschichte der Kärntner-Herzoge aus dem Hause Spenheim im Zusammenhange stehen.

Herr v. Jabornegg-Altenfels ist auch mit der von ihm ins Leben gerufenen kärntnerischen Chronik fortwährend beschäftigt und ist dieselbe bis in die neueste Zeit vorgeleitet.

Die Halle für die Stein-Monumente, deren Errichtung durch die Ereignisse im Sommer 1866 verzögert wurde, wird im Jahre 1867 zuverläßig in Angriff genommen werden.

Einen hervorragenden Schmuß erhielten die Localitäten des Geschichtsvereins im Jahre 1866 in der von Hanns Gasser gefertigten, im Bibliothek-Saale aufgestellten monumentalen Büste des unvergesslichen kärnt. Geschichtsforschers, des eigentlichen Schöpfers des kärnt. Geschichts-Museums, des Freiherrn Gottlieb v. Ankershofen, deren Kosten durch Beiträge, welche mehrere Freunde und Verehrer Ankershofen's zur Herstellung dieses Ehrenmales mitdieten, und durch die vom k. k. Staatsministerium hiezu, in Anerkennung der Verdienste Ankershofen's und in Berücksichtigung der künstlerischen Leistungen Gasser's bewilligte reiche Unterstützung gedeckt werden sind.

Mit lebhaftem Danke wurde der zahlreichen Geschenke und Beiträge erwähnt, mit welchen der Geschichtsverein auch im Jahre 1866 bereichert und unterstützt wurde, und in dieser Beziehung der besondere innigste Dank des Vereines der hohen Landesvertretung und der wohlwollenden Direction der kärnt. Sparcasse, als den großmüthigsten, freigebigsten Gönnern des Geschichtsvereines, dargebracht. Gleich warmer Dank wurde auch den unermüdet und uneigennüchsig thätigen Vereins-Correspondenten ausgesprochen.

Schließlich wurde mitgetheilt, daß der Geschichtsverein im Jahre 1866 durch den Tod 1 Ehrenmitglied und 7 ordentliche Mitglieder, und durch freiwilligen Austritt 12 Mitglieder verloren, dagegen durch Neubeitritt 4 Mitglieder erhalten habe, — daß selber sonach mit dem Schlusse des genannten Jahres 46 Ehrenmitglieder und 388 ordentliche Mitglieder zählte.

Nach dem Vortrage des Jahresberichtes wurde zur Wahl eines Mitgliedes des Vereins-Ausschusses an die Stelle des in den Ruhestand getretenen und nach St. Paul übersiedelten Herrn Dr. Karlmann Fler geschritten, welche fast einhellig auf den Capitular des Stiftes St. Paul, k. k. Gymnasial-Professor P. Meiner Graf, fiel.

Zum Ehrenmitgliede des Geschichtsvereines wurde, über Vorschlag des Vereins-Ausschusses, Herr Vinzenz Zandouati in Aquileja durch Acclamation ernannt.

Folgende Geschenke sind dem Geschichtsvereine von gütigen Gönnern gewidmet worden:

Zum Ankaufe des im Hefte der *Carinthia* von 1866 besprochenen Römersteines vom Helsenberge haben die Herren: Ed. Gantschnigg, Gutbesitzer, Ferd. Hauser, k. k. Rath, Franz v. Zabornegg-Altenfels, penf. k. k. Oberlandesgerichts-Rath, Ritter v. Koller-Stadler, k. k. Statthaltereirath, Jakob Kucher, Pfarrer in Lttmanach, Anton Ritter v. Millefi, k. k. Finanzprocuratur-Adjunct, Dr. Franz Mittelberger und Peter Pichler, Domdechant von Gurk u. — gütig Beiträge gespendet.

Von Herrn Rudolf Bogler: Ein römischer Inschriftstein aus dem Zollfelde.

Von Herrn Franz Franziszi, Beneficiat in St. Veit:

- a) Eine alte Mandoline mit Holz-Zuttal;
- b) eine Partie alter Landkarten.

Herr Elijah Walton in London übersendete dem Geschichtsvereine in anerkennender Erinnerung an die angenehmen Stunden, welche ihm der Besuch des Vereins-Museums vor zwei Jahren gewährte, das von ihm herausgegebene, aus der königlichen lithographischen Anstalt in London hervorgegangene illustrierte Prachtwerk: „*The Camel: Its Anatomy, Proportions, and Poces.*“ (Groschfolio.)

Vom Ferdinandeum in Innsbruck: Das von diesem herausgegebene Prachtwerk: „*Fresken-Cyclus des Schlosses Kunkelstein bei Bogen.*“ Gezeichnet und lithographirt von Ignaz Seelos, erklärt von Dr. J. B. Zingerle. (Querfolio.)

Von Herrn Max Ritter v. Moro, Director des Geschichtsvereines u. u.: die Lieferungen Nr. 6 und 7 der „*Visiter aus Särnten*“, von Pernhart.

Vom Alterthums-Vereine in Wien: Dessen Berichte und Mittheilungen. Jahrgang 1864. Band VIII., Abtheil. 2. und Jahrgang 1865, Band IX.

Von Sr. Durchlaucht dem Herrn Friedrich Fürsten von und zu Liechtenstein, k. k. General der Cavalerie und commandirendem General in Ungarn u. u.:

a) The Library of Entertaining Knowledge, 12 Bände. — b) Anticaglien aus Italien; 3 Bronze-Statuetten; 18 verschiedene Fibulae; 10 verschiedene Gegenstände aus Bronze; 1 Schlüssel aus Bronze; 1 Kette aus Bronze; 2 eiserne Pfeilspitzen; 1 eiserner Nagel; 1 eisernes Gewicht; mehrere Geschirz-Fragmente und bemalte Mauerstücke; — c) 1 türkisches Hufeisen; — d) eine Thürklinke aus Bronze (Rococo).

Vom Herrn Paul Mühlbacher, Gewerks- und Gutbesitzer: die schönsten Sagen des classischen Alterthums. Nach seinen Dichtern und Erzählern, von Gustav Schwab. 2 Bände.

Von der k. k. statistischen Central-Commission in Wien: Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistif. Fünftes Jahrgang, 3. und 4. Hest. Zwölfter Jahrgang, 4. Hest.

Vom Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen:

- a) Mittheilungen des Vereines Nr. I. und Nr. IV.
- b) Mittheilungen, Jahrgang IV. Nr. IV.—VII., Jahrgang V. Nr. I.
- c) Beiträge zur Geschichte Böhmens. Abth. III., Band I.
- d) Jahresbericht für die Periode vom 15. Mai 1865 bis 15. Mai 1866.

Vom historischen Vereine für das württembergische Franken: Dessen Zeitschrift „*Württembergisch-Franken.*“ VII. Band, I. Hest.

Von der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde: Mittheilungen. VI. Vereinsjahr 1866.

Vom k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien: a) Katalog des Museums; b) Verzeichniß der vom Museum herausgegebenen Photographien; c) Mittheilungen des Museums. Jahrgang 1864.

Von der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien: Deren Mittheilungen. Jahrgang 1865.

Vom Freiberger Alterthums-Vereine: Mittheilungen für das Vereinsjahr 1865.

Vom historischen Vereine zu St. Gallen: Mittheilungen III.

Vom Vereine für belfische Geschichte und Landeskunde in Kassel: a) Verzeichniß der Vereinsbibliothek; b) Mittheilungen an die Vereins-Mitglieder Nr. 20 und 21; c) Zeitschrift des Vereines. Neue Folge. I. Band, 1. Heft; d) Urkundenbuch des Meisters Vermerode.

Von der Direction des evangelischen Obergymnasiums zu Bistritz: Programm am Schluß des Schuljahres 1865—66.

Von der Direction des k. k. Obergymnasiums in Wölk: Sechzehnter Jahresbericht, veröffentlicht am Schluß des Schuljahres 1866.

Heinrich Freyer. Ein Nekrolog von Carl Deschmann. (Geschenk vom Herrn Verfasser.)

Vom Herrn Garzarelli, k. k. Hauptmann in Pension: Oesterreichische Militärische Zeitschrift. III. Jahrgang, 16 Hefte.

Vom Herrn J. Freisacher, Hörer der Rechte: a) 12 Bändchen der Stereotyp-Ausgabe griechischer und lateinischer Classiker; b) 5 Stücke Banfjettel; c) Elucidarius poeticus. 1655.

Vom Herrn Thomas Hermanik, k. k. Finanz-Directions-Beamten: Kurze Geographie von Deutschland nach der politischen Verfassung der X. Kreise. Von Tobias Vebe.

Vom Herrn Heinrich Hermann, Hörer der Rechte: 7 Bändchen lateinischer und griechischer Classiker.

Vom Herrn Eduard Liegel, Buchbändler u. a.: 2 Bände des Heinrich'schen Pücher-Verzeichnisses (Juli 1865 bis Juni 1866.)

Vom Herrn Valentin Pogatschnigg, Concepts-Praktikanten der k. k. Statthalterei in Graz: Ein Fascikel Urkunden (Papier).

Vom Herrn Hugo Freyherrn v. Aichelburg, Pfarrer in Spittal: 2 altdeutsche Bilder auf Holz gemalt. (St. Andreas und St. Johannes Evangelist.)

Vom Herrn Johann Abermann, Pfarrer in Glanbein: Altdeutsches Holzschnitzbild (Basrelief), den hl. Andreas darstellend.

Von Frau Constantine Erdle v. Never: a) Album mit prachtvollen chinesischen Malereien (Blumen und Figuren) auf Reispapier; — b) ein äußerst kunstvoll gezeichnetes Körbchen, aus Schilderplatt, in seidenüberzogener Schachtel (chinesisches Gezeugniß); — c) ein chinäischer Frauenschuh.

Vom Herr Ahas, Studierenden: Zwei auf Pergament gemalte Heiligenbilder, mit aufgeflehten Seidenblumen eingerahmt.

Vom Herrn Franz Michael v. Jabornegg-Altenfels, k. k. Oberlandesgerichts-Rathe: 20 Stück Original-Urkunden (auf Pergament) aus dem 13. bis 17. Jahrhundert, über Güter, welche das Frauenstift St. Georgen am Längsee, theils durch Kauf, theils durch Tausch an sich brachte.

Vom Herrn Gustav Adolf Petter, nied. österr. landw. Cassier in Wien: 110 ältere und neuere Druckwerke verschiedenen Inhalts in 145 Bänden, darunter mehrere seltene.

Vom Herrn August Reckermann, k. k. Bezirks-Vorsteher in St. Leonhard: 1 antike Bronze-Münze (Nero) und eine Silbermünze des venet. Dogen Leonard Doredau.

Vom Herrn Jakob Rucher, Pfarrer zu Dttmanach: 1 antike Kupfermünze (Divus Augustus) vom Heleneberge.

Vom Herrn Alfred Grafen v. Christallnigg: 4 antike Kupfermünzen (1 Veopasian; 1 Hadrian; 1 Probus; 1 unkenntlich.)

Herr Thomas Hermanik, k. k. Finanz-Directions-Beamter in Klagenfurt, überließ mit Vorbehalt des Eigenthumsrechtes dem Geschichtsvereine die ihm von der

„Società centrale d'Agricoltura du Pas de Calais“ für eine Abhandlung über den Runkelrübenbau zuerkannte silberne Medaille (1865).

Anfsätze:

1. Wagner's lithographirte Ansichten von Kärnten (Querfolio) mit Text, von Heinrich Hermann.
2. Balvasor's Topographie von Kärnten.
3. Des Matth. Merian Beschreibung und Abbildung der vornehmsten Städte und Plätze in Unter- und Ober-Oesterreich, Steyer, Kärndten, Crain und Tyrol z. 1677. Folio. Mit vielen Kupferstichen.
4. Allgemeine Weltgeschichte von Dr. Georg Weber. Sechster Band.
5. Deutsches Staats-Wörterbuch. Von Dr. Bluntschli und Dr. Brater. 93. bis 96. Heft.
6. Allgemeine Weltgeschichte. Von César Cantu. 79. Lieferung.
7. Biographisches Lexicon des Kaiserthums Oesterreich. Von Dr. Constant v. Wurzbach. 15. Theil. (Pcon—Wewein.)
8. Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters, von Fr. Bodl. V. und Vl. Kiefering.
9. Archiv für Geschichte und Alterthum Tirols. III. Jahrgang. 3. Heft.
10. Die Gegenäbte Albert und Peter von Sittich und Abt Angelus von Klein (1404 bis 1414). Von Peter v. Radice.
11. Mittheilungen der k. l. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. XI. Jahrgang. Doppelhefte: Mai, Juni, Juli, August, September bis October.
12. Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei. Von Ernst Körster. 257. und 258. Lieferung.

Meteorologisches.

Witterung im Jänner 1867.

Die Witterung des vergangenen Jänner war höchst bemerkenswerth durch die fortwährenden Südwest-Stürme, welche in Europa herrschten und auch in Kärnten sehr anomale Witterung zur Folge hatten. Nur in höheren, den Luftströmungen ausgelegten Lagen waren sie als solche zu bemerken. Am Hochobtr (6351') war am 1. und 2. starker Südwest-Sturm mit Gewitter, vom 9. bis 18. fortdauernde Südwest-Stürme mit Schneefall, vom 20. an webten noch immer Süd- und Südwest-Winde mehr oder weniger stürmisch, aber bei meist heilerem Wetter. In diesen Lagen machten sich die Stürme durch die extremen Niederschläge bemerkbar, wie sie im Jänner noch nie verzeichnet wurden. Wieder war Raibl durch deren Größe interessant. An 20 Tagen fiel Regen und Schnee, dessen Wasser im ganzen Monat 173 Zoll! am 15. allein 71 Zoll Höhe erreichte, in Wurlach (Wailthal) fielen im Jänner 140 Zoll, in Saisnitz 101, in Yuggau 98, in Sachsenburg 74, in Liffen 51, in Klagenfurt 48 Zoll hoch (also hier im ganzen Monate so viel als in Raibl an einem Tage). Diese Niederschlagsmenge ist 34 über dem normalen Mittel, nur im Jahre 1843 (61), 1841 (40), 1827 (56) und 1815 (42) fielen so viel oder mehr. Am 13. fiel in Klagenfurt Nachmittags Schnee, Abends 7 Uhr während Blitz und Donner (Stößen) Regen (Wagel) und dann dichter Regen zusammen 16 Zoll.

Dabei war der Luftdruck um 25^m zu nieder und die Temperatur um 25 Grad zu hoch. Nur vom 5. bis 8. drang vorübergehend der Nordwind durch, und verurachte riesige Mälte, die am 6. an den meisten Orten noch unter -10° ging, in Maltein -123, Yuggau -126, in Hüttenberg, Bad Reclach, Klagenfurt -135, St. Paul, Hausdorf, Saisnitz, St. Peter unter -14, in Villach und Sachsenburg unter -15, in Wienau -164, in Tröpelach gar -190 betrug. — An diesem Tage waren in Stockholm -20, in Petersburg -22, in Saporanda 28°. Wegen Ende des Monats, wo bei uns völlig warmer Südwind webte, trat im Norden wieder starke Kälte auf; am 30. waren in Petersburg -21, in Riga -20, in Saporanda -25°.

Herausgegeben vom Geschichtsvereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten.
— Verantwortlicher Redacteur Dr. Ludwig Zilleb. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr.
— Geschäftsführer Rudolf Vertfänger in Klagenfurt.

Carinthia.

N. 3.

März

1867.

Die Gefahr der Schwärmerei.

Novellette von Ludwig Bowitzsch.

Rosa hatte den sechsundzwanzigsten Sommer zurückgelegt und trat in das zweite Jahr ihrer Ehe. Ohne eben als blendende Schönheit gelten zu können, war sie doch eine anmuthige, liebwerthe Erscheinung, und ein leiser Anflug von Melancholie ließ ihr sogar einen gewissen, verführerischen Reiz. Sie hatte ihrem Gatten aus Neigung die Hand am Altare geboten, denn Hartwall's Wesen trug das Gepräge männlicher Würde und einte einen edlen Stolz mit wahrhafter Güte; überdem, wenn auch von Haus aus nicht völlig unbegütert, war sie doch erst durch ihre Vermählung eine reiche Dame geworden.

Wer die Verhältnisse, unter welchen die junge Frau waltete, ins Auge faßte, mußte sie für glücklich halten, wer jedoch auf die Prüfung des Seelenlebens sich verstand, überzeugte sich vom Gegentheile.

Hartwall war Grundbesitzer und einer der tüchtigsten Deconomen im Lande. Streng wissenschaftlich gebildet, hatte er nach dem Tode seines Vaters die Bewirthschaftung des Gutes in eigene Hand genommen, und den Bureaudienst, dem er keine Neigung abzugewinnen im Stande war, mit der Thätigkeit des Landmannes vertauscht. Die Vorliebe für Feld und Wald mochte als ein mütterliches Erbe zu betrachten kommen, denn die alte Frau von Hartwall hatte alle ihre freien Stunden dem Garten und dessen Pflanzungen gewidmet und gleich der Natur, deren Cultus er übte, wies sich Robert in all' seinem Gebahren einfach, offen, kräftig. Der Jüngling schon war jedem krankhaften Sehnen, jeder nebelhaften Schwärmerei fremd und feind. Der Mann suchte völlig im Realen. Wer ihm den Sinn für das Schöne abgesprochen hätte, würde ein falsches Urtheil gefällt haben: Robert war ein Freund der Wissenschaft und Kunst, wer aber ein aufbrausendes Entzücken erwartete, fand sich in

dieser Erwartung getäuscht. Er hatte bereits bei Lebzeiten seines Vaters sich zu verehlichen gedacht — der Tod der Geliebten vereitelte das Vorhaben. Der alte Herr wickte sich an, den Sohn zu trösten, dieser hat, der Heimgegangenen nicht weiter zu erwähnen. Es vergingen Tage, Wochen, Monate — kein Mensch vernahm von Roberts Lippen den Namen „Clara“ wieder.

Nach dem Tode der Mutter entschloß der 36jährige Mann sich zu einer neuen Brautwahl. Rosa, die für die Natur ein wärmstes Gefühl äußerte, dünkte ihm liebenswürdig; er stellte seinen Antrag und fand freundlichste Aufnahme.

Ein Jahr hatte sich abgerollt.

„Wirst du heute nicht zu Hause bleiben?“ äußerte Rosa.

„Geht nicht — muß den Mädem nachsehen und die Weingärten besorgen —“

„Du scheinst dich gar nicht zu besinnen —“

„Worauf?“

„Es ist heute der Jahrestag unserer Hochzeit —“

„So — — ja wohl — hab nicht daran gedacht — du hast mehr Zeit — übrigens, was liegt daran — ich bin jeden Tag heiter und zufrieden — somit stellt sich das Bedürfniß eines eigentlichen Festtages nicht ein — indeß — wollen künftige Woche einen Ausflug machen in die Gebirge, jetzt sind die Pferde in der Wirthschaft unentbehrlich. — Leb' wohl!“

Rosa blickte sprachlos dem Enttellenden nach, warf sich in einen Stuhl und verhüllte mit beiden Händen ihr Antlitz.

„Gnädige Frau weinen!?“ rief das eintretende Dienstmädchen — — ich komme —“

„Brauche nichts — laß mich allein —“

„Sie befehlen ja —“

„Nichts, nichts — ja so — nein — ich geh' später zu „Werner“ —“

Das Mädchen entfernte sich, sein Erstaunen kaum zu meistern vermögend.

Rosa schloß die Thür ab, öffnete das Fenster, lehnte sich in die Brüstung und starrte wehmuthsvoll in die herbstliche Landschaft.

„Er liebt mich nicht — ich bin ihm gleichgiltig — Sein Herz ist hart und kalt wie Eisen! Ach, ihr schönen goldenen Träume, ihr seid nicht in Erfüllung gegangen! Meine Gefühle waren es, die ich ihm zumuthete, mein Herz war es, das ich an seiner Brust gefunden wähnte!“

Lange brütete sie fort und fort und flüchtiger als die Wollen des Himmelsbogens kamen und schwanden die Gedanken ihrer Seele.

Rosa war eine Schwärmerin. Erziehung und Lectüre hatten ihrem Gemüthe eine romantische Richtung verliehen. Während Hartwall ruhig und nüchtern die Welt nahm, wie sie sich bot, meinte die junge Frau, ihren überschwenglichen Ideen in der Wirklichkeit begegnen zu müssen. Robert betrachtete das Leben als einen Kampf mit widerstrebenden Gewalten und trug in diesem Kampf ein frohes Gemüth, einen unvertrübten entschiedenen Muth. Rosa erwartete ein phantastisches Eden, ein idyllisch zauberreich. Robert liebte die Natur und ihr nach ewigen Gesetzen geregeltes Walten galt als Leitstern des eigenen Handelns: er würdigte in ihr die Offenbarung eines gewaltigen Schöpfers, aber die Nachtigall, so schön sie sang, blieb ihm ein Vogel, während Rosa im Rauschen des Waldes Geisterstimmen flüstern hörte.

Die Atmosphäre des Berner'schen Hauses übte auf das überspannte weibliche Gemüth eine vollends ungünstige Wirkung.

Berner war Arzt und nicht ohne Scharfsinn und Kenntniß, ein Hang zum Excentrischen zog sich jedoch wie ein dunkler Faden durch sein Leben und schwächte die Erfolge seines Wirkens. Vorwiegend zeigte ihn das Dämonische des Magnetismus — unbefriedigt mit den in der Erscheinungswelt bereits gemachten Erfahrungen wollte er die besagte Naturkraft auch als Leuchte zur Erforschung der geheimnißvollen Geisterwelt benützen und wandelte sonach nicht immer innerhalb der Grenze, durch welche das Gebiet der Forschung von jenem des Überwiges sich scheidet.

Die Frau, das harmloseste und ungefährlichste Glied der Familie, lebte nur ihrer häuslichen Wirthschaft, kümmerte sich nicht um des Gatten und der Tochter entzücktes Gebaren und waltete in ihrer Vereinsamung, deren sie im Getriebe der Beschäftigung nicht inne wurde, zufrieden und glücklich.

In der Tochter aber hatte des Vaters Phantasterei einen prägnantesten Ausdruck gefunden. Bertha sprach nicht, sie flötete, all' ihr Wesen und Streben war Mendenschein und Blüthenduft. Sie ruderte ewig im Zuckerwasser der Gemüthlichkeit und trug trotzdem kein eigentliches Herz in ihrer Brust.

„Ach, ich bin unglücklich, höchst unglücklich, liebe Bertha,“ äuferte Rosa — „Robert versteht mich nicht!“

„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde“, entgegnete Bertha, „geht es meinem Vater besser? Trifft er nicht allertorts auf Widerspruch

und Hohn? Ahnt meine Mutter die Tiefe seiner Ideenwelt? Wenn ich nicht —"

"Eben deshalb flüchte ich zu Dir, Du begreifst meine Leiden!"

Und Rosa berichtete die Freundin von des Gatten Unaufmerksamkeit, seiner Rauheit, seinem Stumpfsinn.

Frau Werner, welche einen Theil des Gespräches vernommen, meinte auch ein Wörtlein drein reden zu sollen.

"Du me'n Gott, einen ewigen Frühling kanns nicht geben, jeder Mann hat seine Mucken und es gehört eben zum Berufe des Weibes, diese Mucken zu tragen. — Der Mann hat mit der Welt, das Weib mit dem Manne sich zurecht zu finden!"

Die Debatte wurde durch den Eintritt Werners unterbrochen, der von seinen Visiten zurückkam.

"Er ist gestorben, der Springewirth", hub der Arzt gegen seine Tochter an. "Schad' um die Kundschaft, schad; aber der ganze Krankheitsfall bleibt ein höchst interessanter — und auch der Todeskampf war ganz eigenthümlich."

Mutter Werner ging in die Küche, das Mittagsmahl zu besorgen, Fräulein Bertha blickte drein, wie eine auf den Höhen der Wissenschaft Wandelnde.

"Weiß der arme Karl?"

"Ja wohl," bedeutete Werner, "er ist schon vor sechs Tagen von dem bedenklichen Zustande seines Vaters in Kenntniß gesetzt worden und hat in seinem Schreiben baldigst einzutreffen versprochen. —"

"Du kennst ihn nicht, liebe Rosa? unterbrach Bertha.

"Nein —"

"Freilich, freilich; er ist vor anderthalb Jahren zum letzten Male hier gewesen; o das ist ein feiner, lieber junger Mann — voll Empfindung, Bärtlichkeit; — er wird wohl das Wirthsgeschäft augenblicklich los schlagen und sich als Kaufmann etabliren."

Es war bereits tief dunkel geworden, als Hartwall wieder durch die Pforte seines Hauses schritt.

Rosa saß an ihrem Arbeitstischchen, vor sich die Ampel, in der Hand ein Buch.

"Du kommst spät, grüßte sie den Eintretenden im Tone der Empfindlichkeit.

„Die Zeit will bemüht sein. Jedwed Geschäft erfordert seine Opfer. Uebrigens, das Heu ist vortrefflich, und der Wein verspricht eine Ernte, wie seit Jahren keine dagewesen.“

„Heu! Wein!“ flüsterte Rosa grollend in sich hinein.

„Ist das Abendessen besorgt? Ich bin vom weiten Wanderzuge müd' und hung'rig —“

„Ist wohl nicht noth, sich also abzuhegen.“

„Ist noth, sehr noth — überdem jedwede Lust ist nur durch ihren Gegensatz bedingt, willst Du genießen, lern' entbehren, bist Du gesonnen, tief zu schlafen, so tummle Dich zuvor recht wacker ab.“

„Du bist Egoist —“

„Vernünftiger Egoismus ist auch vernünftige Nächstenliebe —“

Rosa machte noch einige Versuche, ihren geheimen Kummer, ihren geheimen Groll flüchtig zu machen, aber jedesmal im Beginne der Bußrede unterbrochen, verlor sie den leitenden Faden und zog sich gleich einer auf die Fühlhörner getroffenen Schnecke zurück.

Robert ließ das Nachtmahl sich vortrefflich munden, das Weinglas niederstellend hub er nach einer längeren Pause an:

„Du scheinst Dich zu langweilen, Rosa?“ — „Bin ich nicht ganze Tage allein?“ — „Bei all' Deinen Lobpreisungen der Natur scheinst Du sie doch nicht gründlich zu würdigen. Nun, es nimmt mich nicht Wunder, warst immer in der großen Stadt, lebst Du auch sehr zurückgezogen, genossest Du auch wenig oder nichts von ihren Freuden, so geht sie Dir dennoch ab!“

Diese Worte trafen in das Herz der jungen Frau wie Dolchstiche.

„Ach Du verkennst, Du mißverstehst mich!“

„Rein, nein, ich entschuldige dieses Verlangen, dieses Sehnen, man entfremdet sich nicht plöglich den gewohnten Verhältnissen. Im November, wenn die ärzste Arbeit vollbracht, magst Du auf einige Wochen in die Residenz gehen, will mit den Knechten und Mägden schon das Hauswesen versorgen. Jetzt kann ich Dich noch nicht entbehren; aber dann — dann werd' ich Dich nicht vermissen!“

Rosa entgegnete kein Wort.

„So und nun geh ich zu Bett, magst, wenn Du willst, noch wach bleiben. Ich bin müde, hoffe kö niglich zu schlafen!“

„Rein! er liebt mich nicht!“ lautete Rosa's Selbstgespräch, „er wähnt, daß ich nach dem Getöse der großen Stadt mich sehne! Ja freilich, daß ein zarteres Sehnen noch in meiner Brust wohnen könne,

begreift er nicht! Er schilt mich unempfänglich für die Reize der Natur, er, dem sie nur Heu und Wein spendet! Er braucht eine Hausfrau für den Hühnerstall, eine Wächterin für die Kühe und Pferde, ein liebendes, gefühlvolles Weib braucht er nicht! Er kann mich entbehren, Wochen, vielleicht Monate lang, und findet in seinen Knechten und Mägden genügenden Ersatz! Entsetzlich!"

Sie schloß die ganze Nacht hindurch kein Auge zu, erst gegen Morgen versiel sie in einen Schummer der Ermattung. Als sie vom Lager emporfuhr, war Robert bereits in den Wald gegangen, er hatte die Schläferin nicht stören wollen.

Traumhaft wandelte die Bergseite im Hause auf und nieder, mit einer Art von Wollust den Frieden und das Glück der Brust zerstörend.

"Er ist verloren, oder vielmehr, ich habe ihn nie besessen. Doch dulden ist des Weibes Loos; ich will dulden, es soll kein bitteres Wort über meine Lippen kommen, schweigend will ich der Hausfrau Pflichten üben, ihn bedienen, wenn ich ihn auch nicht beglücken kann!"

Es vergingen einige Tage.

"Wenn es Dir angenehm ist, Rosa, laß ich anspannen und wir fahren nach Möllendorf."

"Wie Du befehlst, Robert."

"Wie ich befehle? — was soll das heißen? — Ich stelle einen Antrag; heute werde ich von der Wirthschaft nicht in Anspruch genommen, die Pferde sind verfügbar."

"Ich auch —"

"Bist Du krank?"

"Dein Wunsch ist mein Wille."

"Redensarten das, warst die Tage gewiß wieder bei Werner. Es ist nicht meine Sache, einer Frau vorschreiben zu wollen, wohin sie gehen darf, wohin nicht — indeß in dieser Beziehung würde ich es wahrlich gern sehen, wenn Dein Wunsch mein Wille wäre, und daß ich einen näheren Verkehr mit der Werner'schen Familie nicht wünsche, ist Dir bewußt. Hab ja meine Ansicht schon öfter unumwunden ausgesprochen. Er ist nicht ohne Verstand der alte Werner, jedoch überspannt und keine Krankheit ist ansteckender, als die Geisterklopferei."

"Der junge Springer ist angekommen und wünschet seine Aufwartung zu machen", meldete der eintretende Diener.

„Nun, er mag kommen, bin dem Windbeutel durchaus nicht grün, indeß es muß wohl auch solche Käuze geben.“

Karl Springer war ein feines, galantes Herrchen, reich an Worten, arm an Gedanken.

Robert zündete sich ein Pfeife an und ließ, den Rauch vor sich hinblasend, den Schwäger seine Rolle spielen.

Da erschien Johann wieder. „Sie haben mir aufgetragen, gnädiger Herr, den Windhund scharf ins Auge zu fassen, die bedenklichen Symptome äußern sich neuerdings und zwar heftiger.“

„Da gibt es keine Zeit zu verlieren, will mich gleich überzeugen“, rief Robert, nahm die Pistole von der Wand und schritt aus dem Gemache.

Springer und Rosa folgten.

„In gehöriger Entfernung geblieben!“ heißte Hartwall.

„Soll der arme Hund?“ flüsterte Springer.

„Robert!“ mahnte Rosa.

„Es ist kein Zweifel“ hub Robert nach einer Weile an, „das sind die Anzeichen der Wasserscheu, zurück! —“ Und er drückte an die Feder — ein Knall — der Hund regte sich nicht mehr.

„Ach das arme Thier — ach — nein — das brächte ich nicht über das Herz!“ winselte Springer von Neuem.

„Ist mir wenig angenehm, mein Herr, der Hund war ja mein Lieblingshund, treu, wachsam und ein Wilderer sondergleichen; doch, wissen sie ein besseres Mittel gegen die Wuth? —“

„Ach, ach, ich geb' es zu — aber — ich hätte den Schuß nicht abfeuern können!“

„Der arme Hector!“ seufzte Rosa, „wirft ihm doch ein Grab im Garten —“

„Ei, freilich — unterm Nußbaum an der Mauer wird er eingescharrt. Das todte Thier gibt vielleicht dem sterbenden Baume neue Leben!“

„Er hat kein Herz“, flüsterte Rosa in sich hinein.

„Es ist gut, daß sie gekommen, Herr Springer,“ sagte Robert, „wir wären vielleicht ausgefahren, die Diensteute hätten keinen Rath gewußt, vielleicht auch auf den Köter nicht geachtet und ein Unglück wäre möglicher Weise geschehen.“

„Ja wohl, ja wohl“ unterbrach Springer, aber das arme Thier!“

„Hats überstanden“ lächelte Robert. „Da Johann, nimm hier die Pistole und reinige den Lauf.“

Darnach begab man sich wieder in die Zimmer. Springer fühlte sich in Hartwalls Nähe nicht heimisch, doch hielt ihn Rosa's Wohlwollen noch einige Zeit vom Anbote des Scheidegrußes ab. Er erging sich gegenüber der jungen Frau in den zärtlichsten Sprachwendungen und diese wehrte den Huldigungen nicht, denn sie hatte von dem gefühlvollen Herzen des jungen Mannes die günstigste Meinung gefaßt.

Und wieder vergingen Tage.

„Ich mache ungern Bemerkungen,“ äußerte Robert, „jedoch ich fühle mich gezwungen. Du fassst die Verhältnisse des Landlebens nicht auf, achtest nicht auf die Bedingungen, unter welchen sich in einem kleinen Orte glücklich leben läßt. Das Balken auf seinem eigenen Grund und Boden fern dem Getriebe der Großstadt hat der Annehmlichkeiten viele, aber gewisse Schranken müssen im Dorfe weit sorgfältiger beachtet werden, als in der Residenz. Es ist ein großer Irrthum, wenn man in einem kleineren Kreise von Menschen ungebundener sich benehmen zu dürfen wähnt, als in der großen Gesellschaft. Im Gewühle von Hunderttausenden verschwindet der Einzelne, er kann vergessen und vergessen werden, im Dorfe kann er den Wenigen nicht ausweichen, sich ihrer Beobachtung nicht entziehen. Im Gewühle von Hunderttausenden läßt sich bis auf einen gewissen Grad einsam und rücksichtslos leben, im Dorfe nie. Wer auf dem Lande sich selbst angehörig bleiben will, muß streng auf seine Würde achten. Auf dem Lande dauert jedes Ereigniß fort, so lange der lebt, der es veranlaßt oder den es betroffen, ja es überdauert ihn sogar. — Doch zur Sache — dein Benehmen gegen den jungen Springer bietet Anlaß zu Glossen.“

„Bist du eifersüchtig?“

„Wahrlich nicht, ein Weib, das bewacht werden muß, ist der Bewachung nicht werth!“

Er sprach ohne die mindeste Aufregung, wandte sich gegen die Thür und schritt die Treppen hinab.

Rosa stand einige Zeit wie vernichtet. Entrüstung und Scham machten gleich gewaltig sich geltend. Sie fühlte ihre Wangen flammen und zugleich eisige Schauer durch alle Adern rieseln. Wäre Robert zürnend aufgefahren, würde die Demüthigung nicht so fühlbar gewesen sein, durch die feierliche Gelassenheit des Rügenden wurde die Rüge zum Verdammungsspruche. Zudem der Gatte endlich nicht die eigene persönliche Verletzung und Beleidigung vorangestellt, sondern nur auf das ungünstige Urtheil der Welt hingewiesen, wurde nicht das Gemüth der

Gattin erschüttert, sondern nur der Groll der jungen Frau erregt. Sie konnte einerseits nicht läugnen, daß Robert im Rechte sich befinde, sie konnte sich nicht verhehlen, daß die Bahn, welche sie eingeschlagen, eine abschüssige sei, andererseits erschien ihr Hartwall als ein fremder, theilnahmsloser Sittenrichter. „Er hat kein Herz! das Feuer der Liebe lodert nicht in seiner Brust! Wird er der Todten eine Thräne weihen? Wird er die Gattin höher stellen als seinen Lieblingshund, den er kalt mit wohlgezieltem Schusse zu Boden streckte? Er kennt keine Eifersucht!? Ist aber Liebe ohne Eifersucht möglich? Ich will den Geliebten mit all' seinen Gedanken, Empfindungen und Gefühlen mein Eigen nennen! Er überläßt mich mir selbst, er gibt mich frei, fordert nicht, daß meine Sehnsucht, meine Trauer ihm gelte! Ich brauche nicht für ihn zu schwärmen, nicht von ihm zu träumen, soll nur die Küche besorgen und den Kuhstall lüften! Wenn ich von ihm geh', wird er mich aus seiner Erinnerung bannen, wie er allenfalls ein entlaufenes Huhn aus seinem Wirtschaftsinventarium streicht — — — doch — doch — hat er ein rauhes Wort gegeben? Trug nicht der verdiente Vorwurf das Gepräge der Milde? — nein! nein!“

So brütete die Unselige.

Robert erging sich im Garten, freute sich der prachtvollen Georginen und dachte über die Vornahme einiger Aenderungen mit den Obstbäumen nach, als der Briefbote ein Schreiben brachte. Robert erkannte die Schriftzüge seines etwa um 15 Jahre älteren Neffen, der, wie ihm bewußt war, mit seinem Sohne unzufrieden zu sein alle Ursache hatte. „Wird sicher wieder eine Jeremiade enthalten!“ Aus dem Briefe fiel ein zweiter Brief; der erste lautete:

„Lieber Robert!

Von meinem Sohne, der in früher Jugend bereits so tief gefallen, dir noch eine Zeile zu schreiben, würde ich unterlassen, wenn nachfolgende Eröffnung nicht als strengste Pflichterfüllung sich erwiese. Um einer mir hochwichtigen Correspondenz auf die Spur zu kommen, habe ich Conrads Pult öffnen lassen und sämtliche Papiere durchgesehen. Unter den ersten Briefschaften ist mir das beifolgende, erst vor wenigen Tagen ausgefertigte Schriftstück in die Hand gekommen. Sein Verfasser ist einer jener Schandbuben, jener Verführer, die an der Entartung meines Sohnes die größte Schuld tragen. Entsetze dich nicht, aber triff deine Maßregeln.

Dein

Anton Hartwall.

Der zweite Brief trug die Adresse „Conrad Hartwall“ und enthielt unter anderen Aeußerungen — — — „übrigens nütze ich die Zeit vor-trefflich — Doctor Berners Bertha ist bis über die Ohren in sich ver- liebt und macht mir viel Spaß, aber noch eine andere Eroberung gilt's, die Frau deines Onkels, des Pedanten, der dir so gründlich zuwider ist, ein allerliebste's pikantes Weibchen — seine Waare, sag ich Dir, spielt die Tugendhafte, ist aber ein romantisches Gänsschen und somit überwindbar. Ich versteh' mich ja darauf, zu winseln, zu schmachten, und ich sage Dir, es ist ein eigener Genuß, so ein Ehepärrchen auseinander zu bringen. — Die Thränen, welche verführte Weiber weinen, erachte ich als viel werth- vollere Siegestrophäen als die Thränen der Jungfrauen, nenn' es Ca- price meinethalben, du wirst derweilen auch nicht säumig sein im Rosen- brechen. Wenn wir uns wieder sehen, wollen wir über die gefälligen Närrinnen lachen.“

Karl Springer.

Robert faltete beide Schreiben zusammen. Einige Male schien es wie Wetterleuchten über sein Antlitz zu zucken. Bald spiegelte sich jedoch marmorne Ruhe wieder in den edlen Zügen

Kämpfend und ringend mit sich selbst hatte endlich auch Rosa das Zimmer verlassen. Es war einer jener milden October-Abende, in denen die Natur, bevor sie sich dem Winterschlaf ergibt, noch einmal freudig lächelt.

Ohne Ziel und Absicht wandte die Träumende fort. Sie stand unter der Linde, die sie in den ersten Tagen ihrer Ehe die Robertlinde getauft hatte, sie trat ein in die Laube, in welcher sie einst von Himmel- reichen geträumt, plötzlich tauschte es im Gezweige und Springer stand vor ihr.

„Vergebung meiner Kühnheit! gnädige Frau, Vergebung — mein Herz! — —“

„Was soll das?“ rief Rosa bestürzt.

„Sie sind nicht glücklich, ich bin es auch nicht. Ihre tiefen edlen Gefühle suchen vergebens das Verständniß einer mitempfindenden Seele. Ich stehe vereinsamt, hier trifft mich ihr zaubervoller Blick! Lassen Sie uns ein heilig Bündniß schließen — dem Gatten gehöre ihre Hand, mir ihr Gemüth. — Heben sie mich in das Himmelreich empor, dem ihre Gedanken angehören, lassen sie mich den seraphischen Klängen — —“

„Ich beschwöre Sie — mein Gatte —“

„Der ist ins Feld hinaus gegangen, ich bin ihm begegnet — Hart- wall ist seines Glückes nicht würdig, nein, ich will ihn ja nicht schädigen

— nur Ihr Herz, das der rauhe Landwirth nicht würdiget, das er verschmäht, fortstößt, nur Ihr Herz schenken Sie mir.“

„Verlassen Sie mich!“

„Kann ich das? Und wandelten Sie tausend Meilen von mir, meine Gedanken wären doch bei ihnen — noch nie hab' ich das Wunderbare einer edlen weiblichen Erscheinung in so —“

„Ich darf Sie nicht länger anhören, meine Pflicht —“

„Des Menschen Pflicht ist, dem Göttlichen nachzustreben, und Liebe ist ja göttlich —“

„Mein Herr!“

„Auf meinen Knien flehe ich zu Ihnen — verstoßen Sie mich nicht. — In ihrer Macht liegt es, aus einem Menschen einen Engel zu machen, Ihre Huld löst die lezten irdischen Fesseln meiner Seele und trägt einen Verkärten in die Lichtregionen des Urgeistes — —“

„Treff ich Dich hier?“ rief eine ernste männliche Stimme und Hartwall trat vor, Rosa's Arm ergreifend.

Die junge Frau zitterte wie Espenlaub.

„Du bist der Stadt noch nicht entwöhnt,“ fuhr Robert mit einer gewissen feierlichen Ruhe fort, „darfst die scharfe nächtliche Herbstluft in den Bergen nicht so kühn versuchen.“

Springer war emporgefahren und schickte sich an, durch das Gebüsch zu entschlüpfen.

„Wollen Sie sich, mein Herr,“ heischte Robert, „durch das Gitterthor begeben.“

Springer stotterte einige Worte der Entschuldigung.

„Sie kennen doch den Weg, wo nicht, so bin ich erbötig, meinen drei Hausdoggen zu pfeifen und die, gut dressirt, wie sie sind, legen ihren Mann in wenigen Secunden auf die Straße.“

Springer schlich wortlos von dannen.

Auch Rosa schwieg; in ihrer Brust wogte jedoch ein Meer von Gefühlen.

„Du zitterst,“ hub Robert an, als die Wohnzimmer betreten waren, „du zitterst, senkst dein Auge nieder. Das Kerzenlicht ist greller als der Mondenschein — arme Rosa!“

Rosa brach in einen Strom von Thränen aus. „Ich bin unschuldig,“ rief sie.

„Setze dich mir gegenüber, so, und kannst du mir auch noch ins Auge schauen?“

Rosa blickte zu Boden.

„Ich machte Dir vor einiger Zeit den Vorschlag —“ er griff in seine Brusttasche, zog Papiere hervor, besann sich jedoch wieder, barg die Schriften und fuhr fort — „Du kannst morgen in die Stadt reisen und brauchst niemals wieder zurückzukehren. Verstehst Du mich? — Ich will Dir eine Rente anweisen, die bei bescheidenem Haushalt —“

„Robert!“ schrie Rosa auf und sank ohnmächtig in den Stuhl zurück.

„Geh zu Bett, die Magd soll mir das Nachtesfen bereiten.“

Rosa hatte abermals eine schlaflose Nacht. Sie fühlte die Qual der Beschämung und glaubte doch an ihre Unschuld. Hatte sie den Zudringlichen zu sich beschieden? War sie ihm in irgend einer Weise entgegengekommen? Lag in den Aeußerungen Springers endlich selbst etwas Sündhaftes? Sprach er nicht von heiliger ätherischer Liebe? Wohl sagte ihr die Stimme des Gewissens, daß sie nicht nur ihre Hand, sondern auch ihr Herz dem Gatten geweiht; aber hatte sie nicht auch von Hartwall ein Herz zu fordern und durfte sie, nachdem er sein Gelöbniß nicht erfüllt, nicht auch des ihren sich entbunden halten? Zeigte nicht Robert durch sein Betragen, daß ihm die Gattin gleichgiltig, wo nicht gar verhaßt geworden? Schien ihm nicht der Anlaß, sich von der lästigen Gefährtin zu trennen, willkommen? Wartete er ihre Rechtfertigung ab? Verwies er ihr nicht mit einer grausenhaften Kälte die Pforten seines Hauses? Sprach er ein herzliches Wort, um ein herzliches Geständniß zu ermöglichen? Hegte er ein Vertrauen auf ihre sittliche Würde? Behandelte er sie nicht wie eine Verbrecherin? Kann, wo der Glaube an den Andern fehlt, die Liebe gegen den Andern Platz greifen? Durfte sie scheiden, ohne ihn von ihrer Unschuld überzeugt und ihm seine eigene Schuld vorgehalten zu haben.“

„Nein“, sprach sie zu sich selbst, „ich will mich nicht durch Bitten erniedrigen — er stößt mich fort ohne weitere Prüfung, ich gehe!“

Als aber der Morgen zu grauen begann, ward ihr wunderbar ums Herz. Der Schritt aus dem Zimmer fiel schon schwer, wie arg drohte erst der Schritt aus dem Hause zu werden! Roberts edle Eigenschaften traten vor ihre Seele! Alle bereits gefaßten Entschlüsse wankten!

„Und wenn er mich auch haßt, so will ich ihm doch dienen, will mit gebrochenem Herzen meine Pflicht erfüllen.“

Da öffnete sich die Thüre und Robert trat ein.

„Habe bereits ins Posthaus geschickt, es ist nun an Dir, deine Vorbereitungen zu treffen.“

„Robert!“

„Du begibst Dich natürlich zu Deiner Tante, sollst die Rente gewissenhaft erhalten. Briefe wünsche ich nicht zu empfangen, du bist für mich gewesen.“

„Robert!“ ächzte Rosa und bedeckte mit beiden Händen ihr Antlitz.

„Wir wollen ruhig scheiden!“

„Nein, du mußt mich hören! Ach, ich liebe dich ja, habe die Schuld der Untreue nicht auf mich geladen. Robert, Du sollst Alles wissen“, und sie schilderte unter Thränen die Stürme ihres Herzens, ihren Verkehr mit dem Berner'schen Hause, ihr Zusammentreffen mit Springer. „Ach, nur deine Kälte, deine Schroffheit, der Hohn, welchen Du meinen überströmenden Gefühlen entgegenstelltest, hat mich zur Verzweiflung gebracht.“

„Kälte? Schroffheit? Hohn?“ erwiderte Robert mit Ruhe, „ist Besonnenheit mit „Kälte“, Ueberlegung mit „Schroffheit“, Zurückweisung der Phantasterei mit „Hohn“ gleichbedeutend? Du versicherst mich zu lieben und witterst in jedem meiner Worte einen bösen Sinn? Forschest nach Gründen, mich zu beschuldigen, statt im Falle eines Verstoßes auf Entschuldigung bedacht zu sein? Ich habe Dich vor der Berner'schen Familie gewarnt, weil ich die Gefahren eitler Schwärmerei nicht unterstüße, ich hasse jedes krankhafte Empfindeln, lebe wohl.“

„Du stößest mich von Dir!?“

„Was sich nicht versteht, mag sich vermeiden —“

„Robert —“

„Leb wohl.“

„Nicht so — nein, bleib', Gott ist mein Zeuge!“

Und Robert blieb in der Thüre stehen; sein Auge schien feucht werden zu wollen. „Wirst Du dem Hange zur Schwärmerei entsagen? wirst Du wieder als treue Hausfrau mir zur Seite stehen?“

„Robert!! —“

„Wohlau! ich will dem Postmeister abjagen lassen. Dessen aber sei versichert, wärest Du von mir gegangen, wir hätten uns niemals wieder begegnet. Das Leben hat seine ernsten Seiten und fordert, daß der Mann ein ganzer Mann sei und nicht über kleinliche Rücksichten und läppische Bärtlichkeiten das eigentliche Ziel seines Wirkens aus dem Auge verliere. Zur Berichtigung Deines Urtheiles über die süßen, schwachtenden Seelen durchfliege diese Zeilen, sie sind an meines Neffen Sohn gerichtet.“

Rosa laß. Todtenbläße und Flammenröthe wechselten in ihrem Angesichte.

„Robert!“ rief die Zerknirschte, „Robert! kannst Du mir vergeben? Robert drückte schweigend der Gattin Hand. Daß aber sein Herz nicht steinern war, bewies die Thräne, die trotz aller Selbstbeherrschung doch zum Durchbruche kam und im dunklen Auge seltsam schimmerte.

Märchen aus Kärnten.

„Hauhau“ und sein Hund „Wauwau“

Aus dem oberen Drauhale, mitgetheilt von Johann Feiß.

Es ist schon lange, lange vorbei, da lebte ein Mann, hager und mager und recht langmähig und auch ein schwarzer Hund, der war des Mannes bester Freund. Der Mann hieß Hauhau, das Hündlein Wauwau. Der Mann aber hantirte nicht gerne mit einem Prügel, was sein Name schier zu denken geben möchte, sondern er hielt das Gebot der Nächstenliebe auf andere Art umgekehrt; er haute darauf los auf die Ehre des Nächsten, daß es kein Absehen hatte und der Hund machte dazu „wau, wau,“ so oft sich nur wer zeigte. Wäre ein Engelein vom Himmel gekommen, so hätte es auch müssen seine Flügel verstecken und als schlechtes Geschöpf gelten. Dem Manne war Alles schlecht; die Leute nannte er Schelme, Knöpfe, Eiel, Höllensutter, Teufelsgewürze und dergleichen, aber Menschen nannte er sie selten, dann schon gar nicht, wenn ihm die Nase juckte und er in Eifer gerieth. — Der Mann ist aber auch alt geworden und ist dann gestorben. Als man ihn begraben wollte, hörte der schwarze Hund nicht auf mit seinem „wau wau“, bis man ihm einen Knittel vor den Kopf schlug. Die Seele des Mannes ging gerade auf den Himmel los. Wer sollte denn sonst hinein kommen? In keines Menschen Leib auf der Welt war ja eine solche gute Seele gewesen, als in dem seinen. St. Petrus aber verstand es anders und sprach: „Keht dich und scher dich du Liebloser, und bleibe in deiner vor Zorn und Haß eingeschrumpften Lederhaut, bis Einer kommt, der es ärger macht als du. — Der Hund wurde auch wieder lebendig und so wandeln Hauhau und Wauwau, weil kein schlimmerer Ehrenräuber gekommen ist, noch herum.

Ich fragte nach, ob ihn schon Jemand gesehen hätte? Da schauten die Leute einander an und wurden stille, als fürchteten sie sich, er würde zur Ehre hereintreten, wenn sie viel davon reden möchten.

In der Werkstalt.

Da steht es nun in sich vollendet,
Leibhaftig außen steht es da,
Bald jedem Blicke zugewendet,
Das nur mein inn'res Auge sah:
Das stille Werk! — Von Stund' zu Stunde,
Zu eig'nem Dasein ist's erstarrt,
Und aus verschwiegener Kothunde
Hinaustritt's auf den lauten Markt.

Doch früher mag daran sich weiden
Noch ein Mal innig Herz und Sinn,
Der herben Lust, der süßen Peiden
Gemahn's mich, die es zum Gewinn
Mir brachte, seit ich sein Entstehen
In Ahnungsbauern vorempfand,
Bis es mit letztem Drangeeweben
Dem Geisteschooße sich entwand!

Da steht es, Fleisch von meinem Fleische
Da steht es, Blut von meinem Blut! —
Ob ich auch von den Göttern heische
Dem Bilde wahre Lebenslust? —
Nein! ferne sei mir zu verlangen,
Was einst erlebte Pygmalion —;
Da ich's im Innersten empfangen
Ward mir der Wonnen höchste schon!

Da es sich werdend, wachsend regte,
Mit ungeduldigem Gepoch'
Mir Seele, Phantasie bewegte —
Da lieb' ich es, noch lieb' ich's; doch
Wenn den Erzeuger mit dem Kinde
Unlöslich senst ein Band verlicht:
Zieh' meines hin in alle Winde,
Sein fürder Schicksal quält mich nicht!

Es zieht dahin — und kaum entlastet
Der Bürde, fühl' ich neue Pein,
Der Trieb, der allzulang getastet,
Stellt um so heftiger sich ein:
Von bildnerischem Hauch umwittert
Glänzt Block an Block dort an der Wand
Erlösungsbang — und gierig zittert
Der Meißel in bereiter Hand.

Was zaudr' ich? — feierliche Stille,
 Umgibt mich, Wertgelegenheit,
 Es schwillt die Kraft, es glüht der Wille
 Zu frischentsachter Thätigkeit;
 Und eine Fülle von Gestalten
 Drängt geisterknospend sich herbei
 Voll Angestüm, sich zu entfalten
 Im schöpferischen Geistesma!l

Wie sie mich schattenhaft umschweben,
 Sich stoßend, hemmend! bitt're Wahl!
 Ach! Eine kann ich nur beleben
 Mit meiner Liebe Sonnenstrahl
 Noch trat die nicht im helleren Scheine
 Nothwendig aus dem Schwesterchor:
 Das ist's, warum ich vor dem Steine
 Muptes der Stunde Gunst verlor!

O Schmerzengual! wenn heißem Sehnen
 Nichts Herzverwandtes sich enthielt,
 Wir völlig uns verlassen wähen
 Von Mächten, die uns senst erfüllt.
 Im grenzenlosen Meer der Formen
 Unschlüssigkeit das Steuer lenkt,
 Kein starker Keim nach ew'gen Normen
 Befruchtend in die Brust sich senkt!

Erhob'ne Arme sinken wieder,
 Die Fluth des Strebens ebbt zurück —
 Da — plötzlich zukt's durch Haupt und Glieder
 Schon ahn' ich junges Vaterglück!
 Die Lustgebilde sind zerstoßen,
 Nur Ein's blieb übrig klar umjirt —
 Wohl mir! der heil'ge Blij von oben
 Er hat gezündet, hat gewirkt!

Ernst Raupcher.

Das Geheimniß der See.

Von Henry W. Longfellow.

Deutsch von Friedr. Marg.

Bunte Märchenpracht entfaltet
Mir dein Anblick, hohes Meer,
Längstverklung'ne Sagen gleiten,
Jugendträume um mich her!

Purpursegel, seid'ne Tane,
Prunk, den nur die Fabel schuf,
Horch, Gesänge der Matrosen,
Und des Ufers Gegenruf!

Doch, zumeist die Spanierlage
Nacht, daß mich die Ruhe flieht,
Von Arnald, dem edlen Grafen,
Und des Schiffers Schreckenlied.

Gleich des Strand's gedehnten Bogen,
Wo der Sand wie Silber blinkt,
Klingt geheimnißvoll die Weise,
Wie das Meer selbst steigt und sinkt.

Und erzählt von Graf Arnald's,
Der, den Falken auf der Hand,
Sah ein stolz' und schmuckes Fahrzeug,
Bug gewendet nach dem Strand.

Als des alten Seemann's Weise
Nun erscholl so wunderbar,
Daß vom Fluge ruh'nd die Möve
Auf den Mast zu lauschen kam.

Biß, von wilder Sehnsucht trunken,
Uebermannet der Graf ihn rief:
„Schiffer, bei der ew'gen Liebe,
Lehre mich dein Zauberslied!“

„Soll ich Dir,“ so sprach der Alte,
„Thun der See Geheimniß kund?
Nur, wer ihrer Schrecken spottet,
Dem enthüllt sie es zur Stund!“

So in jedem fernen Segel
 Glaub' ich jenes Schiff zu schau'n,
 Und ich hör' im nächstgen Sturme
 Jene Melodie voll Graun.

Bis ich meiner Seele Sehnsucht
 In der See Geheimniß kühl,
 Und des großen Weltmeer's Herzschlag
 Auch in meinem Pulse kühl.

Wer ist an meiner Kammerthür 1c.

(Aus dem Schottischen des Robert Burns.)

Wer ist an meiner Kammerthür?
 I, das ist wohl gar Hindlay?
 Dann geh', es ist dein Platz nicht hier. —
 Gewiß, mein' ich — sprach Hindlay.
 Was gibst du, wie ein Dieb Dir Müß?
 I komm und sieh — sprach Hindlay.
 Sinnst Unheil schon in aller Früh? —
 Gewiß, ich will — sprach Hindlay.

Glaubst, ich steh' auf und laß' dich ein? —
 I laß' mich ein — sprach Hindlay.
 Raubst mir den Schlaf mit Schelmerci'n —
 Gewiß, ich will — sprach Hindlay.
 In meiner Kammer bleibst du dann —
 Laß' bleiben mich — sprach Hindlay.
 Ich fürchte, bis der Tag bricht an —
 Gewiß, ich will, sprach Hindlay.

Und bleibst du hier in dieser Nacht —
 Ich bleibe, ja — sprach Hindlay.
 Fürcht' ich, der Gang wird oft gemacht —
 Gewiß, er wird — sprach Hindlay.
 Was hier geschieht, im Kämmerlein —
 Laß' es geisich'n — sprach Hindlay.
 Das mußt du auch verisichweigen sein —
 Gewiß, ich will, — sprach Hindlay.

Edwig Pfeilb.

Der Humor im russischen Volksliede. *)

Von F. Kronsch.

Im Volksliede des Russen pulst neben einer sinnigen Naturanschauung eine reiche Ader der edlen Gottesgabe — Humor genannt. Je schwerer und berber die Kost, desto mehr muß man der Verdauung zu Hilfe kommen; — so verhält es sich im physischen Leben und ein Gleiches gilt vom geistigen Sinne der Völker. Dem psychischen Verdauungsproceß der „Lebensanschauung“ frommt am besten eine tüchtige Dosis Humor; je spröder und schlechter die Brocken sind, die das Geschick einer Nation zum täglichen Mahle vorsezt, desto mehr bedarf sie von dieser Kraft, von diesem „Saft“, der Alles zu zerkleinern und geschmeidig zu machen im Stande ist. So hat auch das Russenvolk den Humor mit auf den Weg bekommen, um das Leben auf der leichteren Achsel zu tragen.

Reich bedacht, wie bei allen Völkern, ist auch bei dem Russen das Capitel der *L i e b e s l i e d e r*. Hier kreuzen sich oft die Wege des ernsten Gefühls und des Humors. Wenn Mascha von ihrer Mutter examinirt wird, wo und was sie in dunkler Nacht geschaffen und eine Ausrufe von die andere nicht Stich hält, das Mädchen endlich mit der Wahrheit herausbrückt, von der Begegnung mit dem Herzliebsten im Haselnußwäldchen erzählt, und auf die Frage der Mutter:

„Und sandst du, o Mascha, und sandst du den Liebsten?
Und was doch, was sprached und thatet Ihr zwei?“

zur Antwort gibt:

„Wir sprachen: Der Guckguck hol Vater und Mutter,
Wir küßten uns weiblich und lachten dabei.“

so können wir lächelnd dem Mädchen nur Recht geben.

Oder wenn der verschmähte Liebhaber die Schwelle der grausamen Paraskewa meiden muß, so löst sich der Liebesjammer zu unserer Befriedigung in der heitersten Weise bei den Schlußworten:

„Und was that er? und was that er?
Schwimmt im Blut er? schwimmt im Blut er?
Nein im Krüge, nein im Krüge
Sipet zehend er, ja zehend.“

*) Die Belege dieser Studie nahm der Verfasser aus der Sammlung russischer Volkslieder (Balaleika) von J. Altmann. Berlin 1863.

Von einer in der Liebe vielerfahrenen Schönen heißt es:

„Erst von Pavel mit Entzücken
Sprach sie, dann entzückt von Peter;
Dann Zwan mit Freud' erwöhnt sie,
Drauf mit Lust sprach sie von Waffja;
Kolja nennt' sie nun begeistert
Wie verklärt danach Grigorij
Hochbeseelt nun sprach von Elafcha
Sie, und wie verzückt von Mischka,
Und noch nennt' sie viele Männer,
Viele Männernamen nennt' sie —
Wollt ihr eure Knaben taufen,
Namen könnt ihr bei ihr kaufen.“

Viel Humor steckt auch in dem Zwiegespräche der Maid Barwara mit dem leichtfertigen Burschen Fedul.

„Liebst du mich, so sprach Barwara,
Liebst du mich, o sag' es frei!
Zimmer, sprach ich, Kind. Ich dachte,
Zimmer sind der Tage drei!

Willst du auch allein mich lieben?
Liebst du kein' als mich, Fedul?
Keine, sprach ich, Kind. Ich dachte
Zehn sieht ja fast gleich der Null!

„Ach was thust du, wenn ich sterbe,
Tödtet dich vielleicht der Gram?
Sicher, sprach ich, Kind. Ich dachte,
Erb' ich nichts, sterb' ich vor Scham.

Steuern wir aus dem Fahrwasser der „Liebe“ in das der „Ehe“. Wie sehr der Humor da am Plage, lehrt ein und das andere Liedchen. Der „willfährige Ehemann“ besingt seine süße Sklaverei in der drolligsten Weise:

„Al' was sie will, ist auch mein Will' —
Ich lob' es, lob' es, ruf ich.
Wenn sie gebot, Zwan sei todt —
Ich sterbe sterbe, tief ich.

Noch lämmchenhafter muß der Gatte Sfonjuscha's geartet sein. Denn nachdem das launische Weib von dem Pantoffelhelden tausend und einen Dienst gefordert, heißt es gar zu Ende des Liedchens:

„Sfonjuscha, mein süßes Seelchen,
Sprich, was weiter nun befehlst du?

„Jetzt, du sauler Mann, jetzt hole
Meinen Liebsten her, — und trolle
Dich dann selbst, wohin du willst.“

Nicht weniger Behagen finden wir an dem Liede, das den Tod
eines bösen Weibes feiert:

„Starb Mawruscha, starb Mawruscha,
Laßt uns vier der Kreuze schlagen!
Starb Mawruscha, starb Mawruscha,
Laßt uns lustig sein im Krüge!“

so lautet der Eingang, und zum Schlusse wird den Leichenträgern ans
Herz gebunden:

„Schließt, o schließt den Sarg, den rothen,
Werft zu des Sarges Deckel.
Fasset an, fasset an behende
Ob' sie, ach, vielleicht erwacht,
Ach, vielleicht erwacht zum Leben!“

Die Realität des Lebens findet ihre humoristische Verklärung nach
den verschiedensten Richtungen. Hören wir den „Bettler“ seinen Tages-
lauf besingen:

Zwischen acht und neun Uhr schnarcht' ich,
Zwischen neun und zehn Uhr gähnt' ich,
Zwischen zehn und elf Uhr stöhnt' ich,
Zwischen elf und zwölf erwacht' ich,
Zwischen zwölf und ein Uhr speißt' ich,
Zwischen ein und zwei Uhr trank ich,
Zwischen zwei und drei laßt' ich,
Zwischen drei und vier summt' ich,
Zwischen vier und fünf nahm ein ich,
Zwischen fünf und sechs gewann ich,
Zwischen sechs und sieben spart' ich,
Zwischen sieben Uhr und acht Uhr
Ah ich, trank ich, sang ich, sprang ich,
Und von acht bis acht Uhr lag ich,
Ruht' ich, dehnete mich, rekte
Lang mich aus, mich lang ausgestreckend,
Gähnte, stöhnte, brumnte, schnarchte,
Schlief und schlummerte und träumte,
Träumt' die ganze Nacht vom Gelde.“

Ist das nicht eine treffliche Apotheose des Bettelgewerbes? Aber wir
lernen den Bettler auch von einer anderen Seite kennen. Wir gönnen

ihm das Stündchen Schlummer, nachdem er „ein und zwanzig der Kopfklein“ glücklich zusammengebracht — ja es rührt uns schier sein Stoßkruzger: „Mutter Gottes, halte Wacht!“ denn vielleicht ist es derselbe, von dem es in einem anderen Liedchen heißt: er habe ein Jungfräulein um eine Gabe angesprochen:

Ein Jungfräulein weiß und schneeweiß
hatte Thränlein auf den Wangen,
Aber kein Kopselstüd — —

und, da die arme Schöne ihm nur Thränen und Segenssprüche bieten kann, zufriedengestellt seine Wege zieht:

„Sagt' ich Dank dem wackern Kinde,
Dacht' ich still in meinem Sinn:
Deine Thränen, liebes Mägdelein,
Nimm als beste Gab' ich hin.“

Das passende Gegenstück dazu bildet das Liedchen vom „Almosenspender“. Der Pope Sakchei Iwanitsch ist ein sonderbarer Heiliger. Als die alten häßlichen Weiber an seiner Thüre betteln, da ruft er der ersten und zweiten zornentbraunt zu: „Geh', Weib, du zum Teufel — Willst gar mich verführen!“ Als aber die junge Bettlerin das Gleiche verucht, da klingt es süß aus seinem Munde:

„Um Gott, liebe Jungfrau,
Mich deiner erbarmt es,
Das Haus ist dir offen,
Tritt ein schöne Dirne.“

Besonders anmuthig ist das Zwiegespräch zwischen dem Mädchen und dem um sie freierenden Bettelbuben. Mit der Antwort auf die Frage „was willst du denn mit mir thun?“

„Küssen will ich dich immerfort,
Herzen will ich dich immerfort.“

ist Katschenka ganz einverstanden. Als sie dann den praktischen Einwurf wagt:

„O Ignascha, Ignaschinka,
O du lieber, du wackerer Bursch,
Aber wer denn bestellt das Haus?
Aber wer denn beschickt den Tisch?“

da erwiedert Ignascha ohne Zögern:

„O Natalja, Nataſchenka,
 O du liebe, du süße Malb,
 Sorge, Sorge beſtellt das Haus,
 Hunger, Hunger beſchickt den Tiſch.“

Die vergebliche Obhut der Eltern in Dingen, welche der Jugend zu Recht ſtehen und in denen ſie viel Eifer, aber keine Tugend bewährt, kennzeichnet das Lied der „Alten Einbildung“ am beſten.

„Schuldlos iſt mein junger Hälſe,
 Alſo ſprach Zwan, der Baner,
 Sprach und rieb ſich froh die Hände,
 Schuldlos iſt mein Sohn, der Brave,
 Siebet noch nach keinem Mädchen,
 Schaut noch nach keiner Dirne,
 Kümmerſt ſich um kein Jungfräulein.

Schuldlos iſt mein junges Täubchen,
 Alſo ſprach die Wäur'in Dorja,
 Sprach und rieb ſich froh die Hände,
 Schuldlos iſt mein wackres Mägdlein
 Siebet noch nach keinem Burſchen,
 Schaut noch nach keinem Buben,
 Kümmerſt ſich um keinen Jüngling.

Lag indeß Zwans Erzeugter,
 Lag indeß die Tochter Dorja's
 Einer in des Andern Armen,
 Einer an des Andern Herzen,
 Sahen Einer nach dem Andern,
 Schauten Einer nach dem Andern,
 Sehr ſich kümmernd umeinander.“

Kurz und treffend iſt der Cultus der Liebe in der „Pilgerfahrt“ gezeichnet. Man glaubt ein Liebchen von Heine vor den Augen zu haben:

Vom Waldalwald, vom See Waldal
 Hör' ich Glocken klingen, Glöcklein läuten,
 Rufen fromme Pilger in das Kloſter,
 O mein Kind, ſo will denn ich auch pilgern.

Zum Waldalwald, zum See Waldal
 Wo die Glocken klingen, Glöcklein läuten,
 Pilgr' ich auch, doch gar nicht in das Kloſter,
 O mein Kind, zu Dir hin will ich pilgern.

Unmerklich geriethen wir wieder in das Capitelchen der Liebe, von welchem wir ausgegangen. Der Leser mag uns dies zu Gute halten, denn die Lieder aller Völker lehren sich immer wieder den Pfaden des Herzens zu und wer sie in sich aufnimmt, muß natürlich die gleichen Wege ziehen.

Mit zutreffender Schärfe weiß das russische Volkslied die menschlichen Schwächen zu karrikiren. Der „prahlerische Jäger“ Kuzma rühmt sich vor dem Waidgange:

Einem Löwen will ich fangen,
Einem Tiger heim Euch bringen,
Tödten gar den Elephanten.“

Spät Abends kehrt er heim, bang erwartet von Gevattern und Verwandten;

„Reuchend unter seiner Bürde,
Was doch bracht' er heim vom Jagen?

Ein Eichhörnchen hat erschossen
Er, ein friedliches Eichhörnchen,
Sah vergnügt auf einer Eich' es,
Traf es da die schlimme Kugel.
Böse Kugel, weil gedachte
Kuzma: jezt den Löwen gilt es.“

Ein Vater klagt über seine drei faulen Söhne, die ohne Unterlaß liegen, schlafen und schnarchen. Fedja möchte wohl essen, aber er scheut die Arbeit des Verdauens; Kolja, dessen Bräutchen zwanzig Werst weit daher kommt, ruft schnarchend: „sehen wollt' ich mein Bräutchen, wenn ich sie nur auch nicht küssen brauchte;“ Wassja gar möchte eher mit dem brennenden Hofe verstreuen, als aufstehen. — Die Unentschlossenheit findet ihr humoristisches Spiegelbild in dem Liede: „Es fehlt immer an etwas.“ Der Lebensmüde wünscht nur ein Stricklein, um seinem Dasein ein Ende zu machen; dann fehlt es ihm aber wieder an einem Pflocke, woran der Strick zu hängen hat, und als auch dieses Object herbeigeschafft wird, ruft er:

Rein, noch fehlt mir Lust daneben,
Sonst erhängt ich mich in Ruh'.

Aber ich fürchte schon aus Liebe für den Stoff kein Ende zu finden. So möge den Schluß ein Liedchen bilden, das die Mitte hält zwischen dem Lächeln des Humors und dem bitteren Hohne der Ironie; ein

Liedchen, dessen gemeinenschliche Wahrheit mit spezifisch russischen Volksanschauungen verquickt erscheint.

Lied des Goldwäschers.

Goldchen im Flusse
Sah ich ein Klümpchen
Goldchen, ach Goldchen,
Gold, rothes Goldchen.

D wärst du mein doch
Klümpchen vom Golde,
Goldchen, ach Goldchen,
Gold, rothes Goldchen.

Heil ja für Gold sind
Fässer und Hüter,
Goldchen, ach Goldchen,
Gold, rothes Goldchen.

Freiheit mir brächtest
Klümpchen von Gold du.
Goldchen, ach Goldchen,
Gold, rothes Goldchen.

Heil ja für Gold ist
Anias wohl und Czar auch,
Goldchen, ach Goldchen,
Gold, rothes Goldchen.

Wahrlich für Gold kauft
Selbst man den Himmel,
Goldchen, ach Goldchen,
Gold, rothes Goldchen.

Die Sage vom Ehrenreich.

Es war zur Zeit der Kreuzzüge, als auch ein reicher und angesehenener Bürger der Stadt St. Veit, Ehrenreich mit Namen, ergriffen vom allgemeinen Drange seiner Zeit den Entschluß faßte, nach dem heiligen Lande zu pilgern. Mit einem kleinen Gefolge, das aus seinem Kutscher und zwei Bedienten bestand, trat er die weite und beschwerliche Reise dahin an.

Lange schon waren sie gewandert, als sie zu einem Walde und einer hohen Mauer kamen, über deren Zinnen eine breite Straße führte. Liebliche Musik tönte ihnen hier aus dem Mauergeschoße entgegen, das sie ganz bezaubert ihrer Fahrt verzirren und stehen blieben. Ehrenreich hieß seinen Bedienten auf die Zinne steigen, um zu sehen was es sei. Aber kaum war dieser oben angelangt, so stieß er einen Freudenschrei aus und verschwand mit einem Sprunze hinter der Mauer. Eine geraume Zeit verging, der Diener erschien nicht wieder. Da sandte Ehrenreich seinen zweiten Bedienten mit dem gleichen Auftrage ab. Auch dieser stürzte mit demselben Freudentausbruche, als er die Höhe der Zinne erklimmen, in den innern Raum hinunter, ohne je wiederzukehren. Angst

und Bungen hatten sich schon Ehrenreichs bemächtigt, aber noch wollte er einen letzten Versuch machen, um hinter das Geheimniß jenes Zaubers zu kommen. Der einzige ihm noch übrig gebliebene Diener, sein Kutscher, mußte jetzt ans Werk. Biewohl er ihm die höchste Vorsicht empfohlen hatte, so sieht er auch ihn bald von demselben Entzücken erfaßt hinter der Mauer verschwinden.

Da zog er denn jetzt verlassen und traurig den Weg durch den Wald weiter, bis er zu einem Hause kam, wo er Herberge suchte. Gerne wurde ihm diese gewährt. Wie er des Abends mit dem Wirths besammnen sitzend mancherlei Gespräches pflog, erkundigte sich jener auch, woher er denn käme und welches das Ziel seiner Fahrt wäre, auch er wäre weit in der Welt herumgekommen und könne ihm vielleicht mit seiner Erfahrung nützen. Ehrenreich gab den Bescheid: er sei aus der Stadt St. Veit in Kärnten und wolle zum Grabe des Herrn. „Aus Kärnten,“ rief der Wirth ihm zu, den die Nachricht freudig überrascht hatte, „wie stehts, mein guter Freund, steht noch die Moizale am Moos, die Lena und der Urach am Berg?“ „Ja sie stehen noch,“ gab ganz leinlaut der Fremde zur Antwort. Und der Wirth fuhr fort: „Nicht ohne Grund frage ich nach denselben, denn wisse, ich war der Baumeister jener Kirchen.“

Am anderen Tage setzte Ehrenreich seine Wanderung weiter fort. Da kam er in die Gegend des babylonischen Thurmes. Er hatte erfahren, daß man denselben ohne Gefahr nur dann besuchen und seine zauberreichen Schätze sehen könne, wenn es einem gelänge, ihn Schlag eils Uhr zu betreten und noch vor Einbruch der Mitternacht zu verlassen, sonst falle man einer Riesenauße zum Opfer, welche einem mit ihren grimmen Krallen umklamere und tödte. Ehrenreich fahte Muth, das gefahrvolle Unternehmen zu bestehen, und sprengte, mit einem Schwerte bewaffnet, auf seinem Rosse dem zaubervollen Thurne zu.

Eben war es eils Uhr, als er sein Pferd durch dessen Thor sprante. Rechts und links sah sein Auge nichts als Mwendwerk, gespenstige Ungeheime aller Arten lagen im zauberhaften Schlafe befangen. — Und dazwischen vernahm er wieder jene wundervolle Musik, welche ihm noch vom ersten Walde her im Ohre klang. Unbeitritt von diesem Spuse war er bis ans Ende des Thurmes gekommen und nicht weit mehr vom Thore, durch welches er ihn wieder verlassen sollte, da schlug die zwölfte Stunde, und in demselben Augenblicke löste sich der Bann, die schlafenden Ge-

*) Es sind hier die drei alten Kirchen Maria Saal, St. Helena am Berge bei Ettmanach, und St. Ulrich am gleichnamigen Berge ob Karnburg gemeint.

stalten erwachten und drangen an ihn heran. Mit der Geschwindigkeit des Blizes schnellte eine Riesenaude an Ehrenreichs Pferd empor und hieb sich mit ihren Krallen in dessen Flanken ein. In dieser Gefahr griff Ehrenreich rasch nach seinem guten Schwerte und während ein Hieb desselben ihn von dem Ungeheuer befreite, brachte ihn ein kühner Satz seines Pferdes aus dem gefährlichen Bereiche. Draußen vor dem Thore erst gewahrte er, daß die Pfote, welche er demselben abgehauen, an der rechten Seite des Pferdes hängen geblieben war.

Zur Erinnerung an das Ereigniß nahm Ehrenreich die Pfote in die Heimat mit und seitdem führte sein Geschlecht eine „Prage“ im Wappen. Wer heutzutage die Klosterkirche zu St. Veit besichtigt, kann dasselbe ob seinem Epitaphe in derselben sehen.

Die Lücken der vorliegenden Fassung, welche ich zu Dttmanach, und zwar aus zweiter Hand erst erfuhr, finden ihre Ergänzung, wenn wir die kärntische Sage mit der analogen aus Tirol und Salzburg vergleichen. Auch hier begegnet man derselben, und zwar erscheint sie in Tirol als Wappensage der Herren von Spaner, im salzburgischen Lungau als Wappensage der Herren von Thannhausen. Es mögen also dieselben hier folgen:

Die Grafen Spaner von Tirol führen gleichfalls eine Krötenprage im Wappen. Ignaz Zingerle erzählt den Ursprung dieses Wappens in folgender Weise:

„Ein Herr aus dem besagten Geschlechte hatte sich eines solchen Verbrechen schuldig gemacht, daß er zum Tode verurtheilt wurde. Die Todesstrafe würde ihm aber unter der Bedingung erlassen, daß er zum babylonischen Thurme wandern, der verwunschen ist, und von dort eine Krötenprage mitbringen solle. Er ritt also nach Babylon, und als er in die Nähe des Thurmes kam, begegnete ihm eine riesige Kröte, die mit einer Prage dem Pferde in die Zügel griff. Der Graf war nicht faul, zog das Schwert und hieb dem Unthiere mit solcher Kraft die Prage ab, daß es wie todt hinpurzelte. Er machte nun rechts um und kam mit der Krötenprage glücklich nach Hause. Wegen dieses Abenteuers, das früher noch Niemand bestanden hatte, führen die Grafen Spaner seitdem die Krötenprage im Wappen.“

Die salzburgische Sage ist uns von Kürsinger in seinem Werke „Lungau“ aufbewahrt. In der linken Ecke der Wallfahrtskirche zu Maria-pfarr (im salzburgischen Lungau) sieht man noch heutzutage über dem Taufsteine einen Helm mit geschlossenem Visir, einen Schild, den Fuß

eines großen Raubvogels mit weit ausstrahlendem Gewässe; davon geht die Sage:

„Ein Ritter wurde wegen eines schweren Verbrechens des Todes schuldig befunden. Er behauptete unschuldig zu sein. Was die menschlichen Richter nicht zu entscheiden getrauten, sollte durch Gottes Urtheil klar werden.

Es wurde ihm demnach aufgetragen, um die Mitternachtsstunde zwischen 11 und 12 Uhr den babylonischen Thurm auf seinem Schlachtrosse zu durchreiten.

Der Thurm Babels hatte 12 Stunden im Umkreise und 3 Stunden im Durchmesser. Ein guter Reiter hatte Mühe, mit einem guten Renner in dieser einstündigen Zeit durch den Thurm zu sprengen. Er war von lauter gräulichen Bestien bevölkert, lauter dahin verbannte gottlose Seelen in Gestalt von Tiegern, Krokodillen, Lindwürmern, Molchen, Drachen, riesigen Schlangen, Geiern, Ablern und dem schrecklichen Vogel Greiff.

Im tiefsten Innern hauste der Meister aller Quälgeister, der leibhafte Großlucifer in schrecklicher Gestalt, dessen Willen alle Bewohner dieses Höllenpufles mit ängstlichem Blicke stets gewärtig, auf sein Geheiß durch den mittlen Thurm mit dem Geheule der wilden Jagd zu rasen. Nur in der septen Stunde vor Mitternacht, d. i. von 11 bis 12 Uhr, ruhten sie aus diese Bestien von dem drei und zwanzigstündigen Rasen, um eine Stunde darauf, wenn die Uhr die Mitternacht anschlug, daselbe rasende Treiben von Neuem zu beginnen. Wer ihnen während dieser Zeit begegnete, war verloren, er mußte durch Zerreißen, Zerbeißen, Zerquetschen durch glühende Zangen und alle erdenklichen Martern tausendfachen Tod erleiden.

Wenn es daher Jemand wagte, in diesen Höllenpufel einzusteigen, so konnte er nur die Ruhestunde, d. i. die Stunde vor Mitternacht, dazu benützen. Doch Niemand wagte es, diesen Versuch durch den weiten Thurm zu machen, da er drei Stunden gebraucht hätte und wahrscheinlich verloren gewesen wäre. Denn so wie das Teufelshorn am Thore den ersten Schlag 12 heulte, war Alles lebendig.

Die Stunde wählte der unglückliche Ritter, um das Wagesstück zur Sühne zu unternehmen.

Punkt 11 Uhr ritt er, den Streithengst vom scharfen Sporne aufgestachelt, durch das Thor ein; mit der Schnelle des Sturmwindes braust er durch den innern Raum — nichts regt sich, links und rechts am Wege fliegt er zu Rosse an Ungeheuern vorüber; er eilet — und eilet — und schon sieht er von der Ferne wie einen kleinen Stern jenes Thor, durch das er, bevor das Mitternachtshorn ertönt, heraus sein muß.

Und immer näher kommt er dem Ziele — nur noch zwei Minuten — da hört er das Horn, dessen erster Schall alle Bestien aufzerrt, die letzte Kraft bieten Ritter und Streithengst auf — umsonst — hinter sich hört er das wüthige Heer rasen, schon ist er nahe bei dem Thore, heran kriechen Drache, Lindwurm und Mολch — doch der Reiter und sein muthiges Ross sind schneller, da braust es durch die Lüfte und es krallt sich in die Lenden des Rosses der schrecklichste der Raubvögel der Vogel Greiff, das Pferd bäumt sich vor Schmerz, nahe war schon das andere Geschmeiß — und verloren wäre der Ritter gewesen, hätte nicht Gott ihm Muth und Geistesgegenwart gegeben — behende reißt er das Schwert aus der Scheide — und haut in einem Hiebe den eingekalteten Pranken vom Leibe des Unthieres — stachelt zur letzten Anstrengung den Zelter und ist an Leib und Seele gerettet. — Denn erfüllt hat er die Sühne — gekämpft wie einst der Ritter mit dem Drachen auf Rhodus.

Zum ewigen Angedenken und Danke soll der Held Panzer, Schwert, Schild und Helm und die abgehauene Pranke des Unthieres hier geopfert haben, denn er verlobte sich vor dem verhängnißvollen Nichte zu dem wunderthätigen Bilde in Mariapfarr. Ein späterer Nachkomme des Ritters soll die eigentlichen Malzeichen durch die Nachbildungen in Holz und Pappe ersetzt haben.

Die Localtradition sagt, daß an der Stelle des Taufsteines vorher der marmorne Grabstein des Ritters von Tannhausen eingemauert gewesen sein soll, der nunmehr an die ähßere Kirchenmauer übersiedelt und eben da angebracht ist, wo innerhalb Helm und Pranke hängen. Die Mitte dieses Grabsteines enthält einen Schild, darüber ein langgehalster Helm mit geschlossenem Visir, über welchem der besiederte Schenkel des Raubvogels die Klaue mit dem gespreizten Gewäße drohend emporstreckt.

Die Umschrift lautet:

hie liegt begraben herr Chonnrot der Thannhauser, dem gott genadig sey, der gestorben ist Anno dmm. MCCCCLXXXIII Jar.“

In sämmtlichen drei Fassungen tritt uns derselbe Grundzug der Sage entgegen. Es ist die Fahrt nach dem zauberhaften babylonischen Thurne und die glückliche Rettung von den Gefahren, mit denen seine Zauber den Fahrenden bedrohen. Die Wahrzeichen, welche die Helden in den einzelnen Sagen mitbringen, in der tirolischen und kärntischen Sage die Pranke einer Riesenkrotze (Aucke), in der salzburgischen die eines Greifen, sind ebenso mythische Züge, wie der babylonische Thurm mit seiner Musik und Zauberei. Babylon hat hier dieselbe mythische Realität wie in dem bekannten Rai-

käferled: „Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg, dei' Mutter ist in Babylon, Babylon drin.“ Wie Mailand, so bezeichnet auch Babylon das elbische Land jenseits der Wolkengewässer, welches in der bildlichen Sprache des Mythos bald ein Berg, bald ein Thurm genannt wird, es ist das Land der baba (=berhta) oder das Berhtengaland der deutschen Heldenjage, wo Berhta mit ihren Elbischen Geistern wohnt, also der Glasberg des deutschen Märchens. Demnach stellt sich in der ganzen Handlung unserer Sage jener so oft erzählte Zug dar, wornach Jemand das Elbland besucht und nur mit großer Gefahr dem Diesseits wieder zurückgegeben wird.

Ein neues americanisches Unternehmen.

Unter den bemerkenswerthesten Unternehmungen unserer Tage gibt es eines, welchem man einen ungeheueren Einfluß auf die Entwicklung der Küste des stillen Meeres sowohl, als auch auf den americanischen Handel in Aussicht stellen darf, es ist: Die große China - Postlinie, welche am 1. Jänner 1867 in Wirksamkeit trat, indem am genannten Tage der prachtvolle erste Dampfer derselben, „Colorado“, auslief. Sie steht unter der Leitung der Postdampfer-Gesellschaft des großen Oceans, der bedeutendsten maritimen Organisation America's. Entstanden in einem Versuche oder vielmehr Plane der California-Dampfschiffahrtsgesellschaft, sich die Personen- und Frachtenbeförderung der Sandwichs-Inseln zu sichern, — ein Versuch, welcher derselben mißlang — beginnt dieses neue americanische Unternehmen bereits jetzt schon colossale Verhältnisse anzunehmen und scheint bestimmt zu sein, nicht allein auf das eigene Interesse für Schiffahrt und überseeischen Handel einzuwirken, sondern auch mit England, vom commerciellen Standpunkte aus, um die Obergewalt zur See und mit ganz Europa um die Herrschaft im Osten ringen zu wollen.

Die Peninsular- und Oriental-Dampfschifflinie befördert gegenwärtig Passag'ere direct von Hong-Kong (China) nach Southampton (England), und zwischen Japan und China laufen gleichfalls Dampfschiffe. Auf diese Weise kann man nun drei Viertel des Weges um die Welt per Dampf zurücklegen, und ist es möglich geworden, von New-York oder San Francisco aus mit Dampfer um die Erde herum zu reisen und binnen hundert Tagen von der Zeit der Abreise an wieder heimzukehren.

Das ungeheure Capital, das der Gesellschaft zur Verfügung steht, wird es ihr ohne Zweifel ermöglichen, ihren Operationen einen sicheren Erfolg zu bereiten, wenn überhaupt Zeit und Unternehmungsggeist etwas zu erreichen vermögen. Allein es gibt Hindernisse zu beseitigen und die Nachtheile in den Ausichten auf allsoogleiches Gelingen zu berücksichtigen, was Alles die aufmerksamste Ueberlegung erfordert. Der Vereinigten Staaten-Congress hat die Unternehmung hinlänglich mit Geldmitteln unterstützt, um ihre baaren Auslagen unter gewissen Umständen zu decken, verwechelte jedoch seine Bewilligung, die er bei seiner letzten Sitzung gewährte, unseeligerweise mit solchen Einschränkungen, welche in Hinsicht auf ein glückliches Gedeihen sehr bedenklich werden können, falls man dieselben nicht bei Zeiten anher Kraft setzt. Die Beisteuer von 5000 Dollars, unter der Bedingung bewilligt, daß die Dampfer der Linie hin und zurück in Honolulu anlegen sollen, wurde aus dem Grunde zurückgewiesen, weil das Wasser auf der Barre an jenem Punkte für beladene Dampfer solcher Größe nicht tief genug sei, um zu jeder Zeit schadlos darüber hinweg zu kommen, und weil ferner durch eine derartige Verzögerung die Strecke um so viel verlängert würde, daß sie mit der Peninsular- und Oriental-Linie nicht zu concurriren vermöchte, sowohl im Personenverkehr zwischen China und Japan, sowie auch Europa. Kann sie jedoch 5 bis 10 Tage sparen, d. h. ihre Passagiere von Hongkong 5 bis 10 Tage früher in England ans Land setzen, als es der anderen Gesellschaft via indischen Ocean, rothes und mittelländisches Meer möglich ist, so ist damit Alles gewonnen und der gesammte Verkehr außer allem Zweifel in ihr Bereich gezogen, indem diese Linie weit- und die angenehmste und bequemste genannt werden darf, da alle Unannehmlichkeiten einer Reise in den Aequatorialgegenden auf dieser Strecke wegfallen; allein es darf ihr nicht an Zeit gebrochen, d. i., sie muß den geraden Weg einhalten dürfen und dies ist beinahe eine *conditio sine qua non*.

Nun hat aber der Congress in seiner letzten Session einer Aenderung im Programme seine Zustimmung ertheilt, indem er der Gesellschaft der Japan- und China-Linie erlaubte, direct zu fahren und nicht in Honolulu anzulegen, und die Ansicht aussprach, San Francisco mit den Sandwichs-Inseln durch eine Separatlinie von kleineren Dampfern in Verbindung zu bringen; es war diese erwähnte Zustimmung leider auch von einer unpraktischen Bemerkung begleitet, daß nämlich statt genannter Zweiglinie lieber jede 13. Fahrt eine Rundreise zwischen San Francisco und Hongkong sein solle, die jedoch schwerlich wird bewerkstelligt werden

können, ohne der Compagnie Mehrauslagen zu verursachen, die in keinem Verhältnisse zu ihren Einnahmen stehen würden. Die Gesellschaft schlägt vor, sechs erste Classendampfer für einen regelmäßigen Verkehr zwischen der americanischen und asiatischen Küste des stillen Meeres in Dienst zu setzen und glaubt, mit einem Kohlenvorrathe für die Reise von San Francisco nach Yokohama in Japan und zurück ihre Passagiere von ersterem Orte nach Hongkong binnen 27 bis 28, und nach Yokohama in 19 bis 20 Tagen zu bringen, wenn sie die Schnelligkeit auf durchschnittlich 10 Seemeilen per Stunde veranschlagt. Müßte aber in Honolulu angelegt werden, so wären 28 bis 30 Tage erforderlich, um Hongkong zu erreichen, da die Schiffe 7087 nautische Meilen zurückzulegen hätten. Es ist auch beantragt worden, in San Francisco, Yokohama und in Hongkong fortwährend ein Reserveboot für augenblicklichen Gebrauch in Bereitschaft zu halten. Aus dem bisher Angegebenen wird ersichtlich sein, daß ihre ganze Zeit in Anspruch genommen wird, um die ursprünglich beabsichtigten zwölf Reisen hin und zurück machen zu können. Sollte der Congreß dennoch auf den dreizehn Fahrten beharren, so wird man schließlich zwei weitere Dampfer auszurüsten haben, und ein schwerer Kostenzuschlag wird die Folge sein, ohne einer angemessenen Vermehrung der Einkünfte.

Was die Ausichten auf Frachten und Passagiere anbelangt, wird es nicht uninteressant sein, zu vernehmen, daß bereits 23 Tage vor der Abfahrt des ersten Schiffes über 200 Passagiere und eine tüchtige Ladung für die Reise vorgemerkt waren.

Die Fahrt von China nach San Francisco kann der günstigen Winde wegen mit Segelschiff schneller gemacht werden als per Dampf und nimmt ungefähr 45 bis 50 Tage, während sie im umgekehrten Falle vielleicht deren 60 erheischt. Es gibt keine Segelschiffe, die aus angeführtem Grunde in Honolulu oder Yokohama landen.

Der Unterschied ist natürlicher Weise meist zu Gunsten der Dampfer, doch sind andererseits die chinesischen Kaufleute durchaus nicht von dem energisch vorwärts strebenden Schlage, daß es ihnen auf einige Tage mehr oder weniger ankäme, und wahrscheinlich werden sie nicht so bald ihre altgewohnten Verkehrswege gegen den neuen einwechseln. Segelschiffe offeriren derzeit ihre Frachten von San Francisco nach Hongkong zu $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ pCt., und die Dampfer werden wohl bemüßigt sein, es zu demselben Preise zu thun, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, daß sie keine erhalten. Das Gleiche gilt bei der Beförderung der Cooken; sind die ersteren im Stande, auch nur die geringste von den Annehmlichkeiten, wie

man sie auf Dampfern findet, anzugeben, und zwar zu einem nur unbedeutend geringeren Passagepreis, so möchte den Dampfern dadurch doch schon auf lange Zeit hinaus ein großer Eintrag geschehen. Ganz anders verhält es sich freilich mit den Americanern und Europäern, diese werden sich stets für die beste und schnellste Strecke entscheiden — wenn nun diese die beste ist, so steht ihr eine reiche Zukunft bevor.

Einiges hängt auch noch von dem Vorgehen des Congresses in Bezug der Auswanderung von China ab. Man braucht Arbeitskraft nicht nur in Californien, auch im ganzen großen Westen der Union, und, kann man sie nicht im eigenen Lande oder aus Europa beschaffen, so müssen dieselben aus Asien gezogen werden. Die Pacific-Eisenbahncompagnie in Californien hat Arbeit für 10.000 Coolies bereit und mehr als diese Zahl sind bereits dabei beschäftigt, über die Sierra Nevada einen Weg zu hauen, und einige arbeiten an deren jenseitigem Abhänge. Auch aus dem Süden hat sich schon eine starke Nachfrage auf nahezu 100.000 solcher indischer Arbeiter verlauten lassen, denen man unter gewissen Bedingungen gerne Beschäftigung zutheilen würde. Welche Schritte der Congress in dieser Sache einschlagen, und welche Wirkung die neue Linie auf diese Classe Auswanderer äußern wird, bleibt noch zu erfahren. Der Zufluß von Frachten kann nur nach und nach gedeihen, und erst dann jene ungeheueren Dimensionen annehmen, die man sich sicher verspricht, wenn die Eisenbahn über das ganze Festland, welche nun schon ihrer Vollendung entgegensteht, fertig sein wird und täglich Züge von der Küste des stillen zu jener des atlantischen Meeres laufen werden, beladen mit Personen und Gütern der ganzen Erde. Es ist sehr zu bezweifeln, ob sich das Unternehmen schon im ersten Jahre rentiren wird, allein im zweiten schon muß es sich ungemein vergrößern, bis es zuletzt die kühnsten Erwartungen übertreffen wird.

Die ganze Reise dürfte 115 bis 127 Tage währen und 1260, oder sammt allen kleinen mäßig angeschlagenen Nebenauslagen beiläufig 1500 Dollars in americanischem Golde kosten.

Noch etwas über das Kärntnerthor in Wien.

Von Gustaf Adolf Zwanziger.

Zweimal schon war in diesem Blatte die Rede von dem Ursprunge des Namens „Kärntnerthor“ in Wien. Beide Male, erstens Jahrgang 1823, Nr. 50 S. 202—3, sowie das zweitemal, Jahrgang 1866, Juni-Heft S. 263—266 „Kärner- oder Kärntnerstraße? von Archivar Weiß“ werden zwar die irrigen Ableitungen von „Kärner“ (carnarium, Weinhaus) oder „Körner“ (porta granaria) mit Recht mit Hormayer gegen Bernalden u. a. als Spitzfindigkeiten verworfen und des alten Karantaniens gebührendes Recht anerkannt, doch wird bei Hormayer der Ausleger nicht genannt, welcher sich für die Schreibart „Körnerthor“ (porta granaria oder Frumentaria) ausspricht.

Es ist der Jesuit Fischer Leopold in seiner „Brevis Notitia urbis veteris Vindobona ex variis documentis collecta Josepho II. Romanorum Regi semper Augusto ab austriaca Jesu Societate in aeternae observantiae monumentum oblata. Vindobona, typis Joannis Thoma Trattner MDCCLXIV.“ (Kurze Nachricht von der Stadt Wien aus verschiedenen Urkunden gesammelt und Joseph dem Zweiten, Römischen Könige, dem stets Gehobenen, von der österreichischen Gesellschaft Jesu zum Zeichen des ewigen Gehorsams dargebracht. Wien, bei Johann Thomas Trattner 1764. 4°. 17 unpaginirte Blätter und 258 Seiten mit einem alten Stadtplane.)

Fischer sagt Caput XVII. De Portis Viennae: (17. Buch. Von den Thoren Wiens) Seite 190: Der Ungenannte von Ecken schreibt von der Feuersbrunst im Jahre 1276, daß alle Thore der Stadt, außer dem Holzthor (heutige Burgthor) und dem Thor der Kärntner, vom Feuer zerstört worden seien; die Chronik von Zwettl setzt einen anderen Namen dafür außer den beiden, in Witmanf (für Burgthor) und der Kärntner. . . Seite 192: Nach diesem Jahre (1572) ist also, ich weiß nicht aus welcher Ursache, das Kärntnerthor an den vorgenannten Platz übertragen worden, blieb aber nur bis zum Jahre 1671 offen, wo es auf Befehl des Kaisers Leopold des Ersten gesperrt und auf seinem uralten Plage, den es noch jetzt einnimmt, wieder hergestellt wurde. Von diesem, was ich erwähnte, kommt es, daß jenes geschlossene Thor vom Volke das alte

Kärntnerthor, das andere, neuerlich wieder eröffnete, aber das neue genannt worden ist.

Jenes Thor, welches gewöhnlich das alte Kärntnerthor genannt wird, flog am 15. Dezember 1752 an jenem Theile, welcher der Stadt zugewandt ist, durch die Kraft mit Pulver gefüllter Kugeln (Bomben) welche durch einen Zufall entzündet wurden, zum großen Schrecken der ganzen Stadt in die Luft. Dasselbe wurde durch einen Neubau aus Ziegeln wieder ersetzt: der äußere gegen die Vorstädte gerichtete Theil blieb jedoch bis heute ganz und ist aus Steinen aufgemauert. Von der Thorbrücke sowohl als ihren Umgebungen erblickt man daselbe noch mit einer kleineren Öffnung für die Fußgänger. Seite 193: Zweihundert Schritte zur Linken entfernt ist das wahre alte Kärntnerthor, welches, als Ottokar die Stadt vergrößerte, an seinem alten Plage, am Stock im Eisen, abgetragen und hierher verlegt wurde. Es bezeugen dies mehrere Pläne der Stadt, von Hirsfohl, Georg Bruins und auch Fuhrmann aus der Zeit Leopolds des Ruhmreichen.

Dieses Kärntnerthor wird richtiger Körners oder Getreidethor genannt von dem Getreide, welches bei demselben und an dem Orte gleichen Namens, wie einst, bis zum Jahre 1550 verkauft wurde. Dieser Handel wird nun außerhalb desselben Thores an dem Plage, welcher Treidmarkt (Getreidemarkt) genannt wird, betrieben; wie auch heute noch auf dem benachbarten Marke, der neue genannt, Mehl und Hülsenfrüchte öffentlich feilgeboten werden.

Wir lernen von diesem Namen auch die Benennung der übrigen Thore, denen allen die Nachbarschaft ihren Namen gab. Dies bestätigt auch Hirsfohl in seiner Schnographie (Grundriß) der Stadt, in welcher er diese Straße und das Thor Kernerstraß und Kernertthor nennt: was auch immer aus dem Mißbrauche des Volkes entstehen mag, das die Worte gern verändert, oder aus der Ansicht jener, welche die Abstammung von der Straße nach Carnuntum oder gar nach Kärnten herleiten. . . .

Fischer mag jedoch selbst von der Richtigkeit seiner Meinung nicht ganz überzeugt gewesen sein, da er S. 224 sagt: Auf der andern Seite des Hofes erhob sich (1545) eine Bastei, von dem benachbarten Thore gleichen Namens die Kärntner-Bastei benannt; sowie S. 231 von einer Inschrift über der Öffnung des Thores unter der *Parmula Carinthiaca* (Kärntnerischer Wappenschild) vom Jahre 1673 (L. D. G. R. I. S. A. G. H. B. R. A. A.) die Rede ist.

Kleine Mittheilungen.

(Wallfischfang.) Die Handreichungen, welche die Wissenschaft der Industrie leistet, werden täglich mannigfaltiger. Sept soll sich auch der Wallfischjäger bei dem Chemiker bedanken. Jedermann weiß etwas von den Gefahren, die ein harpunirter Wallfisch seinen Verfolgern bereiten kann, sei es, daß er sich vertheidigt oder in die Tiefe oder Weite flieht. Vor einigen Jahren wollte man die gewöhnliche Harpunirmethode dadurch ersetzen, daß man Wurfschlangen anwandte, die hinter der Spitze eine kleine eiserne Hohlkugel, eine Miniaturgranate hatten, die im Körper des Thieres zu plagen bestimmt war. Die Sache ist nicht in die allgemeine Praxis übergegangen, obgleich die Versuche befriedigend ausgefallen sein sollen. Der Franzose Thiercelin hat nun ein wirksameres Tödtungsmittel erdacht, indem er dem Eisen und Feuer noch Gift beigesetzt. Ein Gemisch von Strychnin, oder vielmehr einem löslichen Strychnin Salz mit Curare, dem Pfeilgift südamericanischer Wilder, hat sich als eine Substanz erwiesen, die, in den kleinsten Mengen in eine Wunde gebracht, fast augenblicklich tödtet. Dies ist insofern unerwartet, als beide Gifte eigentlich entgegengesetzt wirken, indem das Curare durch Entspannung des Muskelsystems, das Strychnin dagegen durch Muskelstarre tödtet. Dies ist insofern unerwartet, als beide Gifte eigentlich entgegengesetzt wirken, indem das Curare durch Entspannung des Muskelsystems, das Strychnin dagegen durch Muskelstarre tödtet. Uebrigens beträgt der Zusatz von Curare nur ein Zwanzigstel der Mischung. Mit einer Unze derselben glaubt der Erfinder dem kolossalsten Wallfische einen raschen Tod bereiten zu können; es hat sich aber in der Praxis gezeigt, daß so viel gar nicht nöthig ist. Herr Thiercelin ist nämlich selbst zur See gegangen, um seine Erfindung zu erproben. Die Giftkapsel wird in eine Art Plaprakete eingesezt, die unter dem Namen der americanischen Bombenlanze bereits vorhanden war. Mit dieser Waffe bewarf oder beschoß das Jagdschiff zehn Wallfische und alle verendeten in Zeit von 5—15 Minuten ruhig, ohne Convulsionen oder Fluchtversuche. Von den zehn vergifteten Thieren gehörten zwei zu einer nicht jagdbaren Art, zwei gingen durch Zufall verloren, sechs wurden in der gewöhnlichen Weise ausgenutzt. Die damit beauftragten Leute verfahren wie gewöhnlich, ohne eine besondere Vorsicht zu brauchen, obgleich es bei ihnen an kleinen Hautschäden und selbst frischen Schnittwunden an den Händen nicht fehlte. Bei keinem

stellte sich die mindeste üble Folge heraus. Soweit erschrint also die neue Methode als zweckmäßig, für einen gefährlichen Beruf wohlthätig und selbst von Seiten des Wallfisches betrachtet als menschlich, ohne dadurch das Häßliche einer en gros betriebenen Giftmischerei zu verlieren, welche möglicherweise furchtbare Lücken in die Thierwelt des Meeres reißen kann, wenn man sich denkt, daß die Ueberbleibsel vergifteter Wallfische doch wieder von anderen Geschöpfen verzehrt und zur Todesmahlzeit werden, daß diese alsbald wieder andern das gleiche Schicksal bereiten können und sofort.

(*Game de couleurs.*) Den chemischen Spielereien, womit uns die Speculation in letzter Zeit namentlich von Frankreich aus so reichlich versorgt, dürften noch weitere folgen; wenigstens gibt man in Paris schon Vorstellungen in einem neu aufgegriffenen Genre höherer Kokelei, zu dem die Ingredienzen wohl auch ihren Weg in den Handel finden dürften, womit zugleich eine neue Quelle von Gefahren gegeben wäre, ernstlicher als sie die bisherigen Teufelsthränen zc. schon mit sich bringen. Das Schauspiel besteht aus den lebhaften Verbrennungs-Erscheinungen, welche auftreten, wenn brennbare Körper mit einem frisch bereiteten Gemenge von feingepulvertem übermangansaurer Kali und starker Schwefelsäure in Berührung gebracht werden. Bei den ehemaligen Funzündhölzchen erfolgte eine ganz analoge Wirkung durch die Reaction zwischen chlorsaurem Kali, Schwefelsäure und Schwefel. Mengt man das gepulverte Mangansalz in einer Porzellanschale mittelst eines Glasstäbchens mit der Schwefelsäure, so erfolgt Zersetzung und Neubildung ruhig unter Ausstosung einer Menge Sauerstoff, aber anders gestalten sich die Dinge, wenn der freier werdende Sauerstoff sogleich einen brennbaren Körper antrifft: alles nur irgend Brennbare entzündet sich augenblicklich unter oft grandiosen Erscheinungen, die sich je nach der Natur der Stoffe, hinsichtlich der Farbe u. s. w. verschieden gestalten. Die Heftigkeit der Verbrennung richtet sich natürlich auch darnach, ob eine größere Portion des Zündgemisches oder etwa nur ein Tropfen davon hinzugebracht wird. Reines Terpentinöl und ebenso Holzgeist entzünden sich plötzlich mit Explosion und dem Knall eines Feuegewehrs; bei andern flüchtigen Stoffen sind die Wirkungen nicht so heftig. Nesselensenz z. B. braust nach dem Zuschütten zunächst heftig auf, entzündet sich dann und verbrennt unter Ausstosung leichter brauner Flecken von Maganoxyd. Trockene Körper, Papier, Leinen, Holz, Schießpulver zc. entzünden sich ebenfalls augenblicklich, Lycopodium: so rasch und blendend, daß man einen Blitz zu sehen glaubt; Wachs in kleinen Brocken

hingu geworfen, verknistert, in Spähne geschnittene Seife fängt ebenfalls Feuer und verbrennt mit ruhender Flamme. Unter den mancherlei flüssigen Präparaten, welche mit farbiger Flamme brennen, kann man nun eine passende Auswahl von Farbentönen treffen und diese in eine farbenharmonische Reihe ordnen. Man vertheilt nun diese Flüssigkeiten in kleine Portionen in eine Reihe kleiner Weingläser, benezt ein Glasstäbchen mit der Zündmischung und tupft damit rasch in jedes einzelne Glas; man erzeugt dergestalt eine Art Buntfeuerwerk, das bei den Parisern dormalen unter dem Namen Farbenscala (*gamme des couleurs*) eine beliebte Modesache ist.

Meteorologisches.

Witterung im Februar 1867.

Der Februar ist bei uns der heiterste Monat, hat von allen im Durchschnitt die meisten sonnigen und die wenigsten Tage mit Niederschlag. Das war er auch heuer und dabei warm: Im Mittel war in Klagenfurt der Luftdruck 322.40 (um 2.1 höher als der normale), die Luftwärme — 4.38 (um 1.93 höher), der Niederschlag war nur 0.3 Zoll (gegen die normalen 1.3 Z.). Dabei war die Luft immer ruhig, ohne Winde.

Nur am 2. und 4. trat einige Kälte ein, die jedoch nur in Klagenfurt — 10.8, am Obir — 10, in Villach — 9.0, sonst nur 5 und 7 Grade erreichte. An diesen Tagen war es im Norden von Europa warm, nur in Heparanda am Nordufer des bottnischen Meerbusens waren am 4. — 16° notirt. Gegen Ende des Monats jedoch, wo bei uns die mittlere Temperatur überall über 0 war, trat dagegen im Norden intensive anhaltende Kälte ein; am 24. wurden in Heparanda — 29, in Stockholm — 18°, und am 28. wieder in Petersburg — 17, in Hörnsund (Schweden) — 19, in Heparanda — 22° notirt. Auch fiel bei stürmischen Nordwinden im Norden viel Schnee, während der Niederschlag bei uns überall unbedeutend und wenig Luftbewegung verzeichnet ist. Nur am Hochobir war am 6. ein Schneesturm aus SW. bei — 5, der am 8. in NW. überging bei — 10. Auch am 28. war es da stürmisch aus NW. mit Schneefall und einer Kälte von — 11°.

Mittheilungen aus dem Geschichtsvereine.

Nachstehend verzeichnete Geschenke sind dem Geschichtsvereine von gütigen Gönnern gewidmet worden:

Vom germanischen Nationalmuseum in Nürnberg:

a. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Jahrg. 1866, Nr. 9 und 10.

b. 12. Jahresbericht des germ. Museums. 1865.

Von Herrn Max Ritter von Moro: Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. 3. Jahrg.

Mongolische Märchen. Mongolisch und deutsch herausgegeben von Bernhard Jülg. Innsbruck 1867. (Geschenk vom Herrn Verfasser.)

Von Herrn Lorenz Rager, bürgl. Gürtlermeister in St. Andrä:

a. Großes Siegel des Propstes von St. Andrä, Franz II. Georg (Wefner — Jungirte 1760 bis 1798), in Silber.

b. 1 antike Silbermünze (s. Pertinas); 3 antike Bronzemünzen, 19 antike Kupfermünzen, 2 Aquilejer Silbermünzen, 5 Kupfermünzen aus neuerer Zeit.

Von Herrn Kaspar Kampfner, k. k. Forstmeister: Schauplay der Künste und Handwerke. Mit vielen Kupfertafeln. In's Deutsche überfetzt von J. G. O. von Justl. 1764. 3 Quartbände.

Vom akademischen Lesevereine an der k. k. Universität in Wien: Fünfter Jahresbericht des Vereines. 1865/6.

Von der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften in München:

a. Abhandlungen der historischen Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften. 10 Band; II. Abtheilung.

b. Sitzungsberichte 1866. I. Heft. IV. — 1866. II. Heft. I.

c. Die Gotteurtheile der Indier. Rede, in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 28. März 1866 gehalten von Dr. Emil Schlagintweit.

Von Herrn Franz Mayerhofer, Schloßhermeister und Hausbesitzer in Klagenfurt: Ein schönes alterthümliches Schloß sammt Schlüssel, 12 alterthümliche Schlüssel verschiedener Formen, 1 Lichtscheere mit besonderem Mechanismus. (Sehr willkommenes Geschenk.)

Vom Museum Franzisko-Carolinum in Prag: 26. Bericht und 21. Befestigung der Beiträge zur Landeskunde von Oesterreich ob der Enns.

Von Herrn Paul Baron von Herbert, Fabrikbesitzer zc. zc. Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften. — 5 Bände.

Von Herrn Anton Steinbüchel Edlen von Rheinwald, pens. Director des k. k. Münz- und Antikencabinetts, Ehrenmitgliede des kärnt. Geschichtsvereines zc. zc.: Die zwei von ihm verfaßten Druckschriften: a. Scarabées Egyptiens figurés du Musée des Antiques de Sa Majesté l'Empereur. — b. Notice sur les Médailles Romaines en or du Musée imperial et royal de Vienne, trouvés en Hongrie dans les années 1797 et 1805. Hienebst c. Papiri Greco-Egizj. ed altri greci Monumenti dell' J. R. Museo di Corte, tradotti ed illustrati da Giovanni Pretretni Corcirese.

Von Herrn Jakob Döbinger in Klagenfurt: Ein altes, in der Casematte nächst dem Villacher-Thore (Klagenfurt) aufgefundenes Thürschloß.

Von Herrn Carl Dürnwirth, Spiritual des fürzbischöf. Gurker-Kunstabtheilung u.: Mehrere Antikagien vom St. Kanzians-Berge bei Ainkenstein: a. 2 Fibula aus Bronze; b. Bruchstück einer Fibula mit prachtvoller hellgrüner Patina; c. Schmucknadel aus Bronzedraht mit grünen Glasperlen verziert; d. Stift mit großem Knopfe aus Bronze; e. Anticagle aus Bronze (wahrscheinlich eine Gürtelschnalle); f) kleines eisernes Schälchen (für Opfer); g. 2 Bruchstücke von Fibeln.

Von Hrn. Georg Grafen von Thurn-Balsassina, k. k. Major in der Armee, Güter- und Gewerkschaften-Besitzer u. u. in Bleiburg, über Bitte der Vereindirection: Das lithographirte Bildniß weiland Sr. Excellenz des k. k. Feldzeugmeisters u. u. Herrn Thurn-Balsassina.

Von Herrn Dürnwirth, k. k. Oberrealschul-Professor: Europäische Kerngeschichte oder: Summarischer und begreiflicher Anzug der vornehmsten und curioussten Geschichte:n Europas. (Druckjahr fehlt.)

Von der kais. l. Akademie der Wissenschaften in Wien:

a. Register zu den Bänden I — XIV der Denkschriften der phil. historichen Classe.

b. Fontes rerum austriacarum. Erste Abtheilung. VII. Band.

c. Archiv für österreichische Geschichte. 36. Band. I. Hälfte. Enthält: 1. Die Grafen von Ortenburg in Kärnten. Von Dr. Karlmann Langl. 2. Abtheilung. 2. Waldsteins Correspondenz. Eine Nachlese aus dem k. k. Kriegsarchive in Wien. Mitgetheilt von Dr. Bela Dobil. — 35. Band. 2. Hälfte.

d. Register zu den Bänden I — XXXIII des Archives für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, und zu den Jahrgängen 1851 — 1859 des Notizenblattes.

e. Signaturberichte. 51. Band, Hefte 2 und 3. 52. Band, Hefte 1—4.

Von der Liegl'schen Buchhandlung: Zollmayers Bücher- und Landkarten-Verzeichniß. 2. Halbjahr 1866.

Vom germanischen Museum in Nürnberg: Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Jahrg. 1866, Nr. 11.

Von den zu San Francisco in Californien ansässigen Kärntnern, Herren: Joseph Böckert, Gottlieb Hanisch und Johann Vorber, wurden an das naturhistorische Landesmuseum in Klagenfurt eingekendet und vom Museumsausschusse dem Geschichtsvereine gütig abgetreten:

a. Die Photographie der in San Francisco befindlichen Kärntner.

b. Ein Totkman der Wärsager der Indianerstämme der Fraze Rivers.

c. Das Modell eines Canot's.

d. Eine aus Holz geschnitzte Tabakpfeife und eine aus Stroh verfertigte Rauchtabakpfeife der Fraze Mwer's-Indianer.

e. Ein Schnitzwerk aus Bein (Frosch) desselben Indianerstammes.

f. Ein Wischelhalschmuck der Apaches-Indianer (von Arizona in Unter-Californien an der Grenze von Mexico).

g. Zwei Pfeile von diesem Indianerstamme.

h. Zwei chinesische Schriftstücke.

Herausgegeben vom Geschichtsvereine und naturhistorischen Landesmuseum in Kärnten.
— Verantwortlicher Redacteur Dr. Ludwig Fleib. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr.
— Geschäftsfelder Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

N. 4.

April

1867.

Der Moleque.

Brasilisches Sittenbild von Emma Franz.

Ein sanfter Windhauch wehte vom Meere her und behte durch die Zweige himmelanstrebender Cocospalmen und Bananenbäume. Die glühende tropische Sonne war untergegangen, nachdem sie heiße Küsse auf das mit gelbenen Früchten geschmückte Wäldchen von Orangenbäumen gedrückt hatte. Welche Farbenpracht in Laub und Blüten, in den Schmetterlingen, die lebenden Blumen ähnlich über die Wiesen gaukelten, in dem flimmernden Kolibri, der allen Glanz der schönsten Edelsteine auf seinem Gefieder zur Schau trug! Ein Fremder, der dies paradiesische Bild vor sich gesehen hätte, würde nicht müde geworden sein, die zauberische Schönheit desselben zu bewundern, und kaum begriffen haben, wie man je davon übersättigt werden könne. Und doch war dies bei dem Jüngling der Fall, der eben unter dem Schatten eines riesigen Mangobaumes aus langer Weile eingeschlafen war. Als Sohn des reichen Fazendairo Pedro Buinho seit den ersten Tagen seiner Kindheit von Ueberfluß umgeben, hatten sich seine Sinne bald gegen die alltäglich gewordenen Genüsse abgestumpft. In einiger Entfernung von ihm bewegten sich zwei Gestalten in den Gängen des Gartens auf und nieder.

Wie waren sie verschieden die Beiden! sie eine lichte, freundliche Erscheinung in ihrem hellblauen Kleide, in dem Schmucke ihrer frischen Schönheit, er ein junger Schwarzer, der Slave ihres Vaters, der Gespieler ihres Bruders.

Seine dunklen Finger hielten ein eisernes Kettchen fest, an diesem Kettchen hing hüpfend und sich im weichen Gras überschlagend ein Wieselaffe.

„Und Du hast ihn für mich gezähmt José, sagte sie zu dem Burschen, während ihre frischen Lippen sich zu einem Lächeln öffneten, das liebe

Thierchen soll wirklich mein sein! Es wird sein Futter aus meiner Hand nehmen und — ach wie allerliebst!“ Sie unterbrach sich mit einem fröhlichen Lachen, in das der junge Schwarze einstimmt.

Unterdessen waren zwei alte Herren aus dem Hause getreten und näherten sich langsam dem Plage, auf dem sich José und Rosita befanden. Der Eine war des Mädchens Vater, der Andere ein holländischer Kaufmann, der eben angekommen, ein Empfehlungsschreiben an Pedro Buihu mitgebracht hatte. „Wer ist dies reizende Geschöpf, das sich so freundlich zu dem schwarzen Burschen neigt?“ fragte van der Poov, als er von ferne Rosita's ansichtig wurde.

Ein Schatten flog über Pedro's Antlitz, er hatte mit Mißvergüngen die Vertraulichkeit bemerkt, mit welcher seine Tochter zu dem jungen Sklaven sprach, und die darauf bezügliche Rede des Fremden vermehrte noch seine üble Laune.

„Die junge Dame dort ist meine Tochter“, sagte er, „und der Bursche, mit dem sie plaudert, ist der Moleque José.“

„Was ist das, ein Moleque?“

„Ach, Sie wissen noch wenig von Brasilien, wenn Sie das fragen,“ erwiderte Pedro. „Moleque nennt man jenen Negerknaben, den man, wie es hier gebräuchlich, seinem Sohne in der Kindheit als Gespielen beigelegt, und der durch diese Anzeichnung mancher Vorrechte theilhaft wird, ja sich größerer Begünstigungen erfreut, als irgend ein anderer Sklave. Leider werden solche Bursche, wenn allzusehr verwöhnt, oft übermüthig.“

Sie traten in das Büldchen und jetzt war ihnen, ob schon sie sich Rosita und José näherten, der Anblick der Beiden durch dichtes Gesträuch entzogen. Sie sahen nicht, wie der komische, kleine Affe plötzlich des Mädchens Neckereien übel nahm und in heftige Wuth gerieth, wie er mit blihenden Augen und aufgesträubtem Haar sich auf Rosita stürzte und seine Zähne tief in ihren entblößten Arm grub.

Ein Ausruf des Schreckens entfloß ihren Lippen und fand ein Echo in dem wilden Aufschrei, der sich der Brust des Moleque entrang. Pfeilschnell stürzte er sich auf das wüthende Thier, seine schlanken schwarzen Finger umklammerten gleich Eisenschrauben den Hals des Affen. Die spitzen Zähne ließen den Arm des Mädchens frei und das todte Thier flog, von der Hand des Moleque weit weggeschleudert, in einen Strauch rothblühender *Crithrina*. Dort lag es von lieblichen Blumen umgeben, ein häßliches, unheimliches Etwas, starr und regungslos.

Leichenblaf wandte Rosita zurück, helle Blutstropfen rollten über ihren Arm und sanken, losgelösten Korallen ähnlich, auf den Rasen nieder. Da sah sie sich plötzlich von zwei dunklen Armen umfassen, fühlte glühende Küsse auf ihrem Munde brennen, hörte abgebrochene Bethenerungen der leidenschaftlichsten Liebe von den küssenden Lippen tönen. Sie wußte kaum wie ihr geschah. Erschrocken drängte sie den verwegenen Sclaven zurück und fand doch keine Worte, die der Größe seines Vergehens angemessen gewesen wären.

Stumm standen sie sich jetzt gegenüber, sie wie mit Blut übergossen, er tief bestürzt über sein eigenes wahnsinniges Beginnen. Noch ehe Worte des Unwillens von ihren, noch ehe Worte der Reue von seinen Lippen kommen konnten, standen Pedro und der holländische Kaufmann vor ihnen. Scheu und forschend hefteten sich Rosita's Augen auf ihren Vater. Hatte er des Moleque Verwegenheit gesehen? Ein Blick auf seine Züge benahm ihr jeden Zweifel.

„Geh Rosita,“ sagte er in dem ruhigen und strengen Tone des Befehles, der ihm eigen war, „geh zu deiner Mutter.“ Die Tochter wagte keine Widerrede, scheu und angstvoll streifte ein Blick ihrer dunklen Augen den noch immer regungslosen Moleque, dann wandte sie sich zum Gehen.

Bleich und zitternd trat sie in ihrer Mutter Zimmer. Diese saß in behaglicher Ruhe am geöffneten Fenster, sie erholt sich eben von den Mühen ihrer Leistungen auf culinatischem Gebiete. Tomasa Buinho war, wie die meisten Brasilianerinnen, ausgezeichnet geschickt in der Bereitung süßer Kuchen und Torten.

Der Tochter bleiches Antlitz schreckte sie aus ihrer gemüthlichen Ruhe auf. — „Kind, was ist dir?“ sagte sie — „Du blutest — mein Gott! was ist geschehen?“ rief sie, indem sie zärtlich besorgt des Mädchens Hand faßte.

Rosita entzog ihr faust den wunden Arm.

„Ach Mutter, Mutter hilf, wenn du kannst!“ rief sie, „sonst ist José verloren, hilf, daß des Vaters Zorn ihn nicht zu schwer trifft!“

„Was hat er gethan, Deinen Vater gegen sich aufzubringen?“

In kurzen bewegten Worten theilte Rosita der Mutter das Vorgefallene mit.

Tomasa war tief bestürzt. Sie kannte ihren Gatten nur zu wohl, um hoffen zu können, seinen Zorn zu befänftigen und die verdiente Strafe des Moleque zu mildern. — „Mein Kind,“ sagte sie, „Du weißt, daß ich nichts für José thun kann, so leid mir auch um ihn ist. Ich habe den Burtschen wirklich lieb gewonnen, aber Dein Vater duldet keinen Einspruch,

ja er wird dadurch nur noch mehr erbittert. Gewiß, ich würde durch einen derartigen Versuch nur Pedro's Zorn auf mich laden, ohne dem armen José im Mindesten zu nützen."

Rosita hatte sich zu Füßen der Mutter niedergelassen und das Haupt in ihren Schooß verborgen.

Eine Pause entstand.

Das Mädchen unterbrach sie endlich.

"Du hast Recht," sagte sie, "ich sehe ein, daß Du José nicht helfen kannst. Oh, daß wir Alle, Du und ich Sklaven sind, daß wir uns in Geduld beugen müssen, wenn man uns mit Füßen tritt!"

"Rosita, wie kannst Du Dich so weit vergessen? Laß mich nicht wieder solch unkindliche Worte hören".

Die Tochter schwieg betroffen. Sie bereute ihre rasche Rede, denn die den Brasilianern eigene Ehrfurcht für die Eltern war auch ihr nicht fremd. Dem Europäer, welcher diesen Theil America's besucht, wird sich die Bemerkung aufdrängen, daß kindliche Hochachtung gegen den Urheber seines Daseins eine der hervorragendsten Eigenschaften des Brasilianers ist. Der längst erwachsene, ja verheiratete Sohn wird nicht ohne vorher eingeholte Erlaubniß wagen, in dem Zimmer seiner Eltern eine Cigarre zu rauchen.

Am folgenden Morgen suchte Rosita den alten Diego auf. Dieser Neger, der einst Pedro's schwarzer Geselle gewesen und sodann als Copeiro (Bedienter) unausgesetzt im Hause gelebt, war der Vertraute der beiden Kinder seines Herrn geworden. Seine drollige Art Lieder vorzutragen, die komischen Grimassen, die er zur Unterhaltung Gaspar's und Rosita's zu schneiden wußte, mehr noch als dies aber die Schlaueit, mit welcher der verschmitzte Schwarze manchmal den Kindern eine Strafe erspart hatte, indem er den Fehler ihrer kleinen Vergehen gemacht, hatten ihm ihre Gunst erworben.

An ihn wandte sich jetzt auch Rosita.

"Hast Du gehört, was José bevorsteht?" flüsterte sie. "Aber das darf nicht sein, wir müssen ihn retten!"

Der Schwarze schüttelte den Kopf und seine breiten Lippen verzogen sich zu einem Weinerlichen Grinsen.

"Was können wir gegen den Zorn des Herrn?" sagte er.

Mit zitternder Hast drückte ihm Rosita einen Papierstreifen in die Hand.

"Der holländische Kaufmann speist heute bei uns, laucere ihm auf, wenn er kommt; und stecke ihm dann unbemerkt dies Blatt zu. Wenn er es gelesen und erfahren hat, daß kein Brasilianer die Fürbitte seines

Gastes unberücksichtigt läßt, wird er José's Begnadigung zu erlangen suchen. Aber mach' es klug Diego, daß Niemand Dich beobachtet.

Der Schwarze nickte mit ein halb dummes, halb schlaues Lächeln spielte um seine Lippen.

Rosita wandte sich zum Gehen, sie wußte, daß Diego jeden Auftrag klug auszuführen vermochte.

Das Mittagessen kam und mit ihm der holländische Kaufmann, den Pedro nach Landesitte auf eine Schüssel Bohnen eingeladen. Groß würde man aber irren, wenn man glauben wollte, daß das Mittagmahl aus nichts Anderem als der erwähnten Speise bestand. Im Gegentheil, die Tafel war reich besetzt. Wie es in Brasilien gebräuchlich ist, hatte man alle Gerichte zu gleicher Zeit auf die Tafel gestellt und es waren deren in der That nicht wenige. Da gab es außer Reis und Bohnen, jenen unentbehrlichen Bestandtheilen jeder brasilianischen Mahlzeit, die landesübliche dicke Suppe, Schweinsfleisch, Hühner, die sogenannten Bifis eine Art von Beefsteak, Kartoffeln von nicht sehr einladendem Aussehen, endlich die von Tomasa's kunstreichen Händen bereiteten Kuchen und die Doces (Züßigkeiten aus eingemachten Früchten). Van der Loov sprach den Gerichten wacker zu, und wenn ihm auch der schwarze Lissaboner Wein, den man ihm statt eines feineren Getränkes servirte, nicht behagte, mußte er sich doch gestehen, daß die Dame des Hauses für eine gute Tafel gesorgt hatte.

Sein Wirth und dessen Gattin waren voll zuvorkommender Höflichkeit gegen ihn, und er würde sich ganz behaglich gefühlt haben, wenn ihn nicht etwas beunruhigt hätte, und dies Etwas waren Rosita's schöne dunkle Augen, die sich manchmal verstohlen mit angstvoll bittendem Blicke auf ihn hefteten.

Ihr Herz schlug ungestüm, sie vermochte kaum ein Wenig von den Gerichten zu genießen. Der Holländer hatte, das sah sie wohl, ihre stehenden Blicke bemerkt, aber was mochte der erstaunte Ausdruck seiner Miene zu bedeuten haben? Wußte er denn nicht, daß sie von ihm die Rettung des unglücklichen Moleque hoffte?

Ach! sie hoffte umsonst! Die Zeit verrann, das Mahl war vorüber und noch sprach van der Loov die ersetzten Worte nicht, ja, er schied ohne sie gesprochen, ohne die ersuchte Fürbitte eingelegt zu haben.

Ahnungslos schlenderte er dem Meere zu, um den prachtvollen Anblick, der ihn bei seiner Ankunft schon entzückt, nochmals zu genießen; und wahrlich, es war ein reizendes Bild, das sich vor seinem Auge entrollte.

Die Gegend lag in die Glut der scheidenden Sonne getaucht. Auf dem blühenden Spiegel des Meeres tummelten sich Schaaren rother Fische. Zu beiden Seiten der Bucht ragten die hohen Felsgebirge empor. Unmittelbar am Ufer des Meeres auf mehreren Hügeln erbaut, zeichnete sich die Stadt Rio Janeiro scharf auf dem Hintergrunde der sie umgebenden waldigen Gebirge. Mit unbefangenen Herzen genoß der Holländer das reizende Schauspiel. Er ahnte nicht, welche schwere Last ein Wort von ihm von Rosita's Herzen hätte wälzen können, ein Wort, das er, falls er ihre Zeilen erhalten, gerne und ohne Zögern gesprochen haben würde.

Blas und zitternd suchte indessen Rosita Diego auf, allein vergebens. Der alte Schelm hielt sich verborgen, denn er wollte jetzt dem Mädchen nicht begegnen, nachdem er dessen Vertrauen getäuscht, nachdem er das Blatt, statt es von der Loov zu übergeben, ihrem Vater ausgeliefert hatte.

Diese Möglichkeit war Rosita nicht befallen, sie erinnerte sich der unzähligen Male, wo Diego sich kein Gewissen daraus gemacht, seinen Herrn zu täuschen, um den Kindern selbst wohlverdiente Strafen zu ersparen, und sie ahnte nicht, daß in dem Herzen des greisen Regers Neid und Mißgunst gegen den, im Hause ungewöhnlich beliebten José emporgewuchert waren. Aus Scheelsucht hatte er sich der Strafe gestreut, die den verhassten Moleque erwartete, aus Scheelsucht das Bestreben Rosita's, ihn davor zu bewahren, vereitelt.

Schwer mußte José in der That den Augenblick der Uebereilung büßen, und Wochen vergingen, in welchen seine dunkle Gestalt in dem häuslichen Kreise fehlte, da ein hitziges Fieber ihn an das Krankenlager fesselte.

Heute Abends sollte der Genesene zum ersten Male erscheinen, zum ersten Male Rosita wieder sehen!

Er sah sie wieder und ein schneidendes Weh durchzuckte sein Herz; denn während die Frau des Hauses ihm ein paar freundlich ermunternde Worte zuflüsterte, wandte sich Rosita, kaum daß sie ihn erblickt, kalt und gleichgiltig von ihm ab und rauschte in ihrem prachtvollen Seidenkleide stolz an ihm vorüber.

Im Lichterglanze strahlte die Wohnung, in welcher sich zahlreiche Gäste versammelt hatten. Auf dem Sopha saß die Frau des Hauses und ihre Freundin Maria Perez; zur Rechten bildeten die Herren, zur Linken die Damen einen Halbkreis und unterhielten oder vielmehr langweilten sich, indem sie in halbflüsterndem Tone conversirten. Thee, Backwerk und

Zahnstocher wurden durch Sklaven den Gästen angeboten. Keiner der Anwesenden huldigte der bei weniger distinguirten Leuten häufigen Unsitte, den Palito (Zahnstocher) zur einstweiligen Aufbewahrung in das Haar oder in den Bart zu stecken; wirklich schönhaft war der Glanz der Diamanten, mit welchen die Damen sich geschmückt hatten. Eine der reizendsten Erscheinungen, namentlich nach europäischen Begriffen, war Rosita, wenn sie auch in den Augen des Brasilianers, dem große Körperfülle für die höchste Schönheit gilt, von vielen der anwesenden Damen verdunkelt werden mochte.

Anfangs schleppte sich das Gespräch der Herren mühsam fort; plötzlich aber brachte der holländische Kaufmann durch eine Frage einiges Leben in die Conversation.

„Ich bin hier ein Fremder,“ sagte er, „und weiß nichts von manchen Eigenthümlichkeiten des Landes. So hörte ich heute einige Worte über das sogenannte Capoeiragem fallen. Was ist das?“

„Ein Krebschaden unserer Gesellschaft,“ erwiderte Gaspar lebhaft. „Mit dem von Ihnen genannten Namen bezeichnet man eine höchst gefährliche geheime Verbrüderung — Diego, alter Schelm, siehst Du nicht, daß Herr van der Leov kein Backwerk hat — eine Verbrüderung, die den Mord bezweckt. Manchmal durchziehen die Capoeiro's die Straßen, und nachdem sie durch Kopfschlagen sich in eine Art thierischer Wuth versetzt haben, fallen sie über irgend eine ihnen mißliebige Person, in Ermanglung einer solchen aber auch über einen völlig Fremden her und beßen den Erschrockenen gleich einem Wilde zu Tode. Sie sind weder mit Messern, noch mit Dolchen, sondern mit langen Nadeln oder Pfriemen bewaffnet, die sie ihrem Opfer zwischen die Rippen stoßen. Nach vollbrachter That zerstreuen sich die Capoeiro's, und nicht immer gelingt es der Polizei, der Thäter habhaft zu werden.“

„Sprechen Sie von den Capoeiro's?“ sagte ein alter Mineiro, indem er sich zu dem holländischen Kaufmanne und Gaspar wandte.

„Ja.“

„Ist es also wahr, daß die Schurken heute Morgens einen Negro de Gauho ermordet haben?“

„Es ist das Erste, was wir hören. Erzählen Sie doch, was Sie davon wissen.“

„Ich weiß keine Details. Vielleicht bestätigt sich die Nachricht auch nicht.“

„Was ist das, ein Negro de Gauho?“ fragte van der Leov.

„Die Negro's de Ganho sind Sklaven, die ihrem Herrn eine tägliche Abgabe zahlen. Was sie mehr erwerben, gehört ihnen. Meist finden sie als Lastträger Beschäftigung. Von ihrem Herrn erhalten sie jährlich zwei Baumwollhemden, in welchen ihre Nummer eingenaht ist, und zwei Beinkleider. Sie sind rottenweise eingetheilt und müssen für einander haften. Entflieht einer von ihnen, so müssen die übrigen so lange einen Mehrbetrag abliefern, bis der Verlust des Herrn gedeckt ist.“

„Das dünkt mich eine harte Maßregel,“ sprach van der Loov.

„Sie bezugt jedoch der häufigen Flucht der Sklaven vor, da es im Interesse der Rotte liegt, das Entweichen einzelner ihrer Mitglieder zu verhindern.“

„Wir haben auch weibliche Negro's de Ganho,“ sprach Gaspar, „die sogenannten Quitandeira's. Sie beschäftigen sich mit dem Verkaufe von Drees und zeichnen sich durch ihre phantastische Kleidung und ihr coquettes Wesen aus.“

„Ich kann es nicht beschreiben, wie es mich interessirt, die Eigenthümlichkeiten Brasiliens kennen zu lernen,“ sagte van der Loov. „Alles wirkt hier neu und überraschend auf mich. Es wäre schwer, den Eindruck zu schildern, den mir z. B. der riesige Anna-Platz machte, der einerseits durch die Anna-Kirche, das Museum, das Rathhaus, den Bahnhof geschmückt, andererseits aber durch die in seiner Mitte befindlichen wüsten Grasplätze verunstaltet wird. Auf diesen Grasplätzen sah ich nicht nur Wäsche an Ketten aufgehängt, sondern sogar ein verendetes Maulthier das die Luft auf die widerwärtigste Weise verpestete.“

„Oh, das ist nichts Besonderes, gar oft bleiben die todten Thiere tagelang unverscharrt,“ sagte Gaspar.

Hier wurde das Gespräch durch ein paar Accorde unterbrochen.

„Schön!“ rief van der Loov. „Wie ich sehe, schickt sich die reizende Tochter des Hauses an, uns durch ein Lied zu erfreuen.“

In der That ertönte die klare, reine Mädchenstimme in süßen Schwingungen durch die Luft. Entzückt lauschten die Gäste. Einen aber gab es, den die überschäumende Fröhlichkeit des Gesanges mit Schmerz und Zorn erfüllte, der, einem dunklen Schatten ähnlich, im Garten unter den erleuchteten Fenstern stand.

Was hatte er um sie gelitten, die jetzt von Diamantenpracht beglänzt, von Seide nurrauscht, sich lauter Freude hingab, die, nachdem sie ihm nicht einen Blick des Willkommens geschenkt, ein jubelndes Lied ertönen ließ! Hatte ihm nicht der mitleidige Blick, mit dem ihn ihre Mutter und seine Hausgenossen überhaupt betrachteten, deutlich gesagt, wie furchtbar

verändert er war? Nur sie, nur sie, die ihm sonst Zuneigung gezeigt, sie hatte seiner so völlig vergessen, daß seine Leiden nicht einmal flüchtig den funkelnden Spiegel ihrer Heiterkeit trüben konnten. Er stand wie angewurzelt, bis die holden Klänge vertrauscht waren. Aber jetzt — jetzt erschien Rosita am Fenster und schaute hinab in den im Mondenglanze schimmernden Garten, schaute hinab, zuckte leicht zusammen und im nächsten Augenblicke war die holde Erscheinung wieder verschwunden.

Noch starrte der Moleque empor, Liebe und Erbitterung stritten in seiner Seele. Diese liebliche Gestalt, diese schönen, von reichem dunklen Haare umrahmten Züge, die sich so tief in sein Herz gegraben hatten, sie waren sich gleich geblieben in ihrem unwiderstehlichen Reize und doch waren des heißblütigen Africaners Gefühle seltsam verändert, ja, fast konnte man es Haß gegen Rosita nennen, was er in diesem Augenblicke empfand. Trotzdem blieb er wie festgebannet stehen und wartete ab, ob sie nicht wieder an das Fenster kommen werde. Da plötzlich dicht neben ihm — war das nicht das Rauſchen eines Seidenkleides? Näherte sich ihm nicht Jemand und raunte ihm ein paar Worte ins Ohr?

Wie von einem Blitzstrale getroffen, taumelte der Moleque zurück, sein umflortes Auge sah noch Rosita's lichte Gestalt von Mondenschimmer umflossen an dem Bosquet vorbei dem Hause zueilen, sah sie in der Thüre verschwinden, und wenige Minuten später erklang wieder ihre jugendfrische Stimme in jubelndem Gesange; aber kaum vernahm der Moleque das fröhliche Lied, denn ihm tönten immer noch die leise zugestüßerten Worte durch die Seele: „Erwarte mich morgen um diese Stunde beim Bananengehölz“.

Am Morgen, nach dem geschilberten Feste finden wir Pedro Buinho ungewöhnlich lange in die Lectüre des „Jornal de Commercio“ vertieft und doch war er nicht einmal noch zu den späteren Rubriken, zu dem mit gesperrter Schrift gedruckten Communicado oder gar zu den Publicações a pedido *) gekommen, welche aus theils unter falschem Namen eingerückten Inseraten bestehen und häufig Angriffe auf Privatpersonen oder Behörden enthalten; er war noch immer nicht über die Gazetilha hinausgekommen, jene Rubrik, welche die Tagesbegebenheiten, so wie die Bitterungsbeobachtungen der Sternwarte und die Todtenliste enthält.

Es war eine Notiz über eine neue That der Capociro's, die Pedro Buinho so sehr fesselte, eine Schilderung der Umstände, unter welchen man die Leiche des Gemordeten gefunden Pedro las mit großem Interesse den

*) Veröffentlichungen auf Verlangen.

Zeitungsbericht, und doch ahnte er nicht, welche Enthüllungen ihm in dieser Angelegenheit die nächste Zukunft bringen sollte.

Gegen Abend zog sich Rosita unter dem Vorwande eines Unwohlseins auf ihr Zimmer zurück, statt Toilette zu machen und ihre Eltern und Gaspar in das Theater zu begleiten.

Diese Drei verließen das Haus, aber es sollte Pedro heute nicht vergönnt sein, sich dem erwarteten Kunstgenusse hinzugeben, denn kaum im Theater angelangt, stellten sich heftige Kopfschmerzen bei ihm ein und so verließen sie denn lange vor Schluß der Vorstellung den Kunsttempel.

Zu Hause angelangt bat ihn Tomasa sich zu Bette zu legen, aber Pedro wies diesen Vorschlag zurück.

„Ich sehne mich nach Luft,“ sagte er, „ein Gang durch den Garten wird mir wohlthun.“

Er ging. Wie ein Zauberland lag der stille, grüne Garten von träumerischem Mondenglanze verklärt vor ihm. Tropische Blumenpracht, tropischer Blumenduft, die feierliche Ruhe des Abends und die spielenden Lichter, die hier und dort ein Mondesstrahl in die dunklen Blätter Schatten warf — Alles dies vereinte sich zu einem entzückenden Ganzen. Aber der Fazendaeiro achtete nicht darauf; theils war er zu sehr daran gewöhnt, theils besaß er an und für sich keinen Sinn für poetische Eindrücke. Die Kühle und Stille thaten ihm wohl, das war Alles, was er in diesem Augenblicke begehrte. Die Stille — horch! wurde sie nicht hier durch das Flüstern gedämpfter Stimmen unterbrochen, oder war es nur das Rauschen des Abendwindes in den Zweigen?

Er stand stille und lauschte. Nein, er hatte sich nicht getäuscht. Deutlich unterschied er jetzt eine weibliche und eine männliche Stimme in eifrigem Gespräche. Ueberrascht schlich er den Klängen nach und spähte durch eine Lichtung des Gebüsches. Mit Mühe unterdrückte er einen Ausruf des Jornes — es waren Rosita und José, die vor ihm standen! In der Stille des Abends drangen ihre leise gesprochenen Worte dennoch deutlich an sein Ohr.

„José, ich liebe Dich, liebe Dich mehr als Alles auf der Welt,“ sagte Rosita, „laß uns fliehen, Dir folge ich wohin Du willst, mit Dir vereint will ich allen Gefahren Trotz bieten, alle Entbehrungen ertragen und mich glücklich preisen, wenn Du mich liebst.“

Der Moseque schlang seine Arme nun des Mädchens liebliche Gestalt und drückte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an sein Herz.

„Meine Rosita, nein,“ sagte er dann, sie langsam loslassend, „Du sollst um meinethwillen nicht Gefahren und Entbehrungen preisgeben

sein, sollst nicht Dein Vaterhaus verlassen, sollst nicht das Weib eines flüchtigen Negers werden!“

Sie barg das Antlitz in den Händen und schluchzte leise.

„Ach José,“ sagte sie, „stoße Dein und mein Glück nicht von Dir! laß uns fliehen!“

Der Moleque schüttelte das Haupt.

„Ich müßte mich hassen,“ wenn ich selbstjüchtig genug wäre, auf diesen Vorschlag einzugehen,“ erwiderte er, „ich entsage Dir, Rosita, und Du, Du wirst ohne mich glücklich werden, wirst vergessen und mir es einst danken.“

Seine Stimme erlosch.

„Nie, nie!“ rief sie hastig aus, schlang einen Augenblick die Arme um seinen Hals, preßte einen flüchtigen Kuß auf seine Lippen und eilte dann, einem aufgeschreckten Wilde gleich, den Garten entlang dem Hause zu.

José aber sank in das Gras und drückte das von Thränen überfluthete Antlitz in den mondbeglänzten Rasen.

Am folgenden Morgen wurde die Familie des reichen Fazendeiro durch die Nachricht überrascht, Pedro Duinho habe José die Freiheit geschenkt, jedoch unter der Bedingung, daß er sogleich und ohne Abschied nicht nur das Haus, sondern Rio Janeiro verlasse.

Tomasa erfuhr erst später den Hergang der Dinge. Sie hatte weder eine Ahnung von dem Gespräche, das ihr Gatte im Garten belauscht, noch von der heftigen Scene, die am folgenden Morgen zwischen Vater und Tochter stattgefunden. Sie hatte wohl Rosita's verweinte Augen gesehen und bemerkt, daß Pedro dem Mädchen zürnte, aber der Fazendeiro war nicht gewohnt, ihr sein Vertrauen zu schenken, und auch Rosita entschloß sich erst später, die Verirrung ihres Herzens zu bekennen. Aber wie verändert war Rosita! Mit dem Scheiden der dunklen Gestalt des Moleque schien Licht und Leben für sie erstorben und doch pries sie sich glücklich, daß José ihr Ansinnen von sich gewiesen. Was wäre sein Los gewesen, wenn er eingewilliget. So war ihm die Freiheit zu Theil geworden, so hatte wenigstens sein edles Entfagen das Herz des lauschenden Vaters geführt.

Trübe schlichen Tage und Wochen dahin und noch immer verdüsterten dunkle Schatten das Familienleben. Tomasa und Pedro sahen mit Schmerz und Unmuth, daß Rosita sich des Moleque wegen abhärmete, daß ihre frohe Laune dahin war, und wenn Gaspar auch sich selbst viel zu sehr liebte, um seinen verlorenen Gespielen schwer zu vermissen, empfand er

doch mit Unbehagen, daß der Gefährte, dessen Gesellschaft ihm bereits zur Gewohnheit geworden war, nunmehr fehlte. Jetzt schien dem blasirten Burschen das Leben noch langweiliger und abgeschmackter, und fast gewährte ihm der Tumult eine Art von Zerstreuung, der eines Tages im Hause entstand, als es sich zeigte, daß Diego nirgends zu finden war.

Pedro wollte lange nicht glauben, was sich in der That zugetragen hatte, nämlich, daß der Schwarze, der im Hause seiner Eltern sein Gespieler, jetzt aber seit vielen Jahren sein Günstling gewesen, sich geflüchtet habe. Aber so sehr er sich auch dagegen sträubte, so unglanblich es ihn dünkte, die Thatsache stand fest, daß der alte Diego nirgends zu finden war.

Des Räthfels Lösung ließ nicht lange auf sich warten und schaudernnd erkannten Pedro und dessen Familie, welchen Schurken sie in ihrer nächsten Nähe gebildet. Die Aussage einer sterbenden Duitandeira hatte wichtige Enthüllungen geliefert. Die erwähnte Sclavin war an demselben Tage, an welchem der Sclave de Ganho ermordet worden, in die Nähe der wilden Jagd gerathen und hatte, hinter einem Busche verborgen, dem Schlusse des blutigen Drama's beigewohnt. Ungesehen war sie Zeugin des entsetzlichen Schauspiels gewesen und hatte die Mörder deutlich wahrgenommen, ja, einige von ihnen erkannt. Aus Angst vor der Rache der Capoeiro's hatte sie nicht gewagt, ihre Entdeckung anzuzeigen; als sie jedoch den Tod herannahen fühlte, schwand die Menschenfurcht aus ihrer Brust und sie empfand nur mehr den lebhaften Wunsch, ähnliche Gräueltthaten, wie jene, deren Zeugin sie gewesen, in Zukunft zu verhüten. Sie nannte die Namen der Capoeiros, welche sie erkannt hatte, unter anderen auch Diego's Namen.

Niemand wußte, auf welche Weise der greise Bösewicht von dem drohenden Ungewitter rechtzeitig Kunde erhalten, aber, daß dies geschehen war, bewies sein Verschwinden.

Die Polizei entwickelte große Thätigkeit und wirklich gelang es ihr, mehrere der flüchtigen Capoeiros in ihre Gewalt zu bekommen; Diego aber war nicht unter den Gefangenen.

Heiß brannte die Sonne auf die Erde nieder und ihre glühenden Strahlen wußten sich selbst durch die dichte Laubkrone des Waldes Bahn zu brechen. Sie senkten die abgekehrten Glieder eines Schwarzen, der sich mühsam an einem Stabe weiter bewegte.

Es war Diego, der flüchtige Capoeiro, der sich so glücklich den Nachforschungen der Polizei zu entziehen gewußt.

So glücklich! Wer würde ein solches Wort gebraucht haben, der dies Jammerbild vor sich gesehen? Die Flucht war gelungen; mit einer für seine Jahre erstaunlichen Schnelligkeit hatte er die waldigen Umgebungen Rio Janeiro's zu erreichen gewußt, war immer weiter und weiter geirrt und hatte sich so tief in den geheimnißvollen Schatten des Waldes verborgen, daß kein Späherauge ihn zu finden vermocht hätte. Aber der Unglückliche wußte sich nun selbst nicht mehr aus dem Labyrinth herauszufinden, seinen geringen Vorrath an Lebensmitteln hatte er bald erschöpft, und was die Natur hier an esbaren Producten bot, war nur wenig oder für den ermatteten alten Mann nicht erreichbar. Seine Kräfte schwanden sichtlich, ein verzehrendes Fieber brannte in seinen Adern und Niemand war da, der ihm einen Labetrunk gebracht hätte!

Mühsam schleppte er sich weiter, immer noch hoffend, vielleicht einen Leidensgefährten oder gar eine im tiefsten Walde verborgene Niederlassung gestüchteter Neger zu entdecken; aber immer nur Wald und Wald — keine Spur von Menschen. Zu Tode ermattet sank Diego nieder, sein erlöschender Blick irrte umher. Da plötzlich entrang sich ein dumpfer Laut der Ueberraschung, der Freude seinen Lippen, seine Augen hatten in einiger Entfernung eine Hütte entdeckt. So rasch, als es seine gesunkenen Kräfte erlaubten, erhob er sich und schleppte sich dem ersehnten Ziele zu. Je näher er ihm kam, desto freudiger pochte sein Herz. Es waren mehrere kleine niedere Gebäude, die zwischen den Baumstämmen hervorblickten.

Die Thüre der ersten Hütte war unverschlossen. Diego trat hinein. sein Blick schweifte vergeblich suchend durch den öden Raum, kein lebendes Wesen war darin zu entdecken. In einer Ecke stand eine alte, eiserne Bettstelle, deren Inneres man mit Steinen ausgefüllt und auf diese Weise einen roh gearbeiteten Herd hergestellt hatte; aber keine Spur von Lebensmitteln war zu sehen und mit schaukelndem Schritte verließ Diego die Hütte, um in der nächsten sein Glück zu versuchen. Dieselbe Enttäuschung ward ihm hier zu Theil, und so ging es fort, bis er das letzte der Häuschen vergebens durchsucht hatte. Der Unglückliche war in eines jener Dörfchen gerathen, die nicht bewohnt werden, sondern lediglich nur zu dem Zwecke erbaut wurden, einigen Fajendeiro's des Sonntags auf dem weiten Wege zur Kirche als Absteigequartier zu dienen.

Stöhnend sank Diego an der Schwelle der letzten Hütte nieder, seine matten Hände waren nicht mehr im Stande, die quälenden Mosquito's und die Carabato's *) abzuwehren, die schaarenweise an ihm hin-

*) Eine Milbenart.

aufstochen. Und vor seine brechenden Augen zauberte das Gewissen ein entsetzliches Bild — das Bild des von ihm und seinen Genossen zu Tode gehegten Negers de Ganho, den flehenden Blick, mit dem dieser ihn angeschaut, als er ihm erbarmungslos die Mordwaffe zwischen die Rippen gestoßen. Und im Rauschen des Waldes hörte er das Aechzen des Sterbenden wieder. Er wollte laut aufschreien, um es zu übertönen — aber er vermochte keinen Laut hervorzubringen.

Am folgenden Morgen fanden die zur Kirche ziehenden Fazendairos die abgekehrte Leiche des alten Negers an der Schwelle der Hütte liegen.

Viele, viele Jahre sind seit Diego's Tod, seit José's Freilassung verfloßen und viel, sehr viel hat sich verändert. Lange hatte Rosita den Geliebten ihrer Jugend beweint, lange sich gesträubt, dem Drängen ihrer Eltern nachzugeben und die Werbung eines geachteten Mannes anzunehmen. Mit Abscheu war sie Anfangs vor dem Ansinnen zurückgeschauert, je die Gattin eines Anderen als José's zu werden, aber wie ein Stein endlich durch fortgesetzte Regengüsse ausgehöhlt wird, wie die klaffendsten Wunden sich schließen, wie alles Irdische sich verändert, so auch wurde nach und nach Rosita's Widerstand schwächer und endlich willigte sie, wenn auch mit schwerem Herzen, ein, Daniel Venedo's Gattin zu werden. Einige Jahre später, als sie bereits Mutter von zwei blühenden Kindern war, verlor sie ihre Eltern und nun verließ sie mit ihrem Gatten Rio Janeiro und siedelte sich in Diamantina an.

Dort lebte sie nun seit vielen Jahren, der Jugend Reiz hatte sie längst verlassen und Niemand hätte mehr in der ergrauten Matrone das holde Mädchen wieder erkannt, das einst im Hause ihres Vaters wie eine Blume geblüht. Nie hatte sie mehr Nachricht von José erhalten, längst glaubte sie ihn todt.

Sie wohnte in einem prachtvollen Hause, dessen Fenster, wie es in Diamantina gebräuchlich ist, Flügelthüren bildeten, vor welchen zum Schutze und zugleich zur Zierde schmale, mit Eisengittern versehene Balcon's angebracht waren.

Eines Tages öffnete sich das Thor des Hauses und die Herrin desselben erschien, nach Landessttte in einer Hängematte getragen. Sie beabsichtigte eine Freundin zu besuchen.

Ihr gefurchtes Antlitz war von grauem Haare eingerahmt und sah, wenn auch nicht gerade traurig, doch ernst in die Welt hinaus. Eben trug man einen todtlen Neger nach seiner letzten Ruhestätte. Wie es in

Diamantina häufig zu sehen ist, lag die Leiche ohne Sarg, in eine Mönchskutte gehüllt, auf der Bahre.

Das Auge der alten Frau glitt über das im Tode erstarrte friedliche Antlip des Entschlafenen, glitt darüber hin mit dem ernstesten, theilnehmenden Blicke, mit dem jedes gefühlvolle Wesen ähnliche Scenen beschaut; aber ruhig wandten sich ihre Augen wieder weg, und ehe sie nach Hause gekommen, hatte sie der Begegnung schon vergessen.

Sie ahnte nicht, wen sie zu Grabe tragen gesehen, sie hatte in dem Todten den Geliebten ihrer Jugend nicht wiedererkannt.

Märchen aus Kärnten.

Mitgetheilt von *Fr. Framisci.*

Der Fuchsmagen.

Es war einmal ein reicher Müller, der so fett war, daß er sich nicht mehr zu helfen wußte; vor lauter Fett wurde er krank. Die Müllerin ließ den Doctor holen, der wußte kein anderes Mittel, um ihm Erleichterung zu verschaffen, als den Magen herauszunehmen und gut auszuwaschen.

Als nun der Müller einschlieff, nahm ihn der Doctor den Magen heraus und gab ihn der Müllerin zum Auswaschen. Diese eilte damit zum Bache, wusch ihn sauber aus und legte ihn zum Trocknen auf einen Stein am Ufer. — Als sie wegzing, kam ein Fuchs und speiöte den Magen auf. Als der Doctor den Magen verlangte, um ihn dem Kranken wieder einzunähren, da war die Müllerin in keiner geringen Verlegenheit. Sie ging am Bachufer auf und nieder, nirgend war der Magen zu finden, wohl aber bemerkte sie die Fährten des Fuchses.

„Bart' du Schelm, ich will's dir geben!“ rief sie und richtete am Bache einen Köder auf. Der Fuchs ließ nicht lange auf sich warten, schlich herbei, schnoberte am Köder herum und klapp! war er in der Falle.

Die Müllerin schlachtete den Fuchs ab, um den Magen ihres Mannes zu bekommen; aber weil ihn der Fuchs schon verdaut hatte, nahm sie gleich den Fuchsmagen und übergab ihn dem Doctor; dieser nähte darauf dem Müller den Fuchsmagen ein und ging seines Weges.

Als nun der Müller erwachte, fühlte er sich ganz wohl, „nur Appetit, Appetit habe er“. Die Müllerin brachte ihm einen „Guzelhupf“, den schob er bei Seite. Sie wollte ihm ein Huhn braten. „Nein,“ sagte er, „sie möge es ihm gleich roh bringen.“ Und wie staunte sie, als er das lebendige Huhn mit Haut und Federn verzehrte.

Er aß nichts Anderes mehr als lebende Hühner, Enten und Gänse. Die Müllerin wurde darüber ganz desperat, und weil ihr Mann in seinem Heißhunger bereits schon ihr ganzes Geflügel aufgezehrt hatte, jagte sie ihn aus dem Hause.

Der Müller ging nun in den Wald hinaus, — suchte bei Tage nach Bogelnestern — und bei Nacht schlich er mit dem Fuchs und dem Marder in den Bauernhöfen herum und holte aus Hühner- und Gänsestall sich die Nahrung.

Einmal, als er im Hofe eines reichen Mannes wieder nach zartem Geflügel sahndete, wurde er erwischt und zum Herrn geführt. Der war nicht wenig überrascht, als der Müller des Nachbardorfes als Hühnerdieb vor ihm stand; er fragte ihn, wie es denn komme, daß er wie der Fuchs seinem Geflügel nachstelle. Und der Müller erzählte, daß ihn sein Weib vom Hause jagte, daß er nun so herumirre und daß ihm nichts Anderes schmecke als lebendige Hühner; „er weiß nicht,“ sagte er, „was es mit seinem Magen für eine Bewandniß habe.“

Da sah der reiche Mann wohl ein, daß er bedeutend krank sein müsse, und ließ den Doctor kommen. Der verordnete ihm einen neuen Magen, schnitt ihm, als er schlief, den Magen heraus und nähte ihm einen frischen Menschenmagen ein, den er aus der „Anatomie“ mitgebracht hatte.

Als nun der Müller erwachte, war er wieder ein ordentlicher Mensch und fühlte Appetit nach „Gesottenem und Gebratenem“. Die Müllerin, als sie von seiner Heilung hörte, richtete eine herrliche Tafel her, holte ihn herbei und hatte eine ungeweine Freude. Voll Neue gestand sie ihren Fehler ein, wie sie seinen Magen mit einem Fuchsmagen vertauschte. Dem Müller gingen nun erst die Augen auf, doch verzieh er ihr Alles, und so lebten sie noch lange in der Mühle in Glück und in Freude.

G e d i c h t e.

Die alte Angela.

Die arme Angela — sie starb
Nach schmerzlich langen Tagen,
Die um die Kinderherzen warb
Mit Märchen und mit Sagen.

Wie ward den Kindern wohl und weh
Bei Riesen und bei Zwergen —
Wenn sie erzählte von der Fee
Und ihren gold'nen Bergen.

Doch war so runz'lig ihr Gesicht,
Als dünn die weißen Härchen,
Wie jenes Schloß im Walde dicht
Im alten Zaubermärchen.

Daß war so öd', so alt und grau,
Voll Düst und Staub und Schimmel,
Daß d'rüber selbst sein heit'res Blau
Verlor der weite Himmel.

Doch wer der Alten Seele rein
Gekannt, vergleichen mocht' er
Sie der in jenem Schloß voll Pein
Verzauberten Königstöchter.

Nun kam der Tod, ein Retter schön,
Sie ward befreit zur Stunde,
Sie flog empor in Himmelshö'n,
Daß Schloß versank im Grunde.

Und wo es liegt im stillen Land' —
Sieht man ein Kreuzlein glänzen,
Danfbar umfließt es Kinderhand
Mit duftigen Blumenkränzen.

Ghr. Schneller.

Die Sonne.

Es sprach der Mensch einmal:
 „Heit'rer Strahl, Sonnenstrahl!
 Macht es dir keine Qual,
 Auf Gräber und Särge zu scheinen?
 Wär' ich du, wär' ich du,
 Müßte ich immerzu
 Die glühendsten Thränen weinen!“

Die Sonn' antwortet geschwind:
 „Thöricht Kind! Menschentind!
 Bist du doch ewig blind,
 Wenn Gräße von oben dich ehren!
 Als der Herr mich erschuf,
 Gab er mir zum Beruf,
 Das irdische Weh zu verklären!“

Jauft Pachler.

Beiträge zur deutschen Anthologie aus Kärnten.

Von Dr. B. P.

2. Von den heidischen Leuten.

Das Wort: heidisch, umfaßt im Munde des kärntischen Volkes eine größere Menge von Vorstellungen, als wir im gebildeten Sprachgebrauche mit demselben zu verbinden pflegen. Es ist ebensowohl der Ausdruck für die Vorstellung eines fremden, nicht christlichen Bekenntnisses, wie für jene des unvordenklichen Alters und der gewöhnlichen Maß weit überragenden Größe. Mit der zweiten Bedeutung geht das mundartliche Adjectiv schon über den Sprachgebrauch unserer Rede hinaus. Was uralt ist, heißt der Bauer heidisch, alte Wege und Heidenwege sind ihm vielfach identisch, alte Bauten heißen oft Heidenbauten, unlesbare, verwitterte Inschriften des grauen Alterthums führen den Namen heidische Schriften.

Nicht Kelten, Römer, Etrusker, Slaven und Germanen erscheinen ihm als die Urbewohner des Landes, er nennt diese kurzweg Heiden, in dem religiösen Gegensatz gehen ihm die nationalen Verschiedenheiten der Geschichte auf. Am geläufigsten ist der volkstümlichen Rede die dritte Bedeutung des Wortes; mit derselben nähert dasselbe sich ganz dem älteren Sinne des Wortes; „riesig“, als d'es noch jene andere Bedeutung besaß, für welche der schöpferische Trieb der Sprache ein zweites Adjectiv: „riesig“ gebildet hat. Ein Heidenkerl ist im Dialekte identisch mit einem Riesenkerl, Heidenthore gleichbedeutend mit Riesenthore, heidische Leute identisch mit Riesen, Heunen, Ungehenern.

Dieser letzteren Auffassung gehört insbesondere der Ausdruck: „heidische Leute“ (mund. lialische leut) an, welcher in der heimatischen Volksüberlieferung für eine Sagenform gebraucht wird, die uns in mancherlei Sagen der deutschen Bevölkerung Kärntens bezeugend ein Nachklang des germanischen Riesenmythus ist. Ehedem mochte wohl, wie es der Gang in der geschichtlichen Entwicklung mythischer Ideen mit sich bringt, und zerstreute Aufzeichnungen es bestätigen, auch in Kärnten dieser Mythos weit mehr verbreitet gewesen sein, als heutzutage, wo vor dem feindlichen Hauche einer veränderten Anschauung Stück für Stück des alten Volksglaubens zu schwinden beginnt, wo der Reichthum der Sagen zusammenschmilzt und das Colorit derselben mehr und mehr verblaßt. Da jedoch die heimatischen Forscher in ihrer Geringschätzung gegen alles, was sich nicht für Kirchengeschichte und Genealogie ausbeuten ließ, oder nicht nach römischen und keltischen Alterthum ansah, jene Ueberreste gleichgiltig bei Seite ließen, so kamen auch von den für die Forschung besonders werthvollen, älteren, ausdrucksvolleren Sagen nur dürftige Aufzeichnungen zu uns herüber. In der Sage der Gegenwart haben sich nur wenig individuell markirte Züge erhalten, das Gepräge und die Conturen der Gestalt haben unter dem Einflusse der Zeit stark gelitten. Aber trotz alledem lassen sie selbst bei diesen dürftigen und oft unsicheren Anhaltspunkten uns den mythischen Charakter der Gestalt nicht ganz verkennen.

Im Folgenden habe ich, geleitet von den Grundsätzen einer wissenschaftlichen Sagenforschung, versucht, das mir vorliegende Materiale von Sagen, welche sich auf unsere Gestalt beziehen, einer Ordnung und kritischen Richtung zu unterziehen. Der Kürze halber und um Wiederholungen zu vermeiden, wurde darum dieselbe Sage, wenn sie auch von verschiedenen Dertlichkeiten erzählt wird, hier nur einmal erwähnt. Es tritt dieser Versuch ohne weitere Prätension vor den Leser, als die, zu einem vollständigen Sammeln der noch etwa vorhandenen Ueberreste des Mythos

anzuregen, damit dann ein späterer Forscher an der Hand eines reichen Stoffes das Bild da vervollständigen könne, wo mir nur *disjecta corporis membra* vorlagen.

Die Verbreitung der Sage selbst bietet vorläufig folgendes Bild: Am häufigsten tritt sie im Möll- und Malta-Thale, dann in der Gegend um Millstatt auf. Weiters begegnen wir ihr zum öfteren auch im Gurl- und Glan-Thale, sporadisch im Lavant- und im Gail-Thale. Die bedeutendsten örtlichen Centren sind die Berge nördlich von Millstatt, das untere Malta-Thal, die Gegend zwischen Gurl und Weitensfeld, endlich das Terrain zwischen Maria Saal, St. Johann am Brückel und den Kraiger Schloßern. — So ziemlich überall wird diese Ueberlieferung erzählt:

Ehedem haben in den Bergen die heidischen Leute gehaust. Das war ein uraltes Volk, ganz anderer Art als die Menschenkinder und diesen an Größe sowie an Stärke weit überlegen. Tief im Geklüfte lagen ihre Wohnungen auf versteckten und unzugänglichen Stellen, damit keines Menschen Fuß sie betrete. Anfangs im freundlichen Verkehre mit den Menschen mußten sich diese Heiden allmählig, als die Christen mächtiger wurden, immer weiter in die Berge zurückziehen, bis sie endlich ganz von diesen verdrängt wurden. Jetzt ist jede Spur von ihnen verschwunden, bis auf die hier und da von ihnen aufgeführten Werke, deren unverwüsthche Festigkeit die Stürme der Zeiten überdauerte.

In der Detschaft Hinterwinkel im Villacher Bezirke zeigt man sieben, theils neben, theils übereinander liegende Löcher in einem Felsen, welche zu geräumigen Höhlen mit unverkennbaren Spuren menschlicher Arbeit führen. Man kann aber nur dadurch zu ihnen gelangen, daß man an einem Baume hinaufklettert, welcher am Fuße jenes Felsens sich erhebt. Das Volk nennt jene Löcher „Heidenstuben“ und sagt, daß sie der Aufenthalt heidischer Leute gewesen seien. Auch anderwärts kennt man derartige Löcher unter dem Namen Heidenlöcher oder Heidenthore.

In Malta- und Eisner-Thale hörte ich erzählen:

„Säbische Leute“ haben ehedem die Berge bis tief unter Millstatt hinunter bewohnt. Sie waren von riesenhafter Größe; zu Meknis und Kreuzsloch wurden ehedem öfters Knochen von ihnen gefunden, die dreimal so groß waren, als die gewöhnlichen Menschenknochen; und noch soll es nicht gar lange seitdem her sein, daß man im Jesuitergange zu Millstatt die Rippe eines solchen Heiden aufgehängt sehen konnte. Ihnen gehörten das alte Mühlbacher-Schloß, die Burgen Zeistriz und Eckenwest bei dem Pfarrdorfe Maltein. Von einem Brunnen hoch oben am Malteiner-

Berge, welcher noch heute der „hådische“ oder der „Zgrebernbrunnen“ heißt, leiteten sie durch messingene Röhren das Wasser zu jenen festen Stätten hernieder. Auf sie beziehen sich die Namen der heidischen Tratte im Gößgraben, des Frauenwandels ob der Nädernwand und der Heidentlöcher im Feistritzgraben. Durch den Betrieb ausgedehnten Bergbaues reich und mächtig, lebten sie fern von den Menschen in ihren Burgen und Höhlen. Als jedoch die Kanonen erfunden wurden, begannen ihnen die Christen gefährlich zu werden, indem sie von dem langen Büchl bei Gmünd aus ihre Burgen Feistritz und Edenfest beschossen. Bald wurden sie immer weiter zurückgedrängt, bis sie endlich ganz von der Erde verschwanden.

In der Nähe von Millstatt kennt die Sage nur „heidische Jungfern“. Eine neue artliche Mittheilung über sie lautet: „Sö fönt greaß mächtig wöshn, greaßr ås a greaßes Månußbilt. Då fönt sö gearn åchr kómen åfs Lant, wån dõ Lent brunten gmåt håmp, und håmp sön zugschauzg. Sö fönt justamónt nit gar schlinn wöshn, åbr wås hålt å immaramål wöshn is, so wårn sö å nir zguat, a Paar Månußbilder, dõ sön gfalln håmp, einzpáckn in fónere Firtåcher und mit sön håm z'trágn. Innuert ån håmp sö wieder hinterbråcht, innert ån neamer.“

Zu Magelsdorf wurde einmal ein Bauer, welcher das Glück hatte, einer Heidischen zu gefallen, nachdem sie ihn einige Zeit bei sich gehabt hatte, wieder aufs Feld zurückgebracht. Wie dieser sich nun vom Aesenzwange wieder frei fühlte, hob er einen Stein auf und schleuderte ihn dem weggehenden Fräulein nach. Da sprach diese sich umwendend den Glück aus: „Winkler immer guat g'haust, Winkler neamer guat haufn!“ Von dem Augenblicke an wollte es mit seiner Wirthschaft nimmer recht gehen; er hanste bald ab, und wer immer später auf die Hube kam, kein Winkler konnte sich mehr darauf erhalten.

Zu einer gleichen um Ottmanach verbreiteten Sage findet sich noch der weitere Zug, daß die Mutter der heidischen Jungfrau, als sie vor ihr mit dem Bauer erschien, es ernsthaft verwies, da dies ein Christ sei und dies Volk sie noch Alle einmal vertreiben werde.

Am Proßelsteine, einem Bergvorsprunze im Gurl-Thale, über dessen Rücken die schöne Bezirkstraße gegen Altenmarkt führt, zeigt man den Sitz einer „heidischen Jungfrau“ in Felsen gehauen und von der Größe einer Tischplatte. Von hier hatte sie einst sitzend den auf der Wiese unten an der Gurl arbeitenden Måhern zugesehen. Sie war so groß, daß ihre Füße in das Wasser der Gurl hinunter, ihr Kopf bis an den Gipfel des Berges reichte. — Von erheblicher Bedeutung für die Natur

dieser Gestalt scheint es zu sein, daß die Volksüberlieferung an dieser Stelle bald einfach eine heidische Jungfrau, bald aber die Margaretha Maultasche oder auch die heilige Gemma sitzen läßt. — Weiter westwärts von dieser Stelle wird wieder ein „heidischer Brunnen“ gezeigt, der auch das „Jungfernbründl“ heißt und bei dem es nicht ganz geheuer zugeht.

Im Glau-Thale haftet die Sage an dem Boden zwischen St. Veit und Maria Saal; ihr Inhalt bietet keinen neuen Zug. Nur eine Maria Saaler Sage fügt ein neues Element zum bisherigen Bilde hinzu. Sie erzählt: „A Knecht hat amál áf an laslanen (kleinen) Feiertig in Berg draußen länge Widnan gmácht zan Heuschlapfn (Heuschleifen). Was Mittág worn is, hat er se hált kán an Bründl niedergsót. Dá is áu enzgroße hádische Frau zwózn kuman, bó hat cam an Bunt Schlüssel fürgrócht und gebóten, er sollat só drlesen. Den Knecht ábr háts z'grausn ánzfängen, daß er davonglofn is. S'Weißbild hat cam laut náchgschreien, ábr er hat vár laute Schröck gár nix mehr gbert, is glei furtylofn in an Sprengan. Dá hat die hádische laut z'wánen ánzfänggn, hat cam verfluacht und verwunschn, daß er ka Glúck mehr hábn sollt. Und s'is richti so keman, wie die hádische gsággz hat.“

Unter dem Namen „hádische Frauen“ denkt sich der Lavant-Thaler Bauer hehre Gestalten von ausnehmender Schönheit mit langen blonden Haaren, die ihnen bis über die Knie hinabreichen.

Ähnliche Sagen wie zu Millstatt und Mapelsdorf werden ob St. Veit, zu Himmelberg und bei Tröpelach im Gail-Thale erzählt, allwo auch noch in der Nähe von Watsching ein „heidischer Thurm“ stehen soll, der den heidischen Frauen zum Aufenthalte gedient hat.

Welches ist nun die Natur und Bedeutung dieser mythischen Gestalt, welche das Volk „die Heiden“, die „heidischen Leute“, „heidischen Jungfrauen“ nennt?

Jedem aufmerksamen Leser des Vorauszuges dürfte es nicht entgangen sein, daß in den einzelnen erzählten Sagen hauptsächlich zwei Themen behandelt sind, das Thema von einem alten riesenhaften, in Bergeshöhlen wohnenden Geschlechte und jenes von der verwunschenen, nach Erlösung schwachtenden Jungfrau. Beide Ueberlieferungen enthalten unzweideutig Spuren eines alten Riesenmythus. Einmal erscheinen jene Heiden allgemein als ein Geschlecht, aus ganz anderem Stoff gewebt, als die gewöhnlichen Menschenkinder, die sie auch an Größe weit überragen. Sie meiden den Verkehr mit den Menschen, welche ihnen als Christen

gefährlich werden und sie nach und nach gänzlich austrotten. Dieser echt mythische Zug scheint noch eine aus früher mythenbildender Zeit nachklingende Ahnung zu sein, daß die neue Religion die anderen mythischen Existenzen verdrängen werde. — Auch der im zweiten Thema behandelte Zug von der heidischen Jungfrau, die im Berge thront und auf Erlösung harrt, gehört der Riesensage an. — Stellt dies Alles die mythische Natur unserer Gestalt außer allen Zweifel, so ist andererseits doch, was hier von den hädischen Leuten erzählt wurde, nichts diesen allein Anhaftendes; es theilt ihre Gestalt jene Züge mit andern Gestalten aus dem Kreise des Riesengeschlechtes und zwar die ersteren Züge fast mit den meisten, die letzteren insbesondere mit den weißen und saligen Frauen. An manchen Orten wird geradezu dieselbe Sage abwechselnd von den „saligen“ und dann von den „hädischen“ Frauen überliefert, sowie andererseits auch im Sprachgebrauche für dieselbe Gestalt bald dieser bald jener Name üblich ist. Es scheint nach Alledem die Vermuthung nicht ungegründet zu sein, daß uns hier allerdings ein Riesenmythus vorliege, aber nur ein Bruchstück desselben, in welchem sich ausschließlich die Erinnerung an die riesenhafte Natur der Gestalt sich erhalten hat, während in den Sagen von den weißen, saligen Frauen und Götzenweibern jene schon bedeutend abgeschwächt ist, sich dafür jedoch andere Züge derselben Gestalt überliefert haben.

Es läge auch noch die Versuchung nahe, die hier aufgeführten Sagen von den heidischen Leuten in zwei verschiedenen Gruppen zu sondern, in solche, vorwiegend historischen und andere besonders mythischen Inhalts. Dies würde der Umstand rechtfertigen, daß manche Sagen von den heidischen mitunter so reell und historisch auftreten und besonders gerne an Vertlichkeiten haften, welche in der älteren Geschichte eine hervorragende Rolle gespielt haben. Doch darf man sich hiedurch nicht einseitig leiten und bestimmen lassen. Denn jene Eigenthümlichkeit der Sage braucht keineswegs von qualitativ verschiedenen Erinnerungen herzurühren, sondern sie kann auch darin ihren Grund, ihre Erklärung finden, daß das Volk seine ihm liebgewordenen mythischen Gestalten nicht so leichterbings aufgeben wollte, sondern als die neue Religion deren religiöse Existenz untergraben hatte, in anderer Weise festzuhalten suchte. Das Volk der Riesen, als Göttergeschlecht entthront, konnte in der lebendigen Sage sehr leicht zu einem wirklichen Volke sich umgestalten, einem Volke von riesiger Größe, das ehemals vor den Christen die Berge bewohnt hat. — Jedoch auch abgesehen von der Schwäche dieses Grundes hätte jener Versuch wenig Aussicht auf Erfolg. Wohl fließen in den Sagen

historische und mythische Erinnerungen oft vielfach zusammen, aber im einzelnen Falle diese zu sondern, gelingt nur höchst selten und Bestimmtheit wird sich vollends kaum erzielen lassen. Es ist hier ein Feld unsicherer Combinationen und Conjecturen, wo man nur zu oft eine Wolke statt Minerva's umarmt.



Ein Volksfingspiel aus dem vorigen Jahrhunderte.

Mitgetheilt von J. Liebfreund.

Durch einen glücklichen Zufall fand ich unter mehreren staubbedeckten Manuscripten eines, welches nachfolgendes Singspiel enthält. An demselben ist weder der Name des Verfassers, noch irgend eine Jahreszahl angegeben, daher bleibt sowohl der Vater, als auch das Alter seines Kindes eine ziemlich unbekannte Größe. Doch glaube ich sowohl aus der eigenthümlichen schwerfälligen Orthographie, die sich hier findet, als auch aus dem Umstande, daß das Original zwischen Papieren lag, von denen das eine die Jahreszahl 1779, das andere 1783 und wieder ein anderes 1790 trägt, mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen zu dürfen, daß es wenigstens dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts sein Entstehen verdanke.

Daß ich dieses Stück kräftiger Volkspoesie nicht in der plumpen Schreibart des Originals mittheile, bedarf wohl keiner Entschuldigung, da eine derartige Wiedergabe einerseits von keiner Wichtigkeit wäre, andererseits aber, besonders den Laien in der Lesung älterer Schriftarten, das Lesen erschweren und so den Genuß dabei verkümmern würde.

Schauplatz des Stückes ist ein Pfarrhof auf dem Lande. Der Inhalt ist in aller Kürze folgender: Ein Landpfarrer erhält Anzeige von einem halbigen Besuche vornehmer Gäste aus irgend einer Stadt; es werden also die großartigsten Vorbereitungen zum würdigen Empfange derselben gemacht und auf jede mögliche Weise Sorge getragen, den Städtern das Leben auf dem Lande so angenehm als möglich zu machen. Dazu bietet nun der Pfarrer all' seine Vorräthe auf und das ganze Küchen-, Garten- u. Personale geräth in thätige Bewegung. Auch der alte Schulmeister muß seine Kunst auf der Fidel zeigen, der schon ziemlich stark der Russlantkrankheit verfallen ist; allein da heißt es: „Hilf, was helfen kann“.

Schließlich sei noch bemerkt, daß auch eine Musikbeilage mit den Arien und Liedern vorhanden ist, nur fehlt zu den Singstimmen die Begleitung. Nachdem dies vorausgeschickt ist, tritt der Verfasser dieser Zeilen nun das Wort an den unbekanntem Autor ab.

Pfarrer:

Recitat. Was thu' ich?
 Was ist das Best'?
 Was ordne ich an?
 Wie find ich mich,
 Daß ich so edle und liebe Gäst'
 Würdig bedienen kann?

Aria. Ihr wüßt Gegenden, einsame Plätze,
 Ungeschlacht rauhe und lustlose Ort':
 Wie kommts, was zeigt ihr vor Anmut'schätze
 Als wäre eure Grenz' der Wollust-Vort?
 Was Edles euer Schooß soll schließen ein?
 O des besondern Glück's!
 Was mag wohl dieses Glück's
 Der Trübe sein?

Die Hohen wollen sich hier niederlassen;
 Leute von Stamm, von Würde und Rang;
 Kann wohl ein and'rer Ort so Edles fassen?
 Wer verschafft Pracht und geziemend Geprang?
 Unmacht, die bindet da sichtig die Händ,
 Daß man wohl seine Pflicht,
 Aber die Werke nicht
 Thunlich erkennt

Der Trost alleine ist, der mich noch reget:
 Wer all's thut, was er kann, seine Tren' prüft;
 D'eng, wenn man höchte Besinnungen heget,
 Wann schon nicht all's mit der Pflicht glei eintrifft.
 Wenn man das Aeußerst' zu thun sich verbind':
 Ist ein geneigter Will'
 Ist amal auch so viel,
 Was d' Werke sind.

Pfarrer:

Recitativ. B'schließerin! B'schließerin! B'schließerin!

B'schließerin:

Was?

Pfarrer :

Komm sie her!

Schließlerin :

Ja gleich! was befehlen sie schon mehr?

Pfarrer :

Aria. Ich überkomme werthe Gäste,
Soll sie bedienen auf das Best'.
Werthe Freund, anwoch heunt,
Ich überkomme sie noch heunt.

Pfarrer :

Recitat. Schau sie mir um Sachen:
Sie muß mir,
Hilft nichts dafür,
Ein Speisen-Bedl machen.

Schließlerin :

Ja was noch! Ihr Oberr Herr Pfarrer wollen mich nur beziren.
Weil! wie reimt sich das zusamm' mit dem Tractiren?
Z'nächst ich den Schneidern, die da sind in der Eter,
Auf'n Eterz statt Speck muß geben Schmer.

Schließlerin :

Aria. Speisen schreiben, Bedl machen,
Gehen, laufen, schau'n um Sachen,
Ist bald ausgesprochen;
Wie viel kann man Speisen-Sorten —
— Aber auf Papier mit Worten —
Braten, fieden, kochen?

Man hat g'wiß gleich (auf dem Land),
Wie man will, all's (bei der Hand);
Weil, was fällt uns ein! —
Und dazzu noch Leut abspfeifen,
Die von edlen Schüdten reisen —
(Das kann nicht sein!)

Pfarrer :

Sie mag pfeifen oder singen,
Hupsen, tanzen oder springen:
Mach's' nur keine Mäuse,
Mein Dessen ist, wie am besten
Man so hoch und edlen Gästen
G'nugsam Ehr erweise.

Wann schon nicht die Tafel prangt,
 Mit all' dem, was 's Herz verlangt,
 Nach sie mir so viel,
 Daß kein Mangel nicht obwalte,
 Ich der Gäste Guad' erhalte:
 Also ist mein Will'!

G'schlefferin:

Sei's, weil's sein muß, soll's geschehen;
 Will halt gehen, und umsehen,
 Was ich etwa finde.
 Meine Kuchel will regieren;
 Aber, daß ich sollt tractiren, —
 Dahin mich nicht binde.

Gib halt her, was 's Haus vermag,
 Ich hernach kein Schuld nit trag',
 Wann ich nit nach Stand
 So hoch edle Gäste bewirthe
 Mit Speißschmack und and'rer Zierde
 Hier auf dem Land.

G'schlefferin:

Recitat. Just recht, Herr Schulmeister, daß ich euch hier antriff,
 Da ich euch zu sagen war im Begriff:
 Es lehren heunt Gäste' beim Pfarrer ein:
 Er will, es soll ein' Musik sein.

Schulmeister:

Ach! ach! ach!

Arioso. Was neue Sachen,
 Was neue Bräuch', die eh' niemahlen feint gewest.
 Wie sollt' ich heunt noch Musik machen,
 Da mein Calendar zeigt kein Fejt?

Aria. Was fang ich Armer an?
 Hab' Ordere erhalten,
 Sollt' Musik veranstalten:
 Bin wohl ein g'schlag'ner Mann!

Sollt seinen Ohren heucheln,
 Die an die Kunst gewohnt,
 Mit Anmuths-Stimmen schmeicheln:
 Wer kann das auf dem Land?

Und was ist aukgericht'
Mit meiner alten Feiern?
Wär besser i dörfst feiern,
Kein' Freude mach' ich nicht.

Darzu bin ich verderbet,
Al's zittert schon in mir;
Hab d' Musil-Krankheit g'erbet
In Wein und Hopsenbier.

Nicht mehr recht fingerin kann,
Die Saiten auch glet springen,
Nicht B und Kreuzel klingen,
Wenn ich's nicht nepe an.

Darauf kommt der Fluß in d' Augen,
Und so vergeht mir 's G'sicht,
Da muß mein' Brillen taugen,
Sch' sonst kein' Noten nicht.

Und dieses Accidens
Kommt täglich schon früh Morgen,
Und machet viele Sorgen
Ein's üblen Consequens.

Thät 's Wert vor d' Bauern g'hören,
Achtet ich d' Noten nicht;
So muß 's vor Gäst' und Herrn,
Weh mir, wann's schlecht wird g'richt.

Pfarrer:

Recitat. Schulmeister, was macht ihr denn da?
Habt ihr die Musik veranstalt'?

Schulmeister:

Ihr Hochwürden Herr Pfarrer, ja.

Pfarrer:

He! Schaffer, halt!
Wohin, wo aus?
Nacht und ein Schmand.

Schaffer:

Um Gotteswillen!
's ist nicht zu Haus!

Aria. Drum macht' s mi so laufen
 hinaus in das Gay,
 Weil d' Köchin so lamert,
 Greint, winselt und jammert,
 Daß nix dabeim sei.

Sie brauchet zum Sieden,
 Zum Backen und Braten,
 Was ich nur bekim:
 „Schafft Kaibl und Kisl,
 „Schmalz und Butter-Strizl“:
 Gett weiß, wo i's uimm!

Pfarrer:

Das ist, was mich kummert,
 Plage, ängstigt und schmerzt;
 Was hilfst dir dein Laufen?
 Man kriegt ja nix z'kaufen
 Um's trudele Geld.

Drum fürcht' ich halt lauter,
 Und bild' mir's schon ein,
 Daß unsere Gäste
 Nicht recht auf das Beste
 Bedient werden sein.

Schaffer:

Nicht sergt euch, Herr Pfarrer,
 So viel bring i schon,
 Daß ä gscheidter Magen
 Kan Hunger derz klagen
 Und satt werden kann.

D' Leut' wissen's ja eh'wol,
 Zu Land sei kein Stadt,
 Wo's d' Wochenmärkt machen,
 Und allerhand Sachen
 Beim Frätschlern fal hat.

Pfarrer:

Recitat. Was machst denn du da, Hienerdient?

Hienerd.:

Ich fang sept alle meine Hiend:
 Pi, pi, pi, pi, pi, pi!

Pfarrer:

Sag: wie viel kannst du in die Kuchel stellen?

Dienerd.:

Ne, ich will sie alle glet herzhähen.

Aria. Ich hab große, kleine, fette,
Mag're Hient nach der Wahl,
Mehr als hundert zwei und zwanzig
Und noch vierzehn an der Zahl.

Bin ich nit a braves Dienl?
Hab weiß', schwarze, g'schopfte Hient;
(Wann ich ihnen wer wudl wudl schrel'n:
Werd'n alle um mi umer sein.)

Es ist nicht leicht so ein braves
Dienerdienl, als wie ich:
Hat nit bald a andre so viel
Dienerwerch und G'flügelvieh.

Ich wer's abzustechen geben —
Heunt kein G'flügel mehr soll leben! —
(Doch zu allem Dienermorden lach,
Zigl mit g'schwind a paar Dienerscharn nach.)

Hab' auch Zanisch, G'änd, Kapfäner,
Anten und an alten Hahn,
Jetzt kommt's nur auf's Kochen, Braten,
Bachen und auf's Spiden an.

Wann mer sonst nix kann belemen,
Muß mer halt das G'flügel nehmen;
(Eh' 's Bratleffen die G'äste gar verschleben,
Werden sie sich schon in a Flügl verlieben.)

Pfarrer:

Tric. Daß dich und die Hient
Der Geier hol!
(Wann ich mit lauter Hient
Die G'äst' bedienen soll.)

Dienerd.:

Recitat. Die G'äst' müssen halt a vorlieb nehmen,
Wann sie nichts Anders belemen.
Sollt' ich's dann lassen stehn?

Pfarrer :

Rein, du sollst sie selbst abstechen geh'n.

Dienerd. :

Es geheh' Ihr Obern Willen.
Setzt wer ich mich waschen und aufpuzen geh'n,
Dah' ich hernach kann bei der Tafel steh'n.

Pfarrer :

Geh, ruf' mir den Gartner aus dem Garten!

Dienerd. :

Er ist just da.

Gartner :

Ich kann mit Allem aufwarten.

Aria. Hab Ruben, Kraut, Spinat und Kehl,
Großmächtige Kehltrabl,
Hab Carfiol, ist aber weh,
Wann der frisch war, was gab i.

Doch B'schleherin, wann's für di Gäst' will
Seltfams Zugmüs haben,
Gibts frische Mährl a schon viel,
Will ihr's schon frischer schaben.

Hab Schnittlauchkraut und Petersil,
Was d' Suppen gut kann machen,
Schön Knobloch, Zwiffel, Käferfüll
Und noch viel and're Sachen.

Hab Ronen, Krenn und Murggen schon,
Die sich zum Rindfleisch schicken,
Hab Tmas, Salse und Märon,
Zum Käberfchlegel-Spicken.

A Gwächs ist, das i nit versteh',
Sie heißen's Artischoden;
Steht auf den Stängel strads in d' Höb',
Wie d' Wickerl auf den Roden.

Sie machen a solchs Wesen d'rand;
D's wohl so gut, möcht's wissen —
Hab' eins aufzigt in Gartenhaus,
Haben's d' Schermänd' glei abbiffen.

Ni¹st wol, was sonst² rar sein soll,
 Wie d' Kürbis groß Mäleiner,
 Hab hiez an ganzen R¹gl voll,
 Es wach¹t mir aber keiner.

So geht's mir mit dem Spargelstod,
 Das Gwächs wär' jetzt für d' Herrn; —
 Bleibt nur all's in deu Wurzel¹n z'rud,
 Hab nichts als d' leeren Röhren.

Werd aber sehen, daß mit Ehr',
 's Confect wer können zieren,
 Mit Zweschken, Äpfeln und andern mehr,
 Mit Katic¹ und auch Bieren.

Die wässchen Früchten acht' ich nicht,
 Sie seint nit g'sund den Füßen,
 Hamt d' Gartner in ganzen Tag lã Fried'
 Von Wassertrag'n und Vießen.

Noch aus, hab Hüpel Portulan,
 All' Gattung von Salläten,
 An Tisch, aber der is z' g'man,
 D' Gäst ihn nit essen thäten.

Und weil mir kein Ziggeri g'rath,
 Weil d' Erdsich stets darneben,
 So gib ich halt an Krautfallat,
 Da werd' i Ehr' aufheben.

Pfarrer :

Weil du das Kraut so gern frist,
 Soll's Andern a so schmecken,
 Da sicht mã, was a Bauer ist,
 Der Gusto thuts entdecken.

Bist halt amal a Töspel g'west,
 Bleibst noch der alte Schlägel,
 Meinst, daß mã d' Gäst mit Bletschen mää',
 Was denkst, du grober Biegel?

Gartner :

Za Herr, i gib halt, was t han,
 Es kann mer niemt verdenken;
 A Schelm gibt mehr als er kann;
 Thut enç und d' Gäst nit kränken.

Das wissens', daß ich nur ein Knecht,
Nicht Künstlern zu vergleichen;
Wann ich's nicht hab erlernt recht,
Werden Sei mir's wohl verzeihen.

Mein Garten ist ja nit darnach,
Bill' s Grundstück nit verachten,
Halb Steiner, Sand: wie kann's hernach
Dft wachsen? Thut's betrachten.

Derf gar nit in Kalender schau'n,
I trau mir's zu errathen,
Ganz Kärtzchen kann sein Brein d'rein bau'n,
Nicht einmal der wird g'rathen.

Pfarrer:

Recitat. Was bringt ihr mir, Höschnbauer?
Ei, wie schaut ihr aus so sauer.

Bauer:

Halt ja, Herr Pfarrer, ihr könnt leicht fragen,
Ihr lebt hin in guten Tagen;
Wir Bauern aber werden gleich den Hunden
Wel grauſlich geschunden;
Erst haben s' mir derzählt,
Wir müßten schon wieder geben Geld.

Aria. Das denkt Niemt in hundert Jahren,
Wie's jetzt geht auf d' Bauern los,
Wer's nit glaubt, der wird's erfahren,
Dort und da bekommen 's Stoß.

's hilft kã Bitten, 's hilft kã Beten,
Nicht mit Schellen a nit viel,
(Das wird mi auf d' Lång noch nöthgen.)
Daß i durchgeh in der Still.

I verkauf eh' 's Holz und Eisen,
Wagen, Pflug und all mein Vieh;
Eh' i mi laß so kalmeisen,
Laß i Haus und Hof in Stich.

Wann ein jeder Narr kann sagen,
Und glei schaffen: „Bauern gebt's!“ —
Geht's so zu, so kann man fragen:
„Bauern sagt's, woher des lebt's?“

Was all's in der Stadt erdenken!
Ist schon mehr a noi Mauth,
D's zielt recht auf's Geld herfschenken;
Wann i d'ran denf, schauert d' Haut.

Bin dort schon in d' Straf' verfallen,
Wie mi das Ding denöst isert.
Mein Herr Pfarrer, sagt mir's z'Ghällen:
Habt ihr ä von Stempeln g'hört?

Beim Schmied, dem i 's Kobl muß stellen,
Ham's mir au Calender g'schenkt,
Dan just drinne sehen wollen,
Wie denn d' Sann in Himmel henft.

Bin für's selbe Mauthhaus kommen,
Dan just g'lesen drin auf's best:
Ham's mir mein Calender g'nohmen,
Weil er nit ist g'stempelt g'west.

Mein Prozeß ist ä deroffen,
Der schon danert hat a Wal,
Bin umfist zu Doctern g'lofen,
's hilt kein Schrift, kein Murrural.

Han a Läng nit fürkem können,
War von Frost a schon ganz starr:
B'legt heißt's noch: „fann d'Schrift nit nebuen“,
Weil's Papler nicht g'stempelt war.

Aber was das Ding will sagen,
Bild' i mir all's eb' schon ein:
Wann ma was in d' Stadt wird tragen,
Wird's halt müssen g'stempelt sein.

Wer beim Vieh oft nit will büßen,
Wann wir's treiben zum Verkauf:
Wird's auf d' Welt mitbringen müssen:
Stempel zehen auf den Schwaf.

Was wird aber endlich werden?
Denkt's auf mi, es kimmt so weit,
Dah nit z'lezt bei allen Thören
Selbsten stempeln wird die Lent.

Alle, die da reiten, fahren,
Gehen in die Stadt hinein,
Wird passirt sein niemt, als Narren,
Weil sie eb' schon g'stempelt sein.

Pfarrer :

Trio. He! Vater, dörf't's nit serchtiam sein,
 Ds fallt's nit in die Straf' hinein;
 Es wissen's eh' schon alle Leut',
 Daz ihr eh' schon gestempelt seid.

Recitat. Es lasset sich nun Niemand sehen,
 Weiß nicht, ob' alles wird nach meinem Wunsch gechehen;
 Ich hab', zwar Jedem schon, das, was ich will, gesagt;
 Es ist doch ungewiß, ob sie doch Etwas hab'n dertragt.
 Will dann eh' in d' Kuchel geh'n.
 Es möcht' etwan ein' Strzung g'scheh'n.

G'schicklerin :

Aria. (Herr Pfarrer!) 's Werk ist gemacht,
 Die Speisen-Liste ist g'schrieben,
 Hab's z'überlesen bracht,
 Es möcht ein Fehler sein.

(Was ich) in meiner Macht
 Hab' Rares ausgetrieben,
 Theil' ich in jede Tracht
 Nach seiner Reihen ein:

Kraut, Rindfleisch, Suppen z'erst wird sein;
 Ein' Schüssel wird gefüllt mit Brein,
 In d' Suppen kommt ein' Henn,
 Zum Rindfleisch Mandl-Kreun.

(Und wenn man) die and're Nicht
 Zum wechseln wird auftragen,
 Herr Pfarrer irrt euch nicht,
 Seht doch die Speisen recht.

(Hab' alte) Taubenzicht
 In Strudl-Teig eing'schlagen:
 Wie ein Pasteten g'richt',
 Die wird ja sein nicht schlecht:

Darzu gib ich an Dohsenfuß,
 Ein' Fricasé und's Lungemusß,
 Ein' Kalbeshopf auch mit Kren —
 Nicht wahr, die Tracht ist schön?

(D'rauf komet) ein Triét,
 Mit g'mästeten Kapünern
 Ein' Spanjau nudelfett
 Darzu ein alter Hahn:

(Wann dieses) Gekrat'ne steht,
Kommt Ritschet nit wos Schweinern.
Dann, wann's nach Ordnung geht,
Beim Aufsatz stehen kann:

Die Knödl und faszirte Bled,
Dort Lingerl und ä Sterz mit Speck,
Kiffeteln werden sein,
Sonst wurd' die Tracht zu klein.

(Schwarz Bratnes) muß auch da sein,
Bill's Lungebratl spicken,
Hab's mit halb saurem Wein,
Mit Gfzig wohl gepäht;

(Das werd' ich) sammt der Wein,
Gekünst' zur Tafel schicken,
Weiß jeder, wie ich's mein',
Man's warmer höher schäht.

Darzu gib ich an Speckjallat,
Z'Mittag ich kein Geflügel brat.
Muß sorgen, wie ich b'steh
Auf d'Nacht zur Assemblé.

(Kein' Torten?) wär' ja a Spott!
Die muß die Tafel b'schließen;
Nacht's aber nur auf d' Nacht,
Weil's nit zu haben hier.

(Von schwarzen) Nebat-Brot
Werd' eine rühren müssen,
Daz außerkumt auf d' Noth,
Mit Puzbaum ich sie hier';

Von Mehl und Gierklar 's Eis darauf,
Wann's bachen wird, so laust's schön auf.
Herr Pfarrer, ist's so recht?
I glaub', die Tafel ist nicht schlecht.

Pfarrer:

(Zum Munder) alles ist g'sehit!
Wär' dos ein nobles Tressen!
Hat sie die edle Welt,
Und so hochwerthe Gäßt'

(Ihr nicht g'nug) eh' vorgestellt,
Auf einmal all's vergessen;
Aus dem fast erhellt,
Als wär' sie nirgends g'west.

Ein' excellente Wienerin sein,
Und d' Tafel also richten ein:
Mach's mir und ihr ein Ehr',
Und schaff's was Best'es her!

Schließerin:

(So will ich) halt gleichwohl noch
Darum mein Fleisch nicht sparen;
Will ändern, was ich kann,
Wie's d' Umständ' leiden hier.

(Doch wann nicht) Jedermann
Sein Genügen soll erfahren:
So fang' ich g' bitten an:
Gnädig verzeih' man mir;

Ein edles Gemüth geht nit nach E'schmach,
Folgt auch dem guten Willen nach.
Man denk' nur, daß man sei
Hier auf der Bäuerlei.

Pfarrer:

Recitat. Geh sie nur g'schwind,
Und ichan's, wo sie was Bessers findt.
Mizerl! Mizerl! Kommt herbei!
Geh, lauf den Hügel hinauf und schau,
Ob der Kataknecht nicht schon in der Näheud sei.

Dienl:

Ja glei, ihr Oberr Herr Pfarrer.

Pfarrer:

Ich hab' ihn mit einem Käs bestellt,
Er hat gewiß den Weg verfehlt.

Dienl:

Ihr Oberr Herr Pfarrer, er ist schon hier,
Er steht mit der Kraxen schon vor der Thür.

Pfarrer:

Kommt, Blabl, von der Alm her?
Ey wann der Mar nur a do wär'!

Almknecht:

Krie. Der Nar, Herr Pfarrer, laßt euch gar schön grüßen,
 Er kann (nit kenen) hat amal lã Zeit,
 Dat bei sein Schnittern zुरूf bleiben müssen,
 Ist just der (Kornschnitt), hat schlech viel Leut.

D' Marin muß hütben 's Haus, Anstalten machen,
 's Vieh füttern, wassern und lochen und bachen
 D' Schnitter, das (wissen d' Herrn),
 Treffen blißgern.

Habt's glaubi Vest geschickt, anfragen lassen,
 Ob un're (Brentlerin) Butter hat g'macht?
 Hab' auf anuel nit mehr können auffassen,
 Nur glatt mel Puten voll han i enk bracht.

Kunt's est genug Nudel und Sterz damit schmalzen,
 Halbentheil könn't's es zum Bachwerk einsalzen.
 Braucht's amel (diesen her)
 Ist bring i mehr.

Ist's wahr, Herr Pfarrer, wir han müssen hören,
 Daß viel viel vernehme guädige G'st'
 Wurden mit nächstern bei enk da einkehren;
 Vielleicht seind (d' Leut no nie) in Almen g'weist.

Ach, wenn den Herren der Lust thät ankömen,
 Thäten a Lustreis auf d' Alm fürnehmen,
 Wird s' g'wiß lã Schritt nit g'reu'n,
 Wann s' droben sein.

Ei, wann i Ihnen könn't selber erzähien,
 Nur glet, was (i von der) Almkunst waß;
 's Herzl wurd ihnen vor Freuden aufspreien,
 Wann sie erst in der Thät sähen den G'paß!

Bill weiter d' Sach von mir selber nit leben,
 Es hat mein Anhel die Kurzweil halt droben;
 Seind Stand und Wohnung g'macht
 Bei Tag und Nacht.

A söter Lust ist, was seilt einer sagen,
 's kint an lã Traurigkeit niemabl in Sinn,
 Können an d' Sorgen und d' Leut a nit plagen,
 's ist glet, als wann mã war in Himmel d'rin.

Paßt mē die Augen auf d' Welt hinabzichn,
 Vieg an' der Tummel-Ruth tief untern Büßn,
 Mein G'müth steht höchst mit Frieß'
 Und kränkt sich nit.

Was derf niemt fragen: „wo werden wir wohnen?“
 I kan a wunderfichn's Lustband aufkaut;
 D' Leut' drüber d' Augen und Mäuler aufspinnen.
 Weil dert 's Vergnügen zum Fenster außschaut.

Wer alle Freud' auf ein' Haufen will sehn,
 Derf dert für's Haus aufn Gang ause gehn,
 Was' Herz erfreuen kann,
 Das sicht er schon.

Da seint die Wälder, da d' Kletter mit Früchten,
 Dert sich i häufig's Weh in Almen gehn;
 Will i mein' Augen a Jagdlust zurichten,
 Schau ich in Habern, wie 's Gwild thut stehn.

's Rebr klingt vor Vogel'sang, d' Hahnen thun pjalzen,
 's Herz lacht, wann d' Halter in Berg brav thun schwalzen;
 Wann das Ding noch so kracht,
 's Bieh all's nit acht'.

Wiest, er für Langweil a Anvrach will haben,
 Der, wann i mit a' Musik anoblt,
 Der derf nur schrei'n oder pfeifen in Graben,
 Wei kommt d' Frau Echo, halt überall mit.

Vin mit den Weiberl schon oft z'wörteln kömen,
 's lepte Wort laßt sie ihr aber nit nehmen;
 Bis i nit still thue sein,
 Hört's nit auf z'schrei'n.

Derf a kē Mensch bei und vor Hunger klagen,
 Hab', wann mi 's Essen g'freut, Butter und Mas;
 Will mi der Edel um and're Sach plagen,
 Gibt's Rührmilch, Schetten und anderes G'fraß.

Meldt sich der Durst in Hals, melch i d' Küß-Auter;
 Die Brünnl, die seind klar, recht frisch und lauter,
 Da trink i öfters toll,
 Und ih mi voll.

Wer sich mit Bergsteigen z'viel thut abmatten,
 Der geh' wo (Bäumertl sein) und 's Wasser rauscht,
 Dert kann er rasten und schlafen in Schatten,
 War narrlich, der mit a' Federbett tauucht.

Si wie die Sachen in Doren rar wäskheit,
 Wann's Wasser über die Staner her bläskheit.
 Man schloft a Stündli süß,
 Und stärkt die Füß.

Den größten G'spaß wurd i den Gästen machen,
 Wann nur das Aufghehn fest darbei bleibet;
 Wann z'Morgen d'Sunn von Berg herfür wurd lachen,
 Und unser Halter 's Vieh in d' Almen treibt:

Da werden's sehen, wie d'Schaf hupfn und springen
 Ochsen, Rüh, Kälber, wie's scherzen und ringen.
 Z'lezt, wann sie z'grob wöllu sein,
 Schnalz i brav drein.

Pfarrer:

D' Hrud' war schon recht, wieest sagst, me' lieber Blasel,
 Aber dei Almweg ist voller Stein,
 Meine Gäst' seind eines anderen Gafel,
 Schicken sich nit in dein' Bundschuh hinein.

Mert' wohl, auch du zeigst ein' fertigen Willen
 Aber er laßt sich nit leichtlich erfüllen.
 Geh heim, bring Alm-Kas
 Anstatt dein G'spaß.

Pfarrer:

Recitat. B'schließerin!

B'schließerin:

Ja ja, ich bin schon da.

Pfarrer:

Ruf' sie mir den Stöffel,
 Daß er puy die silbern' röffel;
 Und mach sie an Rauch herein,
 Die Gäst' werden glei zugegen sein.

Almknecht:

Binaie. Ja Herr, hiez geh i schon.

Schaffer:

Ob ham bracht, was i kann.

B'schließerin:

Und bei den Speisen das Außerst gethan.

Pfarrer:

Gegen den Werth der Gäst' ist Alles g'mein.

Chor. Der gute Willen
 Muß Alles erfüllen,
 Muß 's Beste sein.
 Und wenn auch dieser nichts helfen kann,
 So fangen wir alle zu bitten an:
 Gnädige Herrn, verzeiht uns heunt,
 Wir haben's Alle von Herzen gut g'meint!

Geschichte der Deputation von 1591.

Als die drei Länder Steiermark, Kärnten, Krain im Jahre 1591 eine Deputation an den zu Prag weilenden Kaiser Rudolph II. in Glaubenssachen absandten, erhielten die Abgeordneten gesonderte Instructionen, von welchen die der Steiermark die erste, jene Krains die ausführlichsten waren. Wie wir aus der uns vorliegenden Instruction der „Kärnerischen herrn gesandten“, nämlich Karl Unznad Freiherr von Sonneck und der Freiherr Georg von Dietrichstein, datirt „Klagenfurt, den 18. Aprilis 1591“ entnehmen, folgte zunächst die Präcisirung der Anliegen dem steierischen Landtagsbeschlusse vom 25. März und zog jene Krains schon am 24. April nach sich; alsdann ward den Gesandten aufgetragen, zunächst von Klagenfurt nach Grätz zu reisen, sich dort mit den steierischen zu vereinigen (dies geschah im Mai), und nach Prag zu ziehen. Hier angekommen, nach einer Reise von 10 Tagen seit dem ganzen Aufenthalte (22. Mai bis 1. Juni Vormittag) sollten sie dem Geheimen Rathen ihr „Credentz“-Schreiben übergeben und ansuchen um eine Audienz bei der Römisch-kaiserlichen Majestät. In derselben sollten sie dem Kaiser ihre Geleitschreiben überreichen, denselben der allerunterthänigsten und gehorsamsten Dienste des Landes versichern, und dann, je nachdem es die Gelegenheit gibt, mündlich oder schriftlich das Anliegen vorbringen. Es habe nach Erzherzog Karls Tod das Land mit „grosser begierde vnd seüßzen vnderthenigist gewünscht vnd gebetten“ bis zur Vogtbarkeit des jungen Erzherzogs Ferdinand durch einen österreichischen Fürsten regiert zu werden. Ob nun zwar Erzherzog Ernst der Huldigung wegen ins Land gekommen sei, habe Kärnten trotz „hohen freuden und grosser begierde in der Huldigung dem Lande Steier“, vermüßig altens herkommens“ nicht vorgehen dürfen, wessen man sich auch brieflich öfters entschuldiget; aber wäre der einheimischen Landschaft „ebennüßsig ein solches wie einer

Erlosenen Landschaft in Steyr auch zuzemuetet worden“, so hätte ohne Sicherstellung die hiesige Landschaft „so der Augspurgischen Confession zugethoen“ die Huldigung überhaupt nicht bewilligen können. Sie bitte also, der Kaiser wolle im Einverständnisse mit dem Erzherzog-Regenten Ernst der steierischen Landschaft ihre Freiheiten belassen, wie der kärntischen, da die besagte Huldigung „bei diesen schwären gefährlichen leüffen vnd beschaffenheit anders nichts, als ein entliches verderben vnd vndergang des gemainen weesens geben vnd verursachen würde“. Sollte nebenbei auf Landesangelegenheiten außerhalb der genannten die Sprache kommen, so verweist das Instructionsschreiben die Abgesandten an die Landtagschriften, die in glaubwürdiger Abschrift mitgegeben worden sind.

Die steierischen Abgeordneten, deren Bescheidenheit nur nach heftiger Ueberredung zur Uebernahme der Ehrensendung vermocht werden konnte, Friedrich von Holleneck und Balthasar Wagn zu Wagnsperg, hatten sich schärfer auszusprechen; sie betrafen sich auf die seit Kaiser Ferdinand durch 40 Jahre genossene Sicherheit und erklärten nach angedrohter und durchgeführter Persecution der armen Bürgerschaft die Ausbringung der 155.000 fl Landesanlagen für sehr schwierig, die Erhaltung des Gränzweesens gegen die Türken für vielleicht ganz unhaltbar. Die krainischen, darunter Andrá Paradeiser zu Neuhaus und Gradischka, Erblandjägermeister in Kärnten und Erzherzog Karls Rath, sowie Friedrich von Bernegg zu Billingrain erörterten die Sperrung und Verhinderung der Huldigung in Steyer, welcher nothwendig auch in Kärnten ein gleiches folgen mußte; sie stellten dar, wie Krain nach uraltem Herkommen den beiden anderen Ländern nicht vorgreifen und sich absondern könne, wie das Laud überhaupt „sehr schwach bei gegenwärtiger vuerhörter theuerung vnd höchster Hungersnott“, der gemeine Mann „im grundt erarmet vnd aufgesaugt“, Handel und Wandel gesunken, das Geld verschwunden sei; es habe „die verlassne Arme Crabatische greniz ein solche ellende gestalt vnd trauriges Ansehen, dah nit genuegsam davon zu reden seye“, Kärnten spreche sich über seinen genauen Beitrag zur Grenzwehre nicht aus, auch nicht die Regierung, deren rechtmäßiges Eigenthum doch „von der Cron Hungarn wegen“ das Gebiet sei, und so wären sie „die negsten am feur“, auch am meisten preisgegeben; sie schließen mit dem Hinweis auf „trauriges verderben und laidigen Vntergang“.

Es war von Seite der vereinten Deputation, nach ihrer Ankunft zur Pfingstzeit in Prag, den 3. Juni, Pfingstmontag, ein Schreiben ausgegangen an den Freiherrn Wolf Rumpf von Buelros, und zwar mit der Bitte um Vorlassung bei ihm; vom 9. Juni nach dem Dinstags-

Besuche datirt das äußerst verbindliche Schreiben an eben denselben in Betreff der Audienzverwirkung. Das erstgenannte Datum trägt auch das mittlerweile schon eingereichte, sehr ausführliche und als Geschichtsquelle höchwichtige Majestätsgesuch. Die Audienz selbst fand am 12. Juni, Nachmittags 3 Uhr statt, denn eine große Anzahl von Betanten weilte in Prag; mündlich und schriftlich wurden die Anliegen vorgebracht. Nach dieser ging das Schriftstück an die Mitvormünder. Am 13. Juli fruzen sich die Gesandten, die fleißig von Haus zu Haus gingen, beim genannten Gönner und Mitgließe ihres Ständekörpers um die etwaige Resolution an; sie weilten noch in Prag. Ein neues Majestätsgesuch (vom 26. Juli) sprach von den acht Wochen, welche die Gesandtschaft schon hier weile, von den hohen Landeskosten und entrollte ein neues velleß Bild der Türkengefahr. So stand es am 3. August; an diesem Tage ging eine lebhaftte Vorstellung an die kaiserlichen Rätthe ab; sie erschöpfte sich in Darstellung allgemeinen Jammers und allseitiger Bedrängniß. Gleichzeitig erhielt Wolf Rumpf ein gar flehentliches „sonderbares Missiß“ (Sondernote). Den kärntischen Abgesandten ward dann eröffnet, die Deputation müsse Geduld haben. Am 16. August findet sich ein neues Majestätsgesuch, namentlich die Grenzwehr betreffend, beigelegt einem Briefe an den mit Vertrauen überhänften Rumpf. Mittlerweile kam auch ein Schreiben aus der Heimat an, worin die Stände den schlechten Zustand der Kaniskaner Linie schilderten; dies war am 27. August, nachdem der Kaiser am 26. auf die Hirschjagd nach Drauidis gereist, nach Oben abgegeben. Doch erwiederte der dienstfertige Freiherr schon Tags darauf, mit der mündlichen Verhandlung vor Sr. Majestät werde sich's nicht thun lassen, die Herren möchten es durch ihn schriftlich versuchen. Von einem Besuche bei der Hirschjagd ward auf Abtrathen abgestanden. Am 6. September, zwei Tage nach des Kaisers Rückkunft, wird die Bitte um Resolution und die Grenzwehrangelegenheit aufs Neue gewagt, denn eine Gegenpartei arbeitete auf Abweisung ohne Bescheid hin; am 12. der Reichshof-Vizekanzler Kurz von Senftenau, den mittlerweile „ein solche leibßchwachheit angriffen, daß er sich daunenher gar Innen vnuß zu Pett halten muuß“, schriftlich bedauert und um Vermittelung gebeten. Am 15. September hatte Freiherr Karl von Ungnad, steierischer und kärntischer Landstand, zu Tisch geladen bei dem wiedergenesenen Vizekanzler eine Unterredung, in Betreff der dem Erzherzog Ernst übertragenen Gewalt, deutete auf die Unterwerfung proprio motu Steiermarks unter das Fürstenhaus und die Unrechtmäßigkeit der baierischen Mitvormundschaft hin und beklagte die gegen das Innsbrucker und Augßburger Libell verstoßende Geschäftsver-

schleppung. Für diese seine Aeußerung standen gleich Tags darauf die Mitabgesandten schriftlich ein und betonten ihr Recht, in Beschwerdefällen bis zum Landesfürsten zu gehen, ohne zu eimangeln auf „das Recht Trütsche Aufrechte, Treue gmüet“ des Vicekanzlers zu appelliren. So sprachen die Stände dreier Länder, in welchen das Deutsche heutzutage so oftmal negirt wird. Nachdem nun an Besuchen statt und nach den Rathssitzungen vom 17., 18. und 27. Seytember am 1. October ein neues Schreiben an den Freiherrn von Rumpf abgegangen war, worin die Abgesandten schon aussprechen, daß sie nächster Tage zur Resolution verbeschieden zu werden hoffen, auch ein „allergehorsamistes Anmouen, flehen vnd bitten, der . . . numer zwainzig wochenlang mit grossen hochbeschwärlichen vncosten alhie in aller demuet vnd vnderthenigkheit verharrenden abgessanten“ an die Majestät nicht unterlassen worden (12.), erfolgte die Resolution nach Anhörung der Mitvormünder in weilläufiger Weise am 18. October 2—3 Uhr in der kaiserlichen Kammer im Beisein der Geheimräthe, besonders verweisend die Versagung der Huldigung, zusagend die bedingte Aufrechthaltung des Religionsbundes, wie zu Karls Zeiten so bis zur Bogtbarkeit, erklärend die Selbstabdankung des Dr. Schrauz und zwar „mit gnaden“, sich verbittend weitere Replikn, vertröstend endlich wegen der Grenzwehr. Der Reichshof-Vicekanzler händigte dann Abends den Gesandten eine Originalschrift der Resolution ein. Die Abgesandten replicirten auf diese Freitags-Resolution im schuldigen Gehorsam vorderhand nicht zu Sr. Majestät, aber zu den gesammten kaiserlichen Rätthen unterm 21. October, dankten dann dem Landesfürsten unterm 28. für seine Entschliesung, welchem Danke sie in der umfangreichsten Weise und mit urkundigen Einschlüssen — erschöpfende Replikn folgen ließen. Dies geschah den letzten October-Donnerstag, nachdem sie am 27. zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags in den Reichshofrath beschieden, und durch den Vicekanzler im Beisein Rumpfs, des Obershof- und Kammermeisters, dann des Freiherrn Paul S. Trautson und Christ. von Hornstein waren vermahnt worden; die Resolution ohne Hinterhalt als „vätterlich, kaiserlich, guett vnd teütsch“ zu nehmen, und von jeder Protestation abzustehen, „haben damit vns wider in vnser herberg versüezet, sein stragkhs zusammen gessen“. Aus dieser Sitzung war die obige Eingabe hervorgegangen; sie war eine Fronte gegen die kaiserl. Rätthe. *) Der Kaiser versprach freundlich Bescheid. Dieser erfolgte am 12. November nach öfterer

*) „Also haben wir es in namen Gottes gewagt vngeacht angezogner starkher vngelegenheiten, welche vnsern Perionen daraus erfolgen wurden,“ heist es im Berichte der wädrn steierischen Abgeordneten.

Nachfrage und Erklärung, man bleibe nicht länger. Der Kaiser erklärte beim früheren zu verbleiben. Die Gesandten erwiderten dankend, befestigten ihr volles Vertrauen auf das Wort und erwähnten mit keiner Silbe der Huldigung. Darauf ließ nach Anfrage der Kaiser für die Wünsche danken, die Gesandten vor sich kommen und reichte ihnen nacheinander die Hand. Diese Scene ward aus der Erinnerung aufgeschrieben und jedes Landesabgeordneten-Abschrift mitgegeben. Sodann rüstete man sich zum Abzug und hinterließ, bearbeitet von den Räten, im Landtag eine Verständigung über die gemeinsamen Angelegenheiten einzuleiten, noch auf Grundlage der kaiserlichen Abänderungsversprechen, in Betreff der Landesregierung eine starke Erklärung gegen „ein Jung wälsche Person Franciscus Clarius . . . würthlicher Regimentärath . . . teütscher Sprach wenig, oder zuhause gar nichts kundig vund anderer ein Rechtsgelerten notwendigen requisiten, vund fürnemlich der Lande wolhergebrachten freihheiten . . . vnerfarn“, nicht minder überhaupt „wider die groß Anzahl der Doctern in der Regierung“, die Jesuiten, welche jetzt Geirach und Seiz endlich an sich gebracht hätten, was ihnen zuvor nicht gelungen, wie sehr auch „Sy in lebzeiten Irer fürstl. Durchlaucht stark darumb gestanden“. Der Abschied von Prag erfolgte endlich am 14. November, die Ankunft in Graz, auf schlechten Wegen am 26. November. Noch am selben Abend „strach zu vnserer von Prag aufhünfft“ wurde der Bericht verfaßt und dann dem Landverweser und Verordneten „weil wir die hern . . . heisamen gefunden“ überreicht. Die Deputation schien zufrieden, wies entschuldigend auf die großen Kosten hin und tröstete sich damit, „das andere nicht weniger hätten thun können“. Wahrscheinlich am selben Tage reisten noch die Gesandten von Kärnten und Krain in ihre Heimat, die sie seit einem halben Jahre nicht mehr gesehen. Dr. F. P.

Kleine Mittheilungen.

(Die Papierstaude.) Ein hohes culturgeschichtliches wie naturwissenschaftliches Interesse knüpft sich an die Papierstaude des Alterthums, den Papyrus antiquus oder *Cyperus papyrus antiquorum*. Es ist oft mit Befremden bemerkt worden, daß sich von dieser schönen Pflanze, welche das alte Aegypten bereicherte und über ein Jahrtausend lang die ganze alte Welt mit Papier versorgte, im heutigen Aegypten auch nicht eine Spur mehr vorfunde. Dies würde sich übriggens durch die Annahme

erklären, daß der Papyrus in Aegypten selbst nur Kulturpflanze war und daher verschwand, sowie sein Anbau aufhörte. Er war sogar Gegenstand des Staatsmonopols, ganz wie heutzutage der Tabak. Seine wahre Heimat mag daher weiter im Süden liegen, denn nach den Berichten Reisender ist er an den Ufern des weißen Nil und an den Sumpffeen tiefer im africanischen Innern in Menge anzutreffen. Dagegen wissen wir aber auch aus den alten Nachrichten, daß die Pflanze frühzeitig von Aegypten nach Palästina verpflanzt wurde; Plinius gibt an, daß er sie an den Ufern des Jordan zuerst kennen lernte, bevor er noch Aegypten besuchte. Merkwürdig genug hat nun, wie sich jetzt herausgestellt hat, der echte Papyrus seit jenen alten Zeiten seine Existenz in Palästina zu behaupten vermocht. Der Engländer Tristram fand auf seiner neulichen Reise an den Ufern des Sees von Galiläa zuerst eine einzelne üppig wachsende Staude mit Stengeln von 16 Fuß Höhe und später in den fast unzugänglichen Sümpfen des Huleh (Merom) Flächen von vielen Aekern mit dem Gewächs bedeckt. Auch der alte Name hat sich lebendig erhalten: die anwohnenden Beduinen nennen die Pflanze Babir und wenn sie auch kein Papier daraus fertigen, so benutzen sie doch die Stengel zu Matten und Dachbedeckung, die Wurzeln als Brennmaterial. Die Unsicherheit der Gelehrten in Betreff des Papyrus mag sich vorzüglich daher schreiben, daß eine in Syrien einheimische Art (*Papyrus syriacus*) existirt, welche übrigens viel Aehnlichkeit mit der classischen Species haben mag. Alles was unsere Gärtner jetzt als Papyrus cultiviren, soll der *syriacus* sein und die echte Art sich in keinem einzigen botanischen Garten vorfinden. An ein paar Stellen der sicilischen Küste in Flußmündungen finden sich ebenfalls kleine Papyruswäldchen; doch ist auch die Echtheit dieses Gewächses vielfach angezweifelt worden und es könnte sich leicht finden, daß auch hier nur die syrische Art vorliegt.

(Neue Entdeckung.) Eine merkwürdige Entdeckung hat kürzlich Herr C. Siemens gemacht, welche einen schlagenden Beweis von der Umsetzbarkeit einer Kraft in eine andere liefert. Ein Barre weichen Eisens wird mit Kupferdraht umwunden, nicht querüber, sondern ihrer Länge nach. Wird sie nun in diesem Zustande nur im geringsten magnetisch gemacht und dann in schnelle Rotation gesetzt, so wird Electricität in solcher Menge und Stärke erzeugt, daß die Drähte schmelzen, in denen sie fortgeleitet wird, und andere Wirkungen erhalten werden, die bisher nur durch mächtige elektromatische Maschinen zu erreichen waren. Die Sache liegt jetzt vor der englischen Gesellschaft der Wissenschaften und dürfte als

erster Schritt zu weiteren, eben so wichtigen als interessanten Ergebnissen zu betrachten sein.

(Agatberg) Californien ist reich an interessanten und geologischen Vorkommnissen. Zu diesen gehört sicher auch der „Agatberg“, von welchem jetzt ein dortiges Journal berichtet. In einer Gegend „etwa 3 Meilen nördlich von Yone“ steht ein einzelner Berg von 500 Fuß Höhe, der von: Fuße bis zum Gipfel mit Agaten und Concretionen dicht bedeckt ist. Durch Aufgraben der Oberfläche überzeugt man sich aber, daß die tieferen Schichten der oberen völlig gleich kommen, so daß der ganze Berg die Idee eines riesigen Hausens versteinertes Kartoffeln erweckt. Die Agate sind meistens eiförmig, eine Minderzahl kugelförmig, von 1—4 Zoll Durchmesser; ihre Adern, Streifen und Bänder sind von großer Schönheit. Dort könnten Oberstein und Zdar Hütten bauen.

Meteorologisches.

Witterung im März 1867.

In der nördlichen Hälfte Europa's herrschte den ganzen März hindurch eine nur wenig von warmen Südstürmen unterbrochene völlige Winterkälte mit wiederholten Schneefällen. In Separanda am Nordufer des bethnischen Meeres waren am 12. — 20·2° und noch am 24. — 12·8 (im April wieder am 7. — 15·0, am 13. — 9·1), in Petersburg am 12. — 22·9, am 24. — 8·8, in Dreffa am 24. noch — 3·1 u. s. f. Erst gegen Ende des Monats wurde es dort etwas wärmer, aber Anfangs April wieder kalt.

In Kärnten war es nur bis zum 6. kalt, von wo an die Wärme gleichmäßig zunahm, so daß in Klagenfurt die Mitteltemperatur um fast 1 Grad höher als die normale war. Am 3. bis 5. fiel das Thermometer auf — 5 bis — 8 Grade (nur in Diefenau nur — 3·4), in Michelberg — 9·0, St. Peter — 10·6, Luggau — 11·1, am Hochobir — 15·0. Hier am Hochobir war die Durchschnittswärme — 3·78. Am 25. bis 27. stieg bei Südwestwind die Temperatur auf + 10. (Klagenfurt + 13·8.) Dabei war der Luftdruck sehr nieder, die Niederschläge mäßig stark, darunter wenig Schnee. In Klagenfurt war der Niederschlag 1·4 Zoll, in Würmlach aber 5·5 Zell.

Am 7., Abends 8 Uhr, wurden an den Stationen St. Peter im Eisler-, Maltein im Malta-Thale, Sackfenburg, Würmlach, Tröpelach, Luggau ziemlich starkes Erdbeben verspürt.

Mittheilungen aus dem Geschichtsvereine.

G e s e n t e.

(Schluß.)

Von Frau Caroline Schellehnigg, Inspector-Witwe, wurden dem Geschichtsvereine aus dem Nachlasse des verstorbenen Herrn Jakob Schellehnigg, gräßlich Eg-

gerischen Güter- und Gewerks-Inspectors u. u., gütigst übergeben: a) Die stenographischen Berichte über die Verhandlungen der deutschen constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main im Jahre 1848 sammt 48 Stücken einschlägiger Broschüren. b) Oesterreichisches Wechselfpatent von 1763. c) Resolvirte Ordnung wider die Zalliten und Decoretoren für das Herzogthum Steiermark, ddo. 1747. d) An Büchern: 1. Histoire contemporaine comprenaut les principaux Evènements qui se sont accomplis depuis la Revolution de 1830 jusqn' a nos Jours. Par A. Gabor. Paris 1863. 2 Theile. 2. Das Land Tirol. Ein Handbuch für Reisende. 1837. 3 Bände. 3. Itallienische Zustände, geschildert von Dr. C. J. A. Mittermaier. 4. Reiseerinnerungen aus Krain, von Heinrich Costa. 5. Serbien, Rußland und die Türkei. Zweite Auflage. 1843. 6. Neuer zuverlässiger Wegweiser in Paris und dessen Umgebungen. 1855. — Slovanka. Zur Kenntniß der alten und neuen slavischen Literatur, Sprachkunde, Geschichte und Alterthümer. Von J. Dobrowsky. Zweite Lieferung. 7. Darstellung des Stenerwesens. Von A. S. v. Kremer. 8. Allgemeines Berggesetz für die preussischen Staaten. 1865. 9. Les deux Mondes. Par M. G. d'Eichthal. 1837. 10. Handbuch der neuesten Geographie des österreichischen Kaiserstaates. Von W. J. Fr. v. Viechtenstern. 1817. 3 Theile. — Beiträge zur Geschichte der Kärntner Eisenbahn. Von Jakob Schelliehnigg. 1862. Hienebst 14 einzelne Bände verschiedener Werke. e) Lithographirte Bildnisse: Peter Luner. Karl v. Scheuchensstuel. Freiherr v. Kübel.

Frau Caroline Schelliehnigg hatte auch die Güte, die zahlreichen Diplome und schriftlichen Auszeichnungen und Anerkennungen, welche ihr verstorbenen Herr Gemahl für sein vielseitiges gemeinnütziges Wirken erhalten hat, dem Geschichtsvereine zur Aufbewahrung zu übergeben.

Vom Herrn Dr. Adam Wolf, k. k. Universitäts-Professor in Graz, Ehrenmitglied des kärnt. Geschichtsvereines u. u.: Oesterreichische Geschichte für das Volk. XVI. Kaiser Franz. 1804 — 1811. (Verfaßt vom Herrn Wolfenherber.)

Einhardi Annales. In usum scholarum ex monumentis Germaniae historicis recudi fecit G. H. Pertz. (Gesch. vom Hrn. Joseph v. Hresacher, Studirendem der Rechte.)

Vom historischen Vereine von Ober-Pfalz und Regensburg: Dessen Verhandlungen. 24. Band.

Vom Herrn Willibald Zieser, Lieutenant der k. k. Marine-Infanterie, Besitzer des Militär-Verdienstkreuzes mit der Kriegs-Decoration: Eine Kartätschentugel und ein Stück eines großen Hohlgeschosses (beide von der Belagerung Vissa's im Juli 1866 herrührend).

Von Frau Raumann, Bürgergattin in Klagenfurt: a) Original-Diplom Kaisers Leopold I. ddo. 17. September 1698, womit dem Grafen Christoph David v. Rosenfel die Uebertragung seines Namens und Adels auf seinen Adeptensohn, Franz Christoph Grafen von Wassiml, bewilliget wird. (Pergament.) b) 1 kleine türkische und 1 neugriechische Silbermünze und 3 Kupfermünzen aus neuerer Zeit.

Von der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale: Das 12. Heft der Mittheilungen. 1866 (November und December).

Vom Herrn Johann Hausler, k. k. Bezirksvorsteher in Röttschach: Ein im Jahre 1866 auf dem Gurnia-Berge im Ober-Gailthale aufgefundenes Bronceäpfelchen mit etruskischer Schrift.

Herausgegeben vom Geschichtsvereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ludwig Zehleib. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr — Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

Nr. 5.

Mai

1867.

Romeo und Julie.

Novelle von Ludwig Semitzky.

„Das geht nicht an“, fuhr Meister Ehrmann seinem Sohne gegenüber empor, „derlei Ueberschwänglichkeiten —“

„Ich kann in das gewöhnliche, prosaische Leben —“

„Gilt es Dir als gewöhnlich und prosaisch, sich und die Seinen durch's Leben ehrlich durchzukämpfen, ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein —“

„Es drängt mich nach höheren Zielen —“

„Das Höchste bleibt die gewissenhafte Erfüllung des Berufes. Damit Du auf den ehrenvollen Pfaden des Wissens Deinen Beruf finden mögest, habe ich Dich, auf Neigung und Talente Rücksicht nehmend, studiren lassen, — einem Berufe aber mußt Du Dich widmen und zwar einem, der den von mir gebrachten Opfern entspricht.“

„Du verstehst mich nicht.“

„Wie? — solches wagst Du mir zu entgegen? Was Gutes an Dir ist, das dankst Du mir — die Ferien gehen zur Neige, Du vollendest Deine Studien —“

„Des Rentmeisters Sohn hat auch den Hörsälen Valet gesagt und ist unter die Soldaten gegangen —“

„Ein sauberer Kumpan das, der aus Arbeitsfurch den eingeschlagenen Lebensweg aufgibt. Will zugeben, daß der innere Drang manch Einen aus den Verhältnissen, die ihn gefangen halten, fortstößt und aus dem Berufe verweist, in welchem er wahrhaft Gebiegenes zu leisten im Stande ist.“

Des Rentmeisters Jakob hat eine derlei Inspiration nicht geleitet. Der Bube mag einfach nichts mehr lernen und meint, daß ihm die Tauben gebraten ins Maul fliegen sollen. Jeder Stand erfordert aber seine tüchtigen Männer und Jakob wird durch seinen neuen Stand eben so

wenig glücklich werden, so wenig er fähig und gewillt ist, den Pflichten dieses Standes zu entsprechen.“

„Man macht ihm doch allenthalben Reverenzen, wenn er in der schmucken Tracht durch den Markt stolziert.“

„Er ist nicht mehr als ein Kleiderstock, auf welchen der Schneider sein Meisterwerk gehängt. Doch, da haben wir's; der Schein ist's, der gleißende Glitter, der Dir in's Auge sticht. Der Rock macht noch nicht den Mann und wenn Du die großen Brillen unseres wackeren Doctors zehnmal Dir auf die Nase steckst, so wirst Du doch noch keinen Hund curiren. Genug, Du sehest Deine Studien fort und zwar, wie ich erwarte, mit größerem Eifer, als im abgelaufenen Jahre. Ich habe mich stets als liebevoller Vater bewährt, solltest Du aber den Sohn verläugnen, dann sollst Du in mir einen harten Zwingherrn finden, so wahr ich Ehrmann heiße.“

Der alte Herr hatte die letzten Worte mit schärfster Betonung gesprochen. Darnach ergriff er Hut und Stock und schritt in's Freie.

Karl vermochte jedoch durch die väterlichen Erörterungen nicht umgestimmt zu werden. Der siebzehnjährige Sünzling hatte in jüngster Zeit einzig nur die phantastischen Regungen seines Gemüthes gefördert und dem prüfenden Verstande keinen Antheil an seinem Gebahren verstattet. Schlechte Gesellschaft und verderbliche Bücher hielten ihn mit Rebelldust umspinnen und verwehrten ihm jeden klaren Blick in das wirkliche Leben.

Ihm gält, wie der alte Herr mit Bitterkeit bemerkt hatte, der Schein als Sein und Raufsgold als gediegenes Metall.

Er wußte dem Vater keinen Dank für das Bemühen, die Binde vom verblödeten Auge zu reißen, sondern er grollte dem nüchternen Richter, der ihm mit unbarmherziger Hand die Gebilde des Wahnwizes zusammenschlug.

Meister Ehrmann selbst konnte sich keinen Vorwurf machen. Während er den älteren Sohn zum Genossen im Spenglergeschäfte, durch welches er zu nicht unbedeutendem Reichthum gelangt war, herangebildet hatte, gab er den jüngeren in die Obhut einer rühmlichst bekannten Lehranstalt, auf der er zum Manne der Wissenschaft heranreife.

In diese Anstalt mochte aber Karl durchaus nicht wieder treten. Das strenge Hausregiment erschien dem haltlosen Schwärmer als eine Folterkammer und erfüllte ihn mit Grauen.

Mit jenen, die aus dem Convicle verstoßen wurden oder sich selbst ausschieden, trat der junge Mann in lebhaftesten brieflichen Verkehr und

die Ferienzeit im elterlichen Hause diente zur Ermöglichung des intimsten persönlichen Umganges.

„Was halten Hochwürden von meinem Sohne?“ frag Meister Ehrmann den Pfarrherrn.

„Sie thun ganz Recht, die Schranken, welche den jungen Menschen vom Verderben abcheiden sollen, so hoch und fest als möglich aufzubauen, Dennoch verspreche ich mir keinen Erfolg davon. Das Uebel hat bereits zu tief um sich gefressen, es erstarrt sogar an jedem Widerstande. Es ereignet sich leider allzu oft, daß die Lehren und Erfahrungen der Alvordern an den Ohren der Enkel wirkungslos verhallen. Die junge Brut muß durch eigene herbe Buße zur Einsicht gelangen, muß die Wahrheit, die sie so billig haben konnte, mit enormen Leiden zahlen! Geb's Gott, daß Karls Buße nicht allzu hart ausfalle!“

Der Pfarrer schwieg. Ehrmann auch. Die herbliche Sonne brach aus den Nebeln vor und warf ihre vollen Strahlen auf einen unfernen Kirchturm, dessen Blechdach gleich einer Flammezarbe emporzulebern schien.

„Das war mein letztes Werk“, hub der Meister wieder zu sprechen an, „die Leonhardicapelle im Wassergrunde drüben hat schon mein Kourad ganz allein gedeckt.“

„Mit dem Zungen könnt Ihr wohl auch eine rechte Freude haben, äußerst tüchtig in seinem Handwerk, dabei ein verständiger, gründlich denkender Mensch, die Ehrbarkeit selbst —“

„Daß doch der Karl —“

„Thut wie bisher, was Euch geboten scheint, und überlaßt das Weitere der Zeit.“

Frau Ehrmann suchte fortan zwischen Vater und Sohn zu vermitteln. Das gelang jedoch in der Regel schlecht. Der alte Herr kam, wenn auch verspätet, doch immerdar auf die Spur von Karls Schleichpfaden und dieser wurde durch den mütterlichen Vorschub in seinem argen Sinne nur bekräftigt.

Da geschah's, daß des stillen Marktes eine seltsame Aufregung sich bemeisterte.

Ein Mann im buntfarbigem Wammje, das Haupt mit einer Schellenkappe bedeckt, ging trommelnd Gassen auf und nieder und machte zu Zeiten, wenn eine größere Menschenmasse sich angesammelt hatte, Halt. Auf hohen Hesse sah eine ältliche Dame, deren schwarzes Reitkleid im Sande nachschleifte. Die hub, sobald der Tambour seine Wirbel eingestellt hatte, mit lauter Stimme zu verkünden an, daß der berühmte

Athlet, Thierbändiger und Zauberer Jean Jacques Rochette mit seiner Künstlergesellschaft und Menagerie geraden Weges aus Paris eingetroffen und einige seiner alle Schilderung übersteigenden Kunststücke gegen geringes Entrée in der eigens zu diesem Zwecke errichteten Schaubude aufzuführen gesonnen sei.

Kaum waren die Worte verklungen, so schlug der Tambour wieder in seine Trommel und die Donna ließ ihren Rappen einige Evolutionen vollführen.

„Mag von solchen halöbrecherischen Künsten, die einzig nur auf die Schauzier speculiren, nichts wissen“, bemerkte Ehrmann. „Wenn ich hoch auf schwindelnder Leiter meinem Geschäfte nachgeh', beruhige ich mich mit dem Gedanken, was Ruhbares und Dauerhaftes zu leisten? Was fördern jedoch diese verwegenen Springer zu Tage? — Und kann das Schauspiel selbst schön genannt werden? Nein! — Denn was grausig ist, ist nicht schön! Bin keineswegs so blasirt, um durch derlei pikante Reizmittel das verfaulte Nervensystem aufrütteln zu müssen. Werf' keinen Heller hin, um so ein Stück vertheuften Todesklampses durchzumachen.“

„Nachmittags fahr' ich mit Konrad nach Gründorf, es wird ein hübsches Geschäft sich abschließen lassen. Karl hat geäußert, den Schulmeister besuchen zu wollen. Dagegen hab' ich nichts einzuwenden. Dort treffen nur achtbare Leute zusammen.“

Der Wagen rollte von dannen, welchen der Meister mit seinem Lieblingssohne bestiegen hatte. Karl fühlte sich jedoch nicht versucht, bei dem gestrengen Herrn Magister einzusprechen. Er wanderte einsam in düsteres Hinbrüten versunken den Mühlbach entlang und gelangte zur Stelle, auf welcher die Zauberbude erbaut worden war. Seltsame Gestalten huschten ein und aus. Hammerschläge dröhnten, Zinken klirten; dazwischen Papazciengelträchze, Löwengebrülle.

„Es ist ein eigenes Leben, aber es ist ein Leben“, flüsterte Karl in sich hinein. „Die verbüßeln sich nicht über die Prachtstellen eines Cäsar; die zerbrechen sich nicht über einen Satz, den ein Abschreiber dem Tacitus unterschoben haben soll, das kranke Gehirn! Die greifen frisch hinein ins warme Dasein! Grün ist ja des Lebens Baum und grau die Theorie!“

Er löste eine Karte und stieg die wankelmüthigen Treppen empor. Da hinlänglich Raum vorhanden war, lehnte er sich an einen mit Goldpapier decorirten Pfosten und harpte der kommenden Erscheinungen.

Affen und Hunde producirten sich, Monsieur Bajazzo gab seine uralten Schwänke zum Besten und der Löwe brüllte mit allem Aufwand

seiner königlichen Würde. Da erschien die Primadonna der Gesellschaft, die jugendliche, und wie auf dem Zettel zu lesen war, erste Akrobatin vom kaiserlichen Circus in Paris, Demoiselle Giulia Dolabella.

Das Mädchen war allerliebste, wie es mit dem Silberstabe winkte und den vierfüßigen Herrn der Wüste zum Gehorsam zwang, wie es reitend auf dem furchtbaren Thiere schelmische Blicke verjandte, während die langen schwarzen Locken im Winde flatterten.

„Bravo“ scholl es von allen Seiten. Karl applaudirte mit.

Dieser Production schloß sich ein Magier an. Darnach trat abermals Dolabella auf und zwar als Künstlerin auf dem Seile. Wie der schöne Leib sich in tausend Wendungen und Bindungen zur Geltung brachte! Die Sicherheit und Grazie mitten in der Gefahr. Karl war außer sich vor Entzücken; wie ein Trunkener starrte er vor sich hin, lange nachdem die Künstlerin unter den die Urstätte des Gauklertums bergenden Leintüchern verschwunden war.

Nachdem noch ein Papagei geplaudert, Bajazzo seine höchsten Sprünge gemacht hatte, erschien die Zauberin, schließlich als Blumenmädchen und warf nach allen Seiten Rosen aus. Karl wußte nicht, ob er wache oder träume, als er plötzlich ein Bouquet in seinen Händen hielt. Krampfhaft preßte er das Kleinod an seine Brust und verließ tiefathmend den Tempel der „Musen“.

Rasch zu scheiden war ihm jedoch unmöglich. In weiteren und engeren Kreisen umschlich er den geheimnißvollen Bretterbau. Da öffnete sich die Pforte des Circus. Dolabella trat hervor im reizenden, jedoch grotesken Negligé.

Karl prallte zurück.

„Sie zittern? Habe ich Sie erschreckt?“

Der Betroffene hatte tausend Versicherungen des Entzückens und der Bewunderung auf seinen Lippen, gewann jedoch nicht die Kraft zu einem einzigen Worte.

Als aber das Mädchen im Tone des innigsten Wohlwollens die Ansprache wiederholte, löste sich der Bann, der ihn umschlungen gehalten, und er gestand, wie er von ihrer Erscheinung, von ihrer Kunst betäubt worden sei, wie er sich überselig fühle, ihr in das dunkle glühende Auge blicken zu dürfen.

„Wollen Sie Abends mein Gast sein? Unser Principal ist ein ganz traitabler Patron. Kommen Sie, kommen Sie, es soll mich freuen, wenn Sie sich amüsiren!“

Karl besaß weder den Willen noch die Macht, die Gewährung zu verjagen.

Das war eine wunderfame Gesellschaft, in deren Kreis er trat. Die der Schminke entledigten Gesichter sahen zum Theile häßlich, zum Theile fürchterlich aus. Nur Dolabella war schön, schön wie ein Engel aus himmlischen Höhn.

Der Principal schlug eine höllische Lache auf, als der Jüngling mit linksichen Verbengnungen seine Präsentation vollführte, sammelte sich jedoch bald wieder in der Rolle des Vorstandes.

„Hast einen netten Jang gemacht, Giulia! Hübscher Burche das; schade, daß er bereits in den Jahren, wo sich die Glieder nicht mehr so leicht biegen, beugen und verrenken lassen. Uebrigens — Giulia's Freund unser Freund: Stoß an Brüderchen!“

Diese sonderbare Begrüßungsweise wirkte im ersten Momente fast unheimlich auf Karl; bald aber glitt die Conversation gleich einem von hohen Bogen getragenen Schiffelein lustig fort.

„Du lässest der Primadonna doch allzu viel hingehen“, lallte der Mazier, den Principal bei Seite ziehend.

„Junges Blut muß anstecken; übrigens ist sie die einzige Stütze unseres Hauses, dürfen uns gratuliren, so lange es ihr nicht auszureißen gelühtet. Du alter Lampenritter mit Deiner mühselig zusammengeleimten Gestalt hast wahrlich —“

„Was gibt's“, rief der Bajazzo, „werden Complotte geschmiedet?“

„Wein, mehr Wein“, heischte der Menagerieleiter.

In später Nacht erst löste die Tafelrunde sich auf. Karl hatte wenig getrunken und dennoch war er berauscht, berauscht von den Worten, Blicken und Händedrücken der verführerischen Gauklerin.

„Vergiß mein nicht, besuche mich bald wieder, mein Boudoir steht Dir zu allen Stunden offen, ihrem Karl gegenüber hat Giulia keine Geheimnisse.“

Sie drückte einen Kuß auf Karls Lippen und dieser Kuß brannte noch lange, lange in der tiefsten Seele fort.

Erst als der Jüngling vor der verschlossenen Pforte des väterlichen Hauses stand, ward er sich des Durchlebten mit einiger Klarheit bewußt. Er zog nicht ohne Grauen die Klingel.

„Hat der Vater nach mir gefragt?“ lauteten die an den Stallkuriichen gerichteten Worte.

„Er war bitterböse, junger Herr, 's wird morgen ein Donnerwetter geben.“

„Gute Nacht!“

Einige Zeit zog es wie Bangen und Reue durch Karls Gemüth. Bald aber entwichen die quälenden Empfindungen, rosiges Dämmerlicht verklärte das Gemach, Giulia's Engelsantlig lächelte sanft wie Mondenlicht und ihre zarten Finger strichen ihm die feuchten Locken aus der Stirne.

Das Donnerwetter blieb jedoch nicht aus.

Hätte Karl sich offen erklärt, der Sturm würde vielleicht rascher vorüber gezogen sein. So aber schwieg er wie ein Grab und dieses Schweigen machte allen Vorrath an Groll in der Brust des alten Herrn aufkochen.

Der Sohn meinte durch Preisgebung seines poetischen Geheimnisses eine Profanation zu begehen.

„Du sollst nun die volle Wucht meines Zornes empfinden“, rief der Meister, „wie es einem Einbrecher gebührt, will ich Dich unter Schloß und Riegel verwahren und an den Convictsdirector will ich mich wenden, auf daß er Dich wie einen Züchtling behandle. Eher will ich Dir mit eigener Hand das Grab bereiten, als in den Pfügen des Lasters Dich verderben und als Scheusal untergehen sehen.“

Karl bequeme sich nicht zur Einkehr in sich selbst. Er betrachtete sich als Opfer der Despotie, als einen von der rohen Welt unverständenen Apostel der Poesie, als einen Märtyrer des Erhabenen und Schönen.

„Ihr wollt mich, Vater, den Dämonen der Verzweiflung überliefern!“

„Will schon sorgen, daß der Wurm nicht sticht“, bedeutete Herrmann sich entfernend.

Der Unselige aber fuhr fort, tiefer und tiefer in sein phantastisches Traumwalten sich einzuspinnen.

Am Morgen des zweiten Tages flog ein Rosabiletchen durch das geöffnete Fenster in die Stube.

„Barum kommst Du nicht,

Ich erwarte Dich mit Zuversicht.

Giulia.“

war zu lesen, nicht mehr, und doch welsch' einen Zauber übten die wenigen Worte.

„Ich will die Wände dieses Kerkers sprengen, meinen Vater kann ich achten, mit dem Fenster bin ich quitt.“

Abends, als die Mutter Nachschau hielt, war der Käfig leer und der Vogel ausgeflogen.

Allgemeine Bestürzung herrschte im Hause. So bitterböse der alte Meister war, es zog dennoch ein fröstelndes Bangen durch seine Seele. Karl aber ruhte in Giulia's Armen.

„Will mit dem Principal nicht besprechen. Heute haben wir unseren alten Magier begraben, wir brauchen ohnehin Ersatz, Du mußt bei uns bleiben, darfst Deine Giulia nicht verlassen.“

„Aber hier, kaum tausend Schritte vom väterlichen Hause entfernt.“

„Sei unbesorgt, eh' der Morgen graut, ziehen wir von dannen, wir verfügen über eine ansehnliche Garderobe.“

„Schade nur, bedeutete der Principal, nachdem Dolabella ihr Anliegen vorgebracht hatte, „daß der Candidat so ganz und gar unkünstlerisch emporgewachsen.“

„Nichts weiter“, fiel Giulia ein, „Karl muß in die Gesellschaft aufgenommen werden, wenn Giulia —“

„Nur nicht aufgebrannt, Perlenkind, will ihn zu verwenden trachten, der Bajazzo muß theilweise die Rolle des Magiers übernehmen. Karl muß ein wenig den Bajazzo spielen, mit der Zeit vielleicht, oft schlummern große Fähigkeiten, die nur des Tags der Auferweckung harren.“

„Abgeschlossen.“

„Streu'and d'rauf — und da hab' ich noch den Reisespaß und anderweitige Pap'ere des durchgekrankten Seiltänzers Volbrino, passen ganz vortreflich auf Deinen jungen Ritter.“

„Aber Karl darfst Du Dich nicht mehr nennen.“

„Natürlich das ist ein ganz abscheulicher Name, bar alles Zaubers.“

„Auch Volbrino geht nicht an, denn der Mensch hat eine verhaßte Erinnerung hinterlassen.“

„Was denkst Du also Giulia?“

„Romeo, nicht wahr?“

„Bravo“, rief der Principal, „Romeo nud Julie!“

„Muß das sein“? frug Karl.

„Du trittst in eine neue Welt“, lächelte Giulia, auch meine Wiege ist nicht in Florenz gestanden und Paris haben meine Augen nie gesehen, was sich als Kunst behaupten will, muß einen fremden Namen tragen.“

„Freilich“, secundirte der Principal, Giulia Dolabella würde als Anna Krizwaneczi, denn so lautet der Lauffchein —“

„Es bleibt dabei“, unterbrach die Primadonna, „Du bist Romeo und ich bin Deine Julie.“

Meister Ehrmann säumte nicht, nach dem Verschwundenen zu forschen. Ein Bauer wollte am frühen Morgen einen jungen Mann am Strome hinwandeln, und plötzlich in einer Schlucht versinken gesehen haben, aber keine Leiche kam zum Vorschein.

Der neue Romeo schlug in fremden Landen, so gut es anging, die Trommel, und vollführte nebenher einige primitive Purzelbäume. Nicht leicht würde Einer in der scheckigen Tracht unterm Klingelhute, mit der brennend rothen Schminke auf den Wangen, den Sohn des reichen Spenglers wieder erkannt haben.

Noch lastete ein schöner aber schwerer Traum über dem Leben des Verirrten. Noch flammten zwei dunkle Augen mit ihren versenkenden Strahlen ihm in das zuckende Herz. Giulia war einzig Sonne und Liebe, war die menschgewordene Seligkeit. Der trunksene Jüngling merkte kaum was um ihn vorging, er gewahrte nicht den schwarzen klaffenden Abgrund, an dessen schmalem Rande es den Bajazzo zu spielen galt. Es fiel ihm nicht auf, daß der Principal ihn als eine Last betrachtete, die nur der launenhaften aber unentbehrlichen Primadonna willen getragen werden mußte. Er war geltungslos im Kreise der Collegen, weil er eben als Künstler keinen bedeutamen Fortschritt machte, sondern immer nur ein armseliger Rothnagel blieb. Giulia umarmte ihn, Giulia küßte ihn! Was konnte er weiter wünschen, hoffen und verlangen!

Der Truppe selbst ging's im Allgemeinen elend genug. Nur Giulia erhielt — obschon auch nicht ganz regelmäßig — ihre Gage ausbezahlt, da ihr, die wirklich eine Virtuosa in ihren Gaukeleien war, von allen Seiten Engagements-Anträge gemacht wurden, und mit ihrem Abgange das wandernde Institut ins totale „Nichts“ verfallen wäre. Die übrigen Mitglieder mußten sich mit spärlichen Theilzahlungen begnügen und besseren Zeiläufen vertrauensvoll entgegenblicken.

Diese neue Morgenröthe wollte jedoch nicht anbrechen. Im Gegentheile schlug eine Speculation nach der anderen fehl. Orte, welche sich vordem als ein Eldorado der Künstler erwiesen hatten, waren durch Mißwachs und Geschäftsstockung derart herabgekommen, daß kaum so viele Kupferpfennige als seinerzeit Silbergulden in die Directionscasse flossen. Das arme Ding laborirte an einer derart entsetzlichen Leere, daß, um der dringendsten Nothdurft gerecht zu werden, einige Affen und Papageien zu verhältnißmäßig schlechten Preisen losgeschlagen werden mußten. Ein Theil der Garderobe ging in Folge einer Unvorsichtigkeit in Flammen auf, und um das Maß des Unheils voll zu machen, crepirte der Löwe. Zwar wurde zur Ansbilfe ein Pudel verwendet, und in die Haut des

Heimgegangenen gesteckt, aber mit solchen Surrogaten ließ sich, ohne Gefahr, den alten Ruhm einzubüßen, und den Lebensnerv auf ewig zu zerreißen, nur in ganz kleinen Bauerndörfern, die ohnehin blutwenig zählten, operiren.

Darob erkrankte endlich auch der alte Bajazzo.

Der Principal, dessen Herz eben nicht übermäßig weich war, traten helle Thränen in die Augen.

„Hier frommt kein Jammer, sondern werthtätige Hilfeleistung“, rief Giulia, „der Roberto hat immer seine Schuldigkeit gethan, jetzt gilt es unsere Pflichten zu erfüllen, hier ist ein Armring, verkauft, verpfändet ihn! Abends gebe ich eine außerordentliche Vorstellung — auf Regen ist noch immer Sonnenschein gefolgt!“

„Perlenkind“, jubelte der Principal. „Ja, wenn ich Dich nicht hätte!“

Giulia konnte aber auch in vielfacher Beziehung eine Perle genannt werden. Sie verließ den Principal nicht, und wies glänzende Anerbieten mit Entschiedenheit zurück.

Der Glückstern der Gesellschaft ging jedoch nicht wieder auf. Jean Jacques Rochette war eine verlorene Firma. Man wanderte weiter und weiter, ohne ein gelobtes Land zu finden.

Endlich ward in einer kleinen Landstadt Halt gemacht.

Der Bajazzo starb und wurde begraben.

„Nun gilt es Romeo, alle Kräfte aufzubieten, zeig', daß du kein todter Zweig am Baume bist, trommele, daß die Stocktauben sich aufrassen, und die Rahmen heraußen!“

Also rief der Principal.

„Romeo“, flüsterte Giulia, „laß den Principal nichts merken — aber wir ist heute seltsam zu Muthe — wenn ich hoch oben auf dem Seile mich in meinem Silbergewande wiegen werde —“

„Du schaust in der That blaß, liebe Giulia —“ stotterte der Jüngling.

„Es war, als ob ein schwarzer Rabe mich mit seinen Fittigen berührt hätte, nun wird es wieder licht um mich. Die Zeit drängt, will mich selbst übertreffen, und wenn deine Julie — schlag in die Trommel lustig d'rein, auf daß der Principal sich freue, er ist ein armer Teufel —“

Die Production war leidlich besucht.

Giulia Dolabella glitt über das Seil wie eine leuchtende Eilse dahin. „Bravo“ rief die entzückte Menge. Romeo schlug Purzelbäume mit einer Bravour, die ihn selber staunen machte.

Da war's, als ob ein Pfiff durch die Lüfte gellte — ein Blitz — ein dumpfer Fall — das Seil hing zerrissen in der Luft. — Dolabella

lag regungslos auf dem harten Boden. — Sie hatte das Genick gebrochen. Das zauberhafte Lächeln jedoch, das der Lebenden eigen gewesen, schwebte noch auf den Lippen der Todten.

Romeo warf die Trommel von sich, daß sie klirrend weithin rollte, und brach vor der Leiche zusammen.

„Giulia! Giulia! und du hörst mich nimmer! mach' nur noch einmal deine Augen auf!“

„Sie ist todt!“ rief Jean Jacques Rochette.

„Todt“, bestätigte der Arzt. Man trug sie wie eine Prinzessin zu Grabe. Eine Blume wurde in ein Blumenbeet gesenkt.

„Romeo!“ rief der Prinzipal, „wir müssen scheiden — die letzte Säule unseres Institutes ist gebrochen. — Gute Nacht!“

Der arme Junge starrte regungslos vor sich hin. Als er wieder erwachte, fand er sich in einem Hospitale von barmherzigen Schwestern betreut. Allmählig erst begannen die Erinnerungen aufzudämmern. Eine Welt voll zauberhafter Träume war zusammengebrochen, eine Wüste lag vor ihm. „Giulia!“ rief er, und Ströme von Thränen flossen von den bleichen Wangen nieder. „Ich habe geträumt! schön! furchtbar!“

Die frommen Wärterinnen suchten ihn zu besänftigen, und den unstill schweifenden Gedanken eine bestimmte Richtung zu geben.

Die Genesung des Leibes schritt vorwärts, und auch der Geist wurde ruhiger.

„Wie mir Alles jetzt anders erscheint! Welch' eine erbärmliche Rolle hab' ich gespielt! Verblendung war's! aber ach, wie furchtbar bin ich aus dieser Verblendung aufgerüttelt worden! Giulia war ein Engel mitten in einer Hölle!“ — —

Er hatte doch Recht, der alte strenge Vater — ich will ihm zu Füßen fallen — meine Thränen sollen ihn überzeugen —“

„Die Spitalsdirection“, bedeutete Schwester Anna, „hat bereits auf Grund der von Ihnen angegebenen Daten die erforderlichen Schritte eingeleitet —“

„Einen Fremden solche Theilnahme. —“

„Man ist nicht immer so unerkant, als man sich merkannt wähnt. Der Director dieses Spitals ist Ihres Vaters jüngster Bruder, und nennt sich Hauns Ehrmann. Es war uns bis nun streng untersagt, Euch hierüber aufzuklären, da jede Gemüthsbewegung hintangehalten werden mußte. Nun, wo diese Rücksicht nicht mehr obwaltet, sind wir sogar berufen, die Geheimnisse zu lüften. —“

„Und mein Vater!?“

„Er ist nicht mehr — aber Mutter und Bruder sehnen sich, Euch mit offenen Armen zu empfangen!?”

„Vater todt — ich sein Mörder!“

„Ueber den Sternen lebt ein milder Richter!“

Andern Tages kam Doctor Hanns Ehrmann seinen Nefsen besuchen.

„Aus der körperlichen Misère haben wir dich glücklich herausgerissen, lieber Nefse; das Gelingen der geistigen nun muß dir selber überlassen bleiben. Hast frühzeitig eine arge Schule durchgemacht, hoffen wir es zum Frommen; als ich Dich vor 12 Jahren zuletzt auf meinen Knien geschaufelt habe, hätte ich nicht Dich in solchen Verhältnissen wieder zu finden gedacht! Nicht wahr, so unrecht hatte dein strenger Vater denn doch nicht — Fantasie weist nicht den Weg zum Berufe, und Leidenschaft ist nicht Kraft. — Nimm hier die Papiere zurück, welche ich bei Deiner Hiebertkunft in meine Verwahrung genommen — es findet sich unter denselben viel albernes Zeug — aber einen Brief Deines Vaters, den er Dir in's Convict geschrieben, leg ich Dir ans Herz — den lies zuweilen, er wird jetzt eine ganz andere Wirkung üben, als damals!“

Karl verhüllte mit beiden Händen sein Antlitz.

„Weine nur lieber Karl, schäme Dich der Thränen nicht — Dein Vater hat es verdient, von Dir betrauert zu werden! Und nun leb' wohl, ich muß meinen übrigen Pflichten nachkommen. Morgen seh' ich Dich wieder, und künftige Woche wirst Du sonder Zweifel stark und kräftig genug sein zur Reise.“

Und der Tag der Reise erschien. Wieder galt es einen schweren Abschied.

„Ich will ein neues Leben beginnen!“ lautete des jungen Mannes Bethuerung. Und er hielt Wort.

Wir wollen die Scenen des Wiedersehens im elterlichen Hause nicht schildern. Er suchte jetzt all' die Stätten auf, wo er dem alten Herrn zum letzten Male begegnet war, und sie erschienen ihm heilig und bedeutungsvoll.

Welch' eine kleine Spanne Zeit lag zwischen Flucht und Wiederkehr, und wie vieler und großer Ereignisse Sarg war diese kleine Spanne.

Er wandte sich sofort mit allem Eifer den verlassenen Studien wieder zu, und erker sich gleich dem Dunkel den Beruf eines Arztes.

Diesen Beruf füllte er aber auch mit voller Hingebung und strengster Gewissenhaftigkeit aus.

Die anfängliche Schwermuth wich einem stillen, milden Ernste Wenn ihm jedoch eine Cur überraschend glücklich gelungen, die Mutter ihren Kindern, der Sohn dem Vater wieder gegeben worden war, dann konnte man ihn sogar recht freundlich lächeln sehen.

Freilich, wenn eine äußere Erscheinung ihn an seine Sturm- und Drangperiode mahnte, wenn der Name „Julie“ an seine Ohren schlug, wenn eine Gauflertruppe mit Trommel- und Pfeifenklang vorüberzog, dann war's mit der Heiterkeit des Gemüthes auf viele, viele Stunden aus. Aber er verlor kein Wort über jene versunkenen Zeiten und wich auch jeder fremden Erörterung aus.

Zur Ehe mochte er sich nicht entschließen. Einsam und ernst ging er fortan seine Bahnen.

Märchen aus Kärnten.

Mitgetheilt von Fr. Franzlact.

Prinz Schmetterling.

In einer einsamen Gegend lebte ein armer Bauer mit seiner Tochter. Sie hatten ein kleines Feld mit Gemüse, und das Fleisch dazu lieferte der nahe Wald. Einstmals sagte der Bauer zu seiner Tochter, die am Sagen eine besondere Freude hatte, „geh' nimm die Flinte, vielleicht bekommst Du ein Wildpret“. Und die Tochter hing sich die Flinte um, und wanderte in den Wald hinaus; bald kam sie einem Reh' auf die Fährte, und erlegte es glücklich. Müde vom Herumgehen, ließ sie sich unter einer gewaltigen Eiche nieder, und als sie ihren Kopf auf den Eichenstamm zurücklehnte, hatte sie ein sonderbares Gefühl, sie sah sich um — siehe da eine goldene Thüre, und im Schloß steckte ein goldener Schlüssel — was soll das, dachte sie, sprang auf, ließ das Reh liegen — drehte den Schlüssel vorsichtig um, und plötzlich sprang die Thüre auf. Sie ging in die Eiche hinein. Da war eine wunderschöne Treppe von hellem Metall, auf jeder Stufe stand ein silberner Leuchter, und so war es taghell bis in die Tiefe hinab — sie faßte Muth und ging über die Treppe hinab — da kam sie in ein prachtvolles Zimmer, wie da Alles glänzte und schimmerte. Die Einrichtung war von Gold und Krystall. In einer Ecke stand ein silbernes Bett mit einem rothseidenen Vorhang, sie schlug den Vorhang zurück — da lag ein wunderschöner Jüngling im tiefen Schlaf, sie wollte ihn wecken, doch alle Mühe war vergeblich, da schlug sie den Vorhang wieder zusammen — und setzte sich in einem der herrlichen Lehnstühle nieder, und betrachtete eine Weile die Pracht, die sie umgab.

Da kam eine Otter daher, und schlich sich gerade unter ihre Füße, schon wollte sie das garstige Thier zertreten — doch hob sie die Füße

auf, und ließ die Otter in Ruhe; diese hob ihren Kopf in die Höhe und sagte: Hab' Dank, daß du mich nicht zertreten hast. — Könntest mir leicht einen Gefallen erweisen. Und das Mädchen fragte, was sie begehre, und die Otter sagte: ich bin vom Eichbaum herabgefallen, sei so gut, hilf mir hinauf." Mit großem Widerstreben und Grausen faßte es nun die Otter, die sich um seine Hand ringelte, trug sie über die Treppe hinauf; kaum hatte es die Schwelle überschritten, schlug das Thor von selber zu, und war mit Schloß und Schlüssel verschwunden. Das Mädchen hob die Otter auf den nächsten Ast hinauf, nam die Klinte und das Neth, und eilte nach Hause.

Als die Bauerstochter Tags darauf im Hofe Holz spaltete, da sah sie von weiten eine Kugel daherrollen — immer näher und näher — bis zu ihren Füßen — da machte die Kugel einen fürchterlichen „Kracher“ und ein kleines Weibchen stand vor ihr. Es war eine Fee. Das Mädchen erschrak und fragte, was sie wolle. „Ich bin die Otter, die unter deinen Füßen war, die Du verschontest, und der Du auf den Baum hinaufgeholfen hast. Durch Deinen Muth hast Du mich und meinen Sohn, den Prinzen Schmetterling, erlöst, und wenn du einwilligst, sollst Du seine Gemahlin werden.“ Das Mädchen fragte den Vater, und als dieser nichts dagegen hatte, willigte es schüchtern ein. „In drei Tagen holen wir Dich und Deinen Vater zur Hochzeit ab“, sagte das Weib, und hüpfte voll Freude davon.

Richtig, nach drei Tagen, in der Abenddämmerung, als der Bauer mit seiner Tochter vor dem Häuschen saß, sahen sie einen ganzen „Schwarm“ daherkommen, das summte und schwirte, und kam immer näher und näher. — Vier weiße Schmetterlinge zogen einen rothseidenen Wagen, darin saßen die Fee und Prinz Schmetterling, neben dem Wagen flogen Schmetterlinge von allen möglichen Farben, und hintendrein zwei große blutrothe Schmetterlinge, die trugen einen schönen Kranz, und setzten ihn, als sie zum Häuschen kamen, der Tochter auf's Haupt; die stieg nun mit ihrem Vater in den Wagen, und fort ging's hinaus in den Wald.

Wie der Zug zur Eiche kam, sprang die goldene Thüre von selber auf — und mit Summen und „Surren“ gieng über die metallene Treppe hinab. Im Saale unten war schon Alles zur Hochzeit bereitet. Die Festtafel dauerte bis tief in die Nacht hinein.

Als sie am Morgen erwachten, stand statt der alten Eiche ein herrlicher Palast da, und die Sonne leuchtete in die Gemächer. Alle Schmetterlinge haben sich in schmucke Kammerzofen verwandelt, und die den

Wagen gezogen, standen als vier prächtige Schimmel im Stalle. So lebte Prinz Schmetterling mit seiner Gemahlin und ihrem alten Vater vergnügt noch viele Jahre in dem Palaste.

Alhambra-Märchen.

Träum'rißch über die Alhambra
Streu't der Mond den weißen Schimmer.
Rosenhauch und Duft von Ambra
Wehen lieblich durch die Zimmer.

Nicht mehr sind es öde Binnnen,
Die vergang'ne Pracht erzählen;
Nein, es lebt, es regt sich drinnen
In den hohen, stolzen Sälen,

In den Höfen, auf den Gängen,
Auf den breiten Marmorsufen;
Welch' Gewirre, welches Drängen,
Welcher Lärm und welches Rufen!

Zu den herrlichen Gemächern
Wohnt der reichste der Sultane;
Sclaven stehn mit Pfauenfächern
Neben seiner Ottomane.

Rings umher im weiten Kreise
Seines Reiches Greifen sitzen;
Stolze Krieger, ernste Greise —
Tippen tönen — Augen blitzen, —

Denn man redet von den Christen,
Von den stolzen Ritterheeren,
Wie man sich am Besten rüsten
Und des Feindes möge wehren. —

In den Gärten ist es stiller.
Blumen schaukeln, thanbeladen,
Nachtigallen schlagen Triller,
Und es plätßchern die Cascaden.

Dorten wandelt auf und nieder
Boabdils, des Königs Schwester;
Reizend schön, als wäre wieder
Aus dem Grab erstanden Esther.

Lüftern neigen sich die Bäume,
 Wächten gerne sie umfangen;
 Blumen hauchen Liebeträume,
 Wenn sie schwebend kommt gegangen.

Und die Nachtigallen lauschen;
 Und die schimmernden Cascaden
 Wächten gerne sie umrauschen,
 Sie, die schönste der Najaden.

Doch sie geht, die Traumerfunk'ne,
 Still vorüber mit der Hofe,
 Und ihr Herz, das Liebetrunke,
 Höret nicht den Lärm im Hofe.

Wo sich durch das Eisengitter
 Blühende Lianen ranken,
 Harrt ein Christ, ein schöner Ritter —
 Dahin eilt sie ohne Schwanken,

Ruht in seinen starken Armen,
 Küßt ihn mit den Rosenlippen,
 Hört sein Herz, das liebewarme,
 Pochen an die Eisenrippen.

Und die Pinien, und die Rosen,
 Und die grünen Lorbeerhecken,
 Müßen all' das süße Rosen
 Vor dem Mondenschein verstecken.

Und die Hofe stehet Wache,
 Daß nicht lauschen fremde Ohren —
 Während in dem Schlosse Rache
 Allen Christen wird geschworen! —

Träum'risch blinkt der Mond, der volle,
 Mit dem weißen Strahlenlichte,
 Wie verwundert auf die tolle,
 Märchenhafte Spulgeschichte.

Wenn die Morgenlüfte wehen,
 Da verschwinden die Gestalten;
 Der Alhambra Trümmer stehen
 Wieder da, die grauen, alten.

Ludwig Spieß



Deutsche Studien.

III. Die Tellsage.

Wenige Heldengestalten des deutschen Volkes sind zu einem solchen Weltruhme, zu einer solchen Popularität im Vaterlande gelangt, wie Wilhelm Tell. — Schillers herrliche Dichtung hat den kühnen Bogenschützen von Uri den Weg zu allen Völkern gebahnt. Er schreitet über die Bühnen Frankreichs und Italiens, England kennt ihn, und der Amerikaner citirt seine Worte. — Der deutschen Jugend aber begegnet er, sobald sie den ersten Schritt in das Reich literarischer Bildung gethan, und sie erquickt sich Herz und Sinn an dem hehren Schauspiel. — Volksbücher und Jugendschriften haben Wilhelm Tell auch noch in weiteren Kreisen eingebürgert. — Alle Künste haben sich zu seinem Preise vereinigt, Plastik und Malerei, wie die Ton- und Dichtkunst haben den Mann und seine That verherrlicht. Nicht Weltbeherrschern ist solcher Ruhm immer zu Theil geworden. — Und wie ehrt die Schweiz heute sein Andenken! — Wie einem Halbgotte hat man ihm Tempel gebaut, drei Capellen tragen seinen Namen, und sind sie auch nicht ihm, so sind sie doch seiner Erinnerung geweiht. Zu Würzlen im Schächensthal bezeichnet eine die Stätte seiner Geburt, am Vierwaldstätter-See erhebt sich eine andere zum Danke für seinen Rettungssprung, und an der hohen Gasse bei Rüschnacht erinnert eine dritte an seine das Vaterland rettende That. An der Stelle bei Altdorf, wo der Vater mit zitterndem Herzen und ruhiger Hand den berühmten Apfelschuß gethan, erhebt sich Tell's kolossales Standbild, des Helden Leiden und Siege verkündend. — So lebt der „erste Eidgenosse“ gleichsam noch vor den Augen der Gegenwart fort, seine Gestalt hat feste Umrisse und seine Thaten gewinnen Wirklichkeit. — Der ganzen Schweiz gilt Tell's Name als Symbol vaterländischer Thatkraft und Freiheitsliebe und seine Geschichte ist mit dem Nationalbewußtsein so innig verwachsen, daß es scheint, es könne das eine nicht ohne die andere bestehen. —

Vielleicht bei keinem zweiten Helden der Deutschen aber steht der Glaube des Volkes den Resultaten der Forschung schroffer gegenüber, als hier. Dieser hält jeden kleinen Umstand der Erzählung von Tell als wirkliche Geschichte fest, jene verweisen die Person selbst in das Reich der Sage oder Mythe. — Die Behauptungen der Gelehrten werden von sinnigen Gemüthern mit einer Art sittlicher Entrüstung zurückgewiesen, man sçhilt sie Producte des „Geistes, der stets verneint“, Hirngespinnste von Leuten, die sophistisch einem den Boden unter den Füßen wegdecree-

tiren. Und gibt man in milderer Stimmung aus Achtung vor der Wissenschaft nach, so bedauert man wenigstens, daß das Alles nicht wahr sein, und Wilhelm Tell nie gelebt haben sollte. Man gibt sich besiegt, aber man ist nicht überzeugt, am wenigsten befriedigt. — Wissenschaft und Leben stehen sich hier unverföhnt gegenüber. Offenbar zum Nachtheile beider, denn die Durchdringung beider ist ja das große Problem aller menschlichen Civilisation. Die Geschichte arbeitet seit Jahrtausenden an der Lösung dieses Problems, und noch sind wir vom Ziele fern genug. — Es ist darum wohl des Nachdenkens werth, die Ansprüche und Berechtigung derselben gegeneinander abzuwägen und zu untersuchen, wie denn diese schroffen Widersprüche entstanden seien; — und wie sie sich versöhnen ließen. Man muß im gegebenen Falle vom Gegensatz zwischen *Geschichte* und *Sage* ausgehen. Erstere kann und darf nur das nachweisbar wirklich Geschehene anerkennen, und es ist eine heilige Aufgabe der Wissenschaft, mit all' ihren Mitteln darüber zu wachen. Sie *Sage* aber ist ein freies Spiel der Phantasie, die von der Urzeit an gerne das wirkliche Leben mit ihren Gebilden schmückt, die Lücken des Wissens geschäftig ergänzt, und um so rühriger ist, je mehr sich das Object des Wissens durch Zeit und Raum der sichern Beobachtung entzieht. Um alles den Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur bietet, oder dessen das Leben gemahnt, jagt F. Grimm, zieht sich ein Duft von *Sage*. — Und seit Menschen handeln und denken, hat ihnen die Phantasie neben die rauhe Wirklichkeit ihres Daseins ein erhöhtes Leben geschaffen, das mit jener zu einem Bilde verschwimmt, sobald sie selbst der greißbaren Gegenwart entrückt, ein Gegenstand der Erinnerung geworden ist, und nur im Bilde festgehalten werden kann. So lange ein Volk seine Geschichte nicht für kommende Geschlechter aufzeichnet, läßt sich dieselbe von der *Sage* nie streng scheiden; das Reich der Leptern wird aber in dem Maße beschränkt, als das wirklich Geschehene in Urkunden und Berichten niedergelegt, und unverfälscht überliefert werden kann. Wenn die *Sage* die Urzeit eines Volkes mit einem Pantheon von Heldengestalten füllt, so fristet sie in der Gegenwart als Anekdote ein kümmerliches Dasein. — Die historische Kritik, die strenge über die Wahrheit wacht, ist ihre bitterste Feindin, aber im Gemüthe des Volkes findet sie um so williger Aufnahme, je einschmeichelnder sie ihm entgegentritt. — Wer richtig erwägt, wird *Geschichte* und *Sage* wohl genau trennen, aber auch beide als berechtigt anerkennen und würdigen müssen. Nur in der Vermengung beider liegt der Irrthum, den die wahre Bildung bekämpfen muß, wo sie ihn findet.

Für den naiven, wissenschaftlich ungebildeten Menschen gibt es nur eine Geschichte, auch was die Phantasie erfindet, wird ihm zur Wirklichkeit, und er glaubt an Berg- und Hausgeister so fest, wie an das, was er erlebt. — Die sogenannte allgemeine Bildung unserer Tage hat diese eigenthümliche Täuschung, die in der menschlichen Natur gelegen, noch nicht ganz behoben. Ein aufgeklärter Städter spottet vielleicht über den Märchenglauben des Landvolkes und hält doch irgend eine beliebige Sage gegen alle Gründe als historische Wahrheit fest. — Der psychologische Proceß ist ganz derselbe. In beiden Fällen beschränkt die Macht der Phantasie den scharf trennenden Verstand, in beiden Fällen ist die geistige Bildung noch nicht zu dem Grade entwickelt, wo der Mensch die Poesie als solche, ihrer innern Schönheit wegen, ohne Beziehung auf die Wirklichkeit, schätzen lernt. — Das aber ist's, was die Wissenschaft lehrt. Indem sie die Sage aus dem Bereiche der Geschichte weist, erfüllt sie ihre höchste Aufgabe, die Feststellung der Wahrheit; sie verwirft aber darum die Sage nicht, sondern behandelt sie selbst wieder als historische Erscheinung, als poetisches Werk des Volksgeistes, und sieht in ihrer Ausbildung einen Beitrag zur Völkerpsychologie. — Auch wird sie ihr einen künstlerischen Werth zuerkennen, und ihr einen Reiz verleihen, der den mangelnden der Wirklichkeit für den wahrhaft Gebildeten vollkommen aufwiegen muß. — Wer das Interesse an einer Erzählung nur deshalb verliert, weil sie als nicht wirklich geschehen nachgewiesen wird, beweist einen Mangel an wissenschaftlicher Bildung; er spricht der Sage den Werth ab, den für ihn doch jeder spannende Roman, jedes ergreifende Schauspiel hat. — Und die Sage ist doch in ihrer Art viel wunderbarer, als irgend ein modernes Werk eines bekannten Literaturfabricanten. Die Sage ist ein Schauspiel, das nicht ein Einzelnr, sondern das Volk in geheimnißvoller Weise geschaffen, ein Roman, der nicht in Leihbibliotheken thront, sondern mit dem Leben der Menschen innig verwächst. — Darum gebe man der Phantasie, was ihr ewiges Recht ist, und suche nicht die ebenso ewige Wahrheit der Geschichte zu trüben. Unter diesem Gesichtspunkte wird auch die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft aufzufassen sein. Nicht Rührung oder Bewunderung, auch nicht Nationalgefühl kann die Glaubwürdigkeit der Erzählungen aus dieser Zeit entscheiden, sondern einfach die strengste Verstandeskritik. Aber die nüchternste Kritik kann den Sagen nichts von ihrem poetischen und culturhistorischen Werthe nehmen, sie kann unser Herzensinteresse an denselben nicht schmälern. — Es soll nun dargethan werden, was nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung als Geschichte gelten kann, und wie die Sage sich an die histo-

riſche Ueberlieferung anſetzte, ja ſogar an die Stelle derſelben trat. Die Reſultate der geweiſenhaften hiſtoriſchen Kritik liegen uns vor in der Schrift von Dr. Alfons Haber in Innsbruck „die Waldſtätte Uri, Schwyz, Unterwalden bis zur feſten Begründung ihrer Eidgenoſſenſchaft“. (Innsbruck 1861.) — Die Bewohner der Thäler um den Vierwaldſtätter-See waren von jeher theils freie, theils Hörige, erſtere nur dem deutſchen Reiche, letztere aber einem Grundherrn unterthan. — In Schwyz bildeten die Freien den Grundſtock der Bevölkerung, in Uri beſtand die Hauptmaſſe aus Hörigen der Frauenabtei zu Zürich, die Mehrzahl der Leute von Unterwalden ſowie viele in Schwyz waren Eigenthum der Grafen von Habsburg. — Wie überall, wurde auch hier die niedere Gerichtsbarkeit durch Beamte der Grundherrſchaft (Vögte) ausgeübt, während die hohe über Leben, Freiheit und Eigenthum dem Landgrafen als Vertreter des deutſchen Kaiſers zuſtand. Das Gebiet der Waldſtätte ſtand unter den Landgrafen von Aargau und Zürichgau, und als nach 1218 beide Grafenämter an das Haus Habsburg übergingen, jo gehet daſſelbe über Uri, Schwyz und Unterwalden im Namen des Reiches. Es lag nun ſehr nahe, daß die Landgrafen ihre Rechte im Intereſſe ihrer Hausmacht zu erweitern trachteten, und daß dagegen die Bevölkerungen an der Reichsunmittelbarkeit, die ihnen ihre Freiheit ſicherte, feſthielten, ja ſich gelegentlich der Grundherrſchaft zu entziehen ſuchten. Am 26. Mai 1231 ſtellte Heinrich VII., welcher ſeinen Vater Kaiſer Friedrich II. in der Regierung von Deutſchland vertrat, der „Genoſſenſchaft“ von Uri eine Urkunde aus, worin er erklärte, daß er ſie vom Beſitze des Grafen Rudolf von Habsburg losgekauft und befreit habe, und verſprach, ſie ſtets beim Reiche zu erhalten. Was dieſe Aenderung eigentlich veranlaßte, iſt nicht weiter bekannt.

Im December 1240 erhielten die Schwyzler von Kaiſer Friedrich II. im Lager von Faenza einen ähnlichen Freiheitsbrief, worin er ſie unter ſeinen und des Reiches beſondern Schutz nahm, da ſie freiwillig ſeine und des Reiches Herrſchaft erwählt hatten. Dieſe Verfügung verletzte das Intereſſe der Habsburger mehr, als der Freiheitsbrief von Uri, denn in Schwyz hatten ſie ſelbſt Güter und Hörige, und betrachteten das Grafenamt als rechtliches Erbe. Darum verzichteten ſie zwar auf Uri, aber nöthigten die Schwyzler (beſonders als Rudolf auf den deutſchen Thron kam) ihre Oberherrlichkeit noch anzuerkennen. In Uri war ſorſan die hohe Gerichtsbarkeit in den Händen des Landammannes, in Schwyz aber übten ſie bis zum Tode des Königs Rudolf noch die Habsburger.

Am 1. August 1291, also wenige Tage, nachdem die Nachricht vom Tode des Königes nach den Waldstätten gelangt war, schlossen Uri, Schwyz und Nidwalden einen Bund, der ewige Dauer haben sollte und dessen Urkunde erst 1760 von Giesler, einem Schweizer Geschichtsforscher, herausgegeben wurde. Der Bund war zunächst zur Abwehr von Unrecht und Gewalt gestiftet, aber der Vertrag enthielt auch Bestimmungen über Recht und Gericht, die weit über die Befugnisse der Landleute hinausgingen und sich nach den damaligen Verhältnissen nicht rechtfertigen ließen. Sie waren ein offenkundiger Eingriff in die Befugnisse des Landgrafen oder Vogtes.

Diese Bundesurkunde von 1291 ist die einzige sichere Nachricht über die Begründung der Eidgenossenschaft. Wir können daraus nur entnehmen, daß sich die Waldstätter kräftigen wollten gegen Angriffe von Außen; ein bestimmter Gegner ist nicht genannt, aber nach den damaligen politischen Verhältnissen konnte nur das Haus Habsburg gemeint sein, gegen dessen Landgrafenamt sich Schwyz schon 1240 aufgelehnt hatte. Die Urkunde weiß nichts von Gewaltthaten der Vögte und führt keine bestimmte Klage, sie gibt nur Bestimmungen für die Zukunft. Nach dem, was früher geschehen, war Schwyz die Seele des Bundes; die Gemeinde von Unterwalden, welche damals fast ganz unter habsburgischer Grundherrlichkeit stand, tritt hier zum ersten Male offen gegen dieselbe auf. Das Beispiel von Schwyz hatte offenbar die Nachbarn auch nach der Reichsunmittelbarkeit lüstern gemacht und sie entschlossen sich, das gefesselte Joch der Unterthänigkeit unter Habsburg mit Gewalt zu zerreißen. Von Seite der Unterwaldner war die Theilnahme am Bunde ein Act der Empörung. Die Leute von Uri wurden nur zur Verstärkung herangezogen, sie waren seit 1231 reichsunmittelbar und standen nicht unter habsburgischer Gerichtsbarkeit. Schwyz und Uri verbündeten sich am 16. October 1291 auch wieder mit Zürich, den offenen Feinden der Habsburger, und versprachen einander zu helfen gegen Jedermann. So weit ging damals Unterwalden nicht.

Die Schwyzer blieben aber dabei nicht stehen. Im Jahre 1297, als Albrecht von Oesterreich gegen König Adolf von Nassau im Kriege stand, suchten sie die Bestätigung des Freiheitsbriefes von 1240 nach und erhielten sie. Doch Albrecht kam auf den deutschen Thron und hob die Reichsunmittelbarkeit von Schwyz abermals auf, ohne daß es darum zum Kampfe mit dem ewigen Bunde gekommen wäre. Erst unter Heinrich VII. von Luxemburg erreichten die Waldstätter ihr Ziel. Am 3. Juni 1309 bestätigte dieser den Schwyzern und Uriern die Freiheitsbriefe von

1231, 1240 und 1297 und dehnte die Reichsunmittelbarkeit auch auf Unterwalden aus. Die Waldstätter verdanken also ihre Befreiung von der habsburgischen Oberherrlichkeit einer diesem Hause feindlichen deutschen Reichsgewalt und der klugen Benützung der Umstände.

Die Herzoge von Oesterreich hatten volles Recht, über Beeinträchtigung zu klagen und das Glück der Waffen zu versuchen. Aber am 15. November 1315 erlag das habsburgische Heer am Morgarten den aufstürmenden Eidgenossen und die Reichsunmittelbarkeit war durch einen glänzenden Sieg befestigt.

So viel ist durch Urkunden und verlässliche Berichte außer allem Zweifel gestellt und die Beurtheilung aller anderen Erzählungen muß von diesen Thatsachen ausgehen. Was mit ihnen im offenbaren Widerspruche steht, kann nicht auf Wahrheit beruhen und muß ein Werk der allzeit geschäftigen Phantasie sein! Was zeitgenössische Chronisten erzählen, stimmt auch vollkommen mit den Urkunden überein. Einer der ersten und verlässlichsten ist ein Mann aus Kärnten, Johann von Biltring, der Vertraute des Herzogs Albrecht II. von Oesterreich. Dieser berichtet nur, daß Herzog Leopold das Schwyzer Volk, das „durch keiner Herrschaft Joch gedrückt war“ (also schon reichsunmittelbar), im Jahre 1315 habe unterwerfen wollen, aber von den Schwyzern und ihren Verbündeten, die „ihre Freiheit vertheidigen wollten“, geschlagen werden sei. Ein anderer ist der Mönch Johannes von Winterthur im Zürichgau, also selbst ein Schweizer. In seiner Chronik heißt es wörtlich: „Im Jahre 1315 entzog sich das Bauernvolk in den Schwyzer Thälern, vertrauend auf den Schuß seiner Berge und die sehr festen Verschanzungen, der Botmäßigkeit, den Abgaben und gewohnten Diensten, die es dem Herzoge Leopold schuldig war und rüstete sich zum Widerstande.“ Im weiteren Verlaufe nennt der Schweizer Chronist die Eidgenossen geradezu „rebellische Bergbewohner“.

So spricht ein Zeitgenosse der Schlacht am Morgarten, der den besiegten Herzog Leopold selbst gesehen hatte und den Schauplatz der Begebenheiten kannte.

Daß die Chronisten nichts von Urkunden sagen, ist erklärlich, denn sie berichten nur das, was sie selbst gesehen oder gehört. Die Urkunde ging von der kaiserlichen Kanzlei in die Waldstätte und die weite Welt hörte davon nicht so viel, als von dem Heldenkampfe am Morgarten, der die politische Action abschließt. Genug, daß die zeitgenössischen Chronisten den Urkunden nicht widersprechen.

Der Kärntner spricht nur in allgemeinen Ausdrücken von den Schweizer Verhältnissen; er war wohl nicht besser unterrichtet; der Schweizer bezeichnet die rechtlichen Beziehungen genauer, wenn auch nur vom habsburgischen Gesichtspunkte. Mehr als diese beiden erzählen, ist in den Geschichtsbüchern des 13. und 14. Jahrhunderts über die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft nicht zu finden. Alles Uebrige, was oben gesagt ist, Urkunden zu entnehmen.

Wie ist die Gegenwart nun zu Wilhelm Tell und Hermann Gessler, wie zu den Männern vom Rütli gekommen? Diese Frage muß sich jedem wie ein spannendes Räthsel aufdrängen und es soll im nächsten Artikel gezeigt werden, wie die Wissenschaft dieselbe gelöst hat.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Ursache der Erdbeben.

Die Thätigkeit der Vulkane und Erdbeben ist nach A. v. Humboldt's Ausdruck „die Reaction des innern flüssig gebliebenen Theiles der Erde gegen ihre oxydirte und durch Wärmestrahlung erhärtete Oberfläche“. In der That ließen die vulkanischen Ausbrüche und die gleichzeitig dabei beobachteten Erschütterungen der Erdoberfläche keine andere Deutung zu, selbst wenn die Wissenschaft nicht eine ganze Reihe anderer Beweise für die feurig flüssige Beschaffenheit des Erdkernes beigebracht hätte. Auch da, wo die Erdbeben ohne vulkanische Ausbrüche auftreten, müssen wir dieselbe auf jene „Reaction“ zurückführen.

Eine sehr wichtige Frage, die die Naturforscher schon früh beschäftigte, war nun die nach der Ursache der Erdbeben. Was möge wohl das flüssige Erdinnere veranlassen, von Zeit zu Zeit der festen Rinde solch gewaltige Stöße zu verlesen?

Zu Humboldt's Zeiten existirten darüber drei verschiedene Ansichten. Die Einen glaubten, daß der Erdkern durch seine enorme Hitze Gase und Dämpfe von sehr hoher Spannung erzeuge, die in Spalten und Risse der Erdrinde eindringen und dieselbe erschüttern. Die zweite Ansicht stellte mehr die chemischen Zersetzungen und Explosionen in den Vordergrund, welche gleichfalls durch den so stark erhitzten Erdkern veranlaßt werden. Eine dritte Erklärung endlich wurde von dem „vielbegabten amerikanischen Reisenden“ Boussignault aufgestellt. Dieser meinte, die bei ihrer Abkühlung erstarrende Erde sei nicht regelmäßig

hart geworden. Es hätten sich vielmehr dabei große Höhlungen gebildet, die oft nur von sehr dünnen Gesteinsäulen getragen werden. Diese Säulen und Stützen schmelzen aber wieder oder werden auf andere Weise zertrümmert und damit müßte die ganze Höhle unter einer sehr weit merklichen Erderschütterung einstürzen.

Ueber diese Theorien sagt Humboldt im vierten Bande seines Kosmos: „Die Betrachtungen über das, was den Impuls zur Erschütterung gibt, können nach dem jetzigen Zustande unseres Wissens zu keinem allgemein befriedigenden Resultate führen.“ Sie entsprechen auch keineswegs den Anforderungen, die die Wissenschaft an eine befriedigende Theorie zu stellen berechtigt ist; sie können nicht alle Erscheinungen, die an den Erdbeben beobachtet wurden, erklären. Namentlich gilt dies von der durch den Naturforscher Perrey festgestellten Periodizität der Erdbeben, welche in keiner der angeführten drei Theorien auch nur annäherungsweise eine Deutung findet.

Perrey stellte nämlich alle Erdbeben, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beobachtet worden, zusammen und fand, daß zu regelmäßig wiederkehrenden Zeiten eine größere Anzahl und stärkere Erdbeben stattfanden, als in den Zwischenzeiten. Diese Perioden heftigerer Erschütterungen fielen mit ganz bestimmten Stellungen der Sonne und des Mondes zu unserer Erde zusammen, so daß jede Wiederkehr derselben Constellation auch von einer Wiederkehr bedeutenderer Erdbeben begleitet war. Perrey kam daher auf die Idee, diese beiden Erscheinungen in einen ursächlichen Zusammenhang zu bringen, und begründete hierauf eine neue Theorie von der Ursache der Erdbeben, die wir dem Leser im Folgenden auseinandersetzen wollen.

Der Mond übt, wie Jedermann weiß, eine bestimmte Anziehung auf die Erde aus. Weil aber die Anziehungskraft mit der Entfernung abnimmt, so wird der dem Monde am nächsten stehende Theil stärker angezogen als der Mittelpunkt der Erde und der auf der abgekehrten Seite liegende Theil, der weiter vom Monde entfernt ist, wird schwächer angezogen als der Mittelpunkt. Die Folge davon ist, daß da, wo die Erde mit Wasser bedeckt ist, die stärkere Anziehung des Mondes an der ihm zugekehrten Erdseite sich in einer Erhebung des Wassers zur Flutwelle darstellen wird. An der entgegengesetzten Seite wird aber das Wasser schwächer angezogen, es bleibt daher gegen den Mittelpunkt der Erde zurück und bildet die Gegenflut.

Diese Ursache von Flut und Gegenflut ist allgemein bekannt. Eben so leicht begreiflich ist es auch, daß die Flut zur Zeit, wenn unser Trabant

der Erde am nächsten, stärker ist, als wenn der Mond in seiner Bahn von der Erde am weitesten entfernt ist; es folgt dies von selbst aus den beiprochenen Verhältnissen.

Ganz denselben Einfluß auf die Erde hat aber auch die Sonne. Auch die Sonne erzeugt eine Flut und eine Gegenflut, nur sind diese viel kleiner als die Mondflut, weil der Unterschied zwischen der Anziehung der zu- und abgewendeten Erdseite bei der so bedeutenden Entfernung der Sonne fast verschwindet.

Sehr deutlich aber markirt ist dieser Einfluß der Sonne da, wo sie mit dem Monde gemeinschaftlich wirkt und durch Verstärkung der Mondflut ein größeres Steigen der Flutwelle, die Springflut, erzeugt. Dieses Zusammenwirken beider Himmelskörper zum Erzeugen der Springflut muß nun während eines Umlaufs des Mondes zweimal eintreten. Einmal im Neumond, da steht die Sonne von der Erde aus betrachtet hinter dem Monde und beide erzeugen gleichzeitig ihre Fluten. Dann zur Zeit des Vollmondes, wo Sonne und Mond einander gegenüberstehen, und die Flut des einen mit der Gegenflut des andern Himmelskörpers zusammenfällt. Dieser Einfluß der Sonne erklärt es auch ferner, warum die Fluten während unseres Herbstes und Winters, wenn die Erde sich in der Sonnennähe befindet, am stärksten sind.

Unter denselben Verhältnissen aber, wie das Wasser der Erdoberfläche befindet sich nun nach der Theorie von Perrey das flüssige Erdinnere. Auch in dieser Flüssigkeit müssen der Mond und die Sonne in ähnlicher Weise Flutwellen bilden. Diese Flutwellen erzeugen aber gegen die sie bedeckende Erdrinde Stöße, welche sich unter passenden Bedingungen bis zur Oberfläche fortpflanzen und als mehr oder minder heftige Erdbeben wahrgenommen werden.

Eine wesentliche Stütze erhält diese Theorie durch die Resultate der Perrey'schen Berechnungen. Sie ergaben nämlich, daß die stärksten und zahlreichsten Erdbeben immer in denselben Zeiten auftreten, wie die Springfluten, also im Ne- und Vollmond, in der Erdnähe des Mondes und in der Sonnennähe; und daß gerade die ermittelte Periodizität der Erdbeben mit dem periodischen Stärkerwerden der Fluten zusammenfällt.

Diese merkwürdige Uebereinstimmung der Erscheinungen sowie der Bedingungen ihrer Entstehung macht es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Theorie von Perrey über die Ursache der periodischen Erdbeben richtig ist.

Zur Erklärung der unregelmäßig und periodisch auftretenden Erdbeben reicht freilich die hier entwickelte Theorie nicht aus. Vielmehr

führt Perrey diese auf die schon früher anerkannten und oben angegebenen Ursachen zurück. Da die Existenz der ungemein hohen Temperatur im Erdinnern Gase von sehr gewaltiger Spannung, chemische Prozesse im großartigsten Maßstabe und ungeheure elektrische Ströme erzeugen muß, da ferner das Entstehen großer Höhlen und ihr Zusammenstürzen nicht getaugnet werden kann; so glaubt Perrey diesen Ursachen die unperiodischen Erdbeben und die Störungen, welche die periodischen zuweilen erfahren, zuschreiben zu müssen.

Aber welche Ursachen auch für die unregelmäßigen Erdbeben weitere Forschungen ergeben mögen; die Ursache der periodischen Erschütterungen scheint durch die Perrey'sche Theorie klar gelegt zu sein und wird hoffentlich durch fortgesetzte Beobachtungen bald ihre thatsächliche Begründung finden.

Hochasien.

Hochasien streicht im Ganzen und Großen von Osten nach Nordwesten und besteht nach den Gebrüdern Schlagintweit aus drei großen Hauptgebirgsketten: dem Himalaya, dem Karakorum und dem Künlün. Der Himalaya ist die südlichste dieser Ketten und erhebt sich steil und plötzlich, fast ohne alle Vorberge über die Ebenen Indiens, welche sich da, wo sie den Südfuß des Gebirges berühren, in ein mit üppiger Vegetation bedecktes Sumpfland, Tarai verwandeln. Dieses bildet an einigen Stellen einen nur schwachen Gürtel, ist aber an anderen Stellen, besonders bei Nepal, 15–20 Stunden breit und erzeugt unter den Strahlen der Sonne Dünste, welche die hitzigsten, todbringenden Fieber hervorbringen. Der Tarai ist daher für den Europäer und den Bewohner des Himalaya unbewohnbar und nur einige wenige, in das tiefste Gland versunkene Stämme haben sich an das verderbliche Klima gewöhnt. Der Himalaya streicht in seinem östlichen Theile (von Bhutan bis Kamaon) ziemlich genau von Osten nach Westen und biegt dann mit mannigfaltigen Krümmungen nach Nordwesten um. Der Karakorum bildet die centrale Kette, läuft dem Himalaya nahezu parallel und ist eben so lang wie dieser. Er hat zwar nicht so viele hohe Gipfel wie der Himalaya, aber er übertrifft ihn in Beziehung auf seine mittlere Erhebung über das Niveau des Meeres. Der Künlün ist die nördlichste und kleinste Gebirgskette Hochasiens, er streicht ziemlich genau von Osten nach Westen und

fällt außerordentlich steil und fast ohne alle Vorberge gegen die Ebenen von Turkistan und Centralasien ab. Ein Sumpfland an seinem Fuße fehlt gänzlich.

Hochasien hat eine Länge gleich der Entfernung Griechenlands von Spanien und um die drei Hauptgebirgsketten zu übersteigen, braucht man wenigstens 60 Tagereisen von je 8 Stunden. Es wird im Osten vom Brahmaputra, im Westen vom Indus begrenzt; die drei Hauptketten vereinigen sich hier auf's Vollständigste und es endet der Charakter eines Hochgebirges, aber in östlicher wie in westlicher Richtung jagen sich Ausläufer fort, in denen einzelne Gipfel die Höhe von 15.000 Fuß erreichen.

Die genaue Kenntniß der wichtigsten Erhebungen verdankt man besonders den Arbeiten der Great trigonometrical Survey of India. Im Himalaya sind 216 Gipfel vermessen worden, von welchen 17 über 25.000 Fuß, 40 über 23.000 Fuß und 120 über 20.000 Fuß hoch sind. Der höchste Gipfel Hochasiens heißt bei den Hindus Gauvisankar, bei den Tibetauern Chingopamari und bei den Engländern Mount Everest. Er liegt im Himalaya, im Königreiche Nepal, in 27° 59,3' nördl. Breite und 86° 54,7' östl. Länge von Greenwich und ist 29.002 Fuß hoch. Dann folgt der Dapfang im Karakorum mit 28.278 Fuß, der Kanchinjunga mit 28.156 Fuß, der Sishuzigwiel mit 27.799 Fuß und der Dhawalagiri mit 26.826 Fuß. Die letzteren drei Gipfel liegen im Himalaya; aus dem Karakorum sind noch zu erwähnen: der Damar mit 26.629 und der Mascheribrum mit 25.626 Fuß. Im Künlün hat man bis jetzt keinen die Höhe von 22.000 Fuß übersteigenden Gipfel gefunden. — Bei der religiösen Scheu, welche die Hindus vor den hohen Bergen besitzen, ist die Besteigung derselben äußerst schwierig; dennoch gelang es den Gebrüdern Schlagintweit am Tsi-Gamingipfel 22.259 Fuß hoch zu steigen und damit alle früheren Reisenden zu übertreffen. Sie erzählen von den Beschwerden, welche die verdünnte Luft verursacht, aber auch von der mildernenden Einwirkung allmäligen Gewöhnen^s. Die mittlere Höhe von 21 gemessenen Pässen im Himalaya beträgt 17.800 Fuß, von dreien im Karakorum 18.700 und von dreien im Künlün 17.000 Fuß. Der höchste Paß mit 20.459 Fuß ist der Tsi-Gaminpaß im Himalaya; der niedrigste in dieser Kette, der Bara-Lachapaß, übersteigt mit 16.186 die Höhe des höchsten Passes der Andes.

Am Südfuße des Himalaya sind die Ebenen Indiens ausgebreitet; zwischen dem Nordabhange des Himalaya und dem Südabhange des

Karakorum liegt Tibet; nördlich vom Karakorum trifft man auf Turkistan und den Nordfuß des Künlün begrenzen die Ebenen und Steppen Centralasiens. Zwischen dem Südfuße des Himalaya bis hinauf zu seiner Hauptkette liegen im östlichen Theile Bhutan und Sikkim; im mittleren Theile das Königreich Nepal; im westlichen Theil Kamaon, Garhwal, Simla, Kanaur, Kulu und im nordwestlichen Theile Samu, Chamba, Lahól, Kishwár, Rajáuri, Kaschmir, Marri. Der Himalaya ist mit wenigen Ausnahmen, wie Kaschmir und Kulu, nach allen Richtungen von engen, steilen Thälern durchzogen, durch welche reißende Flüsse brausend hindurch eilen, und von hohen Kämmen durchschnitten, welche theils durch Formen von erstaunlicher Mannichfaltigkeit, Wildheit und Zerrissenheit sich auszeichnen, theils mit mächtigen Schneegipfeln bedeckt sind. Plateaur fehlen gänzlich und Seen sind selten und nur in niederen Höhen anzutreffen. Tibet ist im Allgemeinen ein dem Himalaya parallel laufendes Längenthal, im östlichen Theile durchströmt vom Dihóng, einem Zufluß des Brahmaputra, im westlichen Theile vom Indus und Satlej. Die Wasserscheide besteht aus einer allmätigen, eine Höhe von 15.400 Fuß erreichenden Anschwellung der sehr breiten Thalschle. In der Nähe dieser Anschwellung liegen einige Seen. Osttibet, in welchem in einer Höhe von 10.000 Fuß Lhassa liegt, ist uns noch immer fast ganz unbekannt, aber Westtibet ist wiederholt von Europäern erforscht worden. Es zerfällt in drei Provinzen: Gnári Khorjum (Großtibet, besser Hochtibet) mit der Hauptstadt Gártok; Ladak (Mitteltibet) mit der Hauptstadt Leh und Bálti (Kleintibet) mit der Hauptstadt Stárdo.

In Gnári Khorjum, welches in der Nähe der Wasserscheide beginnt und unter chinesischer Botmäßigkeit steht, ist das Thal 10, selbst 15 Stunden breit; in Ladak ist eine Breite von 3—4 Stunden schon selten und in Bálti, der westlichsten und tiefgelegenen Provinz, nimmt das Thal häufig einen schluchtenartigen Charakter an. Seitenthäler, welche zu beiden Seiten des Hauptthales in ganz Westtibet oft weit in dasselbe hineinragen und einzelne secundäre Ketten, welche sich besonders an dem westlichen Ende des Thales so vermehren und verzweigen, daß es oft Schwierigkeiten hat, die wirkliche Richtung des Hauptthales selbst zu verfolgen, gaben zunächst die Veranlassung zu dem irdigen Glauben, daß sich in Bálti eine große, von Süden nach Norden streichende Gebirgskette, Bolór Dagh, befände, welche den Himalaya fast rechtwinklig durchschneide. Der Künlün, im topographischen Charakter mit Tibet und dem Karakorum nahe verwandt, hat ebenfalls große allgemeine Erhebungen; breite, sanft sich neigende Thäler wechseln mit mehr oder minder salzigen

Seen und mit hohen großen Plateaux, von denen das höchste Däpjang (wohl auch das höchste der Erde) 17.500 Fuß über dem Meere liegt. Diese Plateaux sind im Sommer frei von Schnee, aber sie entbehren auch alle Vegetation und bilden ausgedehnte öde Flächen, durchsurcht von Bächen, die von den Schnee- und Gletschermassen der Berge gespeist werden. Hier und da sind Salzseen, mit dünnen Salzkrusten bedeckte Flächen und aus weiter Ferne erkennbare heiße Quellen. Ein eisiger Wind weht auch im Nachsommer über diese hohen Plateaux.

Hochasien ist reich an Quellen; die höchste kalte Quelle liegt an den nördlichen Abhängen des Tzi-Gamingipfels 17.650 Fuß hoch. Die sehr wasserreichen Quellen in Kasimir werden zum Theile so heilig gehalten, daß zu bestimmten Zeiten Tausende zu ihnen wallfahrten. In der Nähe fast aller heißen Quellen sind einige Tempel erbaut; von den 52 bekannten Localitäten, an denen heiße Quellen in Hochasien vorkommen, hat Manikärn die heißeste. Dies Quellwasser hat eine Temperatur von 94.4° und wird daher nur noch von den Quellen von Las Trincheras in Mexico mit 97° C. und den Aguas de Commanzillas mit 96.3° übertroffen. Die Hauptwasserscheide Hochasiens bildet der Karakorum. Der Himalaya und der Künlün werden wiederholt von Flüssen durchbrochen. Die Flüsse vom nördlichen und vom südlichen Abhänge des Himalaya, so wie die von den Südabhängen des Karakorum und alle in Tibet vorkommenden Flüsse ergießen sich in die indischen Meere, während gegen Norden zu alle jene Flüsse strömen, welche am Nordabhänge des Karakorum sich bilden, oder welche auf den beiden Abhängen des Künlün entspringen. Die Flüsse Hochasiens entspringen meist aus Gletschern, ihre Wassermenge ist bedeutenden Schwankungen unterworfen, aber nur in Tibet hört man von großen verderblichen Ueberschwemmungen. Die auffallendste Erscheinung an diesen Flüssen ist die überraschende Mächtigkeit ihrer Erosion, jener Eigenschaft, das Flussbett stets tiefer zu graben und auf diese Weise von der allgemeinen Oberfläche langsam, aber stetig herabzurücken. Im Himalaya und in Tibet beträgt die mittlere Größe der Erosion der Flüsse, selbst der kleineren, 1200–1500 Fuß, doch erreicht sie in einigen Fällen, wie im oberen Laufe des Ganges, des Satlej und des Indus 3000 Fuß.

Hochasien ist überaus reich an Gletschern, von denen die größten in Karakorum vorkommen. Der Baltörogletscher im Brahäldothale (in Bälti) ist 36 engl. Meilen lang und 1 bis 2½ engl. Meilen breit und

der Bisjogletischer bildet mit einem andern, am entgegengesetzten Abhänge befindlichen, einen zusammenhängenden Eisstrom von 64 engl. Meilen, der in fast gerader Linie verläuft und außer den gewöhnlichen Gletscher-Spalten keine Unterbrechung in seiner Continuität zeigt. Das untere Ende dieser Gletscher geht tief herab im Vergleiche zu der Schneegrenze; die tiefsten Gletscher im Himalaya reichen bis zu 10.000 Fuß. Die von Webb und Moorkroft zuerst beobachtete Thatsache, daß die Schneegrenze am tibetanischen Abhänge des Himalaya höher liegt als am indischen, hat Humboldt zuerst richtig erklärt. R. Schlagintweit hebt besonders hervor, daß das Klima um so trockener wird, je weiter man von Süden aus gegen Norden nach Hochasien vordringt. Hat man dagegen den Karakorum überschritten und nähert man sich dem Künlün, so findet man eine rasche und bedeutende Zunahme des atmosphärischen Niederschlages und dem entsprechend ein tiefes Herabsinken der Schneegrenze. Als Mittelwerthe für die Schneegrenze fanden die Gebrüder Schlagintweit am südlichen Abhänge des Himalaya 16.200 Fuß, am nördlichen Abhänge 17.400 Fuß; am südlichen Abhänge des Karakorum 19.400 Fuß, am nördlichen Abhänge 18.600 Fuß; am südlichen Abhänge des Künlün 15.800 Fuß und am nördlichen 15.100 Fuß. Diese Werthe sind Mittelwerthe und gelten für die Länge einer jeden einzelnen Kette, indem die Schneegrenze in den centralen Theilen derselben die größte Höhe erreicht und in der Nähe der östlichen sowohl wie auch der westlichen bedeutend sinkt. Ebenso haben einzelne sehr steile Gipfel, z. B. in Tibet, eine verhältnißmäßig hohe Schneegrenze, und selbst bei 20.000 Fuß Höhe findet sich auf ihnen kein Schnee. Einzelne Schneefälle hat man im Himalaya in Höhen von 2500 Fuß beobachtet; in Orten, welche 5000 Fuß über der Meeresfläche liegen, kommt in 10 Jahren kaum ein Winter vor, in welchem es nicht schneite, aber der Schnee schmilzt in kürzester Zeit und oft schon sofort beim Sonnenaufgang, wie in Kathmändu, der Hauptstadt von Nepäl, welche 4354 Fuß über dem Meere liegt. In Tibet, im Karakorum und im Künlün liegt kein Punkt unter der Grenze des Schneefalls, aber es fällt so wenig Schnee, daß die Pässe auch im Winter gangbar bleiben, welcher gar nicht selten die einzige Jahreszeit ist, in welcher überhaupt atmosphärischer Niederschlag stattfindet.

Der Wettlauf in Weitensfeld.

Aus dem kärnthnerischen Volksleben.

Von Fr. Franzisci.

Fast in der Mitte des von den grünen Wellen des Gurktalflusses durchrauschten, zwischen unbedeutenden Höhen des Mittelgebirges sich hinziehenden Gurkthales liegt der Markt Weitensfeld in ländlicher Stille und Abgeschlossenheit. Nur selten verirrt sich ein Tourist in diese von der Pulsader des Verkehrs entlegene Gegend; das gewöhnliche Ziel seiner Wanderung ist Strassburg und Gurk, wo die herrlichen Baudenkmale aus grauer Vorzeit seine Aufmerksamkeit fesseln — und doch hat auch Weitensfeld eine Eigenthümlichkeit aufzuweisen, die einer näheren Betrachtung werth ist: — es ist ein einfacher schmuckloser Holzbrunnen am untersten Ende des Platzes. Inmitten des mit Wasser gefüllten Holzbassins steht auf einem Pfeiler eine mäßig große Statue, eine aus Holz geschnitzte weibliche Figur mit spigem breitkrämpigen Hute, die erst neuerdings mit grellen Farben beklebt, durchaus nichts Antikes an sich hat, aber die Trägerin einer Volksjage ist, an die sich ein in Kärnten einzig dastehender Brauch knüpft.

Diese Statue soll nämlich einer Jungfrau zu Ehren aufgestellt worden sein, die sich um Weitensfeld hoch verdient gemacht hat: wie die Sage erzählt, war sie die Stammhalterin der gegenwärtigen Bevölkerung des Marktes. Als bei einer grassirenden Pest ganz Weitensfeld ausstarb, waren nur drei Bürgerjöhne und das Burgfräulein des in der Nähe gelegenen Schlosses am Leben geblieben; da alle drei sich um ihre Hand bewarben, wurde ein Wettlauf veranstaltet, und der Sieger sollte der Auserwählte sein, der sie als Braut heimführen konnte. Zum beständigen Andenken an diese Begebenheit findet alljährlich am Pfingstmontage auf dem Platze von Weitensfeld ein Wettlaufen statt, wozu eine große Menge Volkes aus dem Gurkthale und den benachbarten Thälern zusammenströmt.

Im Sommer verflossenen Jahres hatte ich Gelegenheit, mir diese eigenthümliche Volksbelustigung näher anzusehen.

Es war gegen Mittag, als wir — nämlich ich und mein Kutscher — mit einem flinken Einspänner bei Zwischenwässern in's Gurkthal einlenkten. Die Sonne brannte heiß hernieder, und der Staub, der schubtief auf der Straße lag, wirbelte über uns auf, daß wir die Reize der Landschaft nur wie durch einen Wolkenschleier betrachten konnten. — Ein Bild nach dem andern flog an uns vorüber; grüne Wiesen, Gehöfte und

Kirchen; endlich das über die alte Stadt Straßburg imponant sich erhebende ehemalige Residenzschloß der Bischöfe von Gurf; bald tauchte auch der Dom von Gurf mit den zu seinem Baustyle wenig passenden Kuppelthürren auf, der einzige Augenblicke sichtbar, bald wieder hinter einem sich verschiebenden Hügel verschwand; daher der Spruch bei den Leuten: „daß man die Kirche zu Gurf, bevor man ganz dazu kommt, wieder verliert.“ — Nun ging es rasch auf Weitensfeld zu. An der Straße begegneten uns Leute im Sonntagstaat, die ebenfalls demselben Ziele zusteuerten, und uns in der Hoffnung bestärkten, daß wir zum „Kranzelreiten“ noch zurecht kommen.

Nach kurzer angenehmer Fahrt, der Wind hatte sich mittlerweile gelegt — lag Weitensfeld in einer Thalbucht, von bewaldeten Höhen umschlossen, vor uns.

Am Eingange in den Markt wimmelte es von Menschen; da stand Wagen an Wagen; ein Geseumm drang an unser Ohr, auch Musikklänge waren vernehmbar. Wir mußten absteigen; da es keine Möglichkeit war, durch den Menschenknäuel hindurch zu kommen.

Das holzgezielte Haus uns zur Rechten, das bei seiner erhöhten Lage, am obersten Ende des Plazes, die schönste Uebersicht bot, war wie die Gallerie eines vollgestopften Schauspielhauses, von oben bis unten mit schau'ustizigen besetzt, selbst auf dem Dachfirst haben sich einige niedergelassen. Noch überraschender war der Anblick des Marktplazes. Von dieser sonderbaren Schaubühne bis hinab zum Holzbrunnen mit der Jungfrau standen die Leute Kopf an Kopf im dichten Gebränge, aus allen Fenstern und Dacherkern blickten Neugierige nieder. — Es war ein bewegtes Volksgetriebe, wie man es in Weitensfeld wohl nur an diesem Tage zu sehen bekommt.

Als wir ankamen, war die Ouverture bereits vorüber; die Musikkapelle, die mit dem Paukenschläger als Regimentstambour an der Spitze einige Male den Platz auf- und abmarschirte, hatte sich in den geräumigen Hof eines Gasthauses, um die trockenen Kehlen ein wenig anzufeuchten, zurückgezogen, es war eine Pause eingetreten, und die Leute harreten in langer Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Endlich ließ sich ein Reitertrupp sehen, bei dessen Herannahen die Menge schein nach allen Seiten zurückwich; es waren berittene Bürger, die mit den an einer Zahnenstange befestigten Preisen mit großer Bravour und Gewandtheit auf- und niederritten. Die Pferde waren vom schweren Burgunderschlage, mit Blumen und Bändern aufgepust; Sattelgeng und Schabraken waren Erbstücke aus längstverwichenen Zeiten. So oft sie den Holzbrunnen er-

reicheten, wo sich die Musikbande aufgestellt hatte, ritten sie im langsamen, gemäßigten Trabe um die Jungfrau herum, die sich an diesem ihren Ehrentage bräutlich geschmückt hatte. In einem faltenreichen Rosa-Kreppkleide, einen schweren Blumenkranz auf dem Hute, stand sie da, und sah stolz über die hin- und herwogende Volksmenge hin; Kame und Schlüssel hielt sie in der Hand, als ob sie gleich nach dem anstrengenden Wettlaufe den Sieger mit einem frischen Trunkte zu erquicken bereit wäre. In ihrer nächsten Nähe, um sich durch den Anblick der holden Braut zu ermuthigen, stellten sich die drei „Läufer“ auf. Es sollten eigentlich, dem alten Herkommen gemäß, die drei jüngsten Bürger zum Wettlaufe sich anschicken; doch diese überlassen die Ehre einigen kräftigen Burschen, die über gesunde Lungen und stinke Füße zu gebieten haben, und lassen sich lieber von einem Vierfüßer durch die Gassen tragen.

Die Läufer sind eigenthümlich ausgestattet, und in ihrem weißen Kostüme schon von ferne erkennbar. Um mit dem Athem länger auszuhalten, schlingen sie sich ein Seidentuch von brennendrother Farbe um die Mitte, und eines quer um die Brust, das unter dem Arme fest zusammengeknüpft wird. — Ohne Kopfbedeckung, ohne Schuhe, in ihren gewöhnlichen Wollstrümpfen, stehen sie in einer Reihe zum Wettlaufe gerüstet. Die Gasse ist einige hundert Schritte lang und geht etwas aufwärts. Die Vorreiter mit einer tricoloren Fahne und den Preisen sehen sich auf ein gegebenes Zeichen in Bewegung, und reiten am Platz hinauf, um die Rennbahn offen zu halten; die Musik fällt ein; die Läufer setzen den kühnen Reiter nach — bald gewinnt Einer den Vorsprung, die Hände fest an die Brust angezogen, hält er mit den Pferden fast gleichen Schritt. Der Wettlauf dauert nur einige Minuten; das Volk läuft hinter dem nachfolgenden Reitertrupp mit. Schon sind sie am Ziele vor dem holzgedeckten Hause angelangt, wo sich das Preisgericht aufgestellt, und die durch die Paradeattitüden der muthigen Rosse zurückgedrängte Menge kaum Platz hat. — Ueber die Straße ist ein scharfer Riß gezogen; der Erste der Läufer, der diese Linie überschreitet, ist der Sieger und erhält den ersten Preis: einen Blumenkranz, den Brautkranz der Jungfrau und ein Goldstück; auch die beiden andren Läufer werden theilhaft: der Nächste bekommt ein schön gefärbtes Seidentüchel und ein Paar Strümpfe, der Letzte einen mit Bändern umwundenen Strauß von Blumen und Schweinsborsten.

Nicht selten geschieht es, daß alle drei Läufer völlig gleichzeitig am Ziele ankommen; der Nächste am Ziele wirft sich dann kergengerade über die Straße hin, um so noch vor den Anderen den Vorsprung zu gewinnen,

und sich des ersten Preises zu versichern. Die oft dabei vorkommenden komischen Zwischenfälle geben der schaulustigen Menge reichlichen Lachstoff.

Die Reiter sprengten nun wieder die Gasse hinab, ihnen nach folgten die Läufer in etwas gemäßigtem Schritte, den Siegespreis in der Hand hoch empor schwingend; nur der mit den Sanborsten beglückte schlich geduckt durch die nachdrängende Menge. Der Sieger lief radtschlagend die Gasse hinab, daß man bald die Hände, bald die bestrümpften Füße über die Häupter hervorragen sah, begleitet vom Jubelrufe und Gelächter des freudig erregten Publicums. Alles ergözte sich an dem drolligen Aufzuge. In der heitersten Stimmung zog sich Jung und Alt in die Gasthäuser zurück. Die nur wenig mehr beachtete Jungfrau harrte vergeblich des Siegers; dieser ließ sich in einer der nächstgelegenen Restaurationen den Nebenjaft schmecken und kümmerte sich wenig um seine im Festschmucke mit Blechkanne und Schlüssel auf dem Marktbrunnen stehende Braut. Auf dem Plage, wo eben ein so reges Leben herrschte, wurde es allmählig stiller; nur einzelne Gruppen von Kauflustigen umstanden noch die Buden und Lebzelterstände; desto lebhafter ging's in der Tanzstube zu, die zum Ersticken mit Leuten angepfercht war; der Raum für die im Rhythmus sich wiegenden Paare war so beschränkt, daß sie sich zeitweilig mit den Ellbögen Bahn brechen mußten.

Schon am Vorabende hatte die Musikbände vollauf zu thun. Die ganze Nacht hindurch war sie in Thätigkeit. Ein Marsch nach dem andern wurde aufgespielt. Die veritlenen Bürger aber durchzogen die Gassen des Marktes, als Vorübung für den kommenden Tag, und leerten manch' Gläschen auf das Wohl des edlen Burgfräuleins, dem die Bewohnerschaft von Weitensfeld ihre Existenz zu verdanken hat. Jedenfalls ist es eine zarte Galanterie der echt deutsch gesinnten Marktbewohner, daß sie der Jungfrau am Brunnen an ihrem Ehrentage ein neues Kleid regaliren und ihr jugendlich erhabenes Haupt mit Blumen bekränzen; noch schöner aber ist es, daß sie mit solcher Pietät an den althergebrachten Sitten ihrer Väter festhalten.

Wenn wir nun die einzelnen Momente dieser Volksfeste und des damit verbundenen Brauches näher betrachten, werden wir lebhaft an den Brautlauf und die an die Pfingstfeier sich knüpfenden Wettspiele der alten Germanen erinnert. Letztere waren heitere Frühlingsfeste, welche den Kampf des Sonnengottes mit dem Winter versinnbildeten und wobei gewöhnlich ein Wetteurren stattfand. Der Sieger fungirte als Raikönig, während der Letzte einen Spottpreis davon trug. „Bei dem Wetteurren zu Salzwedel wird der Sieger mit Weisen, der Letzte, Langsamste mit

Blumen geschmückt, hei wört smuk mäht, und heißt dann der schmucke Zunge; derselbe Spott, der mit dem Pfingstklümmel, dem Pfingstbug u. s. w. getrieben wird. Als die Bedeutung dieser vielgestaltigen Wettspiele ergibt sich also die Entscheidung darüber, wem bei dem Frühlingsfeste die Ehrenrolle des siegenden Sommers zu Theil werde, oder wer sich allen Hohn und Schimpf gefallen lassen müsse, welche dem besiegten Winter angethan wird.“ *) Auch die Hochzeitfeier begleiteten ähnliche Spiele. Nach uralter Sitte mußte die Braut, wie noch in den Nibelungen Brunnhild, in Wettspielen erworben werden. Jedenfalls hat sich in dem noch bestehenden Brauche zu Weitenfeld ein Stück altgermanischen Volkslebens bis auf unsere Tage erhalten.



Quastastus Grün's Dichtungen.

Eine Vortlesung von Dr. E. Schapmayr.

Erst heuer kommt uns eine kleine, in Elberfeld im Rheinlande im Jahre 1865 erschienene Schrift eines Landmannes, eines Rärtners von Geburt zu, welche unser ganzes Interesse erregt hat. Der Verfasser, Dr. ph. E. Schapmayr, Bruder des in Blau bei Paternion lebenden protestantischen Pfarrers Johann Schapmayr, hat, wie er uns selbst schreibt, „nach zehnjährigem Wandern durch das ganze große Vaterland deutscher Nation“ seit Kurzem seinen eigenen Herd am deutschen Rhein in dem industriösen und belebten Wuppertthale, der Wiege Freiligraths, A. Schults, E. Rittershaus 2c, gegründet, wo er vor zwei Jahren einen Vortrag vor der Elite der dortigen Bevölkerung über moderne Poesie und besonders über A. Grün's Dichtungen hielt, die er später etwas erweitert in Druck gab. In den „Blättern für literarische Unterhaltung“, redigirt von Rudolf Gottschall, finden wir über diese kleine Schrift eine sehr günstige Recension, in welcher gesagt wird, sie sei mit Wärme geschrieben, und allen Freunden der modernen Poesie zu empfehlen. Dr. Schapmayr beginnt mit allgemeinen Betrachtungen über die moderne Poesie, die höchst zutreffend sind, und denen wir aus vollem Herzen beistimmen. Er sagt: „Die Poesie nimmt unter den herrschenden Interessen der Gegenwart eine auffallend untergeordnete, ja verschwindende Stellung ein. Betrachtet man die Dürftigkeit und Mattheit des dichterischen Schaffens einerseits,

*) Simrol: d. N. 584.

andererseits die fast allgemeine Gleichgiltigkeit und Abneigung gegen Dichter und Dichtwerke überhaupt, so scheint es sogar, als ob die gesammte Dichtung sich selbst überlebt habe, und demnächst an allgemeiner Altersschwäche sanft entschlafen werde, um — nicht wieder zu erwachen.

Die Ursachen dieses Verfalles der Poesie zu ergründen, würde uns hier zu weit führen. Wir halten uns deshalb einfach an die wirkliche Erscheinung, an die Thatsache dieses Verfalles und fragen? Wird und soll das poetische Schaffen gänzlich aufhören? Kann unsere fortschreitende Bildung, kann die Menschheit der Poesie künftighin gänzlich entbehren, und auch ohne dieselbe ihre Ziele erreichen? Hat die Poesie wirklich, wie jener Mohr, ihre „Schuldigkeit gethan“, so daß wir sie nun, wie ein abgenutztes Spielzeug unserer Kindheit, in die Kumpelkammer werfen, oder höchstens als „schätzbares Material“ zu anderem „schätzbarem Material“ legen könnten? — Für viele sogenannte „Gebildete“ gibt es keine Poesie mehr. Natürlich. Der poetische, der ideale Mensch in jenen ist untergegangen und erstickt in geistloser Geldgier und Genußsucht. Sie dünken sich die Herren der Welt, und sind oft nur Sklaven ihrer maßlosen Habgier, ihrer unzähligen, luxuriösen Angewohnungen und krankhaften „Cultur-Bedürfnisse“, die der wahrhaft Gebildete und gesunde Naturmensch belacht. Die geistige Empfänglichkeit solcher „Gebildeten“ reicht kaum über die Sphäre ihrer eigenen leiblichen Bedürfnisse, ihrer eigenen materiellen Interessen, der äußerlich sinnlichen Lebensgenüsse hinaus; wie sollten sie den Werth und die Bedeutung einer so rein immateriellen, geistigen Macht, wie die der Poesie, begreifen — wie sollten sie die reinsten und höchsten geistigen Genüsse, die der Dichtkunst, empfinden — wie könnten sie ein Schauspiel schauen, für welches sie kein Auge — wie könnten sie eine Musik hören, für welche sie kein Ohr besitzen!

Jene „Gebildeten“ haben daher so Unrecht nicht, wenn sie von ihrem Standpunkte aus nichts von Dichtkunst und Dichtern wissen wollen. Diese Dinge liegen ihrem Alltagsleben, ihren Geschäften, ihrem ganzen Thun und Denken zu ferne; die guten Leute haben nun einmal keinen Sinn, kein Verständniß für Dichtungen und Dichter — gerade so, wie manche Menschen kein musikalisches Gehör, oder kein Interesse an Gemälden haben.

Anderer sagen: „Die Blütezeit der Poesie ist gewesen — wir leben jetzt in einer Zeit der Prosa, der nüchternen und praktisch materiellen Interessen — wir wollen erst leben und das Leben genießen, ehe wir uns um solche fernliegende Dinge, wie Dichtungen u. s. w., kümmern!“ — Damit stimmen auch wir größtentheils überein. Das Leben, und zwar ein glückliches, ein schönes Menschenleben — ist unendlich reicher und schöner,

uneudlich mehr werth als alle Dichtung und Kunst zusammengekommen. Und wäre es der größte, der genialste Dichter — erst muß er menschenwürdig leben, gesund und glücklich leben: dann erst wird er das Vollkommenste leisten, das Herrlichste vollbringen, dessen sein Genie fähig ist. Denn das wirkliche, das frische, volle Leben ist die wahre Wurzel des Baumes: Poesie. Der Hungerleidende, der Frierende wird nicht mit Schiller singen: „Freude, schöner Götterfunken“ — oder mit Göthe: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen!“ — Für den Hungerleidenden, den Kranken gibt es keine Poesie — ebensowenig für den simplen Plus-Macher und Coupon-Schneider, wie für den Bödsinnigen! Obgleich der wahre Dichter den zerkümmtesten Bettler, den elendesten Lazarus, ja das niedrigste, verworfenste Laster noch poetisch schildern kann, und zur Erregung sittlichen Abscheus oder vielmehr des helfenden, rettenden Mitleids schildern soll — und obgleich dem Reinen Alles rein ist: so ist es doch ein sicheres Kennzeichen entarteter Poesie, mit Vorliebe in den Schmutz des äußeren, materiellen Glends, in die Misere sittlicher Versunkenheit oder rein körperlicher Leiden und Krankheiten sich zu vertiefen, um — dieselben zu besingen! Hungernde und frierende, an Körper und Herzen siehe Poeten haben leider auch oft die Göttin Poesie mit ihren eigenen Bettlerlumpen behangen, und mit ihren eigenen Krankheiten behaftet, und da die Poesie lange die geistige Hauptnahrung, die Lieblingskost unserer nach höherer Bildung strebenden Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen war: so wurden durch den Genuß dieser krankhaften, dieser verfälschten und vergifteten Poesie viele Herzleiden und Gemüthskrankheiten unserer Dichter einestheils, andernteils eine nicht unbegründete Abweigung und Verachtung gegen Dichter und Dichtwerke überhaupt verbreitet. Diese halben und Viertels-Dichter einerseits wie andererseits die sogenannten „genialen“ Poeten — ohne Glauben und Halt, ohne Ordnung, Maß und Klarheit, ohne Sitte und Charakter, diese Opfer ihrer eigenen trüben Leidenschaften — haben die Firma „Poesie“ in Mißcredit gebracht! Ich erinnere nur an die unendliche Sündflut unserer weinerlichen, hyperfimentalen Weltschmerz-Lyrik — von ihren Meistern, von Lenau und Heine an, mit ihren ewig melaucholischen und „vergifteten“ Liedern — bis zu dem gemeinen Rückenstern ihrer schwächlichen poetischen Nachkommenschaft — ich erinnere nur an all' die jämmerlich winselnden Trübseligkeits-Helden mit den großen Schmerzen im kleinen zerbrechlichen Herzchen, an die genialen Erfinder des „Kainsstempels“, des „Unglücks und Fluchs“ der Poesie; wozu einer unserer verständigsten Literaturhistoriker so treffend sagt: „Den wahren Dichter macht die Poesie

glücklich, denn sie befähigt ihn, was seine Seele belastet, äußerlich zu gestalten, und sich so davon zu befreien.“ So rächt sich andererseits aber auch hundertfältig all' die herbe Noth und das bittere Herzleid manches unserer edelsten, hochverdientesten Dichter durch den Kreislauf des Bösen, das schließlich auf dieselbe Gesellschaft zurückfiel, die sich früher an unseren besten Dichtern verfündigt hatte.“

Nachdem Schapmayer noch das Wesen der Poesie in volkstümlicher und zutreffender Weise analysirt hat, gibt er zunächst eine kurze Biographie A. Grün's, und führt dann den Leser im Fluge durch die hervorragendsten Dichtungen desselben, worauf er folgendes Urtheil fällt:

„Anastasius Grün's Lyrik erinnert in mancher Hinsicht an die Schiller'sche, doch hat er den Reichthum der Naturanschauung, den naiven Naturkann des Nelpfers, den gesunden, realistischen Humor und Witz vor Schiller voraus. Wie Schiller, ist auch Grün von den großen, ewigen Ideen der Menschheit erfüllt und durchglüht. Gleich Schiller besitzt Grün das Vermögen, die abstractesten Gedanken in glänzenden Bildern Jedermann anschaulich zu machen. Gleich der Schiller'schen ist seine Lyrik mehr eine schwunghafte, erhabene Lyrik der Gedanken und des Thatendranges, des Kampfes und der Kampflust gegen die morsch und hohl gewordenen Zustände seiner Zeit. Doch artet diese Kampflust nie in politische oder gar in revolutionäre Leidenschaft aus. Der Dichter ist immer des Geistes treuer Kämpfer; mit vorrückenden Lebensjahren hat er sogar jene jugendliche Kampflust mehr und mehr abgestreift, und dafür, ähnlich wie Schiller, an Göthe'scher Milde und Objectivität zugenommen. Grün's Lyrik ist reich an großen, zeitgemäßen Gedanken, unerschöpflich an neuen und glänzenden Bildern aus Natur- und Menschenleben. Gegen dieses philosophische und malerisch-epische Element tritt das musikalische, rein lyrische mehr in den Hintergrund, weshalb man seine Lyrik auch — aber nicht richtig — eine Reflexionslyrik genannt hat. Denn es fehlt seinen Liedern nicht an Wärme und Tiefe des Gefühles; doch sind sie oft etwas schwerflüssig und, ähnlich den Schiller'schen, trotz aller Klangfülle und Bilderpracht, doch nicht eigentlich singbar und volkstümlich, wie z. B. viele Göthe'sche oder Heine'sche Liedchen. Sie sind meist zu gedankenschwer, sie greifen zu tief und gewaltig in das ganze Leben der Gegenwart ein, um bloß lyrisch-musikalische Spiele eines gefühlseligen Herzens zu sein. Grün's Lyrik ist ein gewaltiger Alpensturzbach, dessen leichter, melodisch-graziöser Fluß durch die Abgründe und Sprünge der Phantasie und durch die Granitblöcke der Zeitgedanken gestört wird, die er dithyrambisch brausend und donnernd mit sich fortwälzt. Daher in den Grün'schen Gedichten

mehr Geist und Phantasie, mehr Witz und bewundernswürdige Erfindungskraft als Unmittelbarkeit und Einfachheit der Anschauung und Empfindung, mehr Schwung als Leichtigkeit und Melodie der Verse. Die Ueberfülle an kühnen Bildern, der häufige Gebrauch gedankenscharfer Antithesen, die Neigung zum Allegorischen und Symbolischen, zum Wort- und Bilderwitz — kurz ein Uebermaß dichterischer Eigenschaften ist der Hauptfehler der Grün'schen Lyrik. Nichtsdestoweniger hat Grün mit größerer Kraft und Wirkung als Uhland und die schwäbischen Sänger die Ideen und Forderungen seiner Zeit in der Lyrik zum ergreifenden Ausdrucke, zur Geltung gebracht. Dies hohe Verdienst, diesen Ruhm kann keine Kritik dem Dichter rauben, was auch einzelne prosaische und oberflächlich neigende Geister an ihm zu tadeln haben mögen. Einer unserer ersten poetischen Kritiker der Gegenwart sagt dagegen treffend: Daß die Sprache Grün's manchmal uncorrect scheint, das beruht meist nur „auf der Auslassung einzelner Verbindungslieder, welche von der Phantasie willig ergänzt werden, während der mäkelnbe Verstand ihren Mangel als einen Fehler triumphirend nachweist.“ Und so möchten wir zum Sinnbilde der Grün'schen Lyrik wählen: ein von Alpenrosen umwundenes deutsches Schwert.“ —

Schließlich nimmt Schagmayr des Dichters Heimat, Deutsch-Oesterreich, gegen die in Nord-Deutschland herrschenden Vorurtheile in Schutz. „Das österreichisch-deutsche Alpenland“, sagt er, „ist die Heimat Walthers von der Vogelweide, unseres größten deutschvaterländischen Dichters im Mittelalter, die Heimat der Nibelungengesänge, unseres größten deutschen Volksepos, und vieler edeln Minnesänger und kirchlicher, lehrhafter und Schwankehdichter, die Heimat der ältesten Geschichtschreiber in deutscher Sprache, eines Ottokar von Hermet. u. a. — die Heimat eines Mozart, Haydn, Franz Schubert und anderer großer deutscher Tonkünstler; sie ist, nebst Schwaben und Baiern der classische Boden der ersten Blüte unserer deutschen Dichtung und Geschichtschreibung, der classische Boden der höchsten deutschen Bildung im Mittelalter.“

Meteorologisches.

Witterung im April 1867.

Zu Anfang des vergangenen Monats blieb in Europa die zu Ende des vorigen aufgetretene Kälte noch einige Zeit vorherrschend, im äußersten Norden mit ungewöhnlicher Strenge. Noch am 6. waren in Haparanda — 15·4, in Helsingfors — 9·3, am 7. in Haparanda — 14·9, in Petersburg — 8·8. In Kärnten erreichte das Minimum der Temperatur am 2. meist nur — 2 oder 3° (in Luggau

— 4,4, am Hochobir, wo bis am 16. die Temperatur unter 0° blieb, — 9,5). Vom 7. an begann es und blieb den ganzen Monat sehr stürmisch. Zu der Nord- und Ostsee folgte ein Sturm den andern, in Oesterreich dergleichen mit Regengüssen und Ueberschwemmungen. Bei uns waren bei fortdauernden westlichen Stürmen die Niederschläge spärlich, obwohl es schon am 9. und wieder am 21. zu Gewittern kam, nur in Raib l war das am 21. von starkem Regen (2,6 Zoll) begleitet. In den meisten Stationen wehten andauernd starke Winde, die an mehreren Tagen ihre Stärke bis zum Sturme steigerten, so in Hausdorf am 9., 18. und am Hochobir am 1., 5., 8., 12., 15., 18. u. s. w.

Die Anomalien der Witterung sind aus nachstehenden Durchschnitten für Klagenfurt im Vergleiche mit den eingeschlossenen normalen zu ersehen. Es war der Luftdruck 318,6 (319,0), Luftwärme + 8,2 (7,0), Feuchtigkeit 69 (75), Niederschlag 2,3" (2,7"). Wärmer war der April nur in 10 der letzten 55 Jahren: 1862 (9,2), 1856 (8,9), 1843 (8,8), 1834 (8,9) u. s. w.

Die Vegetationserscheinungen traten ziemlich normal auf, am 10. begannen Pflirsche, am 22. Kirichen, am 28. Kefel, am 29. der Flieder zu blühen, und am 30sten war die erste Kernähre zu sehen.

Mittheilungen aus dem Geschichtsvereine.

Aufäufe:

Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Mit Benützung des Nachlasses von G. F. Beneke, ausgearbeitet von W. Müller und Fried. Zarnke. II. Band, 2. Abtheilung. Allgemeine Encyclopädie von Ersch und Gruber. 83. und 84. Band. (Urie-henland.)

Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerel und Malerei. Von Ernst Förster. 259. bis 264. Lieferung.

Die schönsten Sagen des classischen Alterthums. Nach seinen Dichtern und Erzählern. Von Gustav Schwab. 2. Theil.

Die soll man Urkunden editiren? — Ein Versuch vom Dr. K. G. Freiherrn Roth v. Schreckenstein.

Ungarische Landtags-Medaille vom J. 1861, in Bronze.

Ungarische Landtags-Medaille vom J. 1865, in Neusilber.

Medaille in Neusilber auf die Enthüllung des Prinz Eugen-Denkmales in Wien 1865.

Einhardi Vita Caroli Magni. In usum scholarum ex monumentis Germaniae historicis recudi fecit G. H. Pertz. 1863.

Vita Heinrich IV. imperatoris ex Recensione Wattenbachii. Ex monumentis Germaniae historicis recudi fecit G. H. Pertz. 1855.

Geschenke:

Vom Herrn Valentin Kuster, pensionirter Pfarrer zu Bleiburg: 21 Original-Urkunden auf Pergament und 2 Urkunden auf Papier (1 aus dem 14., 4 aus dem 15., 8 aus dem 16., 5 aus dem 17., 3 aus dem 18. und 2 aus dem 19. Jahrhunderte).

Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz: Neues lausitzisches Magazin. 43. Band, 2. Doppelheft. 1867.

Vom Vereine für Landeskunde von Nieder-Oesterreich in Wien: Blätter für Landeskunde von Nieder-Oesterreich. II. Jahrgang. 1866.

Vom historischen Vereine für Steiermark in Graz: a. Mittheilungen 14. Heft. — b. Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. 3. Jahrgang.

Vom Vereine für Hamburgische Geschichte in Hamburg: Zeitschrift des Vereines. Neue Folge. 2. Band. 4. Heft.

Vom Vereine für mecklenburgische Geschichte und Alterthums-Kunde in Schwerin: a. Jahrbücher und Jahresbericht des Vereines. 31. Jahrgang. b. Register zu den ersten dreißig Jahrgängen der Jahrbücher und Jahresberichte.

Herausgegeben vom Geschichtsvereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ludwig Schleich. — Druck v. Ferd. v. Kleinmayr.

— Geschäftsführer Rudolf Verischinger in Klagenfurt.

Carinthia.

Nr. 6.

Juni

1867.

Ein guter Wik.

Aus den komischen Memoiren eines tragischen Schauspielers.

Von Friedrich Steinebach.

In einer nur zu bescheidenen Stube der Landeshauptstadt, welche einen mehr als unangenehmen Kältegrad aufweist, sitzt mit ziemlich starren Fingern und von der niederen Temperatur gerötheter Nase ein Mann in den besten Jahren und schreibt. Er scheint in das Buch, welches vor ihm liegt, nicht nur Worte, sondern auch einzelne Zahlen einzutragen, zieht unter dieselben schließlich einen Strich und addirt die ziemlich langen Zifferreihen. Nachdem er sich wiederholt überzeugt hat, daß kein Rechnungsfehler unterlaufen ist, lehnt er sich selbstzufrieden in den Ehnstuhl zurück, trommelt mit den Fingern auf den Tisch und versinkt schließlich in ein zum Theile ernstes, zum Theile doch wieder heiteres Nachsinnen, wie es der wechselnde Ausdruck in seinen Zügen beweist. Bemerkt aber der Mann im etwas fadenscheinigen Schlafrocke beim Nachdenken die Flucht der Zeit durchaus nicht, so wird dies gar bald der noch immer hübschen Frau zu lange, welche beim zweiten Fenster desselben Zimmers sitzt und mit wahrhaft aufopferndem Eifer seidene Tricots zum so und so vielen Male reparirt, welche den Gefespen der Vergänglichkeit zu verfallen drohen und dem Eigenthümer manche Blößen zu geben geeignet sind, die sich mit den Geboten des Anstandes durchaus nicht vertragen würden. Als sie mit ihrem Fliedwerke zu Ende kommt und der Gatte noch immer keine Reizung zeigt, das Schweigen zu brechen, steht sie auf, legt die Hand auf seine Schulter und sagt voll Herzlichkeit: „Nimm denn heute Deine Arbeit gar kein Ende oder bist Du stumm geworden? Es wird fast unheimlich in der Stube, so still ist's seit mehr als einer Stunde schon?“ — Die weiche, liebe Stimme, die sanften blauen Augen und die Nähe der trotz der allzu bescheidenen Kleidung doch so reizenden Frau machten den Träumer rasch sich

ermuntern. Er zieht das Weibchen zu sich heran, lächelt ihm vergnügt zu und entgegnet in bester Laune:

„Meine liebe Marie, kann's Dich denn wundern, wenn ich stumm bleibe? Bin ich doch gestern punkt $\frac{3}{4}$ 10 Uhr so grausam ermordet worden, als es nur möglich ist!“

„Zum wievielten Male, Anton?“

„Zum einhundert fünf und sechzigsten Male todt gestochen, fünfzehnmahl guillotiniert, dreißigmahl erschossen, verwundet hundert und einmal — sieh', hier steht es im Tagebuche treulich verzeichnet.“

„Nun, dann bist Du ja daran schon gewöhnt, und hast Dich d'rum nicht zu kümmern.“

„Zum Theile hast Du Recht, zum Theile aber greift eine tragische Rolle doch nachhaltig an, wenn sie mit wahrer Glut und Begeisterung gespielt wird, und wäre es zum zwanzigsten Male, daß man dieselbe spielt.“

„Zugegeben, weil Du es zu ernst nimmst mit Deiner Kunst; Manche schütteln dertlei ab, als wär's ein Kinderspiel.“

„Das sind eben nur Komödianten, denen es nicht ernst ist mit dem Theaterspiele.“

„Ich will Dir's auch nicht zum Vorwurfe machen, denn Du hast gestern den „Egmont“ wieder hinreißend gespielt und allgemein und das mit Recht gefallen. Aber sag' mir um des Himmels Willen: wie bist Du auf den Einfall gekommen, ein tragischer Schauspieler zu werden? Du, der im Leben die Heiterkeit selbst ist, dem der Schalk immer im Nacken sitzt, ein so frohes, lustiges Blut?“

„Verhältnisse bestimmen den Menschen, und der Mensch will leben, der leben will, braucht Geld, Geld habe ich aber nicht besessen, ein tragischer Held wurde gesucht: das Resultat gibt sich von selbst. Von inniger Liebe zum Theater angetrieben, habe ich das Elternhaus verlassen, agierte Rochus Pumpernickel und Genossen, daß sich die Leute schüttelten — da wird eines Tages unser erster Held krank, das Publicum harrt schon in Masse auf die Vorführung des damals so beliebt gewesenen „Sohn der Bildniß“; die Einnahme galt dem armen Erkrankten und war verloren, wenn keine Hilfe kam. Ich hatte die Rolle zum Vergnügen gelernt, trat für den Leidenden aus Mitleid ein, entschlossen, mich zu opfern, denn ans Gefallen dachte ich wahrhaftig nicht. Das Unverhoffte geschieht, ich erntete stürmischen Beifall, der edlere Funke war in mir gelegen, zur Flamme angefaßt und ich bin tragischer Held geblieben. Ich gestehe es Dir offen, ich habe es nie bereut, denn es befriediget

mich doch mehr, ja, es erhebt mich, das Publicum zu veredeln, zu be-
geistern, kleinlich scheint es mir dagegen, einen Poffenreißer abzugeben.“

„So weit, mein Lieber, hast Du richtig geurtheilt, aber — wenn nur Dein Lohn ein entsprechender wäre, wenn nur in der Welt mehr Sinn für das Ernste, Erhabene sein würde, wenn nur die Direction eine höhere Gage zahlen wollte, als es der Fall ist; Du leistest Großes und darfst dabei.“

Mit eins wurde Anton wieder ernst, sah in sein Tagebuch und sagte nicht ohne Bitterkeit:

„Ein und fünfzigmal Kaiser, acht und sechzigmal König, neun und neunzigmal Herzog, sieben und siebenzigmal Prinz, drei und zwanzigmal Millionär und fünfzigmal Banquier gewesen und aus allen meinen Reichen, aus allen feuerfesten Cassen, von allen Wechseln, mit denen ich großgethan habe — nichts gerettet, sitze in der kalten Stube und bin ein armer Teufel geblieben!! . . .“

Dem herzigen Weibchen scheint die ernste Wendung, die sie dem Gespräche gegeben hat, leid zu thun, sie streichelte die Wange des Mannes und meinte:

„Laß sein, es hat nichts zu bedeuten, wenn Du nicht nur lieb hast, wie ich Dich. Mögen Deine vornehmen Verwandten und ignoriren, mögen Lustigmacher und Spaschreißer reichere Einnahmen erzielen; wir haben noch immer gehabt, was unentbehrlich war, und das Uebrige wiegzt die Zufriedenheit in uns reichlich auf.“

Lächelnd küßte Anton sie auf die frischen Lippen und meinte mit einem Seufzer: „Daß wenig Sinn im Publicum für ernste Stücke ist, liegt wohl am Ernste der Zeit; wer trübe gestimmt im Leben ist, will im Theater erheitert sein; zudem war das Edlere niemals Gemeingut der Menge und wird es sobald nicht werden. Lassen wir das, es ist ein allzu ernstes Thema. Aber in mancher Hinsicht hat es auch schon mich im Stillen gekränkt, daß es uns so gar nicht gelingt, auf einen grünen Zweig zu kommen. So lange wir bei diesen kleinen Bühnen bleiben müssen, ist aus der Misère der Mittelmäßigkeit nicht herauszukommen. Gelänge es mir nur einmal, eine Summe zu ersparen, um mich für einen Monat frei zu machen, Urlaub zu nehmen, unsere Garderobe auf anständigen Fuß zu bringen und in die Residenz, wo ein großes Hoftheater ist, zu reisen — ich setze meinen Kopf zum Pfande, es würde mir gewiß gelingen, mich emporzuarbeiten. Aber ein armer Teufel, eine unscheinliche Person im abgetragenen Kleide, erreicht nichts auf dieser Welt, es wäre denn, daß das Glück einmal einen günstigen Augenblick

herbeiführen würde, auf diesen warten aber Hundert und kaum Einer erlebt ihn!"

"Sieh', darum heißt es auch: Jedermann ist seines Glückes Schmied, denn wenn das Warten zu lang wird, der soll dem Schicksal selbst nachhelfen. Auf ernste, tragische Weise will es Dir nicht gelingen, versuche es also einmal auf lustige Art: mach' einen guten Wis, und er trägt Dir gewiß mehr ein als Dein ganzes edles Streben, Deine Kunst und Deine Begeisterung."

"Wahrhaftig, Du sprichst es richtig aus!" lacht aufstehend Anton, indem er sich zum Ausgehen fertig macht, „die Welt will lachen, und wer ihr dazu Anlaß gibt, ist ihr Schooßkind. Der Lachende spendet großmüthig und gern, also versuchen wir es mit einem guten Wis. Der Einfall ist Gold werth, aber woher nehmen und nicht stehlen?"

„Ein lustiges Blut wie Du hat wohl die Quellen in sich selbst. Aber wohin eilst Du?"

„Fort, hinaus ins Freie, in die Luft, um einen guten Wis zu suchen. Du hast es so befohlen, und da ich unter dem Pantoffel stehe, wie alle Ehemänner, muß ich gehorchen."

„Pfui Anton, Du weißt es sehr wohl, daß ich mich schämen würde, einen Mann zu haben, der sich so erniedrigen könnte, und daß ich es für eine Verläugnung der Weiblichkeit halte, den Herrn spielen zu wollen. Mein Pantoffel hat Dich wohl nie gedrückt, und wenn Du nicht widerruffst, sollst Du mir nicht aus der Stube kommen."

„Holla, warum mit eins in Feuer und Flammen, Marie, es ist ja auch nur ein Wis: ich meine nur das Regiment der Liebe, die Herrschaft der Schönheit, welcher Jedermann freiwillig huldiget." Damit drückt er einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen. „Jetzt muß ich aber eilen, schon sind drei Viertel über Neun vorüber und um zehn Uhr ist Probe vom „Narziß" angesagt: eine Disciplinarstrafe wäre noch das Einzige, das mir fehlen würde. Ich, der gestern als Hochverräter hingegerichtet wurde, darf heute im „Narziß" als vollendeter Lump aufstehen, um der Welt Moral zu predigen. Das ist so Lauf der Theaterwelt."

„Und der Wis?"

„Der wird festgehalten, wie ich ihn finde."

„Aber ein guter?"

„Natürlich, denn schlechte braucht man nicht zu suchen, die laufen in Duzenden herum."

„Und wenn er gelingt?"

„So bekommst Du die Hälfte, denn der Gedanke ist von Dir, wie Alles, was schmachhaft ist, für die Männer nur von den Frauen kommt, seit dem Apfel der Eva im Paradies.“

In heiterster Laune schied Anton von Wohlbrück, in der Theaterwelt Hermann Wagner genannt, von seiner Frau Marie, geborne Sacken. Anton ist ein, wie die Damen sagen, schöner, interessanter Mann, groß, schlank, kräftig gebaut, mit sprechenden Zügen und reichem schwarzen Lockenhaare. Am Ende der Zwanziger Jahre stehend, sieht er auf ein ziemlich bewegtes Leben zurück, denn nach vollendeten Studien hat er aus Liebe zur Kunst das Vaterhaus verlassen, da es ihm nicht behagte, in dem Comptoir seines reichen Vaters, der Banquier in der Residenz ist, sich dem „Geschäfte“ zu widmen. In einer kleinen Stadt hat er auf seinen artistischen Kreuz- und Querzügen Marie, die alleinstehende Waise eines unbedeutenden Beamten, gefunden, lieben, achten und schätzen gelernt. Ein Jahr lang leben sie bereits in innigster Harmonie der Seelen, als es dem munteren Weibchen einfällt, von ihm einen guten Wiß zu verlangen.

In dem elegantesten und am zahlreichsten besuchten Kaffeehause der Stadt besteht ein Herren-Club, dem Jedermann angehört, der durch Geburt, Stellung oder Vermögensverhältnisse den Anspruch macht, zu den Honoratioren gezählt zu werden. Dieser Club hat ein paar Zimmer fast ausschließlich für sich reservirt und sucht seine Scherze, Lustbarkeiten und überhaupt alle Vorgänge in demselben möglichst mit dem Schleier des Geheimnisses zu umgeben. Man weiß es gar wohl, wie viel Reiz eben hierin für die profane Welt liegt und wie sehr das Mysteriöse geeignet ist, das Air des Vereines zu heben.

In diesem Club, welchem sehr viele Roués, alte Junggesellen und anderweitige Lebemänner angehören, scheint eines Tages ein erhöhtes Leben gekommen zu sein. Es summt und schwirrt durch die Räume, man lacht, debattirt und schreit durcheinander und es herrscht ein so eifriges Ab- und Zugehen, daß die ganze profane Welt des Kaffeehauses zum Forscher wird und jeden Marqueur auszuholen sucht, welcher die geweihten Räume verläßt. Indeß man kann nichts Gewisses erfahren, bis endlich auf Verlangen der Club-Mitglieder Ruhe eintritt, um den Präsidenten desselben zum Worte gelangen zu lassen. Der alte, im Geheimen sehr fidele, vor der Welt den Ehrbaren nicht übel spielende präsidentliche Junggeselle hält ein Zeitungsblatt in der Hand, anscheinend die Ursache all dieses Aufruhrs, und spricht mit Salbung und erhobener Stimme: „Meine Herren, hier haben wir eine ganz neue, ja die neueste Errun-

genschaft zu verzeichnen, eine Folge der gepriesenen Pressfreiheit. Die Aufhebung der Censur für Zeitungen hat auch die Inseratenfreiheit mit sich gebracht und dadurch treten gar seltsame Erscheinungen zu Tage: hier zum Beispiele bietet ein Vater seine Tochter öffentlich dem Publicum zur Heirat an, macht förmlich ein Geschäft daraus, was offenbar nicht zu den erfreulichen Zeichen der Zeit gehört. Ein derartiger Heiratsantrag in der Zeitung erscheint mir eine Profanation, eine Entwürdigung, die mich mit Entrüstung erfüllt.“

Diesen, mit gut studirtem Pathos gesprochenen Worten folgt eine lebhaftige Debatte für und gegen, was sich um so mehr bezieht, als der in Rede stehende der erste Heiratsantrag war, welchen jemals eine österreichische Zeitung zum Abdrucke gebracht hat.

Endlich legten sich die stürmischen Wogen der Conversation, die allgemeine Entrüstung scheint nicht so groß zu sein, daß man über den Frevel der Presse sofort zur Tages-, beziehungsweise Nachordnung übergehen wollte, im Gegentheile die allgemeine Stimme begehrte die Vorlesung des incriminirten Inserates, und der Präsident, einer der wahren „Bieder männer“, entsprach dem Rufe der Clubisten, indem er zu lesen begann:

„Ein Vater, welcher eine hübsche, siebzehnjährige Tochter, aber — seiner vielen Geschäfte wegen — keine näheren Bekanntschaften hat, wünscht seine Tochter zu verheiraten, da er seit dem vor Kurzem erfolgten Ableben seiner Frau nicht mehr in der Lage ist, das lebenslustige Mädchen entsprechend zu überwachen. Meine Tochter, welche einst meine Universalerin wird, bekommt eine Mitgift von 150.000 Gulden und es wird an dieselbe keine Bedingung geknüpft, als die, daß das junge Ehepaar stets in derselben Stadt mit mir leben muß; denn mein geliebtes, einziges Kind ganz zu entbehren, wäre mir zu schmerzlich. Der Bräutigam braucht weder Vermögen noch Adel noch eine angesehene Stellung nachzuweisen sondern nur ein geachteter Mann von Bildung zu sein, und hat sich bei meiner Tochter beliebt zu machen, denn ich will sie zu keiner Verbindung zwingen. Gegenanträge, womöglich unter Anschluß einer Photographie, wollen bis Ende dieses Monats gerichtet werden an: „Flora, poste restante, hier.“

Der Vorlesung dieses Inserates folgt eine gesteigerte Lebhaftigkeit; Clubisten wie Profane, welche die Stimme des Präsidenten belauscht haben, gerathen in Aufregung. Einige äußern sich wegwerfend, Andere setzen skeptische Zweifel in die Sache, wieder Andere sind entrüstet, beleidigt durch diese Kundmachung, Viele schweigen ganz und ziehen nur die Schulter, scheinen aber etwas nachdenklich geworden. Merkwürdig

ist es nur für den stillen Beobachter, wie Jedermann sich sofort darüber zu versichern sucht: in welchem Journale und von welchem Tage das Blatt ist, aus dem der Club-Präsident den Heiratsantrag vorgelesen hat. Kaum hat man sich versichert, daß das Localblatt von demselben Datum die gedachte Ankündigung enthält, so tritt die zweite Merkwürdigkeit ein: sowohl die Club-, wie die Nicht-Club-Besucher verlassen rasch nacheinander unter den verschiedensten Vorwänden und nach verschiedenen Richtungen das Kaffeehaus, sie scheinen es mit eilig zu haben.

Die größte Merkwürdigkeit zeigt sich sodann in der Expedition des Localanzeigers, denn es tritt dort ein sehr reges Leben ein, wie man es gar nicht gewohnt ist. Als bald gehen einzelne Herren durch die Gasse, in welcher diese Zeitung ausgegeben wird, blicken durch die Scheiben der Expeditionsthüre in das Innere des Locales und sobald sie keine bekannte Person daselbst sehen, tritt einer nach dem anderen — Jeder, wie er glaubt, unbemerkt — in das Gewölbe, kauft ein Exemplar des Blattes vom selben Tage und entfernt sich eilig nach Hause. Eine Stunde ist kaum vorüber, die Zeitungserpedienten schütteln verwundert die Häupter über diesen unerhörten Absatz und nicht ein einziges Exemplar ist mehr im Vorrathe, während sonst deren Hunderte liegen bleiben. Dennoch geht die Nachfrage fort, ja, sie steigert sich zusehends, und der rasch entschlossene übergläckliche Eigenthümer läßt arbeiten, daß den Leuten der Schweiß von der Stirne rinnt, um eine zweite und dritte Auflage improvisiren zu können. Es ist ein heißer Tag im Locale des Anzeigers, aber man wollte, er möchte rasch wiederkehren und jeder der Mitarbeiter des Blattes trug viele Tage lang das Haupt höher und stolzer als je, denn jeder einzelne meinte, sein Aufsatz allein habe den unerhörten Erfolg errungen. Niemand ahnte die Wahrheit; was keiner Geisteskraft, keinem noch so großen Talente gelungen war — — das „hatte ein Inserat gethan“. Wenige Tage nach der bewegten Clubszene im Kaffeehause sind vergangen und der Postbeamte desselben Ortes hält bereits ein ansehnliches Paquet Briefe in Händen mit „Flora, posts restants hier“ bezeichnet. Mit jedem Morgen steigt die Glut der diesfälligen Briefe zum Erstaunen, das Postgefälle prosperirt und der Beamte schlägt die Hände über den Kopf zusammen, solch ein Ereigniß war noch nie dagewesen, und er hielt ein ungelöstes Räthsel in den Händen. Merkwürdig war es dagegen, wie sorgsam die Gesellschaft in der ganzen Stadt das Inserat todtzuschweigen suchte, und wenn Jemand dennoch davon sprach, so geschah es nur, um mit lauerndem Ohre den Anderen auszuholen. Die Antwort fiel aber immer ablehnend, kurz und wegwerfend aus, als

wollte man Den bemitleiden, der von einer solchen Lappalie noch reden mochte. Das Geschlecht der Tartüffe, der falschen Wiedermänner scheint in dieser deutschen Stadt, wie in der Welt überhaupt, ein nach Hunderttausenden zählendes zu sein.

Mit dem Schluß des Monates ist für den Namen „Flora“ ein Briefvorrath im Postbureau aufgestapelt, der nach Pfunden gewogen werden kann, und als man denselben abzuholen kommt, hat der Herr, welcher sich als den legitimen Boten ausweist, eine kleine Reisetasche zum Zerplagen angefüllt mit dieser geheimnißvollen Correspondenz.

An demselben Tage lehrt Hermann Wagner aus der Theaterprobe mit einem vollgepfropften Portefeuille in der allerheitersten Laune heim, obwohl es ihm für denselben Abend bevorstand, als Don Carlos dem Großinquisitor übergeben zu werden, der an ihm — „das Seinige zu thun hatte“. Er herzte sein Weibchen, er sang und tanzte im Zimmer herum, wie es für einen Kronprinzen von Spanien niemals angemessen sein wird. Rasch leert er den Inhalt seiner nicht ministeriellen Tasche auf den Schreibtisch aus und lacht überlaut, denn was er in seinem Portefeuille mit nach Hause gebracht hat, sind zahllose große und kleine, dicke und dünne, auf Velin- und Kanzleipapier geschriebene Briefe. So seltsam übrigens dieser Inhalt sein mag, ist er doch nicht so wunderbar, als der so vieler ämtlicher, hohen, auf dem Lande wohnenden officiellen Persönlichkeiten angehörender Portefeuilles, welche — wie die böse Welt sagt — sie ist böse, diese Welt — aber sie hat nicht immer Unrecht — welche also statt Acten nur zu oft schmutzige Wäsche und andere zur Dekonomie des Hauses gehörige Artikel enthalten sollen.

Wagner's Portefeuille indeß enthielt nur Briefe und zugleich tritt ein Commis der städtischen Papierhandlung ein, welcher ein Rief seines Briefpapier abzugeben und dafür zehn Gulden in Empfang zu nehmen hat. Wagner betrachtet alles dies, als müßte es also und nicht anders sein, und singt leise vor sich hin, indem er Briefe liest, Photographien aus denselben nimmt und in dem Schubfache verwahrt und sich beeilt, einem jeden Schreiben sofort die entsprechende Antwort gegenüber zu legen. Bei manchen Zeilen lacht er hellauf, daß es ihn schüttelt, bei anderen scheinen mehr als cynische Worte ihn zu verletzen, oft wieder nickt er zustimmend, es scheint der Brief zartere Saiten anzuschlagen. Das Mittagessen wird kaum berührt, kein Wort dabei gesprochen, so sehr ist Wagner in Gedanken vertieft, und Nachmittags geht dieselbe Arbeit wie früher an, so daß es halb sieben Uhr schlägt, und Don Carlos steigt noch immer an den letzten seiner zahllosen Briefe. Rasch nimmt

er seine Antwortschreiben in sein Portefeuille zusammen, versperrt die erhaltenen Briefe im Schreibtische und eilt, die Schreiben im Vorbeigehen in den Postschalter zu werfen und sodann sich in seine Stiefmutter zu verlieben, mit Dosa zu schwärmen, mit Philipp dem Zweiten und Alba aufzubegehren und — zu sterben.

Wer diese ganze Sache aber nicht so harmlos nimmt und doch dieses Gebaren Wagner's den ganzen Tag über ansehen mußte, das ist die gute Marie; denn sie haben nur ein Zimmer in ihrer Wohnung, also kann Anton ihren Augen nichts verbergen, dagegen sprach er keine Silbe, also ahnte sie gar nicht den Grund seines seltsamen Benehmens.

Als er daher das Zimmer verlassen will, hält sie ihn am Arme zurück und sagt in gereiztem Tone: „Anton, wie lange soll es so fortgehen, Du sprichst kein Wort und hast Geheimnisse vor mir?“

Erstaunt sieht Wagner auf und bemerkt Thränen in ihren Augen, Thränen — von Eifersucht oder Kummer erpreßt, und beeilt sich zu sagen:

„Aber Marie, was ist Dir denn, Du siehst ja, daß ich heiter bin.“

„Oben diese Heiterkeit ist verlegend, sie hat etwas Forcirtes, Unnatürliches an sich: ich fordere meinen Antheil an Deiner Freude, wie an Deinem Schmerze.“

„Den sollst Du feinerzeit auch haben.“

„Feinerzeit — das ist zu lange — Du hast zahllose Briefe erhalten.“

„Das ist richtig.“

„Du hast sie beantwortet?“

„Das ist Schuldigkeit.“

„Von wem sind sie, was enthalten sie, welches Unheil bringen sie etwa ins Haus? Anton, mich verzehrt die Sorge, die Ungewißheit tödtet.“

„Mein Alles, mein Engel, mein liebes Weibchen,“ scherzte schmeichelnd Wagner, „wenn Du mich lieb hast, so laß mir mein Geheimniß, trockne Deine Thränen und glaube mir, es geht Alles vortrefflich, so wahr ich Dich jetzt und für immer liebe. Jetzt muß ich aber eilen, schon harret Domingo auf mich und beginnt seine Rede: „Die schönen Tage von Aranjuez sind vorüber“ . . . Adieu, Liebchen! für Carlos mögen sie vorbei sein, für uns — so hoff ich — sollen sie beginnen. Nimm das Wort eines spanischen Infanten zum Pfande dafür: der deutsche Hermann Wagner thut nichts Unrechtes mit seinem Portefeuille, er gehört ja nur Dir, er macht einen guten Wip.“

Damit raubt er ihr einen Kuß und stürmt die Treppe hinab; lächelnd sieht ihm Marie nach und spricht nachdenklich zu sich selbst: Wenn es nur kein schlechter Wiß wird, alle Welt will gute machen, wie selten gelingt es, das wissen die Theaterdirectoren am besten. Beruhiget kleidete sie sich an, um im Theater Zeuge zu sein von Don Carlos' Glück und Ende.

Zweimal im Laufe der nächsten Wochen wiederholte sich die Flut der Briefe an Flora zum Frommen des Postgefälles, zum Staunen der Postbeamten, zur Freude Wagner's, der eiligst eine gleiche Flut von Antworten folgen ließ, und zum Verdrusse seiner Frau, welche die Neugierde, wohl nicht ohne Grund, zu verzehren drohte. Abwechslung in diese Angelegenheit brachte endlich der Tag, an welchem die Einnahme Wagner's im Theater stattfinden sollte, welche ihm contractlich zugesichert war. Es war dies freilich im Monate Juni, welcher diesmal ungewöhnlich schönes und warmes Wetter brachte, daher das pecuniäre Ergebniß dieser Vorstellung kein besonders günstiges zu werden versprach. Aber Wagner besteht doch auf seinem Scheine, wozegen der Director ihn von dieser Idee abzubringen sucht und ihm eine kleine Abfindungssumme anbietet, denn es ist eben ein Ausstattungstück auf dem Repertoire, welches ungewöhnliche Zugkraft besitzt und dessen Darstellung der Chef nicht unterbrechen will. Den guten Ertrag einer Darstellung dieses Zugstückes, in welchem Wagner nicht beschäftigt ist, ihm zuzugestehen, dazu ist wieder der Director zu ökonomisch. Da Beide auf ihrem Sinne beharren, kommt es endlich zu einem Streite, so daß schließlich Wagner den Tag seines Benefice's doch für sich erobert, wozegen ihm der Director den Contract kündigt. Zum allgemeinen Staunen nimmt der Künstler beide Entscheidungen mit frohem Lächeln hin, es scheint eben dies zu sein, was er wünscht, und er geht daran, das Beneficestück zu wählen. Auch hier gab es Schwierigkeiten; Wohlthätigkeit für den Director hielt die meisten Mimen ab, die Mitwirkung dem Beneficianten zuzusagen, und schließlich ist Wagner gezwungen, ein Drama zu wählen, zu dessen Darstellung nur wenige Personen erforderlich sind.

„Die Ahnfrau“, von Franz Grillparzer, wird zum Benefice des Herrn Hermann Wagner am 26. Juni 184* gegeben, das steht schließlich fest, das verkünden die Zeitungen, das steht an den Straßenecken mit großen Buchstaben zu lesen. Alle Welt bemitleidete Wagner, denn bei 20 Grad R., bei warmer Sommerluft, im Schweiß seines Angesichtes ein Trauerspiel anhören, das Jedermann selbst recitiren konnte, das war zu viel für die profanen Städter, trotz ihrer Verehrung für den genialen

Dichter und sein Werk. Der Director sah mit Hohn auf den widerspänstigen Künstler, die Collegen spöttelten oder condolirten in voraus, selbst die gute Marie rang die Hände; heiter und lächelnd, als wäre er seines Triumphes durch die Macht der wahren Poesie gewiß, bleibt nur Wagner und sieht dem Abend mit frohem Muthe entgegen.

Es muß in dem in Rede stehenden Jahre etwas Absonderliches, Seltsames in der Luft gelegen sein, denn zu den erwähnten früheren Merkwürdigkeiten gesellt sich alsbald eine neue. Mit einm beginnt das Publicum in allen Schichten der Gesellschaft ein Interesse für „die Ahnfrau“ zu entwickeln, welche so oft schon vor leeren Sitzen gegeben worden war, ein glänzendes Zeugniß wahrer Bildung und poetischen Verständnisses. Verschiedene Herren machen plötzlich Propaganda für Wagner's Benefice, indem sie sich „für ihren Theil“ für verpflichtet erklärten, die Poesie zu stützen, das Talent zu fördern, dem Kunstsinne Opfer zu bringen. Sobald von einigen einflussreichen Herren diese Saite angeschlagen war, hallte sie ganz von selbst nach, und wie es schon in der „großen Welt“ und bei Leuten, die sich dazu rechnen, zu gehen pflegt: man gerieth in Eifer, Aufregung und Theilnahme für das Benefice, einzig und allein, weil es Mode zu sein schien und man daher — auch dabei gewesen sein mußte. Was Viele aus etwa eigenen geheimen Motiven thaten, übten Andere — ohne zu wissen weshalb — gaben sich den Anschein, Alles zu durchblicken, und handelten doch nur aus — — Nachahmungstrieb, wie es sonst das vielköpfige Ungeheuer „Publicum“ zu halten pflegt. Der Erfolg war ein neues Mirakel: bald kaum der Cassier den Anforderungen der Leute nicht genügen, welche das Locale bestürmen, um Sitze zur „Ahnfrau“ zu erobern. Mit jeder Stunde steigt der Paroxismus des Publicums, Ungeheuerlichkeiten kommen in Umlauf: manche Herren sollen für gewisse Sitze, gewisse Logen den fünffachen Betrag des gewöhnlichen Preises erlegt haben und am Tage der Aufführung werden Jene bemitleidet, welche kein Billet erobert haben; es ist, als könnte man in dieser Stadt den Abend ohne „Ahnfrau“ gar nicht überleben.

Vor der Eröffnung des Theaters drängt sich stundenlang eine hartende Menge, um Parterre und Galerien zu stürmen, und dem Director — „steht der Verstand still“ — was bei manchen zu den Unmöglichkeiten gehören soll. — Alle Welt staunt, harrt der Dinge, die da kommen sollen, und selbst Marie, Wagner's Frau, steht vor einem Räthsel, das Anton zu lösen nicht geneigt scheint. So oft sie ihn fragt, lächelt er und küßt sie, bleibt aber verschlossen, unbarmherzig mit ihrer

Neugierde, wie es sich für ein echtes Räuberherz ziemt, er ist ganz und gar „Zaromir“ und will heute sein Bestes bieten — seltsamer Weise muß er aber daheim beim Ueberholen der tragischsten Stellen oft unwillkürlich lachen, daß ihm die Thränen in die Augen treten, und Marie um seinen klaren Verstand zu bangen beginnt.

Schon ist es vier Uhr Nachmittag, Wagner befindet sich eben in dem Zimmer neben der Theatercasse und der Cassier hadert mit ihm, denn Anton hat für seine Frau nur einen Sitz im Parterre behalten, trägt aber das Logenbillet für Nummer 4 im ersten Stocke bei sich und will es um keinen Preis verkaufen, obwohl schon ein schönes Sümmlen dafür geboten worden war. Diese Laune mißfällt dem praktischen Cassier und er will eben seinem Unwillen Worte leihen, als ein alter Herr mit einem reizenden fünfzehnjährigen Mädchen in das Cassezimmer eintritt. Er scheint sehr reich und vornehm zu sein, begehrt Sipe oder eine Loge und ist unwillig, als er hört, daß alle Karten bereits vergriffen sind. Noch mehr aber lamentirt seine Tochter, sie schwärmt für die „Ahnfrau“, zudem ist die Zeit nicht mehr geeignet, den Abend anderwärts auf unterhaltliche Art zuzubringen; Vater und Tochter sind für Spaziergänge zu ermüdet von der Reise und verweilen nur diesen Tag in der Stadt. Als das bildschöne Kind also seinem Anmuthe die Zügel freiläßt, meint der Cassier, er wolle es versuchen, etwa doch eine Loge zu beschaffen, denn er dachte dabei an Wagner im Nebenzimmer, und der Fremde bot eine hohe Summe, um den Wunsch seines Lieblinge zu erfüllen. Wartend setzen sich die Fremden auf das Sopha, indeß der Mann des Theaters in die Nebenstube tritt, um mit dem Beneficianten zu unterhandeln.

Der Tag der Wunder ist aber unerschöpflich an Merkwürdigkeiten: Wagner hat durch das Fenster, welches den oberen Theil der in die Casse führenden Thüre einnimmt und mittels eines Vorhanges verdeckt ist, in das andere Gemach geblickt. Die Stimme des Herrn, die Sprache der Tochter, welche um die „Ahnfrau“ jammert, erregen seine Aufmerksamkeit, er schiebt den Vorhang ganz weg zur Seite, beginnt zu zittern, seine Züge röthen sich und als der Cassier eintritt, drückt Wagner ihm das Logenbillet in die Hand mit den leise geflüsterten Worten: „Geben Sie die Karte dem Fremden, aber nehmen Sie um keinen Preis einen Kreuzer mehr als den gewöhnlichen Betrag. Eilig entfernt sich Wagner durch die entgegengesetzte Thüre und der Cassier sieht ihm staunend nach: erst wollte er diese Loge ganz behalten und nun will er sie nahezu verschenken?! Befriediget sind Vater und Tochter durch die errungene Karte,

Wagner aber ist längst nach Hause geeilt und ruft nichts als: „Heute oder nie!“ Dann liest er seine Rolle mit solchem Eifer nochmal durch, als gäbe es keinen Souffleur, den Rettungsanker der Schauspielkunst.

Der wichtige Abend hat begonnen, das Theater ist der Mittelpunkt, dem Alles zuströmt, der Kronleuchter verbreitet Tageshelle, im Orchester werden die Instrumente bereits — zum besonderen Ohrenschmause — gestimmt, laute Conversation belebt die Scene. Rasch füllen sich auch die Logen, das ganze Theater ist in allen Räumen, wie die beliebte Phrase lautet, „zum Brechen voll“ und die gewähltesten Toiletten sind zu erblicken. Namentlich sind die Herren mit ausnehmender Sorgfalt gekleidet, manche Haare scheinen durch kosmetische Mittel aufgefrischt, ja selbst im Verdachte der Schminke steht ab und zu ein alter Garçon. Der schwarze Frack herrscht vor, Brillantnadeln und gewichtige Uhrketten sind in der Majorität, kurz das Haus hat etwas Feierliches, das Jedem erfreut und Keiner — begreift.

Schon gibt der Capellmeister das Zeichen zum Beginne der Ouverture, da kommt eine gewisse Unruhe in das Herrenpublicum, jeder sieht oft und öfter nach der Loge Nummer 4 im ersten Stocke, welche noch immer leer steht, und jeder gibt sich das Ansehen, als wären seine Blicke in eine ganz andere Richtung gewendet. Endlich öffnet sich auch die letzte Logenthüre, in Nummer 4 kommt der fremde Herr mit seiner Tochter, Beide in Reisekleidern, höchst elegant, aber einfach. Die schöne Anhängerin der „Ahnfrau“ trägt ihr schwarzes Haar einfach geschaitelt und schmucklos, wie überhaupt ihr ganzes Wesen anspruchslos und doch entzückend lieblich ist.

Vater und Tochter kümmern sich um die ihnen unbekanntem Leute im Theater gar nicht und scheinen nur gekommen zu sein, um Grillparzer's reizendes Jugendwerk, viel geliebt und viel verlästert, anzustaunen und in der Musik dieser Verse zu schwelgen.

Ganz im Gegentheile aber sind Vater und Tochter, sogleich wie sie sich setzen, einzig und ausschließend der Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung. Alle Blicke, alle Lognetten, alle Perspective sind nur auf sie gerichtet, ihre Anwesenheit erregt Unruhe und Aufsehen im Hause, was die Fremden auf die Reugierde der Provinzstädter schieben und sich nicht weiter darum sorgen. Aber die Herren fixiren die Loge Nummer 4 mit nahezu lästiger Consequenz, suchen sich thünlichst bemerkbar zu machen, scheinen aber schließlich doch nicht recht befriediget und beruhiget, denn so manche Physiognomie wird trübe und zieht sich sehr in die Länge.

Im ganzen Zuscherraume ist nur ein Sitz noch leer, derselbe gehört der Frau des Beneficianten an, welche den Gatten auf die Bühne begleitet hat und eben im Kreise seiner Kunstgenossen beglückwünscht und geschmeichelt, bis zum Anfange des Stückes verweilt.

Wagner hat ja eine unerhörte Einnahme gemacht, davon konnte wohl für manchen freundlichen Collegen etwas abfallen und — der Egoismus zieht vor wie hinter dem Vorhange gar rasch die Gesichter in die seltsamsten Fragen.

Als eben die Musik dem Ende nahe ist, eilt Wagner als Saramir gekleidet auf die Bühne, grüßt obenhin die Genossen und tritt mit Marie zum Loche, welches jede Courtine aufweist, ähnlich dem einen Auge des Vulcan. In freudigster Aufregung deutet er seinem durchblickenden Weibchen nach dem überfüllten Hause und nach der Loge 4 im ersten Stocke. Marie schlägt die Hände staunend zusammen und ruft: „Dieses volle Haus und in der Loge: vier — das ist ja“ — „Ein guter Witz!“ fällt Wagner ein; das Zeichen wird gegeben im selben Augenblicke, Alle verlassen die Bühne, nur Borotin und Bertha nicht, denn der Vorhang rauscht hinauf und „die Ahnfrau“ beginnt.

Wagner gibt sein Bestes, er spielt mit wahrer Begeisterung und hinreißendem Feuer, so daß das anfangs unruhige Publicum aufmerksam und hingerissen wird, oft und öfter Beifall spendet, in welchen auch schließlich Vater und Tochter in Nummer 4 einstimmen, auf welche Wagner's Erscheinen ganz besonderen Eindruck gemacht hat.

Die fünf Acte sind abgespielt, der Beneficiant ist wiederholt gerufen worden, der Zuscherraum wird leer, die Bühne verödet, das Scheinleben hat für heute sein Ende erreicht. Marie sitzt zu Hause, trägt bereits das frugale Abendmahl in der schlichten Stube auf, endlich kommt auch Anton singend heim, umarmt und küßt sie in ausgelassenster Weise, legt die Einnahme des Abends, bei neunhundert Gulden, auf den Tisch und ruft, das Geld in zwei gleiche Theile theilend: „Da, mein Alles, ist Dein Antheil, Du hast den guten Witz veranlaßt, ich habe ihn ausgeführt, genieße die Früchte mit mir!“

„Gemeinsam bleibe, was wir gemeinsam haben oder entbehren,“ spricht Marie, das Geld ablehnend, „aber nun laß uns essen und dann löse mir endlich das Räthsel: was ging die ganze Zeit über vor, worin besteht Dein guter Witz?“

„Er ist einfach genug, wie das Ei des Columbus: auf die Schwächen der Menschen basirt. Von mir rührt das Inserat in dem Local Anzeiger her, welches so viel Sensation erregt hat. Zahllose Anträge kamen wie Du gesehen hast, und ich besitze eine ebenso reiche, als originelle Auto-

graphen- wie Portrait-Sammlung. Ich beantwortete in der Rolle des Vaters diese Schreiben, eingehend in den Ton eines jeden Briefschreibers, zog die Sache in mysteriöser Weise hin und her und theilte schließlich jedem stillen Adbeter mit, daß meiner Ansicht nach vor Allem es nothwendig erscheine, die Bewerber möchten die so heiß beehrte Schöne, ohne daß sie es ahne, und doch wieder an einem Orte sehen, an welchem sie arglos länger verweilen und länger beobachtet werden konnte. Am passendsten, schrieb ich, scheine mir das Theater hierzu und am 26. Juni dieses Jahres sollte die so sehr umworbene Schöne in der Loge vier im ersten Stock ganz in Schwarz mit einer rothen Camelle im Haare und an der Brust erscheinen. Wie freiwillig und vollzählig man auf meinen Wiß eingegangen ist, das hast Du gesehen: Der Redacteur des Localblattes hat Geld verdient, der Papierhändler hat prosperirt, die Postanstalt hat gute Einnahmen erzielt und unser Wunsch, unsere Hoffnung ist erfüllt; ich bin frei meines Landes, Contract genannt, unsere Noth hat ein Ende, wir reisen morgen in die Residenz und ich werde gewiß ein Engagement am Hoftheater finden, all das ist erreicht, ohne daß irgend Jemandem weh oder Unrecht geschehen wäre und ist geholfen, somit ist es gewiß ein guter Wiß!"

In der heitersten Stimmung scherzt das junge Ehepaar, und sitzt in der schlichten Stube bei dem flackernden Flämmchen der Lampe, als wären Beide in einem prachtvollen Palast von Luxus und Ueberfluß umgeben. Sie waren ja fröhlich gestimmt und das heiter angeregte Gemüth ist der wohlfeilste Baumeister, es braucht nur den geringsten Anlaß und es erbaut die herrlichsten Luftschlöffer, welche den Vortheil haben, nichts zu kosten. Freilich hastet ihnen die Untugend an, leicht zusammen zu stürzen, doch dies ist oft genug auch gar kostbaren Bauten passirt.

Mit eins wurde Marie etwas ernster und sagte:

„Wie war's aber mit der Loge Nummer vier? War wirklich Dein Vater und Deine Schwester in derselben?“ — „Allerdings und das danken wir dem Zufall, der bisweilen im Leben ausnehmend günstig ist, und wenn man ihn rasch beim Schopfe ergreift, unser Schicksal wendet — gute Wiße unterstützt. Anfangs wollte ich Nummer vier leer lassen, um Niemand in Verlegenheit zu bringen, und behielt das Billet bei mir. Nachmittags hörte ich, ungesehen von Vater und Schwester, Beide in dem Cassenzimmer um eine Karte fragen und es beklagen, daß sie den einen Abend nicht im Theater zubringen konnten, welchen sie hier auf der Durchreise verlebten. Da meinte ich denn, daß diese hier ganz unbekannt, alsbald wieder sich für immer entfernenden Verwandten nichts

zu besorgen hätten, wenn sie auch in der vor mir so allgemein bezeichnetenloge erschienen und ich gab die Karte hin. Beide ahnten nicht, daß sie mich als Zaromir sehen sollten, denn ich hielt es stets geheim, wo und unter welchem Namen ich mich beim Theater aufhielt, und mein Herz schlug lauter bei der leisen Hoffnung, daß mein Spiel, meine Kunst, wofern sie eine wahre ist, meinen Vater erweichen, mit mir versöhnen könnte. Obwohl ich es nicht bereue, daß ich den verhängnißvollen Schritt gewagt habe, brennt die Wunde doch bisweilen, welche damals mein Herz getroffen hat."

"Auch ich fühle so wie Du, wenn ich auch nie darüber sprach, die Kindesliebe ist — kein leerer Wahn." So wie früher lustige Pläne vor ihren Augen standen, baute nun rasch die Phantasie gar herzinnige, gemüthvolle Luftschlösser auf und schweigend saßen sie sich gegenüber, als Schritte auf der Treppe vernehmbar werden. Kurz darnach wird von einer kräftigen Hand an die Thür gepocht, die Eheleute erwachen aus ihren Träumen und auf Antons Einladung einzutreten: steht sein Vater mit der reizenden Schwester und dem Theater-Director auf der Schwelle. Mit einem Schrei des Entzückens stürzt Anton in die Arme des lang entbehrten alten Mannes, herzt und küßt die Schwester, — der, wie ihm, die Freudentränen in den Augen stehen, und auch Marie wird freundlich begrüßt. Es herrscht einige Zeit lang ein dumpfes Schweigen Niemand findet das rechte Wort: Das höchste Entzücken ist stumm. In- des löste sich dieses Räthsel auf die erfreulichste Weise: Wagner's eminentes Spiel hat die Schwester entzückt, gerührt, hingerissen, auch der Vater konnte der Macht wahrer Kunst nicht widerstreben und sobald der erste Eindruck überwunden war, — nachdem er in Wagner seinen Sohn erkannt hatte, — schmolz die Eiskrinde, welche sein an sich gutes, nur nicht ganz vorurtheilsfreies Herz umgab. Diese weiche Gemüthsstimmung benützte rasch das Mädchen, stürmte die väterliche Selbstständigkeit energisch und ruhte nicht, bis der Banquier beschloß, beim Theater-Director Antons Wohnung zu erfragen. Dem reichen Manne gegenüber war der Chef des Kunsttempels höchst geschmeidig, hoffte an dessen Seite den goldenen Vogel „Wagner“, welchen er heute erst richtig schäpen gelernt hatte, wieder in sein Netz zu locken, und war bereitwillig, selbst den Wegweiser zu machen.

In neu gewonnener, deshalb eben doppelt süßer Eintracht blieben nun die wieder gefundenen Verwandten beisammen und dieses Glück war wohl eine der süßesten Früchte von Wagner's gutem Wip. Vereint mit Vater und Schwester wollten Anton und Marie in die Stadt reisen

und selbst der alte Geldmensch zweifelte nicht, daß Wagner's Kunst, wohl auch gefördert durch des Vaters Ansehen, ihm eine hervorragende Stelle in der Residenz am Hoftheater erringen werde. Verloren hatte dabei nur der lebenswürdige Theater-Director, welcher es unbesonnener Weise nicht unterlassen hatte, seinen Uebermuth, seine Habsucht und slavenhälterischen Manieren gegen den „armen Teufel“ Wagner in Anwendung zu bringen. Zur Strafe war er selbst in die Grube gefallen, denn der „Schüpling des Glückes“ Wagner wollte von ihm nichts mehr wissen und daß ein solches Subject bestraft wurde, war eine neuerliche, sehr schätzenswerthe Wirkung des oftgedachten guten Wipes.

Für ein paar Tage blieben die Wiedervereinten noch in derselben Stadt und man lachte nicht wenig über die seltsamen Wirkungen des Benefices an den enttäuschten Biedermännern, welche auf die Hand der schönen Inzeratenbraut speculirt hatten.

Natürlich wurde in — wie außer dem Club dieses Ereignisses nie mehr gedacht und Jedermann betheuerte, in dem Theater an den Heiratsantrag gar nicht gedacht zu haben.

Da die in schwarz gekleidete Dame mit den rothen Camelien gar nicht erschienen war, ahnte wohl Jeder, daß er dupirt worden sein mußte, aber eben das mußte maskirt werden, denn dazu hielt sich alle Welt ja viel zu klug und weise.

Das Heirats-Inzerat sollte überdieß noch eine — nicht beabsichtigte — äußerst erfreuliche Nachwirkung haben, welche sich in der Person eines jungen Kaufmannes aus Frankfurt am Main beim Banquier Wohlbrück präsentirte, als er im Begriffe war, mit den Seinigen den Gasthof zu verlassen. Der junge Kaufmann hatte nämlich, zeitweise bei Handelsfreunden in dieser Stadt verweilend, des Scherzes halber den ominösen Theaterabend mitgemacht, war in einer Loge erschienen, welche der vielbewunderten Nummer Vier gegenüber liegt, und während er zum Scherze da hinüber sah, wo die vermeintliche Braut gesucht wurde, hatte ihn Gott Amor in volstem Ernste mitten in das Herz getroffen. Das liebe, reizende Mädchen Iduna von Wohlbrück hatte ihn durch ihr anspruchsloses und doch so feines Benehmen unwillkürlich gefesselt und er suchte beim Vater sofort die Erlaubniß nach, seine Tochter in der Residenz besuchen zu dürfen, um sie näher kennen zu lernen und wo möglich ihre Gegenliebe zu erringen. Die Erlaubniß wurde ertheilt, Iduna von Wohlbrück war binnen Jahresfrist die überglückliche Frau des geachteten Kaufmanns Robert Dorn und ihre beiderseitige Zufriedenheit war wohl mehr als ein guter Witz, wenn gleich eine mittelbare Folge eines solchen Scherzes.

Betrübt sahen die Schauspieler, daß Wagner sie verließ, am betrübtesten war aber der arme, alte Theaterdiener mit einer kranken Frau und fünf unverzorgten Kindern, welchen Anton's gutes Herz bisweilen unterstützt hatte, und der Marie seinen gnadenreichen Engel nannte.

Wie so der gebeugte Arme vor Anton steht, kommt dem lustigen tragischen Helden eine heitere Idee und er sagt: „Seid nicht so betrübt, Alter, ich will Euch eine Brieffammlung zurücklassen, welche Euch der drückenden Noth entheben und viel Geld einbringen soll.“ Rasch darnach sitzt Wagner daheim, legt die durch den Heiratsantrag in seine Hände gekommene kostbare Autographen- und Portrait-Sammlung vor sich hin, versieht jedes einzelne Stück derselben mit einem neuen Couvert, siegelt dasselbe und schreibt dieselbe Chiffre oder dasselbe Pseudonym auf dasselbe, welches der betreffende Anbeter gebraucht hatte.

Als alles dies besorgt war, überliefert er diesen Schatz dem Theaterdiener gegen das Versprechen, keines dieser Schreiben öffnen zu wollen, dagegen jedes unverweilt demjenigen Individuum gegen eine beliebige Entschädigung für seine Mühe auszufolgen, welches die entsprechende Chiffre oder das passende Pseudonym angeben kann und die Rückgabe des so bezeichneten Briefes begehrt. Mit seinem Ehrenworte verbürgt der Alte die Erfüllung dieses Verlangens, und Anton, welchem es unehrenhaft geschienen, von diesen im Vertrauen geschriebenen Briefen einen Mißbrauch zu machen, hatte hierdurch seiner Gewissenspflicht genügt.

Um jedoch diese interessante Sammlung nutzbar zu machen, und eine harmlose Lehre den zahlreichen Anglern nach dem Köder von 150.000 fl. zu geben, erschien im Localanzeiger für den nächsten Tag das nachstehende neuerliche Inserat:

„Der zärtliche Vater, welcher mittels des Inserates vom 10. Mai „L. Z. in diesem Lokal-Anzeiger einen Gatten für seine geliebte Tochter „gesucht hat, erreichte dieses Ziel bereits auf das Glänzendste. Sollten „daher jene Herren, welche aus diesem Anlasse mit ihm in schriftliche Ver- „bindung getreten sind, den Wunsch hegen, ihre sehr schätzbaren Autographen „und Portraits zurückzuerhalten, so wollen sich dieselben bis zum Ende „dieses Monats unter Angabe der Chiffre oder des Pseudonyms persön- „lich oder durch Stellvertreter wenden: Stadt, Frauenlobgasse Nummer 10 „in der Dachstube. Der Bewohner dieser Localität hat die Rückgabe „aus besonderer Gefälligkeit übernommen.“

Sobald das Blatt mit dieser Annonce öffentlich auflag, wurde abermals eine bedeutende Bewegung in und außer dem Club bemerkbar. Vor Allem erregte die Stelle: „Der Vater hat sein Ziel glänzend erreicht“

die allgemeinste Aufmerksamkeit und viele Seufzer. „Wer war der Glückliche, wie ist es ihm gelungen, dieses Goldkind heimzuführen?“ so lautete die stille Frage, welche alle Herzen bewegte und Bitterkeit über das eigene Mißgeschick zog ein in die enttäuschten Herzen. Skeptiker waren nur Wenige, welche es ahnten, daß die ganze Angelegenheit nur ein Scherz sein mochte, und daß die vorstehende Mittheilung etwa der zweite Theil davon sein konnte. Entschieden wurde aber jedem spätern Heiratsantrage von vielen Seiten mit Mißtrauen begegnet, obwohl noch immer arglose Gemüther im Ueberflusse leben, welche es bewirken, daß noch dermal solche Inserate große Erfolge erzielen.

Allgemein war aber der Entschluß, obwohl er nicht laut ausgesprochen wurde, die Briefe zurückzuholen, und binnen kurzer Zeit erschienen so viele und verschiedene Boten bei dem armen Theaterdiener, daß er den Tag über und bis spät in die Nacht nicht zur Ruhe kam. Nach einer Woche schon war kein Schreiben mehr in seinen Händen, dagegen barg sein Tisch eine ansehnliche Summe, welche ihm die Rückstellung der Briefe eingetragen hatte, denn Jeder gab für seine Mühe eine Entschädigung, Manche sogar opferten freiwillig eine größere Banknote, wenn sie die Armuth des alten Mannes sahen. Mit verklärtem Lächeln dankt der Theaterdiener dem lustigen Tragöden, der durch einen unschädlichen Scherz die Thränen der Noth getrocknet hat, und das ist ohne Zweifel — der beste Witz.



Gedichte.

B a r a.

Trommeln wirbeln, Ketten klirren
Wiederhallend in den schmalen
Gassen, und die Blicke irren
Suchend auf dem Strand', dem kahlen

Trostlos spähen sie nach Blumen,
Nach dem kühlen Waldeschatten;
Seewärts seh'n sie Wogen schäumen,
Nollen, brechen — dann ermatten.

Endlos, endlos auf dem Meere,
 Wenn es ruhig scheint zu rasten,
 Dehnt sich wüstengleich die Leere,
 Keine Flaggen, keine Masten!

Die und da durchfurcht nur leise
 Eine Bark' den Wasserpiegel,
 Und die Möve fliegt nach Speise
 Ab und zu mit schnellem Flügel.

Dennoch sah' ich gern die Binnen
 Deiner Bälle und Casernen;
 Einmal nur noch möcht' ich drinnen
 Wasser trinken der Cisternen.

An dem unfruchtbaren, kahlen
 Uferande möcht' ich stehen,
 Einmal nur noch — Sonnenstrahlen
 Auf der Salzfluth glitzern sehen.

Max von Ziegler.

Bach und Blume.

Ein ungestümer Junge,
 Der Kraft und Muth erprobt;
 Kommt durch die Schlucht im Sprunge
 Der Alpenbach getobt.

Er kann sich nicht bezähmen,
 Von wilder Luft geschwellt,
 Gewohnt im Sturm zu nehmen,
 Was eben ihm gefällt.

Und siegreich wie sein Wille,
 War günstig ihm das Glück;
 Was wird er jezt so stille,
 Was zaudert er zurück? —

O steh', auf weissen Steine,
 Der Unschuld starkem Schild',
 Im Jugendmaien'scheine
 Welch' zartes Blumenbild!

Er staunt hinauf — zu Stane
 Wird ihm so sanft und lind:
 Du neig' dich mir in Minne
 Du reizend Felsenkind!

Sie aber hört's gelassen —
 Der Liebe Lust und Leid
 Vermag sie nicht zu fassen
 Die wunderholde Maid!

Und schenkt du nicht Erbarmen,
 O Spröde! meiner Qual —
 Auf meinen starken Armen
 Forttrag' ich dich zu Thal!

Dech lächelnd, ohne Bangen
 Blickt sie ihm ins Gesicht;
 Da sporn't ihn sein Verlangen,
 Er kündigt's länger nicht.

Er schäumt und braust und poitert,
 Er drängt und stürzt hinan,
 Von Ungeduld gefoxtert,
 Die Süße zu umfah'n.

Vergebens all' sein Ringen!
 Sie blüht zu hoch und rein —
 Und nieder muß er zwingen
 Beschämung, Born und Pein;

Und fort mit dumpfem Tosen! —
 Gebrochen ist die Kraft
 Im Kampf der hoffnungslosen
 Ohnmächt'gen Leidenschaft! —

Die schönsten Rosen nickten
 Ihm zu — es läßt ihn kalt —
 Er eilt mit düst'ren Blicken
 Vorbei ohn' Aufenthalt.

Die Sehnen seines Strebens
 Zerschnitt das scharfe Weh,
 Und müde seines Lebens
 Stürzt er sich in den See!

Ernst Raupcher.

Tiroler-Liedchen.

I.

Der Franzmann red't französisch,
Der Walsche red't walsch,
Mein Dienl ist deutsch zwar,
Doch redet's oft folsch.

Ich darf ihm nicht trauen,
Und schwört es — schon gar!
Doch gibt's mtr halt Buffeln,
Ja, dann ist es wahr!

II.

Als ich, wie der Kreisel sich
Dreht am Seidenfädchen,
Schwang im raschen Tanze mich
Hroh mit meinem Mädchen; —

Ehrie der Pfarrer jormentbrannt:
„Kerl, das ist kein Zweifel,
Zu der Hölle Hand in Hand
Fährst du mit dem Teufel!“

Ja, der Pfarrer hatte Recht,
Als er so geicholten,
Amor hat als Heide schlecht
Stets von je gegolten.

Und von einem Teufelein
Nuh metu Mädchen stammen,
Küht es mich, es schmeckt zwar fein,
Brennt jedoch wie Flammen!

Adolf Dichter

Deutsche Studien.

III. Die Teilsage.

(Fortsetzung.)

Der ewige Bund der Waldstätte ist am 1. August 1291 geschlossen und durch das Blut, das am Morgarten geflossen (1315), befestiget worden. Das ist geschichtlich sicher.

Im ganzen 14. Jahrhunderte thun nur die leſtlin angeführten zwei Chroniſten dieſer Begebenheiten Erwähnung, ohne mehr als die Schlacht ausführlich zu erzählen. Alle übrigen (und ihre Zahl iſt nicht gering) ſchweigen davon. Erſt 1420, alſo mehr als ein Jahrhundert nach der Schlacht am Morgarten, ſchrieb Konrad Juſtinger eine Berner Chronik, worin er auch der Schickſale der Nachbarcantone gedenkt. Juſtinger hatte ſich im Allgemeinen gut unterrichtet, hatte die Waldſtätte ſelbſt bereiſt, um Nachrichten zu erhalten, und ſeine Angaben ſtimmen meiſt mit den Urkunden und den Berichten der Zeitgenoſſen. Wo er abweicht, wie in der Zeitangabe, iſt der Irrthum wohl aus dem natürlichen Schwanken der mündlichen Ueberlieferung zu erklären. — Die heute noch vorhandenen Urkunden hat Juſtinger nicht gekannt. Er verſetzt den Beginn des Kampfes gegen das Haus Habsburg in das Jahr 1260 und meint, es habe derſelbe biß 1315 gedauert. — Als Urſache der Erhebung der Waldſtätte gibt Juſtinger an, daß die Herrſchaft und ihre Bögte und Amtleute in Schwyz und Unterwalden über die rechten Dienſte hinaus neue Rechte und neue Fünde geſucht, und daß ſich die Amtleute gegen fromme Leute, Weiber und Jungfrauen gar freventlich genommen hätten. Die erſte Angabe ſtimmt wohl mit den Urkunden, aber die zweite iſt neu und läßt auf einige am Vierwaldſtätter-See umgehende Traditionen ſchließen; ja, ſie iſt eine Andeutung deſſen, was heute von Tell und ſeinen Genoffen erzählt wird. Dieſe Traditionen können damals vom Volke bei weitem nicht ſo hoch gehalten worden ſein, wie jezt, ſonſt müßte Juſtinger ſie ausführlicher behandelt haben. — Haben ſolche Ueberlieferungen hiſtoriſchen Werth? — Der Bundesbrief von 1291 enthält nichts von ſolchen Beſchwerden, obwohl es ſehr nahe gelegen wäre, ſie da auszusprechen, und die Zeitgenoſſen erzählen nichts davon. — Darf man nun das, was hundert Jahre ſpäter im Volke geſagt wird, unbedingt glauben? Wer nur eine Ahnung davon hat, wie leicht eine mündliche Ueberlieferung Thatſachen entſtellt, durch Zuſätze vermehrt und ausſchmückt, wird mit Nein antworten. Die ſtrenge Wiſſenſchaft darf ſolche Zuſätze nicht anerkennen, ihr ſind ſie nur Producte des ſagenbildenden Volkſgeiſtes. Was war auch natürlicher, als daß die Bewohner der Urcantone das Thun ihrer Väter auf jede Weiſe zu rechtfertigen, ja als Nothwehr darzuſtellen ſuchten, was halb berechtigtes, halb unberechtigtes poliitiſches Streben war. — Auffallend iſt noch ein anderer Umſtand. Neuere Schriftſteller (ſeit dem vorigen Jahrhunderte) berufen ſich auf zwei Urkunden, die aus den Jahren 1387 und 1388 herrühren ſollen, um die wirkliche Exiſtenz des Tell zu beweifen. Beide ſind

„Landsgemeinde-Erkenntnisse“ von Uri. Die erste bestimmt, daß in Bürglen, wo das Haus ihres Landsmannes Wilhelm Tell steht, des ersten Wiederbringers der Freiheit, jährlich eine Predigt gehalten werden solle; die zweite besagt, daß 114 Personen in Uri eidlich ausgesagt hätten, den Tell gekannt zu haben. — Ist es wohl denkbar, daß, wenn die Gemeinde Uri in den Jahren 1387 und 1388 sich des Tell so angelegentlich angenommen hätte, daß sie nicht bloß eine jährliche Erinnerungsfeier veranstaltete, sondern sogar Beweise für seine Existenz sammelte, um den vielen Zweiflern zu begegnen; ist es wohl denkbar, muß man fragen, daß dann 1420 ein Justinger nichts davon gehört und erzählt haben sollte? Doch darüber ist nicht mehr zu streiten, denn beide Urkunden sind bereits als gefälscht nachgewiesen und nur unkundige Laien berufen sich noch darauf.

Aus Justinger's Chronik geht hervor, daß um 1420 die Sagenbildung bereits begonnen hatte. Spätere Chronisten erweitern nun die vorhandenen Sagen in mancherlei Weise; jeder folgende weiß bestimmter und ausführlicher zu erzählen, ohne irgend eine verlässliche Quelle anzugeben. Anfangs weichen die Erzählungen von einander ab, widersprechen sich, endlich aber weiß ein guter Kopf daraus ein wohlgefügtcs, einheitliches Ganzes zu machen. Dieser Proceß läßt sich durch die zahlreichen Chroniken von 1420 bis 1550, von Justinger bis zum berühmten Gily Eschudi, verfolgen. Die sagenbildende Phantasie war nun einmal angeregt und der Eifer der Chronisten half offenbar dem nur zerstreut wirkenden Volksgeniste nach, ordnete und sichtete und wirkte so auf das Leben zurück. Gläubig nahm das Volk Alles hin, was geschrieben oder gedruckt stand, nahm es um so williger auf, je mehr es zu Herz und Seele sprach. Der Unterschied von Geschichte und Sage war jenem Geschlechte noch völlig fremd. Der Erste, welcher Einzelheiten über die Bedrückungen habsburgischer Beamten anführt, ist der Züricher Chorherr Hemmerlin, der etwa um 1450 einen Dialog über die Schwyzzer schrieb. Er erzählt die Dinge, als ob er selbst dabei gewesen wäre, aber sie widersprechen den sichersten Thatfachen und verdienen deshalb keinen Glauben. Wichtig ist nur, daß eben dieser Hemmerlin, der so viel von den Schwyzern dialogisirt, nichts von Tell und Gessler weiß. Beide müssen damals in Schwyz noch fast unbekannt gewesen sein.

Um's Jahr 1470 wurden aber in Unterwalden und 1482 in Luzern Chroniken abgefaßt, welche auf einmal von Wilhelm Tell und den Männern vom Rütli viel zu erzählen wissen. Die erste heißt die Chronik des weißen Buches und ist erst 1854 im Archive von Sarnen auf-

gefunden worden, die zweite stammt von Melchior Ruß, Gerichtsschreiber in Luzern.

Das weiße Buch von Unterwalden nennt zum ersten Male die Bögte Gessler und Landenberg, die Männer vom Rütli und den Tall. Aber so bestimmt der Chronist die Einzelheiten vom Apfelschuß und von der hohlen Gasse bei Rüznacht erzählt, so unsicher und verworren ist er in der Darstellung der urkundlich nachweisbaren politischen Verhältnisse. Er weiß nichts von der Abhängigkeit der Urkantone vom Frauenmünster zu Zürich und vom Hause Habsburg; ebenso ist keine Rede von Oesterreich. Der Chronist meint, die Waldstätte seien von altersher reichsfrei gewesen und erst seit Rudolf unter Habsburg gekommen, die bösen Bögte seien von der Schweizer Linie der Habsburger eingesetzt gewesen, und ihre Aufgabe sei es erst gewesen, die Lande vom Reiche in ihre Gewalt zu bringen. — Ueber die Zeit dieser Ereignisse bleiben wir völlig im Unklaren.

Melchior Ruß war ein Zeitgenosse und Nachbar des Chronisten von Sarnen, und man sollte meinen, daß seine Darstellung mit der des weißen Buches übereinstimmen werde. Dem aber ist nicht so. Der Gerichtsschreiber von Luzern kennt das Rütli nicht und nicht die Namen der Bögte und Landleute; er weiß nichts vom Hute auf der Stange und nichts von der hohlen Gasse. Er nennt nur einen Wilhelm Tellen, der den Apfelschuß gethan und der einen Landvogt an der Tellenplatte erschossen habe. — Die historischen, namentlich die chronologischen Angaben sind aber heillos verwirrt und beweisen einen völligen Mangel an Kenntniß der älteren Verhältnisse. Für die Tell-Geschichte beruft sich Melchior Ruß auf ein Lied, das damals in Luzern bekannt war. Dieses Lied ist um 1474 aufgefaßt und uns noch erhalten. Es behandelt nur den Apfelschuß ausführlich, enthält aber von der Rütli-Versammlung gar nichts. Der Tell heißt im Liede zum ersten Male Wilhelm und der „erst Eydgnoss“, aber Gessler's Name kommt nicht vor. — Die spätere Zeit hat noch mehrere solche Tellen-Lieder hervorgebracht.

Die beiden Chroniken von Sarnen (1470) und Luzern (1482) sind also die ältesten Quellen für die Tell-Geschichte. Sie sind fast zweihundert Jahre jünger als die wirklichen Ereignisse; sie beruhen nicht auf sicheren schriftlichen Ueberlieferungen, ihre Angaben stehen mit den unzweifelhaften Urkunden im grellen Widerspruche, ja, sie erzählen Dinge, welche noch zwanzig Jahre vorher an Ort und Stelle nicht gekannt oder nicht beachtet waren. Die Schreiber dieser Chroniken zeigen sich in allen historischen Dingen schlecht unterrichtet und sind selbst über die Zeit der

Ereignisse, die sie erzählen, im Unklaren. Nun frage sich jeder Unbefangene aufs Gewissen, sind diese Chronisten glaubwürdig? Heißt es nicht aller menschlichen Vernunft Hohn sprechen, alles das als Wahrheit hinzunehmen, was durch nichts weiter verbürgt ist, als daß es geschrieben steht? Wer nicht nach poetischem Vergnügen, sondern nach Wahrheit sucht, wird sicher am urkundlich Verbürgten festhalten und solche Dinge in das Gebiet der Sage verweisen. — Das Luzerner Lied von 1474 hat schon darum keine rechte historische Beweiskraft, weil es Poesie ist. Zudem erinnert es in zwei Punkten lebhaft an die englische Ballade von William of Cloudestly, der wie Tell seinem Sohne einen Apfel vom Haupte schießt. Aus dieser Ballade ist höchst wahrscheinlich der Name Wilhelm und die Angabe der Schuhweite (120 Schritte) herübergenommen, was Beides im Liede zuerst vorkommt.

Diese Thatfachen beweisen unwiderleglich, daß die Sagen von Wilhelm Tell und dem Rütli-Bunde erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts sich bildeten und in dem Grade feste Gestalt und Verbreitung gewannen, als die Erinnerung an die wirklichen Verhältnisse schwand. Bald trat die anziehende Sage vollkommen an die Stelle der Geschichte und senkte sich so tief in das Gemüth des Schweizer Volkes, daß man sie als wirkliche Geschichte feierte. Der Volksgeist war sehr rührig, sich in der Tell-Sage eine Apotheose zu schaffen und den Beginn des Freistaates poetisch zu verklären. Die Wissenschaft jener Zeit aber war noch nicht fähig, zwischen Wahrheit und Dichtung streng zu sondern.

Aus einzelnen Localsagen bildet sich nach und nach ein ganzer Sagenkreis, der sich um einen Mittelpunkt ordnet, und dieser nimmt gerne verwandte Züge aus der Ferne auf; er erweitert sich durch fremden Einfluß. Alte Mythen, deren nur dunkel das Volk sich noch besinnt, werden wieder lebendig durch Beziehung auf heimatliche Dertlichkeit und Geschichte. An der Ausbildung der Tell-Sage arbeitete das 15. und 16. Jahrhundert; immer begegnet man verschiedenen Versionen, aber man kehrt sich nicht daran und hält die Hauptzüge fest. Schon das weiße Buch und die russ'sche Chronik weichen von einander ab. Ersteres stellt den Rütli-Bund in den Vordergrund, läßt auch den Tell daran theilnehmen und schreibt die Befreiung der Waldstätte den Verschwornen zu. Letztere nennt Tell nach dem Liede den ersten Eidgenossen, läßt durch ihn das Volk von Uri zum Kampfe aufrufen und die Bögte vertreiben.

Dem weißen Buche folgt 1507 Petermann Etterlin in seiner „Chronik der Eidgenossenschaft“, aber die Auffassung des Melchior Rusß liegt dem Urner Spiel von Wilhelm Tell (1545) zu Grunde.

Es entsprach dem Patriotismus von Uri offenbar mehr, den Tell an der Spitze der Eidgenossenschaft, als neben dem Rütli-Bunde eine isolirte Rolle spielen zu sehen. Darin weicht also die erste dramatische Bearbeitung der Tell-Sage von der Schiller'schen, und nicht zu ihrem Nachtheile, ab. Man ist aber auch berechtigt, in dieser Stellung Tell's ein umerisches Gepräge der Sage zu erkennen. *)

Was das 15. Jahrhundert an Sagen gebildet, hat das 16. Jahrhundert weiter entwickelt und befestigt. Innerhalb einiger Menschenalter war das Werk der Volkspoesie mit der Geschichte und dem Leben wie unlösbar verwachsen.

Erzählen die Chronisten des 15. Jahrhunderts von Gessler und Tell ohne Rücksicht auf Zeit und historische Umstände, unbekümmert um etwaige Widersprüche, so versucht um die Mitte des 16. Jahrhunderts Gilg Tschudi, der bedeutendste unter den Chronisten der Schweiz, den sagenhaften Ueberlieferungen Ordnung und Klarheit, eine bessere Begründung, eine sichere Zeitbestimmung zu geben, kurz den Anschein wirklicher Geschichte. Die Vergleichung seiner Chronik mit den früheren hat mit voller Evidenz dargethan, was Tschudi aus seinen Quellen übernommen und was er selbst erfunden, um die Sache plausibler zu machen. Er versetzt die Ereignisse in die Jahre 1307 und 1308, während das Tellenpiel 1296 und sein Zeitgenosse Stumpf noch 1314 nennt. Tschudi weiß sogar Monat und Tag der einzelnen Begebenheiten, während seine Vorgänger nicht einmal die Zeit im Allgemeinen anzugeben wußten. Früher trugen die Personen bis auf Tell immer nur einen Namen, Tschudi gibt allen Vornamen; bei ihm erst heißt der Stauffacher von Schwyz Werner, der Fürst von Uri Walthar und der Bauer aus dem Melchtale Arnold. Ebenso nennt er den Gessler Hermann und den Landenberg Beringer; auch versetzt er Ersteren auf die Burg Rüschacht. Tschudi folgt im Ganzen Etterlin und dem weißen Buche, doch ändert er, wo er es im Interesse der poetischen Wirkung und der Wahrscheinlichkeit angemessen findet. Tschudi verfährt in einer Weise, sagt Wilhelm Vischer, wie man sie heute dem Verfasser eines historischen Romanes, nicht aber einem Geschichtsschreiber gestatten würde. Aber er hatte großes persönliches Ansehen und erzählte gut; seine Darstellung gefiel und befriedigte so sehr, daß sie alle anderen verdrängte; alle Abweichungen vergaß man und hielt die Tell-Sage ausschließlich in der Form fest, die sie durch Tschudi erhalten. Nur

*) Das „Urner-Spiel“ von 1545 ist neuerdings wieder von Dr. Wilhelm Vischer „Die Sage von der Befreiung der Waldstätte“ (1867) herausgegeben worden.

Einzelnes hat man später noch hinzugesetzt, z. B. daß Tell zu Bürglen gewohnt habe, wo heute eine Capelle steht, wußte Tschudi noch nicht. Aber seine Schweizer Chronik ist ein Nationalwerk geworden und hat sich bis in die neuere Zeit im Ansehen einer verlässlichen historischen Quelle behauptet. Man hielt um so mehr auf ihn, je mehr er dem Nationalgeföhle schmeichelte.

Fast ganz auf Tschudi beruht das berühmte Geschichtswerk der neueren deutschen Literatur Johannes Müller's „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft“ (1786), so weit es den Tell behandelt. Johannes Müller gehört zu jenen Geschichtsschreibern des 18. Jahrhunderts, welche durch geistvolle und anziehende Darstellung zu großer Geltung kamen, aber die wahre historische Kritik wußte er noch nicht zu üben. Seine Autorität jedoch stellte für die Gegenwart das Urtheil der gebildeten Welt über Wilhelm Tell und den Rütli-Bund fest. Schiller's Genius gab diesen Dingen noch höhere Weihe; mit dem herrlichen Schauspiel hat der Tell-Cultus seinen Höhepunkt erreicht.

Das 16. Jahrhundert hat für die Tell-Sage noch andere Grundlagen geschaffen, die damals mit der sich ausbildenden Volksdichtung entstanden, heute als Beweise für die historische Richtigkeit angeführt werden. — Die drei Capellen (zu Bürglen, an der Platte und bei Rühnacht) sind sämmtlich in dieser Zeit gebaut worden. Von einem Kreuzzuge zur Tellen-Platte, wie er heute von Dbrigleitswegen noch stattfindet, weiß Tschudi noch nichts. — Mit den Vaudenkmalern gingen malerische Darstellungen, Tellen-Lieder und Tellen-Spiele Hand in Hand und prägten die Sage so tief in das Herz des Volkes ein, daß heute die strengste historische Kritik ihr nichts mehr anhaben kann. In naiver Verwechslung von Geschichte und Sage hat das Geschlecht des 16. Jahrhunderts die Gebilde seiner eigenen Phantasie als seine Ahnen geehrt und ihnen in dankbarer Ergebenheit Denkmale errichtet, die der gläubigen Einsicht der kommenden Generationen als ebenso viel Beweise wirklicher Existenz galten. — Das alte schöne Märchen, das den Traum zu einem Leben macht, ist hier Wahrheit geworden. Das Volk der Waldstätte hatte seine wirkliche Geschichte vergessen und hatte sich eine ergreifende Geschichte geträumt; durch die materiellen Erinnerungszeichen nun hatte dieser Traum Leben bekommen. Es liegt etwas Schönes und Großes in diesem Hereinziehen der Poesie ins Leben, wenn auch die Wissenschaft dieselbe nicht dulden kann. Nur eine reine Begeisterung für die edlen Gebilde der Volksmuse kann eine solche Mischung veranlassen, und der Irrthum entspringt einer edlen Regung des Gemüthes.

Böllig ungestört blieb zwar der Glaube an Zell und das Rütli nicht lange. Der sichende und prüfende Verstand forderte bald seine Rechte, aber er kämpfte einen langen Kampf mit den mächtigen Gefühlen, ja, er kämpft ihn heute noch. Noch hat sich das gebildete Publicum in dieser Frage mit der Wissenschaft nicht versöhnt, auch hat dieselbe erst in neuester Zeit sichere Resultate geliefert. — Eine Darstellung des Ganges der wissenschaftlichen Forschung soll nächstens den ergänzenden Abschluß dieser Studie bilden.

(Schluß folgt.)

Die Spinnengewebe.

Ich kann mir das Entsetzen und Grauen vorstellen, das schon beim Rennen des Namens dieser so sehr verschrieenen Thiere manchen der Leser und die meisten holden Leserinnen ergreift, und noch viel mehr kann ich mir den Abscheu denken, den sie fühlen würden, würde man sie auffordern, auf eine nähere Betrachtung dieser Geschöpfe einzugehen. Gewiß ist es einer der schönsten Zwecke der Naturgeschichte, die Schönheit der Geschöpfe in der scheinbaren Häßlichkeit derselben, die Bewunderungswürdigkeit in dem leichthin Genommenen und oberflächlich Beobachteten, die Lächerlichkeit eines Abscheues bei oft nur durch Aberglauben und Vorurtheile in üblen Ruf gekommenen Thieren nachzuweisen. Und die Last aller dieser drei Vorwürfe lastet auf der zu besprechenden Thiergruppe, die der Naturforscher so sehr anstaunt und bewundert, als der Laie sie verabscheut und zu vertilgen sucht. Birgt die Insectenwelt schon einen Schatz bewundernswerther Einzelheiten in Bezug auf Instincte und Lebenserscheinungen der dahin gehörigen Thiere, so wird dieser noch bedeutend vermehrt durch die Triebe, die wir an diesen, den Insecten nahe verwandten Geschöpfen wahrnehmen.

Mit ihrem dicken angeschwollenen Hinterleibe, der an einem dünnen Stiele mit dem Vorderleibe zusammenhängt, sehen die Spinnen freilich unschön aus; die List, welche sie anwenden, um ihre Beute zu fangen, die Grausamkeit, mit der sie selbe umgarnen und einwickeln, um ihrer Opfer ja recht sicher zu sein, sind Erscheinungen, die ein zartes Gefühl empören, und schon gar die Draperien, mit denen sie die Ecken der Zimmer schmücken, oder die Gewebe, die bei einem Spaziergange im

Walde durch das Gebüsch oft auf unangenehme Weise unser Gesicht berühren und ein unheimliches Gefühl hervorrufen, lassen den Abscheu, ja, wir möchten sagen den Haß, begreiflich finden, mit dem der Mensch sie verfolgt.

Dech nur gemacht, nicht kann es einen Schatten geben, ohne daß das Licht ihn hervorrufen würde, und um so mehr freut uns dann daselbe. Sieh' Dir, lieber Leser, den Leib der Spinne, besonders einiger Arten, wie der Kreuzspinne und ihrer Verwandten, genau an, so wird die Schönheit und Zartheit in der Zeichnung desselben, die perlenartig aufgetragenen Punkte und Flecken, kurz die Schönheit des Einzelnen die Häßlichkeit des Ganzen Dich vergessen machen, und die Grausamkeit und Mordgier wirst Du gerechtfertigt finden durch den großen Nutzen, den die Spinnen durch Vertilgung Tausender von lästigen und schädlichen Insecten gewähren, und die Spinnenzewebe, kommen sie Dir auch abschreckend vor durch den Staub und Schmutz, der an ihnen haftet, sie werden Deine Bewunderung erregen, wenn Du den Fleiß siehst, mit dem sie angefertigt, wenn Du die Genauigkeit beobachtest, mit der sie von der Spinne erzeugt werden, und wenn Du die Zweckmäßigkeit derselben anstaunst.

Um Dir den Beweis für all' Dieses zu geben, wollen wir die Eigenthümlichkeiten der Spinnen an einer der bekanntesten aus ihnen, an der Kreuzspinne, beobachten. Wer kennt nicht das senkrecht aufgehängte Netz derselben mit seinen wundervoll regelmäßigen Spiralen, wer hat nicht schon am Morgen daselbe wie mit Perlen durchflochten gefunden, wenn der Thau daran hing und die Sonnenstrahlen hindurchglänzten? Und wer sich schon an dem Anblicke erfreute, wird noch mehr Bewunderung empfinden bei der Art und Weise, wie die Spinne das Netz anfertigt. Dr. W. v. Fricken berichtet darüber folgendes: Will die Spinne ihr Gewebe zwischen zwei Mauern ausspannen, so drückt sie an einem Vorsprunge der einen Mauer ihren Hinterleib an und leimt ihren Faden durch eine kleberige Masse fest, läßt sich dann mit dem Kopfe nach abwärts senkrecht hinunter, indem sich der Faden durch das Gewicht ihres Körpers verlängert, läuft an der anderen Wand wieder in die Höhe und befestigt hier ihren Faden, indem sie ihn mit den Füßen straff anzieht. Dadurch ist eine von der einen zur anderen Wand führende Brücke gebildet. Die Spinne begibt sich nun auf diesem Faden zurück, heftet an einem anderen Punkte der Mauer einen neuen an und befestigt diesen, gerade wie vorher verfahren, an der gegenüberstehenden Wand, so aber, daß die durch die beiden Fäden gelegte Ebene senkrecht

ist gegen die Horizontalebene. Alsdann zieht sie von jenem ersten Faden aus einen dritten, den zweiten durchkreuzenden Faden, den sie wiederum anheftet, aber an der anderen Wand, als an welcher der zweite Faden befestigt wurde. Diese beiden sich durchkreuzenden Fäden bilden die Grundlage des Gewebes. Gewöhnlich läßt sich nun die Kreuzspinne von dem äußersten Ende eines dieser Fäden, das an jenen querlaufenden Faden befestigt ist, fallen, um dem, was schon befestigt ist, eine neue Seitenstütze zu verleihen. Nachdem die Spinne das zur Rechten gethan hat, thut sie es auch zur Linken. Sodann kommt sie zum Kreuzungspunkte des zweiten und dritten Fadens, welcher den Mittelpunkt des Gangnetzes bilden soll, zurück, und indem sie sich auf einen der von diesem Mittelpunkte auslaufenden vier Radien begibt, führt sie einen Faden nach, den sie mit den Hinterfüßen etwas in die Höhe hebt und auf dem Umfange in einer kleinen Entfernung von dem Endpunkte jenes Radius anheftet. Dann dient ihr dieser neue Faden als Leiter, um zu dem Mittelpunkte zurückzukehren. So fährt die Spinne fort, bis sie ihr Rad hinlänglich mit Speichen versehen hat, und verwebt bei der jedesmaligen Rückkehr zum Mittelpunkte die schon gezogenen Fäden, um sie fester anzuziehen, mit feinen, netzartig verlaufenden Fäden. Endlich begibt sich die Spinne zum lezten Male zum Mittelpunkte zurück und zieht nun eine große Menge concentrischer Parallelfäden, erst die näheren, dann die entfernteren, zuletzt die mittleren. Dabei muß sie aber große Umwege machen; denn um einen neuen Parallelfaden zu ziehen, leimt sie diesen in einiger Entfernung von dem vorigen auf einem der Radien an, geht dann bis zur Anheftung des vorigen Parallelfadens zurück, über diesen bis zum folgenden Radius, steigt an demselben hinan und befestigt daran ihren neuen Faden so, daß er dem ersteren parallel wird. So vollendet sie ihr kleines Meisterwerk und wechselt nur je nach den Befestigungspunkten der ersten Anlage ab. Wenn sie z. B. ihr Netz über ein Wasser spannt, wo sie nicht vom ersten Anheftungspunkte aus auf die andere Seite laufen kann, so springt sie von der ersten Stelle aus einen Faden nach dem anderen auf die andere Seite hinüber, bis endlich einer hängen bleibt, oder sie läßt sich, an einem befestigten Faden hängend, vom Winde auf die andere Seite tragen; hat sie einmal einen Faden gespannt, so hat sie schon das Spiel gewonnen, und die andere Arbeit geht dann leicht vor sich.

Woher nimmt sie aber diese Fäden, von denen Hebel mit Recht sagt:

„Wo nahm's den Glack so zart und fein,
Bei Dem mag er gehebelt sein?
Gar manche Frau, das glaube mir,
S'ing' auch dahin, wenn man's erfähr'.“

Sa, die Feinheit dieser Spinnfäden ist so groß, daß unsere zartesten Gewebe roh und zerfranst gegenüber den Spinnfäden aussehen. Und dennoch ist dieser Faden kein einfacher, sondern besteht aus mehreren Hunderten von Einzelfäden, welche aus dem Hinterleibe kommen. Dort befinden sich nämlich sechs Warzen, deren jede mit vielen (25 bis 100) feinen Oeffnungen versehen ist, so daß an tausend einzelne Fäden erst einen Spinnfaden bilden, und doch ist bei manchen Arten der Faden so fein, daß mehrere Tausende von Spinnfäden erst die Dicke eines Menschenhaares erreichen, und jeder einzelne nur den 8000sten bis 40000sten Theil eines Zolles im Durchmesser hat. Der Stoff, aus dem die Fäden bestehen, wird in Drüsen im Hinterleibe erzeugt und durch Zusammenziehung von Muskeln gewaltsam hervorgespritzt, so daß die Spinnseide, anfangs feucht und kleberig, mit Zuhilfenahme der Füße zu einem Stricke gedreht wird, der fest, aber dabei elastisch ist, daher stammt die trotz der Feinheit vorhandene Stärke, so zwar, daß manche Fäden dem Fluge kleiner Vögel Widerstand zu leisten vermögen.

Die Spinnen verfertigen ihre Gespinnste zu dem Zwecke, daß Insecten sich in den Maschen derselben fangen, und wie sehr wissen sie da jede Gelegenheit zu benützen, und wie ist da so ganz nach der Lebensweise der einzelnen Spinnenarten das Gewebe mannigfaltig. Wir haben des Näheren das Gewebe der Kreuzspinne kennen gelernt und wollen nun in Kurzem auch noch andere Spinnengewebe besprechen. Das bekannteste ist wohl das unserer gewöhnlichen Hausspinne, welches ein wirkliches Gewebe genannt werden muß, während die Arbeit der Kreuzspinne mehr in dem Gestricke oder Neze ähnlich ist. Die Hausspinne macht nämlich zuerst parallele Fäden, indem sie, in einer Ecke ihr Gangnetz aufspannend, mit dem äußersten, also längsten Faden beginnt, also das, was man bei Geweben den „Zettel“ nennt; sodann webt sie den „Einschlag“ ein, indem sie Quersfäden zieht; im Winkel selbst macht sie sich eine Röhre, in dem sie auf Beute lauert.

Einfacher macht sich dieses Geschäft die Kellerspinne, die sich nur eine an beiden Enden offene Röhre anfertigt und ein Paar Fäden als Fangfäden zieht, sowie die sogenannte Zeltspinne, die im südlichen Frankreich und Spanien einheimisch ist, in Ritzen und unter Steinen ein Zelt von einem Zoll Breite macht, das am Rande mit 7—8 Ein-

geschnitten versehen ist, deren Spitzen mit Fäden am Steine befestigt sind; das Zelt hat übrigens mehrere Lagen, die wie der feinste Taffet aussehen, zwischen welchen die Spinne wohnt.

Eines der interessantesten Erzeugnisse der Spinnen, wir dürfen strenge genommen nicht Gewebe sagen, ist die Behausung der gemeinen Wasser Spinne, welche man einem Feenschlosse im Wasser vergleichen könnte. Dieselbe drückt nämlich aus ihren Spinnewarzen einen firniß-ähnlichen, glasellen Saft hervor und beginnt mit den Hinterfüßen denselben über ihren haarigen Leib zu streichen, welches Geschäft sodann die vorderen Paare übernehmen, bis der ganze Hinterleib überzogen ist. Dieser Ueberzug bleibt weich und kieberig und die Spinne treibt ihn durch Ausblasen der Luft aus ihren Luthlöchern *) zu einer Blase auseinander. Die Weichheit des Stoffes ist so groß, daß die Spinne die Blase verlassen kann, worauf sich die entstandene Oeffnung aber allsogleich schließt; später schlüpft die Spinne aber oft wieder in die Blase hinein. Um selbe noch mehr auszudehnen, kommt sie öfters an die Oberfläche des Wassers und füllt die Blase mit der zwischen ihren Haaren befindlichen Luft an. Um sich eine stehende Wohnung zu machen, hängt sie mit einigen Fäden ihren Krystallpalast an Wasserpflanzen an und baut sich in derselben Weise öfters für das Weibchen in der Nähe eine zweite Wohnung, welche beide sie sodann durch eine Röhre verbindet. Auch für die Eier bauen sie sodann solche Blasen, die sich neben der elterlichen Wohnung befinden.

War nun die Betrachtung dieses Baues äußerst interessant, so ist dieses in noch höherem Grade bei der Mauerspinne der Fall. Diese Spinne baut sich ihre kunstreiche Behausung an Abhängen, an denen keine Gefahr durch Wasser droht, indem sie eine Röhre gräbt und dieselbe innen mit einem Gewirre von gespannten Fäden austapeziert, gleichwie der Bergmann den Schacht mit Bolzen und Brettern vor dem Einsturze sichert; sie selbst befindet sich am Grunde der oft zwei Fuß tiefen Röhre, zu welchem einige Fäden gerade von oben hinabführen, damit die Spinne durch ihr feines Gefühl Vorgänge an dem oberen Erde wahrnehmen könne. Dieses obere Ende ist dann mit einer Thüre geschlossen, welche mit einem Falze genau in die Röhre paßt, oben aber dieselbe überragt und wie in einer Scharnier oder Angel sich bewegt, indem Fäden übergreifen, die als Bänder an einer Seite den Deckel halten; an der Oberfläche ist dieser Deckel rauh und der Erde gleich, indem

*) Die Spinnen athmen nämlich, wie die Insecten, nicht durch den Mund, sondern durch Oeffnungen (Stigmen) an den Seiten ihres Körpers.

zwischen dem Gewebe, aus dem der Deckel besteht, Sandkörner und dergleichen Gegenstände eingewoben sind. Saurage, der diese Spinne und ihren Bau genau beobachtet hat, erzählt, daß, als er die Thüre entdeckt hatte und selbe mit einer Nadel öffnen wollte, er einen Widerstand fand, der ihn in Verwunderung versetzte. Als die Thüre etwas geöffnet war, sah er die Spinne auf dem Rücken liegend, wie sie mit den Beinen an den Wänden mit dem Gespinnte sich anklammerte, mit den Fußstrahlen und Kiefern aber die Thüre dadurch festhielt, daß sie Erstere in kleine Löcher, die am Rande kreisförmig sich befinden, einsetzte und so die Thüre an sich zog.

Nachdem wir diese kunstreichen Spinnen kennen gelernt, ist es unsere Pflicht, auch jener zu gedenken, welche nur einzelne Fäden spinnen, um sich damit beim Sprung festzuhalten, wie dies z. B. der Fall ist bei der Sprungspinne; alle Spinnen aber verwenden ihre Spinnvorrichtung auch dazu, um ihre Eier in eine Art von Sack einzuschließen, den sie oft mit sich herumschleppen und für den sie große Liebe zeigen, indem sie ihn vertheidigen und bei vorhandener Gefahr zu retten suchen.

Zu erwähnen wäre noch der fliegende oder Alte Weibersommer. Häufig sieht man nämlich im Herbst, besonders in dem Monate October, Flur und Feld am Morgen mit von Thautropfen glänzenden Geweben überzogen, so daß die Steppeln und Grashalme wie mit einem Perleuschleier überdeckt sind, und bei wärmerer Tageszeit fliegt in der Luft eine Menge von weißen Spinnenspäden herum, über deren Ursprung man lange Zeit im Zweifel war, bis man wahrnahm, daß auf den fliegenden Fäden kleine Spinnen sich befinden und ebenso der Ueberzug der Felder beim Verschwinden des Thaues mit Tausenden dieser Thierchen sich bevölkerte. Ist auch die Art der Entstehung nun eine sichere Sache, so ist dieses nicht so sehr damit der Fall, ob die Luftreisen der Spinnen freiwillige oder durch den Wind erzeugte sind: denn die Wahrnehmung, daß kleine Spinnenspäden mit Gewalt in die Luft emporschoßen, an denen sie sodann flogen, wird noch vielfach angefochten, oder erklärt zum Mindesten nicht das zahlreiche Erscheinen des Alten Weibersommers.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß man es versucht hat, die Spinnengewebe technisch, nämlich, gleich der Seide des Seidenspinners, zu Geweben zu verwenden; aber die Versuche blieben nur vereinzelt, indem diese Gewebe zu theuer kämen, da man zu einem Punde Seide nur 2300 Seidenraupen braucht, während dieselbe Menge Spinnenspäden erst 600.000 kleine oder 55.000 der größten Spinnen erzeugen; auch wäre die Fütterung dieser Thiere mit lebenden Insecten eine zu

umständliche, und endlich mühte jede Spinne allein gezogen werden, da sie in ihrer Feindseligkeit gegen einander sich unter einander selbst auftrügen.

Wir können diese Zeilen auf keine passendere Weise schließen, um unsere Bewunderung über die Kunstfertigkeit dieser sonst so verabscheuten Thiere auszudrücken, als mit den Worten des Dichters:

„O Thierlein, hast mein Herz entzückt,
So klein und dennoch so geschickt!“

Prof. Karl Roman Ried.

Kleine Mittheilungen.

(Sensitive Flammen.) Als ein interessantes Beispiel, wie selbst sehr bekannten Dingen unter Umständen noch neue Seiten abzugewinnen sind, erscheint das Experiment, das jetzt in England unter dem Namen der sensitiven Flamme dem Publicum vorgeführt wird. Eine schmale Gasflamme aus einem gewöhnlichen Strahlbrenner zeigt ein höchst überraschendes Verhalten, wenn sie durch gesteigerten Gasdruck zu einer Höhe von 14—16 Zoll emporgetrieben wird. Sie äußert dann für hohe Töne und scharfe Geräusche eine so subtile Empfindlichkeit, wie man sie anderen, Wärme und Electricität u. anzeigenden Instrumenten nur immer wünschen könnte. Läßt man in ihrer Nähe oder auch aus ziemlicher Ferne eine schrille Pfeife ertönen, so kürzt sich die Flamme augenblicklich auf die Hälfte ihrer Länge ein und steigt, sobald der Ton aufhört, ebenso augenblicklich zur früheren Höhe empor. Ganz in gleicher Weise wirken Hammerschläge, besonders auf eine metallene Unterlage, Glockentöne u. Die Geige afficirt in der Tief- und Mittellage die Flamme nicht, desto energischer aber durch die Töne der Quarte, bei denen der Strahl ar- plöplich zu einer kurzen, buschigen, höchst unruhigen Flamme zusammen- sinkt. Eine andere Flamme von 20 Zoll Höhe zeigte sich noch weit sensitiver; sie markirte deutlich durch Einschrumpfen bis zur halben Höhe und darunter, in einzelnen Fällen auch nur durch heftige Anruhe, jedes kleine Geräusch, wie das Rauschen eines Seidenkleides, das Knarren von Stiefeln, das Fallen einer kleinen Münze, das Aufschlagen eines Regentropfens ans Fenster u. Von dem Vocal U der menschlichen Sprache nimmt die Flamme keine Notiz; das D bringt sie zum Schwanken, das

3 zum heftigen Schwanken; vor dem S-Laut aber bricht sie sofort in einen wirt bewegten Feuerklumpen zusammen. Man kann in der That gespannt sein, welche Theorie die Physiker für diese eigenthümliche Erscheinung ausfindig machen werden, denn wenn auch den Schallwellen natürlich eine Summe mechanischer Kraft innewohnt, so sollte man diese doch für verschwindend klein halten gegenüber dem doppelten starken Auftriebe, den die Flamme durch den Gasdruck einerseits und die Verbrennungshitze andererseits erhalten muß, und so hat das Experiment etwas Befremdliches, etwa als sähe man einen Riesen regelmäßig von einem Zwerge bezwungen werden.

(Erklärung eines Paradoxons.) Auch die gröbere Mechanik hatte bisher noch ein Paradoxon, das aber jetzt ein englischer Fachmann aus der Welt geschafft zu haben denkt. Es ist die Erscheinung, daß einzelne Schraubendampfschiffe in der Wirklichkeit mehr Arbeit leisten, als sie der Theorie nach können, während doch sonst überall in mechanischen Dingen die wirkliche Arbeit (der Nutzeffect) nicht unbeträchtlich hinter der rechnungsmäßigen zurückbleibt. Die Schraube des Dampfschiffes dreht sich im Wasser fort wie eine Holzschraube im Holze; das Wasser vertritt die Stelle der Schraubenmutter. Aber diese Mutter ist eine nachgiebige, und während man bei einer Schraube, die sich in festem Mittel bewegt, aus der Umdrehungszahl und dem Steilheitsgrade des Schraubenganges leicht bestimmen kann, um wie viel dieselbe sich in gegebener Zeit fortbewegen muß, wird bei der Wasserschraube diese Regel defect, aus dem natürlichen Grunde, weil das Wasser eine bewegliche, ausweichende Masse ist. Dieses Ab- und besonders Zurückweichen des Wassers, so wie den dadurch verursachten Anfall im Nutzeffecte, nennt der Engländer den slip; er beträgt in gewöhnlichen Fällen zwischen 10 und 20 Procent des theoretischen Effectes. Aber während dies Alles wie selbstverständlich erscheint, liegt das Paradoxon darin, daß es einzelne Schiffe gibt und immer gegeben hat, die, gleichsam als Sonntagskinder, nicht nur keinen derartigen slip, sogar, wie der Engländer sich ausdrückt, einen negativen slip haben, so daß also bei ihnen vom theoretischen Effecte keine Differenz zu subtrahiren, sondern ein solches hinzuzuschlagen ist, d. h. sie geben raicher, als die Theorie eigentlich zulassen kann. Ueber diese lange bekannte, aber ohne genügende Erklärung geklebene Erscheinung spricht sich unser Engländer etwa wie folgt aus: Die Arbeit der Schraube zerlegt sich nach zwei Richtungen: einerseits wird das Wasser nach hinten, andererseits das Schiff nach vorwärts getrieben. Nach dem gegenseitigen Verhältnisse

dieser beiden Kraftwirkungen richtet sich nun der praktische Erfolg; wird das Schiff in gegebener Zeit viel rascher nach vorwärts getrieben, als das Wasser nach hinterwärts, so wird auch der größere Theil der mechanischen Kraft auf die Fortbewegung verwendet werden. Neun Zehntel der ganzen Triebkraft aber werden verbraucht zur Ueberwindung der Reibung zwischen Wasser und Schiffskörper, oder mit anderen Worten, zur Vorwärtsbewegung der das Schiff zunächst umgebenden, ihm adhärirenden Wasserschicht. Es entsteht also durch das Schiff selbst eine oberflächliche Wasserströmung nach vorn, eine darunter liegende langsamere nach hinten. Je mehr Kraft und Schnelligkeit das Schiff entwickelt, desto mehr Wasser wird dasselbe in seiner Richtung durch Adhäsion mit fortziehen, desto mehr die Oberfläche an Dicke zunehmen, so daß endlich auch die Schraube in dieses nach vorwärts treibende Oberwasser zu liegen kommt und in diesem mit dem gleichen Vortheile arbeitet, als ginge das Schiff in einem Flusse stromabwärts. — Nach dieser Anschauung der Dinge würde man also beim Schiffbaue nicht nöthig haben abzuwarten, ob jener Extravorteil, der negative slip, sich wie ein Geschenk des Zufalls einstellen werde; er müßt vielmehr den bestconstruirten, mit den kräftigsten Maschinen ausgestatteten Dampfern allemal sicher zufallen, so daß auch hier das Sprüchwort wahr würde: Wer da hat, dem wird gegeben.

(Eine Ausnahme von der Regel.) Der physikalische Lehrsatz, daß alle Körper sich mit zunehmender Temperatur ausdehnen und vergrößern, in der Kälte aber kleiner werden, hat bisher als ein überall durchgreifendes Gesetz gegolten. Gleichwohl wird nun auch hiebei eine Ausnahme zu notiren sein. Der bekannte verdienstvolle französische Physiker Bizeau versichert nämlich auf Grund zahlreicher, jeden Zweifel ausschließender Versuche und sein College Saint-Claire Deville tritt ihm darin bestätigend bei, daß das krystallisirte Jodsilber sich dieser Regel völlig entzieht: es schwindet in der Wärme und dehnt sich in der Kälte aus. Die Erscheinung geht völlig regelmäßig vor sich, wenigstens zwischen den Temperaturgrenzen von 10 bis 70 Grad C., und zwar dergestalt, daß die Volumänderung nach den beiden Extremen hin eine wachsende ist, also je näher die Temperatur an 70 Grad herangebracht wird, in desto rascherem Fortschritte verkürzen sich die Jodsilberstängelchen und umgekehrt. Hierbei wird ausdrücklich bemerkt, daß diese Erscheinungen nicht etwa als Verläufer einer Schmelzung betrachtet werden können, denn der Schmelzpunkt des Jodsilbers liegt viel höher, gegen 400 Grad hin im Bereiche der Rothgluth.

(Elektrisches.) Zwei nahe verwandte Aufgaben, die sich Physik und Mechanik schon seit geraumer Zeit gestellt, sind der elektrische Webestuhl und das elektrische Clavier. Während man nun aber hätte erwarten sollen, nach so vielen Erfindermühen endlich den Ersteren in die Praxis übergehen zu sehen, ist es doch das Clavier, das sich zuerst als fertig darstellt. Herr Hipp, Director der Telegraphenfabrik zu Neuchâtel, eine der Größen im elektromechanischen Fache, macht bekannt, daß ihm die Herstellung desselben vollständig gelungen sei. Nach seinen Andeutungen bleibt der bisherige Hammermechanismus unverändert. Der elektrische Apparat kann selbst an jedem gewöhnlichen Instrumente angebracht werden, nur daß in diesem Falle die Tasten außer Spiel bleiben, denn ein großer über dem Instrumente liegender Elektromagnet wirkt vermittelt dünner Holzstäbchen direct auf die Hämmer und zieht sie nach oben. Die zugehörige, den Künstler ablösende Spielmaschine ist ein Uhrwerk, welches das eigenthümlich beschaffene Notenblatt über eine metallene Unterlage oder Walze hinwegzieht. Das Blatt bildet nämlich eine Art Patrone, in welche die Noten als kürzere und längere Löcher eingeschlagen sind. Metallene Federchen schleifen auf dem Papiere, und so oft und lange ein solches in ein Loch eingreift, also die metallene Unterlage berührt, ist eine elektrische Leitung hergestellt und die zugehörige Saite erklingt. Forte und Piano in einer Menge von Schattirungen wird erzeugt durch ähnliche Federchen, welche auf einer Seitenpartie des Papierstreifens angebracht sind und als eingeschaltete Widerstände die Stärke der Ströme und somit des Anschlages modificiren. Durch eine eigenthümliche Einrichtung des Elektromagneten ist ein untadelhafter Anschlag erzielt, die rythmischen Wechsel, wie *accelorando*, *ritardando* etc., sind leicht zu beschaffen, und so denkt Herr Hipp einen Mechanismus hergestellt zu haben, der selbst mit dem kunstgerechtesten Spieler rivalisiren kann.

(Der Talgbaum), der in den nördlichen Gegenden China's einen mächtigen Handelszweig zu bilden anfängt, ist in neuerer Zeit von dorthier auch in Indien eingeführt worden. Er gedeiht und wächst sehr üppig in den nordwestlichen Provinzen und in Punjab, und in den Regierungspflanzungen wird er bereits mit zehn Tausenden cultivirt, die Tonnen von Samen liefern. Dr. Sameson bereitete aus dem Samen 100 Pfund Talg und sandte 50 Pfund davon an die Eisenbahn in Punjab, um seine Brauchbarkeit zum Einschmieren prüfen zu lassen. Zu Lichtern ist der Talg ausgezeichnet. Er gibt eine helle, glänzende und geruchlose Flamme und ist ganz frei von Rauch.

Aufruf zu Beiträgen und öffentlichen Sammlungen
für

Karl Rauch,

den deutschen Entdeckungsfreisenden im Innern von Süd-Africa.

Seit 1849, als Dr. Barth und Dr. Overweg in Gemeinschaft des Engländers Richardson den africanischen Boden betraten, um ihr großes Entdeckungswerk zu beginnen — schon 17 Jahre und länger — sind deutsche Forscher unablässig thätig gewesen, unsere immer noch so geringe Kenntniß dieses Continentes zu vermehren.

Manche der edelsten Söhne Deutschlands sind diesem Werke zum Opfer gefallen, ein Adolf Overweg, Eduard Vogel, Richard v. Neimans, Albrecht Roscher, Moriz v. Beurmann, Hermann Steudner, Karl von der Decken und viele Andere; zum Ruhme unseres Vaterlandes kann es gesagt werden, daß die kleine Schaar todesmuthiger deutscher Entdeckungsfreisenden noch nicht ausgestorben ist und hoffentlich nicht so bald aussterben wird, sondern sich fortan durch neue Kräfte verjüngt.

Zu den gegenwärtig hervorragendsten und hoffnungreichsten dieser aufopferungsvollen Männer gehören Gerhard Kohns aus Bremen und Karl Rauch aus Württemberg.

Gerhard Kohns widmete der Wissenschaft bereits fünf volle Jahre mit großem Erfolge: seine Reisen in Marocco sind die wichtigsten, die ein Europäer dort ausführte; im Süden von Algerien drang er weiter vor, als alle französischen Armeen bisher vorzubringen vermochten, und das mit Mitteln so bescheiden, wie sie eben nur zur Fristung des nackten Lebens ausreichen; denn G. Kohns, vom Hause aus mittellos, mußte die Kosten seiner wichtigen Entdeckungsfreisen von dem Gelde bestreiten, welches ihm als Unterstützung von Anderen zufließ, — auf seiner erfolgreichsten und bedeutendsten Reise über den hohen Atlas und nach Luat gebrauchte er in 1 $\frac{1}{2}$ Jahren nur 600 Thaler. Glücklicher Weise war der Patriotismus und der Sinn für die Wissenschaft daheim stets groß genug, um ihn nicht ganz hilflos zu lassen, und vor Allem suchte Bremen, sowohl dessen hoher Senat als alle Schichten der Bevölkerung, eine Ehre darin, seinem Gerhard Kohns Geldmittel zuzuführen. In neuester Zeit ist ihm von Sr. Majestät dem Könige Wilhelm von Preußen die ganz besondere Anerkennung zu Theil geworden, daß auf seinen Wunsch dem Sultan von Bornu für die Unterstützung und Protection, die er dort

genoß, königliche Geschenke aus Berlin übersandt werden: ein neuer Thron, ein Staatswagen und eine goldene Uhr.

Eine für uns Deutsche ganz besondere Anerkennung der Arbeiten und Verdienste von G. Kohlfs liegt in der dreimal wiederholten Unterstützung der englischen Geographischen Gesellschaft in London, die seit drei Jahren 50, dann 100, dann wieder 50 Pfund Sterling (im Ganzen bis jetzt 1340 Pr. Thaler) für ihn bewilligte.

Während G. Kohlfs im Inneren Nord-Africa's der Wissenschaft neue Gebiete eroberte, hat Karl Mauch im Inneren von Süd-Africa eine treffliche Basis gewonnen, um von hier aus den noch ganz unbekanntem Centralern Africa's zu erreichen und ihm seine Geheimnisse zu entreißen. Vor vier Jahren von Deutschland abgereist, durchforschte und kartirte er seitdem die transvaal'sche Republik, die fernste Ansiedlung der Europäer, und drang im Mai 1866 — Jänner 1867 mit dem berühmten Elephantenjäger Hartley weit ins Innere ein, auf einer Reise, deren Ausdehnung in gerader Linie 485 deutsche Meilen beträgt (so breit wie Africa unter dem Aequator von Küste zu Küste ist) und wobei er das Reich Mosilikatho's und den noch unbekanntem Theil Süd-Africa's südlich des Zambesi durchschnitt.

Ebenfalls mittellos, hoffte Karl Mauch seit vier Jahren auf Hilfe und Unterstützung aus Deutschland, und obgleich ihm bisher kein Pfennig wurde, setzte er unbeirrt, unentmuthigt, mit eiserner Energie, sein Werk fort, — nach heute eingezangenen Schreiben stand er im Begriffe, bereits am 15. März von Potchefstroom aus wieder ins Innere aufzubrechen.

Es erscheint eine dringende Pflicht des deutschen Nationalgeföhles und der Ehre, Karl Mauch mitten in seiner erprießlichen Thätigkeit im fernen Inneren Africa's nicht hilflos zu lassen. Für G. Kohlfs, den deutschen Forscher in Nord-Africa, ist vor der Hand gesorgt, auf Privatwegen und ganz unter der Hand sind für ihn in den letzten drei Jahren nahezu 8000 Thaler zusammengelommen, dabei aber auch die nächstliegenden Quellen erschöpft; die Krone Preußens hat eben erst africanischer Forschung in Form jener kostbaren Geschenke Unterstützung zugewandt. Sollen Deutsche hier abermals eine reich dotirte ausländische Gesellschaft um Unterstützung angehen? oder sollen sie sich an das deutsche Volk, an ihr eigenes Vaterland wenden?

Das deutsche Volk wird durch öffentliche Sammlungen für tausenderlei Zwecke unausgesetzt in Mitleidenschaft gezogen — Grund genug, um nicht noch neue zu veranlassen. Das ist wenigstens mein Gefühl, und als es sich zur Ausführung eines eigenen Lieblingsprojectes, der deutschen

Nordfahrt, um eine öffentliche Sammlung handelte, habe ich mich absolut und ganz davon ausgeschlossen. Hier aber handelt es sich nicht um Projecte oder um Unternehmungen, veranlaßt durch geographische Kreise oder Personen daheim, sondern ein deutscher Forscher, im Besitze von ebenso großer Thatkraft als von geringen Geldmitteln, dem man seit vier Jahren von seinem Vorhaben abzurathen suchte, ist von einem unwiderstehlichen Drange in das Innere des gefährlichsten Continentes getrieben, um sein Leben der Vollbringung einer wissenschaftlichen, ganz Deutschland zur Ehre gereichenden That zu weihen. Seit Baron von der Decken's Tode, der ein enormes Vermögen und sein eigenes Leben in der Verfolgung derselben Aufgabe einsetzte, ist Karl Mauch wieder der erste Deutsche, der das südafricanische Forschungswert mit Ansichts auf Erfolg weiter zu führen sucht, und wenn sich das Gerücht von Livingstone's Tode bestätigen sollte, ist er augenblicklich der einzige tüchtige Reisende, der im Inneren von Süd-Africa auf einer vielversprechenden Basis arbeitete und sich bereits trefflich bewährt hat.

Größere Opfer hat kein Mensch und größere Opfer kann kein Mensch bringen, als sein eigenes Leben, das aber riskirt jeder einzelne dieser wissenschaftlichen Heroen bei der Verfolgung ihrer schwierigen Aufgabe. Das deutsche Volk aber ist gebildet genug und hat nie aufgehört, die Errungenschaften dieser Diener der Wissenschaft zu würdigen, ist doch die Geographie ein bei uns mit Vorliebe gepflegtes Feld.

Darum habe ich den Gedanken an eine öffentliche Sammlung für Karl Mauch nicht unterdrücken zu müssen geglaubt; ich glaubte, daß es Tausenden als eine patriotische, den Freunden der Geographie und den wissenschaftlichen Corporationen als eine wissenschaftliche Pflicht erscheinen würde, ihm zu helfen. Und ich habe mich nicht getäuscht; denn als ich zur Fühlung in voraus an einigen Thüren anklopfte, wurde mir freundlich und bereitwilligst überall aufgethan, und zwar in einer höchst ungünstigen Zeit der jüngst vergangenen Wochen politischer Befürchtungen; wissenschaftliche Vereine, Missionsgesellschaften (Süd-Africa bietet eines der hervorragendsten Missionsfelder) und Private haben in aller Schnelligkeit bereits über 800 Thaler für Karl Mauch zusammengebracht.

Ermutiget durch diese Erfahrung, wende ich mich daher vertrauensvoll an das deutsche Volk um geneigte Beiträge für Karl Mauch, die mir gütigst direct oder durch die Gefälligkeit der Redaction dieses Blattes oder durch irgend eine andere sammelnde Vermittlung zugesandt werden mögen.

Einstweilen habe ich es gern übernommen, die Beiträge in Empfang zu nehmen, jeden Monat in den „Geographischen Mittheilungen“ öffentlich zu quittiren und über die Verwendung der Sammlung vollständige öffentliche Abrechnung, über den Verlauf des Unternehmens prompt Bericht zu erstatten.

Gotha, 23 Mai 1867.

Dr. A. Petermann.

Meteorologisches.

Witterung im Mai 1867.

Der Mai begann diesmal mit Regen und Schnee und am 24. bedeckte wieder eine Schneelage das ganze Land. Man vergeht solche Unbilden dem Bonnemonte gar schmerz, obwohl er doch alljährlich mit seinen grünen Laub- und farbigen Pflüschenschmuck bringt. Am 2. war die Schneelage nur bis zur Ebene und am 4. und 5. an mehreren Orten schädlicher Reif (in Klagenfurt sogar — 02, ohne Schaden); bald folgten jedoch warme, sonnige Frühlingstage, ja es stieg an den meisten Beobachtungsorten die Temperatur am 12. bis zum Maximum des Monats, meist auf 20°, Klagenfurt, St. Paul 22°, in Sachsenburg 23°. Bei vorherrschenden mitunter heftigen Westwinden dauerte doch die schöne Witterung fort, so daß schon Regen gewünscht ward. Vom 21. bis 24. kamen aber ausgiebige Regenzüsse, begleitet von Gewittern und Stürmen und endeten am 24. mit allgemeinem an zwei Stunden andauerndem Schneefall. Um Mittag des 24. war ganz Kärnten mit einer 1 bis 3 Zoll hohen Schneedecke bedeckt; es kam jedoch der ansehernde Nordwind nur langsam, so daß am 25. und 26. nur an einigen Orten die Feldfrüchte schädigende Reife und Frost auftraten (besonders wird solcher von Maltein berichtet). Die Temperatur sank überall auf 2° bis 0, in Zuggau — 03, St. Peter — 04, am Hochobir — 60, am Saukenberg — 70. Die Niederschläge dieser Tage waren sehr reichlich, am 23. und 24. fielen in Klagenfurt 26, in Raibl über 6 Zoll hoch Wasser.

Im Vergleich mit anderen Jahren war der Mai im ganzen Durchschnitt wärmer als gewöhnlich. Für Klagenfurt waren die Witterungselemente im Vergleich mit den eingeschlossenen normalen folgende: Luftdruck 319.7 (319.5) Luftwärme + 11.3 (10.9) Niederschlag 6.1 (3.3) Mehr Niederschlag hatte der Mai nur in den Jahren 1851, 1845, 1831, 1816 (7.8). Schnee fiel im Mai in den Jahren 1861, 1855, 1851, 1837, 1832, 1821 und 1816. So spät und so reichlich fiel Schnee 1832, (am 14.) und 1816 (am 22).

Mittheilungen aus dem Geschichtsvereine.

Geschenke.

Vom Vereine für das württembergische Franken: Zeitschrift des Vereines. 7. Band, 2. und 3. Heft.

Von der k. k. statistischen Central-Commission in Wien: Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik. 13. Jahrgang. 1. und 12. Heft. 1867.

Vom Vereine für Geschichte und Aiterthum Schlesiens zu Breslau: a. Zeitschrift des Vereines. 7. Band, 1. und 2. Heft. — b. Register zur schlesischen Geschichte. Abtheilung I und II.

Vom germanischen Museum in Nürnberg: Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit. Jahrgang 1866; Nr. 12.

Vom Herrn Joseph v. Fresacher, Studierenden der Rechte: Theocriti, Bionis et Moschi Idyllia. Recensuit C. H. Weisse.

Vom Herrn Oswald Rischelwiper, fürstlich Porcia'schen Vicedom u. in Rauffen: a. Lebensbrief des K. Friedrich de anno 1484 über ein Leben der Herrschaft Ortenburg am Altersberge (Original).

b. Diplom über die Verleihung des Incolats von Steiermark an Joh. Ferdinand Grafen v. Porcia, de anno 1659 (Original auf Papier).

c. Urkunde der Republik Venedig an Ferdinand Grafen von Porcia mit der Bestätigung, daß er bei der Republik als kaiserlich österreichischer Gesandter fungirt habe. (Original auf Pergament de anno 1659. Mit Bleisiegel.)

d. Thema celicum Nativitatis per Anni mod. rectificatum Celsissimi Principis Domini Hannibalis de Borssea depromptum ab A. R. D. D. Emanuele Alphanano sacrae Theologiae Doctore et Scientiae Kabbalisticae Professore.

Vom naturhistorischen Museum in Klagenfurt als Geschenk des Herrn J. Bökerth zu E. Francisco in Californien: Zeitung in der Ka-na-ka-Sprache von Ho-no-lu-lu; Sandwichs-Inseln. Von der Smithsonian-Institution in Washington: a. 7 Jahrgänge des „Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution“.

b. Ancient Mining of the Shores of lake Superior. By Charles Wittlesey.

Von der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften in Berlin wurde der Geschichtsverein mit dem Prachtwerke „Corpus Inscriptionum latinarum“, bestehend aus einem Bande in Elefant-Horn, bestellt; Priscae latinatis Monumenta Epigraphica ad archetyporum Fidem exemplis lithographicis representata. Edidit Fr. Ritschelius, — und einem Bande in Großquart, bestellt: Inscriptiones latinae antiquissimae ad C. Caesaris mortem. Consilio et auctoritate Academiae Litterarum Regiae Borussicae edidit Theodorus Mommsen, beschenkt.

Vom Herrn Franz Michael v. Labornegg-Altenfeld, pens. k. k. Ober-Landesgerichtsrathe: a. Ein kleiner Fascikel Schriften aus dem 17. und 18. Jahrhundert. — b. Eine mit 2 Wappen und Figuren bemalte und mit der Jahreszahl 1766 bezeichnete runde Blechtasche, welche beim Umbau des Stadtpfarrhofs-Gebäudes bei St. Peter und Paul in Klagenfurt in einer Mauer aufgefunden wurde.

Von Herrn August Refermann, k. k. Bezirksvorsteher zu St. Leonhard im Ober-Lavantthale:

a. Lebensbrief der Kaiserin Maria Theresia, ddo. 30. Juni 1767 über die Be-
 lehnung des Frauen-Klosters Maria Loreto zu St. Andrä mit der Schnablerhube am
 Witra. (Original auf Pergament.)

b. Lebensbrief der Kaiserin Maria Theresia, ddo. 31. December 1761, für den
 Math. König als Zehpropst des Gotteshauses Marein im Lavantthale über die Thein-
 hube am Reidenberg (Original auf Pergament).

c. Urkunde des Maurus Citticus, Erzbischofes zu Salzburg, ddo. 14. Juli
 1619, über die Schenkung des Amtshofes zu St. Andrä sammt Garten an die Stadt-
 gemeinde St. Andrä zum Baue eines Rathhauses (Original auf Papier).

d. Ein kleiner Fascikel verschiedener Schriften und Acte aus dem 17. und
 18. Jahrhunderte.

Von der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften in
 München: Sitzungsberichte. Jahrgang 1866, Hefte 2—4.

Von der k. statistischen Central-Commission in Wien: Mitthei-
 lungen aus dem Gebiete der Statistik. 13. Jahrgang. 3. Heft.

Vom Muiseum Franco-Carolinum in Linz: Dessen 26. Jahresbericht.
 Heft der 21. Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von Oesterreich ob der Enns.
 Vom Vereine für siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt:
 a. Jahresbericht für 1864/1865 und 1865/1866.

b. Archiv des Vereines. Neue Folge. Sechster Band, 3. Heft; siebenter Band,
 1. und 2. Heft.

c. Siebenbürgisch-sächsishe Volkslieder, Sprüchwörter, Räthsel, Zauberformeln
 und Kinderdichtungen. Von Friedrich Wilhelm Schuster.

d. Die römischen Inschriften in Dacien. Gesammelt und bearbeitet von Michael
 J. Akner und Friedrich Müller.

e. Plan zu Vorarbeiten für ein Idiotikon der siebenbürgisch-sächsischen Volks-
 sprache von Joseph Haltrich.

f. Schulprogramme: des evangelischen Obergymnasiums in Distriß für 1863/1864
 und 1864/1865; — des evangelischen Gymnasiums in Reblasch für 1863/1864; —
 und des Gymnasiums A. C. zu Hermannstadt für 1863/1864 und 1864/1865.

Vom steiermärkisch-landtschaftlichen Joanneum in Graz: Jahres-
 bericht für 1866. (In duplo.)

Vom Herrn Jakob Dyingler, Handelsmann in Klagenfurt: Ein bei der
 Demolirung eines alten Gewölbes im Willacherthor-Gebäude aufgefundenes gläsernes
 Kläschen.

Vom Herrn Smerczek, k. k. Hauptmann: a. 6 Stück, das bürgerliche Haus
 (Nr. 442) am alten Plage in Klagenfurt betreffende Kaufbriefe (Original vom Jahre
 1615 und 1651 — beide auf Pergament mit anhängenden Siegeln, — dann vom
 Jahre 1724, 1728, 1744 und 1801 auf Papier). — b. Bürgerrechts-Urkunde der
 Landeshauptstadt Klagenfurt für den Johann Reßmann. (Vom Jahre 1831.)

Vom Herrn Franz Vigetter, Privat in Klagenfurt: Ein schöner Trauer-Degen.

Vom Herrn Franz Mayerhofer, Schlossermeister in Klagenfurt: Ein sehr
 alter eiserner Bratenwender (Feuertrost).

Vom Herrn Dr. Heinrich Costa, k. k. pensionirten Oberamts-Director, Vorstand
 des historischen Vereines für Krain u. in Laibach: a. Original-Stiftsbrief ddo. 14ten
 September 1839 über die vom Kreishauptmanne in Villach, Thomas Pluschl, gemachte

Stiftung für das Erziehungsbau des I. I. Infanterie-Regimentes Nr. 7 (damals Baron Prohaska). — b. Ein Fascikel Acten.

Vom Herrn Simon Martin Mayer, f. b. geistlichen Rathe, 1c. 1c. 1c.: 39 Stück Urkunden und Schriftstücke aus dem 16.—18. Jahrhunderte.

Vom Herrn Adam Doppler, fürstbischöflich salzburgischen Consistorialrathe und Archivar in Salzburg, Ehrenmitglied des kärntnerischen Geschichtsvereines, 1c. 1c.: a. Das Druckwerk von J. Dürflinger. Von Pungau. I. Geschichtliche Uebersichten. II. Orte und Kirchen-Matrikel. Salzburg, 1866. — b. Die Ecclesia Petena der Salzburger Urkunden, als Einleitung zur Geschichte der Verbreitung des Christenthums in Süd-Deutschland. Von Dr. A. Huber. 1867. — c. Fortsetzung der Auszüge aus dem Salzburgerischen Liber Copiarum aus der Zeit der Erzbischöfe Konrad IV., Weichard und Friedrich III. — d. Copie eines Ablassbriefes de anno 1299. — e. Eine Lithographie, die Südseite und das Hochaltarbild der Franziskaner-Kirche in Salzburg darstellend.

Käufe:

Deutsches Staatswörterbuch von Dr. Bluntzschli. 97. und 98. Heft. (Talleyrand — Ultramontanismus.)

Atlas kirchlicher Denkmäler des Mittelalters im österreichischen Kaiserstaate und im ehemaligen lombardisch-venezianischen Königreiche. Herausgegeben von der I. I. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. Wien 1867. 1. und 2. Lieferung. (In Giesant-Relio.)

Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei; herausgegeben von Ernst Förster. 265. bis 267. Lieferung.

Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich von Dr. Const. v. Wurzbach. 16. Band.

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols. Von Dr. J. V. Zingerle. III. Jahrgang. 4. Heft.

Mittheilungen der I. I. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. 12 Jahrgang. Doppelheft für Jänner und Februar 1867.

Die Ahevenhüller-Geschichte des Geschlechtes mit besonderer Berücksichtigung des 17. Jahrhunderts. Nach archivaalichen Quellen von Bernhard Czernwaska, evangelischen Pfarrer zu Ramsau in Steiermark. 1867.

Atlas kirchlicher Denkmäler des Mittelalters im österreichischen Kaiserstaate. Herausgegeben von der I. I. Central-Commission für Baudenkmale. 3. Lieferung.



Mittheilungen aus dem naturhistorischen Landes-Museum.

Vermehrung der Bibliothek durch Schriftenaustausch und Geschenke.

Werner-Verein, 15. Jahresbericht über die Wirksamkeit desselben zur geologischen Durchforschung von Mähren und Schlesien. Brünn 1866. Sammt geologischer Karte von Mähren und Schlesien.

- Verhandlungen des naturforschenden Vereins in Brünn. 4. Band 1865.
 Armleuchter-Gewächse, die bisher bekannten österreichischen, besprochen vom morphogenetischen Standpunkte von Dr. Hermann Freiherrn v. Leonhardi. Sonderabdruck aus den Verhandlungen des naturforschenden Vereins in Brünn. Bd. 2. 1864.
- Verhandlungen des Vereins für Naturkunde zu Preshburg 8. und 9. Jahrgang.
- Desideraten-Verzeichniß des naturforschenden Vereins in Brünn. 1866.
- Programm, XVI., des l. l. Gymnasiums zu Klagenfurt am Schlusse des Studien-Jahres 1866.
- Verhandlungen der l. l. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. Jahrgang 1866. XVI. Band.
- Contribuzione pella fauna dei molluschi Dalmati per Spiridione Brusina. Vienna 1866.
- Nachträge zur Flora von Nieder-Oesterreich von Dr. August Reitreich. Herausgegeben von der l. l. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien 1866.
- Jahrbuch des österreichischen Alpen-Vereins. 2. Band mit 6 Beilagen. Wien 1866.
- Mittheilungen der l. l. geographischen Gesellschaft. 9. Jahrgang 1865.
- Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. 53. und 54. Band.
- Denkschriften der l. Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. 25. Band. Wien 1866.
- Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark. 14. Heft. Graz 1866.
- Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. Herausgegeben vom historischen Vereine für Steiermark. 3. Jahrgang. Graz 1866. (2 Exemplare)
- Mittheilungen der l. l. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. XI. Jahrgang. Juli — August. Wien 1866.
- Bericht, siebenter, der naturforschenden Gesellschaft zu Bamberg für die Jahre 1862 — 1864. Bamberg 1864.
- Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. 4. Theil. 3. Heft. Basel 1866.
- Monatsberichte der l. preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. April — Juli und November 1866.
- Abhandlungen, herausgegeben vom naturwissenschaftlichen Vereine zu Bremen. 1. Band. 1. Heft. Bremen 1866.
- Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. 1. Band. 2. Heft. Danzig 1865.
- Die Regenverhältnisse des Königreiches Hannover. Von der naturforschenden Gesellschaft in Emden bei der Feier ihres 50jährigen Bestehens am 29. Dezember 1864 als Festgabe von Dr. M. A. J. Prestel. Emden 1864.
- Festschrift der naturforschenden Gesellschaft zu Emden 1864.
- Mittheilungen des Vereins nördlich der Elbe. Heft 1 — 4 und 7.
- Jahresbericht des physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M. für 1864 — 65.
- Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens für 1864 bis 65. Chur 1866.

Bericht über die Sitzungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle im Jahre 1864.

Jahresbericht, vierzehnter, der naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover von Michaelis 1863 bis dahin 1864. Hannover 1865.

Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften des naturwissenschaftlichen Vereins in Hamburg. 4. Band 4. Abtheilung und 5. Band. 1. Abtheilung.

Sitzungsberichte der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden. Jahrgang 1866. Nr. 7 — 12.

Jahreshefte des naturwissenschaftlichen Vereins für das Fürstenthum Lüneburg I.

Jahresbericht, zweiunddreißigster, des Mannheimer Vereins für Naturkunde. 1866.

Sitzungsberichte der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München. Heft II — IV. 1866.

Abhandlungen der naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg. 3. Band 2. Hälfte. Nürnberg 1866. (dupl.)

Bericht, siebenter, des Offenbacher Vereins für Naturkunde. 1866.

Mittheilungen aus dem Osterreich. 17. Band. 3. und 4. Heft. Altenburg 1866.

Correspondenzblatt des naturforschenden Vereins zu Riga, 15. Jahrgang. 1866.

Arbeiten des Naturforscher Vereins zu Riga. 1. Heft 1865.

Dreiuundvierzigster Jahresbericht und Abhandlungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. 1. Abtheilung für Naturwissenschaften und Medicin. 2. philosophisch-historische Abtheilung.

Bürgurger naturwissenschaftliche Zeitschrift. 6. Band. 2. Heft.

Atti del' Ateneo Veneto. Serie II. Vol. III. Venezia 1866.

Bulletins de l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. 34 e. 35 anuée, Bruxelles 1865 und 1866.

Annuaire de l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux arts de Belgique. Bruxelles 1866.

Bulletin de la société Vaudoise des sciences naturelles. Lansanne 1866.

Bulletin de la société des sciences naturelles de Neuchatel. 1866.

Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou I — III. Moscou 1866.

Quellen zur Geschichte des Taufsymbols und der Glaubensregel von Dr. G. P. Caspari Christiania 1866.

Det Kongelige Norske Frederiks Universitets Karberetning for Aaret 1865 og Universitetets Budget 1866 — 1869. Christiania 1866.

Index scholarum in universitate regia Fredericiana. Februarius. Christiania 1866.

Index scholarum in universitate regia Fredericiana. Augustus. Christiania 1866.

Ezechiels Syner og chaldacernes astrolab. Christiania 1866.

Maerker ester en østid i omegnen af Hardangerfjor den Christiania 1866.

Proceedings of the Boston society of natural history. September bis Dezember 1865.

Proceedings of the Boston society of natural history. Februar bis April 1866.

Condition and doings of the Boston society of natural history. May 1865. Boston 1865.

Results of meteorological observations, from the year 1854 to 1859 inclusive Vol. II. Part. I. Washington 1864.

Berichte über die Thätigkeit der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft während des Vereinsjahres 1864 — 65 und 65 — 66 Von Rector Dr. Wartmann.

Der Zoologische Garten Zeitschrift für Beobachtung, Pflege und Zucht der Thiere, von Dr. H. C. Kott. VII. Jahrgang.

Verhandlungen des naturhistor. Vereines für Anhalt in Dessau. 1865 u. 1866. Niederländsch. meteorologischs Jaarboek, voor 1866. eerste deel.

Katalog des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie III. 1866.

Actes de la société Helvétique des sciences naturelles réunie à Genève 49. Session.

Kotosch Zeitschrift für Naturwissenschaften vom naturhistorischen Vereine Kotosch in Prag. 16. Jahrgang.

Neunter Rechenschaftsbericht vom Ausschusse des Vorarberger Museums Vereines in Bregenz 1867.

Archiv für vaterländische Geschichte und Topografie vom Geschichtsvereine für Kärnten. 11. Jahrgang.

Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft 1865 — 1866.

Jahresberichte der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden 1865 — 1866.

Verhandlungen des naturhistorischen Vereines der preussischen Rheinlande und Westphalens 23. Jahrgang.

Correspondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereines in Regensburg. 20. Jahrgang.

Abhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereines zu Bremen. 1. Band. 2. Heft.

Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. 1. Band, 3. und 4. Heft.

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. 18. Band, 3. und 4. Heft.

Mittheilungen des naturwissenschaftlichen Vereines für Steiermark. 4. Heft

Monatsbericht der königl. preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1867. Jänner und Februar.

Professor N. Niemtshik's neue Constructionen der auf ebenen und krummen Flächen erscheinenden Reflexe und: directe Constructionen der Contouren von Rotationsflächen; — vom Verfasser.

Dr. B. K. v. Zepharovich's der Zollingit und seine Begleiter; — vom Verfasser.

Ph. Theophrasti Bombast's v. Hohenheim Paracelsi Briefe und Schriften. Straßburg 1603. Vom Herrn A. Ebner in Spittal.

Herausgegeben vom Geschichtsvereine und naturhistorischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ludwig Heib. — Druck v. Ferd. v. Kleinmayr.

— Geschäftsführer Rudolf Vertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

N. 7.

Juli

1867.

Treue Seelen.

Aus: Erzählungen meiner Mutter.

Von Ludwig Bheib.

Es war bereits Nacht, als wir das alte, waldumrauschte Forsthaus verließen. Dora sagte uns schon in der Thüre gute Nacht, ihr Vater aber, der alte grauhärtige Förster mit der ewig grünen Mütze, deren beide Ohrenklappen mir als Kind schon Bergnützen machten, begleitete uns eine Strecke weit am Baldesfaume hin.

Du wirst ihn wenig verändert finden, sagte meine Mutter, als er sich zur Rückkehr gewendet hatte. Außer daß seinem Gesichte ein Paar Falten zugewachsen und seine Haare um einige Nuancen grauer geworden sind, ist er noch der alte, treue, einfache, heitere Jacob Zichtner, der er vor zehn Jahren war. Und doch hat er Ereignisse an sich vorübergehen sehen, die Anderen das Herz gebrochen haben. Nicht daß er etwa ein gefühlloser oder leichtsinniger Mensch wäre, den nichts rührte; er war nicht minder niedergedrückt von all dem Unglücke und dem Elende; aber er ist eine feuer Naturen, die sich rasch wieder aufrichten, gleich jenen Getreidehalmen, die sich auch wieder erheben, wenn der Sturm vorüber ist und die Sonne wieder lacht. Wie ganz anders ist da seine Tochter Dora, die bleibt geknickt, die erholt sich nie wieder.

Dora? Dies junge reizende Wesen? Wie ist das möglich? fragt Du. Ei freilich, wer sie so sieht, die lieblich wie ein Waldröschen blüht, glaubt es nicht. Das leichte Roth, das ihre blassen Wangen schmückt, ist kein Zeichen innerer Fröhlichkeit und Gesundheit. Sie hat viel erduldet; den schwersten Schmerz, der ein Mädchenherz treffen kann, hat sie ertragen müssen. Wenn ich es so recht überdenke, so wundert es mich, daß sie der Wucht des Schicksalsschlages nicht erlegen ist. Ihre reine, edle Seele hat sie vor Verzweiflung geschützt, denn sie ist ein Engel von Treue und Gemüth.

Aber nun ich Dich in den Kreis dieser Menschen gebracht habe, will ich Dir auch jene Ereignisse erzählen, welche auf das ganze Leben derselben bestimmend eingewirkt haben. Noch wenige Schritte und wir kommen an eine Bank, an mein Lieblingsplätzchen, da will ich Dir Alles erzählen. So, da ist es. Wie freundlich hier der Mond durch die Zweige der alten Ulmen blickt, wie er den Kiesweg sprengt mit seinem märchenhaften Lichte, wie in seinem Scheine die Wellen drüben in dem Teiche glitzern, wie er dort die Waldwiese so seltsam erhellte, daß man die Schatten am Waldesraume für schlafende Waldgeister hält! Hier saß ich oft mit Deiner Schwester, wenn die Sonne Abschied nimmt von den waldbigen Höhen oder wenn, wie heute, der Mond seine Zauber übt; hier sah ich denn auch, als der unglückselige Schuß fiel, der — doch ich will nicht vorgehen und ordentlich beim Anfange anfangen.

Das Forst- und Jagdgebiet, das der alte Fichtner zu verwalten hat, ist, wie Du weißt, ein sehr großes und er bedarf immer eines zahlreichen tüchtigen Personals, denn er kann unmöglich alle Geschäfte selbst besorgen. Nun sind einige der Unterförster auch schon alt und können ihren Dienst entweder nicht mehr wie ehemals thun, oder sie sind nicht mehr vertraut mit den neuesten Erfahrungen in der Forstcultur und der Herzog verlangt, daß seine Förster stets im besten Zustande sind. Der alte Fichtner hat deshalb neben seinen Forstgehilfen stets auch einige Volontärs aufgenommen, die von der Forstakademie kommen und sich praktisch ausbilden wollen. Er geht dabei sehr wählerisch vor; wer ihm nicht zu Gesichte steht, den nimmt er nicht und wenn er die besten Empfehlungen hätte, und das kommt daher, weil seine Gehilfen und die Volontärs zugleich seine Gesellschafter sein müssen, denn er ist schon zwanzig Jahre Witwer — seine Frau starb bald nach der Geburt Dora's — und die Stunden verlaufen im Forsthanse, zumal im Winter, sehr langsam.

Vor vier Jahren hatte er einen Forstgehilfen, den einzigen Sohn einer armen Schullehrerwitwe aus dem Dorfe jenseit des Waldes, einen braven, freundlichen, jungen Mann, Namens Rudolph, den er gar sehr schätzte; denn er war geschickt, fleißig und treu und besorgte seine Geschäfte aufs Pünktlichste. Ich hörte Fichtner oft sagen, daß er sich auf den Rudolph ganz verlassen könnte und daß er den Herzog bereits auf ihn aufmerksam gemacht habe. Der hätte ihn längst eine Försterstelle gegeben, wenn er nicht so inständig gebeten hätte, bei ihm, bei Fichtner, noch als Gehilfe zu bleiben. Er will noch lernen bei mir, sagte Fichtner, und weiß doch schon mehr als ich. Der gute Fichtner ahnte nicht, was den Rudolph

eigentlich bewog, durchaus bei ihm bleiben zu wollen. Es war Dora, die ihn festhielt, denn — er liebte sie mit aller Kraft der Leidenschaft.

In demselben Jahre weilte als Volontär der Sohn eines Försters aus dem Unterlande, bei Zichtner, ein prächtiger, herziger Junge, dem alle Welt gut sein mußte. Zichtner war ein Duxbruder des Vaters von Ernst, wie der junge Mann hieß, und behandelte ihn schon deshalb mit besonderer Aufmerksamkeit. Rudolph und Ernst waren seine steten Begleiter, so oft er in den Wald hinausging oder so oft er einen Durchgang machte; blieb er zu Hause, so mußten sie ihm Gesellschaft leisten, ein Spielchen mit ihm machen oder sein Jägerlatein bewundern. Dann war auch Dora dabei, hörte zu und lachte mit über die wunderbaren Jagdbegebenheiten; sie deckte den Tisch mit dem weißen Damasttuche und holte das schäumende Bier aus dem Keller. Und wenn sie durch das Zimmer schritt, folgten ihr die Augen der beiden jungen Männer, so daß Zichtner oft über Zerstreutheit beim Spiele zu klagen hatte.

Dora's Reize übten auch auf Ernst ihren Einfluß, sein Herz entbrannte in Liebe. Keiner von Beiden hatte Dora ein Geständniß gemacht, keiner hatte dem Andern sein Herz eröffnet und doch konnte Jeder des Andern Reizung. Während aber in tausend anderen solchen Fällen die heftigste Eifersucht, der leidenschaftlichste Haß zum Ausbruche kommt, schlossen sich Ernst und Rudolph um so inniger aneinander an. Sie warben Beide um Dora's Gunst, Jeder in seiner Weise, aber Keiner vertrat dem Andern den Weg. Sie beneideten sich gegenseitig um jeden Blick aus Dora's Augen, um jeden Gruß aus Dora's Munde, und doch blieben sie sich zugethan, ja es sch'ien, als ob Rudolph, der sich oft Ernst gegenüber zurückgesetzt fühlte, ohne daß es wirklich der Fall war, sich dann seinem Nebenbuhler um so inniger anschloße. Es war ein Verhältniß so edel und schön, daß man es hätte kaum für menschlich gehalten.

Dora ahnte nichts von der verzehrenden Leidenschaft, welche beide junge Männer erfaßt hatte, sie war gleich lieb, gleich freundlich gegen Einen wie gegen den Andern; ihr Herz war noch eine geschlossene Knospe, in welche weder der Nachthau seine Thräne, noch der Mondenstrahl seinen sehnsuchtweckenden Schimmer gleiten lassen konnte.

Sommer konnte dieses Verhältniß nicht so bleiben; es bedurfte nur eines Anlasses, um eine Entscheidung herbeizuführen, und der bot sich bald. Einer der Untersförster Zichtner's erkrankte schwer, in dessen Culturen eben einige wichtige Arbeiten im Gange waren, deren Leitung nur ein mit den vollkommensten Kenntnissen in der Forstwissenschaft ausgerüsteter

Sachmann geeigneter war. So sah sich Fichtner in die Nothwendigkeit versetzt, sich von einem seiner beiden Lieblinge zu trennen und Rudolph hinüberzusenden, daß er die Stelle des Ertraukten versehe.

Rudolph traf der Auftrag wie ein unerwarteter Schlag. Er sollte sich entfernen aus der Nähe Dora's, er sollte sie lange, lange Zeit nicht mehr sehen, deren Anblick allein für ihn Seligkeit war? Das war hart. Aber daß er seinem Nebenbuhler das Feld räumen sollte, der den günstigen Umstand gewiß benutzen werde, um sich Dora's Gegenliebe zu erwerben, das war zu viel. Zum ersten Male erfaßte Haß und Eifersucht sein Herz, wie er später Dora selbst gestand. Und so gepeiniget von der auf ihn einstürmenden Leidenschaft, schwankte er über den Hof, um im Garten sich zu sammeln und einen Entschluß zu fassen. Er suchte die Geißblattlaube auf, in deren Schatten er so oft gesessen und geträumt, und — traf hier Dora, mit einer kleinen Handarbeit beschäftigt. Sie blickte auf, als sie Schritte hörte, und erröthete, als sie Rudolph eintreten sah; sobald sie aber seinen aufgeregten Gemüthszustand bemerkte, fragte sie theilnehmend nach der Ursache. Und Rudolph, den günstigen Moment erhaschend, machte ein vollständiges Geständniß. Dora hörte ihn tief erglühend an, sie hielt die Blicke auf ihre Arbeit gesenkt, aber sie war nicht im Stande, die Nadel zu gebrauchen, so zitterte ihre Hand, ihr Herz pochte fast hörbar. Als aber Rudolph die Qualen der Eifersucht schilderte, die er empfand, da begann sie zu lächeln, und langsam erhob sie die thränenfeuchten Augen, aus denen es jetzt wie Freude bligte, und ihm die Hand reichend sagte sie: „Diese Eifersucht ist ein Unsinn, Rudolph, hast Du denn nicht gewußt, daß ich Dich allein liebe? Haben es Dir meine Blicke nicht tausendmal gesagt?“

Du kannst Dir denken, welche Fülle von Seligkeit dieses Geständniß Dora's in das Herz des armen Jungen goß! Er, der sich schon des schönsten Glückes beraubt glaubte, sah sich plötzlich im seligsten Besitze derselben. Es waren zwei unsäglich glückliche Menschen, die in der Geißblattlaube sich umschlungen hielten und Schwüre ewiger Liebe tauschten. —

Als Rudolph nach seinem neuen Bestimmungsorte abging, auf dem er mindestens ein halbes Jahr auszuharren geübt war, gaben ihm Fichtner und Ernst das Geleite, Ersterer bis zum rothen Steige drüben am Berge, Letzterer bis auf die Höhe, wo der sogenannte Keunsteig oder die Weinstraße, jener über den ganzen Komth des Thüringer Waldes sich erstreckende Durchbau, zugleich die Grenze zwischen beiden Forstrevieren bildete.

Dora war an dem Morgen, als Rudolph schied, noch nicht sichtbar; sie zögerte absichtlich zu erscheinen, um nicht durch ihre Thränen verrathen zu werden. Sie hatte Abends zuvor Abschied genommen und spähte nun hinter den Fenstervorhängen ihres Schlafzimmers hervor, um den Geliebten noch einmal zu sehen und einen Blick von ihm zu erhaschen. Als Rudolph mit Zichtner und Ernst den Hof verließ, erhob er auch das Auge noch einmal nach ihrem Fenster; da bewegten sich die Gardinen, und als Rudolph sich dann lächelnd zum Weitergehen wendete, begegnete er dem lauernden Blicke Ernst's, der ihn beobachtet hatte und dem die Bewegung der Gardine nicht entgangen war.

Zichtner kehrte verstimmt ins Forsthaus zurück, die Trennung von dem einen Liebling trat ihm sehr nahe. Rudolph und Ernst stiegen ziemlich einsilbig den Bergpfad hinan, durchschritten ebenso die prächtigen Buchenwälder und erreichten nach zweistündiger Wanderung den Neunstieg. Sie hatten währenddem meist nur von ihrem Berufe gesprochen und mit allem Bedachte vermieden, Zichtner's oder gar Dora's Erwähnung zu thun. Als sie aber nun auf der Höhe des Waldgebirges standen, als sie sich die Hand zum Abschiede reichten und Rudolph Ernst ersuchte, dem alten Zichtner noch einen Gruß zu vermelden, da fragte Letzterer plötzlich: „Sonst Niemandem?“

Rudolph ward verlegen und schwieg. Er war im Zweifel, ob er dem Nebenbuhler die Wahrheit gestehen sollte oder nicht.

Ernst, als er keine Antwort erhielt, sagte hierauf: „Wenn Du kein Vertrauen zu mir hast, so — leb' wohl!“

Rudolph hielt ihn zurück und erwiderte: „„Wie soll ich Vertrauen zu Dir haben, da Du sie ebenfalls liebst?““

„Ich gestehe es, daß ich Dora liebe,“ sagte Ernst, „aber Du, Du wirst wiedergeliebt; mir hat es heute früh die Gardine ihres Fensters verrathen. Ist es nicht so?“

Da Rudolph hierauf die Antwort schuldig blieb, ergriff ihn Ernst bei der Hand und bat: „Wenn Du mein Freund warst, sage mir, hast Du mit ihr gesprochen? Ich beschwöre Dich, sage es mir!“

„Sa“ hauchte Rudolph kaum vernehmbr.

„Und liebt sie Dich; hat sie Dir gestanden, daß sie Dich liebt?“ fragte Ernst dringender.

„Sa, sie liebt mich, sie hat es mir gestanden,“ antwortete Rudolph.

Bei diesen Worten wurde Ernst leichenblau, er schaukelte, ließ das Gewehr von der Schulter gleiten und stützte sich darauf.

„Was ist Dir?“ rief Rudolph aus, „Dir wird unwohl? Ich hab' es mir gedacht, daß es so mit Dir steht, darum hab' ich Dir auch nichts sagen wollen, Du hast es aber verlangt —“

„Es ist gut so, es geht vorüber,“ sagte Ernst, sich mühsam aufrichtend und das Gewehr wieder über die Schulter werfend. „Es ist gut, daß die Geschichte klar geworden ist. Rudolph, ich müßte lügen, wollte ich sagen, daß ich mich über Dein Glück freute. Aber Dora liebt Dich und das entscheidet. Hier meine Hand, ich bin und bleibe Dein Freund, Dein aufrichtiger, treuer Freund, und zum Beweise dessen will ich keinen dummen Streich begehcn, wie sie mir vorhin im Gehirne spulten, sondern ich werde zurückkehren ins Forsthaus zum alten braven Fichtner und zu — Dora. Dora wird von jetzt an durch keine Andeutung erfahren, daß ich sie je geliebt habe; ich werde ihr kein Wort sagen, daß ich mit Dir gesprochen, aber ehrlich und redlich werde ich Dir täglich Kunde zukommen lassen, wie es ihr geht, und wir treffen uns alle acht Tage einmal hier auf dieser Stelle, um uns zu sagen, daß wir Freunde sind und bleiben. Willst Du, so schlage ein!“

Ueberrascht, gerührt, hingerissen von so viel aufopfernder Freundschaft, stürzte Rudolph dem Ernst um den Hals und schwur, er werde sein Freund bleiben für alle Zeit. „Dora und Du und meine Mutter, ihr seid die drei einzigen Menschen auf der Welt, die ich liebe und lieben werde, so lange ich athme!“

So schieden sie. Und was sie verabredet, das ward pünktlich gehalten. Wöchentlich einmal gaben sie sich auf dem Rennsteige ein Stelldichein. Rudolph erzählte von dem Fortschreiten seiner Arbeiten und Ernst berichtete — über Dora. Eigentlich war das unnöthig, denn Rudolph hatte mittelst eines vertrauten Hegers einen regelmäßigen Briefwechsel mit Dora eingeführt. Da aber ein Verliebter nie genug von dem Gegenstande seiner Neigung hören kann, so lauschte er dennoch aufmerksam den Nachrichten, die ihm Freund Ernst aus dem Forsthause brachte. Monatlich ein- oder zweimal kam er auch selbst herüber, um dem alten Fichtner über seine Thätigkeit Bericht zu erstatten. Das waren Feiertage für ihn und für Dora.

Dora war glücklich; sie liebte so heiß und innig, wie nur ein Mädchen lieben kann, das vom Leben noch nichts kennt als die stillen Freuden des Osterhauses; dem in der Liebe plötzlich ein ganzer Himmel voll Seligkeit sich erschleßt. Von diesem Glücke eines Mädchenherzens, das zum ersten Male mit aller Leidenschaft liebt, habt Ihr Männer gar keine Ahnung. Wie klein die Welt auch ist, in welcher eines Mädchens

Gedanken kreisen, tritt die Liebe hinein, dann hat sie keine Grenzen mehr. Die Liebe eines Mädchenherzens ist unvergesslich und unergründlich, wie der Sternenhimmel über uns, glaub' es mir.

Dora wollte anfangs ihrem Vater Alles mittheilen, allein es fiel ihr schwer, das Geheimniß ihrer Liebe zu verrathen, und so beschloß sie, erst mit der Rückkehr Rudolph's dem Alten die nöthigen Aufklärungen zu geben. Daß dieser etwa nicht damit einverstanden sein könnte, daran dachte sie gar nicht; Richter hätte in der That auch nie eine Einsprache erhoben, er hätte mit Vergnügen seine Zustimmung gegeben. Wie sich Ernst Dora gegenüber benommen? Genau so, wie er es Rudolph versprochen. Mit keiner Miene verrieth er seine Herzensneigung, die, weil er sie in sich verschließen mußte, nur um so stärker wurde. Er litt unfähig und — Dora wußte es. Hatte es Rudolph doch ihr durch ein flüchtig hingeworfenes, aber verrätherisches Wort errathen lassen. Seitdem hatte Dora gemieden, jemals mit Ernst allein zu sein, und war ihr Vater dabei, so behandelte sie ihn mit einer Milde und Freundlichkeit, die ihm sichtbar wohlthat, sein geheimes Weh aber nur noch vergrößerte. Er hätte gerne seine Stellung aufgegeben und wäre zu seinem Vater gegangen, allein er konnte es, so lange Rudolph ferne war, nicht gut. Und so beschloß er, in seiner Qual auszuharren bis dieser wieder ins Forsthaus zurückgekehrt war.

So kam der 4. August, an welchem Tage die beiden Freunde beschlossen hatten, einen ganzen Tag auf der Waldböhe mitfammen zu verleben.

Im Forsthanse schlief noch Alles, als Ernst, die Büchse flinte auf der Schulter, über die thauige Wiese dem Walde zuschritt. So früh er aber auch aufbrechen war, Rudolph war doch vor ihm auf dem Plage. Sie begrüßten sich herzlich, reichten sich die Hände und begaben sich zunächst in eine etwa zwei Stunden entfernte Anpflanzung, wo Rudolph's Arbeiter beschäftigt waren. Nach Besichtigung der Forstanlagen setzten sie sich vor einer Holzhütte nieder, um einen Morgenimbisß zu nehmen. Hier fiel es Rudolph auf, daß Ernst trüber gestimmt war als sonst, und daß er sich alle Mühe gab heiter zu erscheinen. Auf Rudolph's Bemerkung, er sehe etwas blaß aus, gestand er, daß er unruhig geschlafen und schwer getränmt habe. Nach dem Frühstücke besuchten sie noch einige andere Forstanlagen, sowie den Thiergarten, und wanderten dann der „hohen Sonne“ zu, dem Waldgasthause, das, wie Du weißt, auf der höchsten Stelle liegt, wo die Frankfurter Chauffée den Thüringer Wald überschreitet. Hier ließen sie sich ein Mittagsmahl bereiten und

blieben einige Stunden. Hierauf traten sie ihren verabredeten Pirschgang an. An Ort und Stelle angekommen, wählten sie ihre Standplätze. Rudolph verstand das Blatten ganz vorzüglich, sein Coctruf war dem der Riesen täuschend ähnlich. Er ließ ihn einige Male erschallen; als er aber fand, daß sein Platz kein ganz günstiger sei, verließ er ihn, um sich weiter seitwärts einen besseren zu suchen. Um schneller eine ihm bekannte kleine Waldblöße zu gewinnen, wo ihm Bäume schon öfter auf sein Blatten angelauten, brach er durch ein ziemlich dichtes Unterholz. Da plötzlich war es ihm, als höre er in einiger Entfernung Zweige knacken. Er blieb stehen, machte sich schußfertig und blattete; weil sich aber hierauf nichts regte, froh er rasch weiter. Da fiel ein Schuß und mit einem markerschütternden Schrei stürzte Rudolph zu Boden, die volle Ladung war ihm in den Unterleib gedrungen. In den fürchterlichsten Schmerzen wälzte er sich auf der Erde.

Auf den Schrei hin konnte man nicht ferne die Worte hören: „Großer Gott, was ist das?“

Durch das Geräusch machte sich ein Mann Bahn, der das Gewehr mit dem einen abgeschossenen Laufe noch in den Händen hielt. Und dieser Mann war — Ernst.

Als er Rudolph tödtlich getroffen liegen sah, verließ ihn alle Kraft, er brach zusammen. Auf den Knien rutschte er zu dem stöhnenden Freunde, erfaßte seine Hand und rief wie wahnsinnig, daß es dröhnend durch den Wald hallte: „Rudolph, beim ewigen Gott, ich bin unschuldig; ich habe gefehlt, daß ich meinen Platz verließ, aber ich habe Dich nicht morden wollen. Nein, bei meiner Seele Seligkeit, nicht. Vergib, o vergib!“

Rudolph erwiderte: „Ich weiß es, ich habe gefehlt, denn ich habe meinen Platz verlassen. O, diese fürchterliche Dual! Ernst, ich brauche Dir nichts zu vergeben, denn Du kannst nichts dafür; aber wenn Du mich lieb hast, so nimm mein Gewehr und mache meinen Leiden ein Ende. Setze die Mündung hier an mein Herz und sage Dora, es habe bis zum lezten Augenblicke für sie geschlagen. O Dora! Dora!“

„Und verziehst Du mir, wenn ich es thue? fragte Ernst.

„Wenn Du so willst, ja, Ernst, ich vergebe Dir, hier nimm zum Beweise die Hand Deines sterbenden Freundes.“

„Ich danke Dir, Rudolph!“ rief Ernst, sprang auf, nahm sein Gewehr, ging einige Schritte seitwärts, ein zweiter Knall und — Ernst sank mit zerfahmettem Kopfe todt zur Erde. — —

Die Schüsse, der fürchterliche Schrei, welcher dem ersten Schusse folgte, das Stöhnen des tödtlich verwundeten Rudolph hatten nicht ferne vorübergehende Holzknechte veranlaßt, dem Unglücksorte zuzueilen. Sie trafen Rudolph, wie er eben bemüht war, sich mit seinem Gewehre den schmerzvollen Rest seines Lebens zu nehmen. Sie entrißen ihm das Gewehr; da er aber von Minute zu Minute schwächer ward, so konnten sie ihn nicht fortbringen, sie mußten sich begnügen, ihm unter dem Gebüsch das Sterbelager zu bereiten. Hier nun gab er, um jedweden Mißverständnisse in vorhinein zu begegnen, den Holzknechten sterbend einen Bericht über die Vorgänge des Tages und es war das nöthig, denn sonst hätte man den armen Ernst leicht des Mordes verdächtig gehalten.

Was folgte, als die Holzknechte die Kunde von dem fürchterlichen Unglücke ins Forsthaus brachten — das kann ich nicht erzählen. Der alte Fichtner war wie zerschmettert. Und Dora? Ich habe sie gesehen in ihrem Schmerze — ich möchte keinen Menschen so wieder sehen. —

Auf der Stelle, wo das Unglück geschah, steht jetzt ein steinernes Monument, errichtet mittels freiwilliger Beiträge der Bewohner dieses Theiles des Waldes. Daraus kannst Du auf die Theilnahme schließen, welche dieses Ereigniß hervorrief. —

Die Person, welche nächst Dora durch das Unglück am schwersten getroffen wurde, war Rudolph's Mutter, die arme Schullehrer'switwe. Sie verlor in ihrem einzigen Sohne den Trost, die Stütze ihres Alters.

Ein Vierteljahr war vorüber, seit Rudolph und Ernst in ihrem Doppelsarge unter dem grünen Rasen schliefen, als Dora eines Tages vor ihren Vater hintrat und ihm ihr Verhältniß zu Rudolph offenbarte. Der alte Fichtner war so erschüttert, daß ihm die Thränen stromweise über den grauen Bart rannen. Jetzt erst begriff er den furchtbaren Schmerz seines Kindes.

„Vater“, sagte Dora, „mein Glück ist auf zeitlebens dahin, aber eine Pflicht habe ich noch zu erfüllen — Rudolph's Mutter —“

„Ich verstehe Dich, mein Kind,“ fiel ihr Fichtner ins Wort, „thue, was Dir Recht dünkt.“

Die alte Frau mit den weißen Haaren, die im Lehnstuhle saß, die von Fichtner mit so viel Achtung, von Dora aber mit unbegrenzter Liebe und Verehrung behandelt wird — das ist Rudolph's Mutter.

Sie hat anstatt des Sohnes jetzt eine Tochter. —

Wohl hast Du Recht, das sind sie Alle, die jetzt drüben in dem Forsthaufe leben — treue Seelen!

Aber die Nachtlust wird kühl, laß uns nach Hause gehen.

Der Drusengrund.

Eine Volkslage aus Ober-Kärnten.

In wüsten Felsenklüften
Ein Wassersturz nun braust,
Wo in der Tiefe Gründen
Der Knappe einst gehaut.

Wo in den Fessengängen
Der Hammer einst erklang,
Der Knappen emsig Drängen
Golderz zu Tage schwang:

Da wühlten nun die Wogen,
Der Wassersturz erbrandt —
Wer da vorbeigezogen,
Noch jedem hat's gebrandt!

Vor Hunderten von Jahren,
Als noch der Bau bestand,
Da sandte seine Schaaren
Kürst Ferdinand in's Land:

„Ich will die Erbgelände
Von Kepern haben rein:
So legt an's Werk die Hände,
Pflanzt uns'ren Glauben ein!“

Da zogen Trauerschaaren
Weit aus dem Land hinaus,
Die froh und glücklich waren
Im lieben Vaterhaus.

„Ihr aber sollt nun haben
Der Thaten vollen Eid:
Der Thaten reiche Gaben,
Der Schwächten lauter Geld!“

Der Herrscher rief's, die Knechte,
Sie thun nach seinem Wort --
Sie üben arge Rechte
Allüberall sofort;

Sie wüsten auf den Auen,
 Sie wühlten tief im Schacht,
 Da hämmern sie und hauen
 Daß Stein und Stolle kracht.

Sie achten's nicht: sie graben
 Sich ihrer Thaten Gold —
 Die Thale stummer laben
 Nun wird der Schächten Gold!

Nad wie sie unten haufen
 Von wilder Gier bethört —
 Der ragen Wasser Bransen,
 Sie haben's überhört.

Sie wühlen fort, sie ahnen
 Des Berges Beben nicht,
 Das ernste graue Mahnen,
 Daß nahe Hochgericht! —

Da wanken schwer die Stollen,
 Die Wände brechen ein:
 Getrach — Gedröh'n — die Tollen,
 Tief deckt sie Schutt und Stein!

In wüsten Felsenklüften
 Ein Wassersturz nun brandet —
 Wo in der Tiefe Gründen
 Der Anappe einst gehauet.

Schappmayer.

Deutsche Studien.

III. Die Tellsage.

(Schluß.)

Das 15. Jahrhundert hat die Schweizer Tell-Sage geschaffen, das 16. Jahrhundert hat sie ausgebildet, aber schon das siebzehnte fing an, daran zu zweifeln.

1607 schrieb Professor Willmann zu Freiburg in Breisgau an seinen Freund, den Geschichtsforscher Goldast, er halte die gewöhnliche

Sage von Tell für eine bloße Fabel, erfunden zu dem Zwecke, den Haß gegen Oesterreich zu vergrößern. — Von dieser Zeit an beschäftigte diese Angelegenheit immer verschiedene Gelehrte, die einen zweifelten, die andern glaubten, keiner aber war im Stande zu beweisen. Zudem drang dieser Streit nicht über die Gelehrtenkreise hinaus, das Volk blieb in seiner frommen Andacht völlig ungestört. —

Erst 1760 brachte eine Schrift vom Pfarrer Freudenberger (im Canton Bern) die Eidgenossen in gewaltige Aufregung. Sie hieß „Guillaume Tell, fable danoise“, verwarf die geschichtliche Bedeutung der Tell-Sage vollständig und bekämpfte alle für dieselbe vorgebrachten Gründe mit Schärfe. — Er wiederholte, was schon 1737 J. G. Zelin geltend gemacht, daß bei den Schweden eine ganz ähnliche Sage vorkomme, und legte ein großes Gewicht darauf, daß ältere Chronisten nichts davon erzählten, und die Uner selbst keine Familie nicht nachweisen konnten. — Auch fiel ihm auf, daß Tell in den folgenden Ereignissen nicht mehr genannt werde. — Denn die Theilnahme Tell's an der Morgartner-Schlacht und sein Tod im Schächerbache, den eine Ahlandsche Ballade behandelt, sind spätere Zusätze der Sage.

Die Wirkung dieser Schrift war eine merkwürdige; sie zeigt, wie ungleich die Waffen des Verstandes und des zur Leidenschaft gesteigerten Gefühles sind. — Zunächst versuchte J Imhof eine wissenschaftliche Widerlegung. Er berief sich auf die ununterbrochene Tradition, auf einen Verweis, den ein Pfarrer in Stans wegen eines Angriffes auf dieselbe erhalten, auf die Bestrafung eines Menschen (1615), der den Tell einen Henker genannt; er verwies auf die Linde zu Altdorf, auf die Stiftung von Capellen, die alten Gemälde, die feierlichen Umzüge u. s. w. Endlich stützt er sich auf eine Urkunde (angeblich von 1388), worin die eidliche Aussage von 114 Personen enthalten sei, die den Tell gekannt haben. Der letztere Punkt ist auffallend. — Diese Urkunde taucht nur, da der Streit entbrannt, plötzlich auf und wäre allerdings geeignet, alle Zweifel zu beseitigen, wenn sie — ächt wäre. — Um die vermeintliche Nationalchre zu retten, griff man sogar zur Fälschung von Urkunden. Ob sie Imhof unternommen oder ein Anderer, ist nicht bekannt; genug, daß sie in einer Zeit entstand, wo man den geschichtlichen Tell um jeden Preis retten zu müssen glaubte. — Der Fälscher ahnte freilich nicht, daß diese Urkunde 1388 schon deshalb nicht aufgestellt werden sein konnte, weil man damals vom Tell noch nichts wußte. —

Eine deutsche Uebersetzung hatte Freudenbergers Schrift auch unter dem Volke von Uri verbreitet, und rief eine ungeheure Erbitterung

hervor. — Man ließ sie dort durch Henkershand verbrennen, wie eine hochverrätherische Publication, und forderte durch ein dringendes Schreiben die übrigen Cantone auf, ihr Mißfallen über diese Abhandlung zu bezeigen. — In Uri war der Glaube an Tell bereits zur Leidenschaft geworden, die jede ruhige Erwägung unmöglich machte, die daher die schlagendsten Gründe mit Kluch und Verdammung widerlegte. — Es läßt sich erwarten, daß von nun an Schweizer sich hüteten, durch einen Angriff auf die Geschichte von Tell die Rache über ihr Haupt herauf zu beschwören. Dafür war jeder versucht, sich durch eine Vertheidigung Tell's den Ruf eines Patrioten zu erwerben. Vor 1760 bis 1772 erschienen auch drei Vertheidigungsschriften. — Die dritte war dem Verfasser förmlich abgenöthigt worden. Haller nämlich, ein Freund Freudenberger's, war in den Verdacht gekommen, die verurtheilte Schrift verfaßt zu haben, und er konnte sich nur dadurch von Verdachte befreien, daß er in Bern eine Lobrede auf Tell hielt. — Als 1786 die „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft“ von Johannes Müller erschien und dieser gefeierte Geschichtschreiber die Tellsage in hergebrachter Weise erzählte, schien dieses Lieblingslied der Schweizer Phantasie gegen alle Angriffe gesichert. Johannes Müller kennt zwar wohl die schwedische Sage von Toko, welche Sjelin und Freudenberger stupig machte, aber er weiß die Aenlichkeit ganz gut dahin zu deuten, daß Gehler durch das Gebot des Apfelschusses eine That erneuert habe, die dem Volke der Schweizer durch Tradition aus ihrer nordischen Heimat bekannt sein konnte. — Er beruft sich weiters auf die Urkunde von 1388 und hält sie für ächt; die Erzählung des Melchior Ruß bezweifelt er in keiner Weise; die Capelle und Processionen haben für Müller ebenfalls Beweiskraft. — Aber trotz alledem kommt der Geschichtschreiber zu einer sichern Ueberzeugung von der Wahrheit dessen nicht, was er erzählt. Die Worte mit denen er seine Beweisführung schließt, lassen eigentlich Alles bis auf die Person Tell's dahingestellt sein. — „Immer erhellet aus diesem Allen, sagt Müller, daß dieser Held im Jahre 1307 gelebt, und an den Orten, wo Gott für das Glück seiner Thaten gedankt wird, solche Unternehmungen wider die Unterdrücker der Waldstätte gethan, durch die dem Vaterlande großer Vortheil erwachsen und er das dankbare Angedenken der Nachkommen verdient. —

Der Kampf um Tell dauerte fort; Gläubige und Ungläubige befehdeten sich. Nach 1824 lieferte Hjely in seiner „Dissertatio de Giulielmo Tellio“ die vollständigste Vertheidigung der Tellsage, ohne neue Beweise vorbringen zu können. Und 1826 ruft C. Siegwart in

seiner Apotheose „Tell, der Urner“ pathetisch aus: „Es gibt Bispilnge, welche über Tell's Geschichte spotten, weil sie nicht verstehen, was ein freier Mann zu thun vermog. Du aber verachte die Elenden!“ —

Endlich erschien 1835 das epochemachende Werk von J. G. Kopp „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde“. — Kopp war beim Durchforschen der vielen Archive in und außerhalb der Schweiz zur Einsicht gekommen „daß die ältere Geschichte der Schweiz durch zahlreiche Irrthümer entstellt sei“ und in der Ueberzeugung, daß „der Geschichtschreiber nicht für etwas Anderes Begeisterung fühlen mag, als für Wahrheit und Recht“ unternahm er schonungslos den Kampf gegen die bisherigen Anschauungen. — In den Erläuterungen zu diesen Urkunden, aber noch mehr in einem späteren Werke „Reichsgeschichte“ (1845), hat er nachgewiesen, daß Kaiser Albrecht I., dem die Bebrüdungen der Schweizer von der Sage zugeschrieben werden, den Bewohnern der Waldstätte kein Haar gekrümmt ja nicht einmal Bögte dahin abgesendet habe. Ferner stellten seine Untersuchungen heraus, daß die Vogtei über Kühnacht, wohin die Sage Gessler versetzt, nicht in den Händen der Gessler, sondern in denen der Ritter von Kühnacht gewesen sei. — In späteren Aufsätzen, die Kopp im Archive für Kunde österreichischer Geschichtsquellen niederlegte (Wien 1857), thut er dar, daß gegen die gewöhnliche Behauptung weder in Ehe-, Tauf- noch Todtenbüchern von Uri eine Familie Tell sich finde, wohl aber im 17. Jahrhunderte eine Familie Kell ihren Namen nach und nach in Tell verwandelt habe; daß daher dieser Name ebenso wenig eine Beweisraft besitze, wie die Tells-Capellen und Kreuzfahrten. — Die Widersprüche der späten Chronisten untereinander und mit der urkundlich beglaubigten Geschichte konnten ihm den Glauben an die Tell-Sage auch nicht geben. So gelangt Kopp endlich zu dem Resultate, „daß die bis heute geltend gemachten Beweise für Tell und die Bögte nicht stark und bindend genug seien, um die Erzählungen ihres Seins und Handelns aus dem Zwielichte der Sage in die Tageshelle der historischen Gewißheit erheben zu können.“ —

Was Freudenberger 1760 mit mehr Scharfsinn als Gelehrsamkeit versucht hatte, nämlich den Tell und die Männer von Nütli ins Gebiet der Sage zu verweisen, hat Kopp seit 1835 mit urkundlichen und vollkommen sicheren Beweisen durchgeführt. — Beide Männer sind Schweizer und Schweizer haben auch die Sagen erdichtet; so hat der kritische Verstand der Nachkommen wieder gesondert, was die naive

schaffende Phantasie der Verfasser zum Schaden der Wissenschaft vermengt, die Geschichte und die Sage. — Kopp's Schriften verfehlten, wie einst die Abhandlung Freudenberger's, nicht, einen gewaltigen Eindruck zu machen. Die Schweiz gerieth abermals in Aufregung; man konnte zwar Urkunden nicht durch Henkershand verbrennen lassen, aber der Herausgeber sah sich Angriffen und Verdächtigungen ausgesetzt, die nur aus empörrten Gemüthern kommen konnten, ja man war nahe daran, auch Kopp als Hochverräter zu behandeln. Begeisterte Urner haben ihn am Rütli wenigstens in effigie verbrannt. — Es versteht sich, daß wieder eine Reihe von literarischen Verteidigern des geschichtlichen Tell auftraten, die, so gut und schlecht es ging, gegen den gewissenhaften Forscher und seine unbequeme Wahrheit losdennerten. — Der letzte von diesen Kämpfen ist wohl Hermann von Liebenau gewesen, welcher noch im „Neujahrsblatte der Urschweiz“ 1857 „die Ursachen der Entstehung der Eidgenossenschaft“ nach des alten Tschudi Weise erzählt, nur daß er eine andere Zeitbestimmung trifft. — Auf diese Ritter des holden Irrthums gehen die scharfen Worte Häusser's: „Die Zahl der Denksaulen und gläubig Zufriedenen ist zu groß, als daß auf die Masse ein nachhaltiger Einfluß zu hoffen wäre, der Status quo zu behaglich und wohlthwend, als daß man nicht den unbequemen Agitator, der den alten Staub wegzuwischen sucht, mit Mißfallen, ungläubigem Achselzucken oder offenem Tadel lohnen sollte“. —

Jeder denkende Forscher aber, den ein unparteiisches Streben nach Wahrheit befeuert, mußte das Gewicht der Beweise Kopp's anerkennen, und es beweist nur ein vergebliches Ringen liebgewonnener Vorurtheile mit der neuen Wahrheit, wenn manche von den Ueberlieferungen wenigstens den historischen Kern zu retten suchten. Außerhalb der Schweiz, wo kein vermeintlicher Patriotismus die Einsicht trübte, fanden Kopp's Ansichten rasch Eingang, und Ludwig Häusser, welcher aus Anlaß einer Preisaufgabe der Heidelberger Universität die Sage vom Tell 1840 auf's Neue kritisch untersuchte, kam nach gründlicher Erwägung zu demselben Resultate. — Heute kann man wohl auch sagen, daß der Sieg der Wahrheit über den Irrthum selbst in der Schweiz entschieden sei, denn die neueste Schrift, welche von Basel ausgeht „die Sage von der Befreiung der Waldstätte nach ihrer allmählichen Ausbildung“ von Dr. Wilhelm Wischer ist ein Triumph des kritischen Verfahrens, das seit Kopp sich in der Geschichtsforschung der Schweiz eingebürgert hat. — Nach Wischer kann kein Mensch mit gesunden Sinnen mehr Geschichte und Sage vermengen wollen.

Die deutsche Wissenschaft blieb dabei nicht stehen, das Anhistorische der Tell-Sage darzuthun, sie verlangte nach einem positiven Resultate und versuchte ihr eine mythologische Grundlage zu geben. — Noch bevor ein Anderer ihn gedacht, hat Jakob Grimm mit genialer Divination diesen Gedanken ausgesprochen in seiner Abhandlung „über Mythos, Epos und Geschichte“ 1812. — Zwanzig Jahre vor Kopp's Aufklärungen hatte Grimm den Muth, die Existenz eines Tell zu läugnen, ihn nur für die allgemeine Bezeichnung eines Schützen und den Pfeilschuß nach dem Apfel für einen Mythos zu erklären. — Doch ist dieser Gedanke weder von Grimm noch von Andern weiter ausgeführt worden, bis nicht die Geschichtsforschung den Gegenstand ihrerseits erledigt hatte. — Erst 1863 versucht Alois Lütolf in Dr. Pfeifers „Germania“ (VIII. B.) Wilhelm Tell mit dem Gotte Heimdall zu vergleichen, und 1865 liefert Heino Pfannenschmid ebenfalls in Pfeifer's „Germania“ (X. B.) eine gründliche Abhandlung über „den mythologischen Gehalt der Tell-Sage“. — Pfannenschmid geht von der Thatsache aus, daß eine gewisse Anzahl von Mythen den Gliedern der indogermanischen Völkerfamilie gemeinsam sei, und daß Mythen bei fortschreitender Klärung der geschichtlichen Verhältnisse gerne in Sagen übergehen, welche, wenn sie sich da und dort localisiren, das Aussehen der Geschichte annehmen. — Die Tell-Sage nun findet sich bei verschiedenen Völkern indogermanischen Stammes, und der Apfelschuß bildet das gemeinsame Charakteristikon aller dieser Sagen. Man kennt ihn in Persien, Westfalen, Island, Norwegen, Schweden, Dänemark, in England, Holstein, am Ober-Rhein, wie in der Schweiz. — Ähnliches erzählten die Esthen, auf der Insel Desei, sogar die Finnen und Lappen kennen die Geschichte vom Apfelschuß, Felsensprung und Tyrannenmord. — Aus dem gesammten Tellsagentreife treten vier Darstellungen als besonders bedeutsam hervor; die persische die isländische, die dänische und die schweizerische. — Die Letztere hat die Tell-Sage am reichsten und reinsten ausgebildet. — Die älteste literarische Aufzeichnung der Sage vom Apfelschuß ist die persische, sie fällt schon um 1175 nach Chr. G., dann folgt in Europa die dänische des Earo Grammaticus, der um 1204 starb; die isländische und die norwegische sind um die Mitte des 13. Jahrhunderts aufgezeichnet worden. Die übrigen Sagen sind noch jüngeren Datums. Nicht bloß in der Schweiz hat man diese Mythen als Geschichte aufgefaßt, auch sonst suchte man für das Ereigniß eine Zeitbestimmung. Der Schuß des Sigil auf Sätland soll ums Jahr 500 nach Chr. G., der des schwedischen Tofo um 986, der des Norwegers

um 1000, wie der Tell-Schuß um 1308 gefallen sein. Immer liegen Jahrhunderte zwischen der That und der schriftlichen Aufzeichnung. —

Eine Vergleichung dieser Sagen läßt die Fortbildung der Mythie vom Meisterschützen vom Naturmythus bis zur ethisch-historischen Sage mit ziemlicher Deutlichkeit erkennen. Der ursprüngliche Naturmythus erzählt von Sonnengotte, dem pfeilschießenden, der ein unholdes Wesen im Kampfe erlegt. — Mit fortschreitender Cultur wird der Gott zum Heros und endlich zum menschlichen Schützen der Sage, der in verschiedenen Gegenden verschiedene Namen trägt, und häufig ethisches Gepräge erhält, indem er als Rächer tyrannischer Willkür erscheint. — In Uri haben sich viele Anklänge an germanische Mythen erhalten; es hat darum gar nichts Befremdendes, daß die Tell-Mythe als Rest heidnischer Anschauungen sich bis ins 15. Jahrhundert gerettet und damals mit den geschichtlichen Verhältnissen verknüpft und vermischt wurde, als man Nachrichten über die Entstehung der Eidgenossenschaft wünschte. — Eine mythische Deutung läßt schon der Name zu; Tall bedeutet der Strahlende, dann der Schaffende, auch als Erwärmer wollte man ihn darstellen; immer paßt die Erklärung auf den Sonnengott. Der Name Tell bezeugt auch in vielen Ortsnamen der Schweiz, die mit Wilhelm von Bürgten gar nichts zu thun haben. — Die Stange mit dem Hute, der Meisterschuß, die Wasserfahrt, der Sprung auf die Platte, die Erschießung des Tyrannen, Alles findet bei Pfannenschmied eine mythologische Deutung und erinnert ihn mit der Wallfahrt nach der Tells-Capelle (die in der Bittwoche fällt), an ein uraltes Mai-Fest zu Ehren des segensbringenden Sonnengottes. Auf diese Weise verliert auch Tell's That in der hohlen Gasse das Verächtliche, das Schiller durch eine Parallele mit Johannes Parricida zu verwischen meinte, das aber trotzdem noch manche Gemüther verletzt. — Liegt ihr ein Naturmythus zu Grunde, so ist der ethische Maßstab aufgehoben und Tell's That ist der Apollon's zu vergleichen, der mit seinem Pfeile den Drachen Pytho erlegt.

Die Geschichtsforschung ist somit in der Tell-Frage bereits ins Reine gekommen; die vergleichende Mythologie kann wohl noch neue Aufschlüsse bieten. — Immer aber wird die Tell-Sage ein höchst interessantes Beispiel von Sagenbildung, ein merkwürdiger Beitrag zur Völkerseelentunde bleiben. — Jahrhunderte lebte das Volk in einem frommen Wahne und lebt theilweise heute noch; nur der Wissenschaft gilt das Wort des Dichters:

Du kennst den Schützen, suche keinen andern! —

Wien.

Prof. A. Egger.

Australien

in Beziehung zu Süd-Asien.

Von J. K. Canaval.

Bei der ersten Betrachtung der Gestalt der Continente fällt eine Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung in ihrer Configuration auf, welche schon frühzeitig das Nachdenken zur Auffindung der Ursache dieser Erscheinung angeregt hat. Theilt man nach dem Meridian der Mitte die östliche Hemisphäre, so stellt sie zwei Continentalmassen dar; aus Europa, West-Asien und Africa besteht die eine, aus Ost-Asien und Australien die andere. Sammt America verbreiten sich diese drei Festlandsgruppen nach Norden immer mehr und laufen nach Süden in Spizen aus. Klar ausgesprochen ist diese Bildung bei America und Africa, minder vollkommen erscheint sie bei Australien, das sonst in seiner Küstenlinie viele Aehnlichkeit mit Africa hat. Bei allen dreien zeigt sich die Mitte am zerrissensten. Als mittelländisches und rothes Meer bricht der Ocean herein in die europäisch-africanische Festlandsgruppe, läßt zwischen Asien und Africa nur die schmale Landenge von Suez übrig, während im mittelländischen Meere alles Festland in zahlreiche Inseln und Halbinseln aufgelöst scheint. Das caraimische und mexicanische Meer unterbricht den americanischen Continent und läßt in der Landenge von Panama den Zusammenhang des nördlichen und südlichen Festlandes übrig, während das Mittelstück zu den Inseln West-Indiens aufgelöst scheint. Zwischen Asien und Australien ist aber jeder festländische Zusammenhang aufgehoben und die ausgedehnten Inseln Neu-Guinea, Borneo, Sumatra, jede von größerem Flächenraume als die größte Insel Europa's, Groß-Britannien, und rings um dieselben Java, Celebes, Gilolo, Mindanao und tausend kleinere Inseln vollenden dort das Bild eines zertrümmerten Festlandes.

Für die Beziehung dieser Gestaltung der Continente auf vulcanische Ursachen ist das Auftreten ungewöhnlich zahlreicher Vulcane gerade in der Mitte vom höchsten Interesse. Wir finden Vulcane dort, im mittelländischen Meere, in größerer Menge als an irgend einem anderen Orte von Europa, Africa und West-Asien thätig. Eine Reihe von gewaltigen und bis 12.000' Fuß hohen Vulcanen treffen wir in Central-America, andere, bis über 14.000' hohe Vulcane in Mexico; die kleinen Antillen stellen auf 90 Meilen Länge eine vulcanische Kette dar. 118 Vulcane zählt man endlich in einem Gürtel, welcher auf der Insel Sumatra eine südöstliche,

über Java bis Timor eine östliche und dann einerseits über die Molukken, Celebes und die Philippinen eine nördliche, anderseits längs der Nord- und Ostseite von Neu-Guinea eine östliche und südöstliche Richtung nimmt.

Für die Beziehung der Gestaltung der südlichen Enden der Continente mit herrschenden Meeresströmungen böten die Erscheinungen an der Südspitze von Africa und America interessante Anhaltspunkte, und wenn sich die Folgerungen daraus bestätigen würden, so böte Australien einen Fall, wo die Anlage zu gleicher Bildung in ihrer weiteren Entwicklung frühzeitig durch die Zerreißung jedes continentalen Zusammenhanges mit Asien unterbrochen worden ist. Daß Letzteres Thatsache ist, daß ein solcher Zusammenhang, wenn er jemals zwischen den beiden Continenten bestanden hat, noch in der Zeit vor Entstehung der asiatischen Säugethierwelt unterbrochen worden ist, belegt die vergleichende physikalische Geographie der beiden Continente und der dazwischen liegenden Inseln. Sie bestätigt sogar, daß die Unterbrechung in der Linie jener Meeresstraße geschah, welche dort heute die stärkste Strömung zwischen dem indischen und stillen Ocean aufnimmt und die Macassar-Straße genannt wird.

A. R. Wallace sucht dies in seiner physikalischen Geographie des malayischen Archipelagus *) überzeugend nachzuweisen und liefert neue Belege zu der schon früher von einigen Geologen, am bestimmtesten von L. Becker**) ausgesprochenen Ansicht über das Alter Australiens im Verhältnisse zu anderen Continenten.

In geologischer Beziehung begegnen wir in dem in Rede stehenden Gebiete analogen Bildungen und Formationen wie in Asien und Europa. Granit, Gneiß, Glimmerschiefer und Thonschiefer, welche nach der bisher geltenden Ansicht der Geologen bei der ersten Bildung der Erdrinde den wesentlichsten Antheil nahmen und welche man gewöhnlich unter den Begriff Urgebirgsformationen zusammenfaßt, gaben auch auf Sumatra, Borneo, Celebes, Neu-Guinea und anderen Inseln die Unterlage und das Materiale ab für die unter Mitwirkung des Wassers entstandenen, häufig Petrefacten führenden und regelmäßig geschichteten sedimentären Formationen. Beide bestimmen die Gliederung des Relieffes der großen Inseln, auf denen sich daher auch wie in Europa Hoch- und Tiefländer,

*) On the physical geograph. Malay of the Archipelago I. of the r. geogr. Soc. 1863, im Auszuge in A. Murby. Suppl. der klimatographischen Uebersicht der Erde. Leipzig und Heidelberg 1865.

**) K. C. Leonhard und H. G. Brunn. Jahrbuch 1858, pag. 535.

Gebirgsketten und Gebirgstöcke, Längen- und Quertäler und radial von einem Gebirgsknoten auslaufende Täler und Ebenen vorfinden. Während sich Sumatra an eine Parallel-Gebirgskette der malayischen Halbinsel gliedert, stellt sich Borneo und Neu-Guinea jedes mit einem selbstständigen Gebirgssystem, Celebes, Gilolo aber wie durch einen Gebirgstock gebildet dar. Hier hat eine ungenügende Hebung oder frühere Senkung der Inseln oder des sie umgebenden Meeresgrundes eine gleiche Küstenlandsbildung wie bei Borneo und Neu-Guinea verhindert, sie lassen bloß das Gebirgskelket für eine ähnliche Oberflächenbildung erkennen und würden bei einer weiteren Hebung um 300 Fuß Borneo gleichen, wie dieses bei einer gleichen Senkung sich Celebes ähnlich gestalten würde.

Neu-Guinea mit einem Flächeninhalte wie Deutschland bietet vorzüglich in seinem südwestlichen Theile eine ausgedehnte ebene Küste, von der sich das Land allmählig erhebt; es wird von alpenähnlichen Gebirgen (Owen Stanley, 13.205' hoch) durchzogen, deren Vorberge und Ausläufer bis ans Meer reichen und den übrigen Theil des Landes gebirgig und hügelig, die Küsten aber hoch, steil und klippenreich machen. Australien endlich, soweit der nördliche und nordwestliche Theil bisher bekannt, ist dort von keinen hohen Gebirgen durchzogen; die höchsten bisher bekannten Berge erreichen 4000'; es bietet vielmehr ausgedehnte Hochebenen von bedeutender Höhenlage und Tiefländer dar. Dagegen zeigt der südöstliche Theil manche Aehnlichkeit in der Bodengestaltung mit dem südöstlichen Africa, wenngleich die dortigen Gebirge nicht über 6000' kommen, während sie hier selbst bis zu 10—12.000' Höhe gefunden wurden.

Mitten durch das ganze Gebiet über Sumatra, Borneo, Celebes, Gilolo zieht der Aequator; bis zum nördlichen Wendekreis reicht Hinter-Indien sammt den Philippinen und der südliche Wendekreis geht beinahe mitten durch Australien. Das ganze Gebiet liegt somit inner der Wendekreise, wie Africa von der Mitte der Sahara bis zum Caplande oder America von Mexico und Cuba an bis Chili und Janeiro. Bestand unter seinen Theilen ein continentaler Zusammenhang, so stand es unter meteorologischen Einflüssen, welche kaum mehr Gegensätze in ostwestlicher als in nord-südlicher Richtung zu entwickeln geeignet scheinen, ganz sicher aber auf Australien günstiger waren als j.zt.

Die der tropischen Region von Asien eigenthümliche Thier- und Pflanzenwelt konnte sich dann innerhalb der Wendekreise verbreiten und nach Norden und Süden weitere Uebergänge vermitteln. Die pflanzenfressenden Säugethiere konnten dort ungehindert ihre an Arten so reichen

Verbreitungskreise selbst über das Gebiet der heißen Zone hinaus erstrecken; kein Gebirgswall, wie die Alpen oder der Himalaya, und keine Wüste, wie die Sahara oder die persische Wüste, setzten ihren Wanderungen eine Schranke, und die fleischfressenden Säugethiere Indiens konnten ihre Streifzüge nach Australien ausdehnen, wie sich die Löwen in Africa trotz der Sahara im Norden und Süden derselben vorfinden und die Tiger Ost-Indiens bis in die Tartarei, Mengolei und das südliche Sibirien gelangen. Gesah in der Folge eine Unterbrechung der Continente und waren die von ihrer asiatischen Heimat abgetrennten Thier- und Pflanzenzelechter und Gattungen auf eine selbstständige weitere Entwicklung von Arten angewiesen, so muß in den jetzt lebenden Arten ihre einstige Abstammung von ihren asiatischen Voretern noch erkennbar sein und man wird wenigstens die Reste von diesen in den sedimentären Schichten wiederfinden, deren Bildung mit der Zeit ihres Unterganges zusammenfällt. So ist die große Ordnung der Wiederläufer von der nördlichsten Spitze Europa's und Asiens bis zur südlichsten von Africa in den mannigfaltigsten Arten und Uebergängen vertreten und für die Ordnung der Einhufer fehlt es weder in der gemäßigten noch in der warmen Zone Europa's, Asiens und Africa's an Arten. So treffen wir in den mit dem Auftreten des Menschengeschlechtes theils gleichzeitigen, theils unmittelbar vorausgegangenen sedimentären Ablagerungen die Repräsentanten der Gattungen Elephas und Rhinoceros, welche sich jetzt in Asien und Africa zwischen den Wendekreisen aufhalten, und soweit alle diese Ordnungen von pflanzenfressenden Säugethiere reichten, fehlte es auch nie an Raubthieren aus der Ordnung der Bären, der Marber, Hunde und Katzen. Wenn sich jetzt ein übereinstimmender Charakter der Flora Africa's von der Wüste bis zum Caplande und jener Indiens vom Himalaya bis zu den äußersten Enden Hinter-Indiens darstellt, so konnte sich auch in dem tropischen Continente der Sunda-Inseln bis inmitten Australiens eine analoge Entwicklung ergeben, und verschwanden in der Folge einzelne Pflanzenfamilien oder Gattungen, so vererbten sich doch manche ihrer Formen noch in den veränderten neuen Gattungen und Arten fort, und geschah dies nicht, so mußte ihr Aussterben unter Umständen geschehen sein, welche plötzlich und gänzlich das Klima oder die Bodenbeschaffenheit änderten.

Wenn man aber an der Hand solcher Erfahrungen und unter der Voraussetzung eines festländischen Zusammenhanges zwischen Asien und Australien die Verbreitung der Thier- und Pflanzenwelt von Hinter-Indien bis Australien durchforscht, so stößt man auf Erscheinungen,

welche diesen Theil der Erde für die Thier- und Pflanzen-Geographie zum merkwürdigsten machen, aber die gemachte Voraussetzung für die beiden Continente nicht unterstützen. Für die Geographie der Säugethiere kann man dortselbst einen Fall wahrnehmen, der ohne Gleichen auf der ganzen Erde ist.

Die Pflanzenwelt dieser Gegenden haben die Botaniker schon frühzeitig in drei Reiche geschieden, jedes charakterisirt durch das Auftreten bestimmter Pflanzenfamilien eigenthümlicher Pflanzenformen. Die an Familien und Arten reichste Flora ist die südasiatische oder indische, ausgezeichnet durch zahlreiche immergrüne Bäume von großartiger, üppiger Entwicklung, durch prachtvolle, große Blumen, unzählige Lianen und Schmarogerpflanzen von baumartiger Größe. Pfirsich, Kokospalmen, Jamb, Kaffee- und Gewürzbäume, Indigo u. s. w., finden sich in diesem Reiche, das, nach den häufigen Gewürzkräutern und Pflanzen mit aromatischen Wurzeln und Samen, das Reich der Scitamineen oder Gewürzkräutern, auch das der Musaceen oder Bananen genannt ist. Von Hinter-Indien erstreckt es sich noch auf Borneo, Sumatra und Java. Das zweite Reich heißt das polynesisches, in welchem ihrer Zahl nach die Farren, gewisse Feigenarten und Orchis-Gewächse in Vordergrund treten, Manioka, Brodfrucht, Muskat-, Melonen-, Kampfer- und Baumwollenbäume finden sich hier vor, und Pandanus und Casuarinen verleihen der ganzen Flora einen höchst eigenthümlichen Charakter, der an eine längst verschwundene geologische Vegetationsperiode erinnert. Dieses Reich tritt schon auf Borneo auf, herrscht auf den südlich und östlich davon gelegenen Inseln, den Molukken, Philippinen, auf Neu-Guinea und verbreitet sich bis auf das nördlichste Australien. Die Vegetation ist noch durchgehends eine üppige und gibt zur Entstehung ausgedehnter, undurchdringlicher Urwälder Veranlassung, während die Gebirge häufig mit Palmen geschmückt sind. Endlich ist das Reich der Eucalypten und Spacrideen. Die Einen gehören zur Familie der Myrthenblätter, die Anderen bilden eine eigene Pflanzenfamilie und stehen den Ericaceen nahe, haben das Aussehen der Heidekräuter und Sträucher. Der Verbreitungsbezirk Beider ist bloß Australien und die benachbarten Inseln, und obgleich mehr dem gemäßigten als warmen Klima angehörig, reichen sie doch bis Timor und Celebes. Von den Eucalypten Australiens kennt man bereits 150 Arten. Sie setzen oft ganz allein, sonst mit schachelhalmartigen Casuarinen, blattlosen und dornigen Akazien und Mimosen die Wälder Australiens zusammen, während die Spacrideen ungeheure Flächen heidestrauchartig bedecken. Kein Baum verliert seine Blätter; diese sind steif, lederartig, glanzlos,

meist scheidelrecht gestellt, die Wälder ohne Schatten und dennoch düster.

Diese drei Reiche greifen mit ihren östlichen Grenzen übereinander. Die ersten zwei machen die Inseln Sumatra, Borneo, Philippinen, Java, Celebes und Neu-Guinea zu größtentheils üppigem Waldlande. Während aber das indische Reich noch über Java sich erstreckt, verliert sich plötzlich dieser Vegetationscharakter auf den folgenden und allen kleineren Inseln. auf Timor hören nach Wallace, in Folge des Südost-Monsun, die Wälder ganz auf, und in geringerem Grade findet dies auf Flores, Sumbawa, Lombok und Bali statt; es sind dafür auf Timor schon die für Australien so bezeichnenden Eucalypten mit Sandelholz und Casuarinen die herrschenden Bäume und darunter wächst sparsam grobes Gras, an feuchteren Stellen üppiges Kraut, und dieser Vegetationscharakter erstreckt sich noch bis zum südlichen Theile von Celebes.

Wenn sich gleich die Grenzen der angeführten Pflanzenreiche nicht so scharf ziehen lassen, da ja Winde und Wellen den Transport von Samen besorgen, so ist doch das Meer eine Schranke, welche die vierfüßigen unbeflügelten Säugethiere nicht überschreiten, und fehlt es an Untiefen zum Uebersetzen oder an Eisschollen, wie auf den großen Flüssen Sibiriens, oder an schwimmenden Inseln, wie auf dem Mississippi, so hat das Verbreitungsgebiet einer solchen großen Säugethierart dort sein Ende, wo das Land aufhört, und konnte sich auf eine Insel nur dann ausdehnen, wenn einst mit derselben ein trockener Zusammenhang bestanden hatte.

Die ungeheurere Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit der Vegetation Indiens ist dort von einer nicht minderen Fülle in der Entwicklung der Säugethierwelt begleitet. Durch Löwen, Tiger, Parde, eigene Raub- und Bärenarten, Bärenmarder, Zibeth-Thiere u. s. w. ist die Ordnung der Raubthiere, durch Elephanten und Rhinoceros, Tapir und Schwein, wilde Esel, Hirsche und Moschusthiere, selbst Antilopen und Büffel, ist die Gruppe der pflanzenstreichenden Säugethiere vertreten. Dazu kommen Nagethiere und die mannigfaltigsten Arten von Affen in unzähliger Menge. Von allen aufgezählten Thierordnungen und Familien findet sich aber nicht Eine auf Australien. Für das Hundegeschlecht fand man einen Repräsentanten in dem australischen Hunde, Dingo auch Barragal genannt, im Aussehen und in der Farbe dem Fuchse ähnlich, an Größe und Wildheit dem Wolfe nicht unähnlich. Er wurde Anfangs für einen verwilderten Hund gehalten, machte aber alle Zähmungsversuche, an Jungen angestellt, scheitern. Unter den bisher bekannten 23 Arten

beflügelter Säugethiere *) sind vier fruchtfressende Flederhunde, wie sie sonst auch in Indien vorkommen. Diesen Thieren gab die Flugfähigkeit das Mittel, selbst über Meeresarme einzuwandern. Sonst kennt man noch zwei Duzend Mäuse, zum Theile Springmäuse mit langen Hinterläufen, großen Ohren und weggestrecktem buschigen Schweife, den Steppenmäusen anderer Länder ähnlich, zum Theile auch echte Mäuse und fünf große Schwimmtäuse von Gestalt und Lebensweise der Biber, welche aber Australien ganz eigenthümlich sind und mit welchen nur die Schwimmtentler Süd-America's einzige Aehnlichkeit haben. Alle übrigen anderen größeren Landthiere, 112 Arten, gehören zwei ganz besonderen Ordnungen an. Es sind die Beuteltiere (Marsupialia) und die Schnabel- oder Kloakenthiere (Monotremata). Die Einen, von mehr geringer, höchstens mittlerer Größe und gedrungenem Körperbau, haben schwache und zierliche Pfoten, ein Fell von enganliegendem weichem Haare, der Kopf von den meisten ist mehr schlank, in eine Schnauze zugespitzt, die Ohren sind meist aufrecht gestellt und ziemlich lang. Viele darunter haben längere Hinter- als Vorderfüße, alle sind ausgezeichnet durch einen langen Schwanz, zu verschiedenen Zwecken dienlich; das größte von diesen Beuteltieren mißt nicht über vier Fuß Körperlänge. Bald stimmen sie näher mit dem Hunde, bald mit dem Marder und die kleinsten selbst mit einer Spitzmaus überein, andere wieder mit Hasen, Springmäusen oder Eichhörnchen. Alle aber haben eine Eigenthümlichkeit an sich, wodurch sich die Zoologen genöthigt sahen, sie nicht etwa diesen genannten Thierfamilien oder Thiergattungen einzureihen, sondern in eine eigene Ordnung zusammenzufassen. Sie spricht sich schon im Skelette dieser Thiere und im Zusammenhange damit in der geänderten inneren Organisation aus. Bei allen diesen Thieren ist nämlich die Sehne des äußeren schiefen Bauchmuskels zu einer Leiste verknöchert, welche am Schaambeine befestigt ist und zur Anheftung für den sogenannten Beutel dient, das ist ein häutiger, vor der mit den Zigen versehenen Bauchseite befindlicher Sack oder bloß zwei Hautlappen an dieser Stelle, durch welche das Thier die Zungen, welche sich an den Zigen anhängen, zudecken und enge an sich zu schließen vermag. Alle gebären Junge, die unausgetragen sind. Sie kommen nicht etwa bloß blind und taub, sondern auch haarlos, ohne After und ohne Extremitäten, bloß mit Stummeln versehen, zur Welt und werden erst in diesem Bauchbeutel ausgetragen. Sie haben eine Mundöffnung, mit der sie sich sogleich an die Zigen fest ansetzen und dann so lange Zeit hängen bleiben, bis sie ausgebildet sind. In der Folge

*) Prof. G. A. Pagenstecher. Thierwelt Australiens. Zool. Garten. December 1855.

verlassen sie häufig den Beutel, flüchten sich aber immer wieder in denselben zurück, so oft Gefahr für sie herannahet oder so oft sie die Wärme der Mutter suchen. Bei manchen Arten kommt auch vor, daß sich die ausgebildeten Jungen auf den Rücken der Mutter begeben und sich mit ihrem Schwanz an dem Schwanz der Mutter festhalten. Diese Beuteltiere sind nun theils Fleischfresser, theils Insecten- und Pflanzenfresser. Bloß von jenen finden sich auch in America Gattungen: die Beutelkratten (*Didephis*) und die Schwimmbentler (*Chironectes*), welche keine besondere Größe erreichen, die größten nur 18 Zoll lang werden; aber von diesen Gattungen kommt keine in Australien vor. Die dortigen Repräsentanten für die fleischfressenden Beuteltiere, zu welchen auch jene gehören, sind der sogenannte Beutelwolf, Beuteldachs und der Beutelmarder, sonst aber sind dort die pflanzenfressenden Beuteltiere, unter welchen das Känguruh das größte ist, herrschend und sehr artenreich.

Die andere Ordnung bilden die Kloakenthiere, die bemerkenswerthe von allen Säugethieren. Die Zoologen nahmen anfangs Anstand, sie unter die Säugethiere einzureihen. Sie haben mit den Säugethieren das Fell gemein oder das Stachelkleid des Igel, sonst aber im Knochenbau die größte Uebereinstimmung mit den Beuteltieren. Es findet sich in der That an den Beckenknochen das Rudiment des Beutels. Andererseits aber haben diese Thiere wieder abweichend von den Beuteltieren das Schlüsselbein wie bei den Schildkröten, keinen Kiefer wie andere Säugethiere, nur einen schuabelartigen Fortsatz, der mit dem Entenschnabel die meiste Aehnlichkeit hat, in welchem sich Knochenlamellen befinden, am meisten übereinstimmend mit jenen der Schildkröten. Die Geschlechtswerkzeuge und die Harnwerkzeuge münden in die Kloake wie bei den Vögeln. Das eine von diesen Thieren, das Schnabelthier, fischt mit dem Schnabel, gräbt unterirdisch wie der Maulwurf, das andere, der Ameisenigel, holt mit seiner langen Zunge die Ameisen aus aufgescharrten Nestern. Man war genöthiget, diese beiden Gattungen unter die Säugethiere einzureihen, wohin sie auch nach allen übrigen Einrichtungen und Eigen thümlichkeiten des Skeletes gehören, sie haben aber nichts Uebereinstimmendes mit irgend einem Thiere auf der übrigen Erde.

Ueber die Abstammung dieser sonderbaren Thierordnungen und ihre einstige Verbreitung über den Continent Australien hinaus kann nur die Geologie aus den organischen Resten der sedimentären Formationen Aufschluß geben. Diese hat man bekanntlich in der Aufeinanderfolge ihrer Ablagerungen und nach den darin enthaltenen organischen Resten nach vier Epochen von sehr ungleicher Dauer unterschieden, von denen jede

wieder in Perioden und nach der Sprache der Geognosten, in Formationen eingetheilt wird. Die primäre Epoche von längster Dauer umfaßt die Schichtensysteme der Uebergangs-, Steinkohlen- und permischen oder Diab-Periode; die secundäre von kaum minder langer Dauer die Trias-, Jura- (Dolitt-) und Kreideperiode, die Tertiär-Epoche von weit kürzerer Dauer die Eocen-, Miocen- und Pliocenperiode und die letzte oder Quartärepoche endlich umfaßt die Bildungen der Diluvialzeit und die bis in die Jetztzeit vor sich gehenden Alluvionen. In jeder Periode treten andere Organismen auf, deren Reste sich als Versteinerungen in dem angehörigen Schichtensystem vorfinden. Je weiter solche Gebirgsschichten in der Zeitfolge auseinanderstehen, desto größere Verschiedenheit gibt sich in den von ihnen eingehüllten Organismen zu erkennen. Während in den ältesten Perioden Geschlechter und Gattungen auftreten, welche sich in der jetzigen Thier- und Pflanzenwelt nirgend wiederfinden, kündigt sich diese durch immer neue mit den jetzigen übereinstimmende Gattungen und Arten in den folgenden Perioden an, je näher sie der Zeit der jetzigen Oberflächenbildung kommen. So führt uns die Geologie die ganze Schöpfungsgeschichte der organischen Welt vom ersten Beginne ihres Auftretens bis zur Gegenwart vor und lehrt uns besonders aus dem Vorkommen der organischen Reste von Meeres- und Landbewohnern und der jetzigen Orts- und Höhenlage der sie bergenden Schichten, die zu verschiedenen Zeiten an der Oberfläche der Erde vorgangenen mannigfaltigen Veränderungen. Sie lehrt uns, daß in der ersten Epoche bis in die Steinkohlenzeit nur Meeresthiere, von Wirbelthieren bloß Fische und Saurier auftraten, daß die letzteren in der zweiten Epoche herrschend waren und im Meere und auf dem Lande zu riesiger Entwicklung gelangten, daß dort aber auch die ersten Landäugethiere auftraten, die dann in den folgenden Epochen bis zur Gegenwart zu immer artenreicherer Entwicklung kamen.

In allen älteren Gebirgsschichten fand man aber bisher für die Ahnen der räthselhaften Thierformen Australiens, der Kloakenthiere, keinen Repräsentanten, wohl aber Knochen und besonders Schädel und Kiefer von 28 Arten Beuteltieren. Man kennt solche aus tertiären Schichten, Pariser Gyps, London-Thou, und aus Knochenhöhlen in Australien, ferner aus dem Purbeck-Kalk in England der Kreideformation angehörig, und merkwürdiger Weise gehören die ältesten Säugethiere die man kennt, die in mittlern Juraschichten Englands zu Stonefield gefundenen Unterkiefer von *Phascolotherium* (*Didelphis*) *Bucklandi* und *Didelphis* *Prevostii* *Cuv.*, Beuteltieren, an, so daß diese Thierfamilie bisher für diejenige

Form gehalten werden muß, mit welcher die Säugethiere in die Geschichte der Erdoberfläche eintreten. Gerade diese in ältern Schichten anderer Continente aufgefundenen Beuteltierreste, darunter vier Arten der ausgestorbenen Gattung *Taxotherium*, gehören aber zur Familie *Didelphis* oder sind ihr mindestens näher als jeder anderen verwandt, gehören daher zu jener Familie, von welcher nur *America* noch lebende Arten aufweist, von der sich aber keine Repräsentanten in Australien finden. Dort aber haben Mitchell westlich der blauen Berge in *Wellington-Thale*, im harten rothen Boden, und Selwyn nahe von *Monet Macedon*, nördlich von *Melbourne* in einer Basalthöhle Säugethierknochen gefunden, unter denen sich keiner fand, der einer andern Thierform angehörig wäre, als einer in Australien jetzt noch lebenden oder einst nur dort vorgekommenen und dortselbst ausgestorbenen Art. Man fand eine *Dingo*-Art und sonst nur wieder Beuteltiere, aber keine darunter von den in Europa aufgefundenen oder in *America* noch lebenden Beuteltieren, wohl aber traf man darunter solche, welche die jetzt in Australien lebenden bei weitem an Größe übertrafen. So zeigt der dort aufgefundene Schädel des *Thylacoleo carnifex* Ow. auf ein fleischfressendes Beuteltier von der Größe eines Löwen hin, die Knochen des *Macropus atlas* Ow. gehörten einer *Känguruh*-Art an, welche die größte jetzt noch lebende Art *Macropus major* bedeutend übertraf, *Diprotodon australis*, ein Wurzelfresser mit Backenzähnen, wie das *Dinotherium*, aber mit langen meißelförmig angekauhten, nach oben gerichteten Schneidezähnen, (eine charakteristische Eigenthümlichkeit des nagethierartigen Beuteltieres *Bombat*) erreichte selbst die Größe des *Rhinoceros*. Diese Erfahrungen bestimmten daher den Geologen Ch. Lyell, als Gesetz anzusprechen, daß die gegenwärtige geographische Vertheilung der organischen Gebilde auf eine der Erschaffung der lebenden Arten vorhergehende Periode zurückzuführen ist; mit andern Worten die verschiedenen Geschlechter oder Familien oder Vierfüßler, Mollusken u. s. w. wurden schon auf bestimmte vorhandene Landes- und Meeresrheile beschränkt, ehe die dem Menschen jetzt gleichzeitigen Arten ins Dasein traten.

Von den beiden Festländern Südasiens und Australien aus breitet sich die indische Fauna mit ihren reichen eigenen oder mit diesen verwandten Formen über *Sumatra*, *Java*, *Borneo* aus, während australische Fauna mit den Beuteltieren auf *Neu-Guinea*, *Amboina*, *Celebes*, *Timor*, den *Molukken* und den andern Inseln bei Australien getroffen wird. Ueber diese Grenze reichen die letzteren nicht hinaus, wohl aber gehen einige Arten der indischen Thierwelt wie der *Palmemarder* bis

Timor, die Sibethkaze bis Amboina, das reiche Kapengeschlecht Indiens ist auf Timor noch durch eine kleine Kaze vertreten und den Hirscheber traf man auch im östlichen Celebes. Auf Neu-Guinea aber findet sich nur ein dieser Insel eigenthümliches Schwein (*sus papuensis*) und der sonst allen indischen Inseln angehörige Palauroller, sonst aber unter den übrigen Säugethieren außer den fliegenden nur der australischen Fauna eigene Thierformen.

Wir gelangen somit mit der Grenze der Verbreitungsbezirke der indischen und australischen Säugethierwelt an dieselbe Linie an, welche Wallace in der Macassar-Strasse bezeichnet. Die zuletzt besprochenen Thatsachen stehen auch im Einklange mit dem oben von Lyell ausgesprochenen Gesetze und bestätigen, daß inner dieser Meeresstraße Asien wie Australien mit den auf ihrer Seite gelegenen Inseln im Zusammenhange standen. Daß ein solcher ohne Zuhilfenahme bedeutender Boden-Hebungen oder Senkungen wieder hergestellt werden könnte, bestätigen die Tiefenverhältnisse der dortigen Meere. Eine Hebung des Meeresgrundes der Torresstraße, welche Neu-Guinea von Australien treunt, um 180 Fuß ist schon hinreichend, den Zusammenhang zwischen beiden herzustellen, und eine Hebung des Grundes von 300 Fuß fügt das ganze Gebiet von Sumatra, Java und Borneo an die Halbinsel Malacca und Siam. Dagegen würde selbst diese Hebung doppelt so groß die Macassarstraße nur an den leichtesten Stellen unterbrechen.

Diese Meeresstraße stellt daher die wahre geographische aber auch eine geologische Grenze zwischen Asien und Australien dar. Sie muß nach dem Gesagten schon bestanden haben, als sich die beiden Continente auch auf ihre nachbarlichen Inseln ausdehnten, noch bevor die indische Thierwelt geschaffen wurde, ihre Entstehung fällt somit über die Tertiärzeit in die Secundärepoche zurück. Unter dieser Annahme ergeben sich ungezwungen die Erscheinungen der australischen Thierwelt wie die Verbreitung der indischen Fauna auf den großen asiatischen Inseln. So ist von den brittischen Inseln geologisch der einstige Zusammenhang mit dem europäischen Festlande nachgewiesen; er fällt noch in die Zeit vor der Schöpfung oder Einwanderung der jetzt dort herrschenden Thier- und Pflanzenwelt und erklärt die Uebereinstimmung der schottischen Flora mit Norwegen, der ostenglischen mit der deutschen, der südenglischen mit der französischen und spanischen, der brittischen Fauna mit der des europäischen Continents. Die Verbindung Englands mit dem Festlande wäre auch schon bei einer Hebung des Meeresgrundes im Canal um 120 Fuß vollzogen. Im Gegensatz von den brittischen Inseln

bietet Madagascar mit einem Flächenraume wie Oesterreich ein Beispiel einer frühzeitig vollbrachten Trennung von Africa, da es schon in so vielen Formen seiner Thier- und Pflanzenwelt so weit von Africa abweicht und so viel Verwandtes mit Ostindien aufgenommen hat, daß Geoffroy St Hilaire sagen konnte, man müßte es in naturhistorischer Beziehung für einen eigenen Welttheil halten, wenn man ihn nur nach seinen zoologischen Erzeugnissen und ohne Berücksichtigung seines Flächengehaltes und seiner geographischen Lage seine Stelle anzuweisen hätte *).

In weit höherem Grade ergibt sich derselbe Fall für Australien gegenüber Süd-Asien. Die Trennung Beider mußte noch in weit früherer Zeit vollendet gewesen sein. Selbst für die so charakteristische Flora Australiens fällt die Aehnlichkeit mit mancher Localflora der Tertiärzeit auf, und vergleicht man aber die Nadelhölzer, Neu-Hollands mit der verweltlichen Fauna, so tritt eine so wunderbare Verwandtschaft mit der mittleren Kreidperiode zu Tage, daß man selbst an Ueberbleibsel dieser Schöpfungszeit glauben möchte.**)

Zur Erklärung dieser Erscheinungen darf der Geologe für die Geschichte dieses Theiles der Erdoberfläche die Wirkungen jener Kette so zahlreicher und so großartiger Vulcane, welche, wie ein Gürtel Australien im Norden und Nordosten umgibt, nicht unterschätzen. Sie lassen die Insel Java, dreimal so groß als die hentigen Niederlande, und eine Reihe der östlich davon gelegenen Inseln als ihre Schöpfung erkennen und ihre Wirkungen auf die Gestaltung von Land- und Meeresgrund können noch heute unausgesetzt verfolgt werden, da sie es sind, welche das Auftreten von Korallenbänken und Koralleninseln erklären, welche dort in einer Menge und Ausdehnung beobachtet werden, wie ähnliche Fälle als Wirkungen gleicher Ursachen nur in der Inselwelt des stillen Oceans bekannt sind. Sie sind auf drei Spalten der Erdrinde gerade in der Gegend angereicht, welche sich als die eigentliche geographische Grenze Asiens gegen Australien darstellt. Wenn Hebungen an einer Stelle der Erdoberfläche mit gleichzeitigen Senkungen an anderen verbunden sind, so mußte das Hervorbrechen dieser Vulcanreihe von bedeutenden Senkungen nördlich oder südlich der Kette oder zu beiden Seiten begleitet gewesen sein und für das eine oder andere Gebiet oder beide zugleich boten in der Folge die entstandenen Vulcane zahlreiche Sicher-

*) L. K. Schmarba geographische Verbreitung der Thiere.

**) A. Müller, Pflanzenstaat.

heits-Ventile gegen die Wiederkehr ähnlicher Störungen der Oberfläche dar.

Die Zeit jener Spaltenbildung und Hebung des australischen Continents über das Meer, und somit der Abtrennung von Asien, fällt nach E. Becker noch vor Ausgang der Trias- oder in den Beginn der Jura-Periode in die Zeit der sogenannten Dolitformation. Diese Behauptung stützt er auf die Wahrnehmung, daß die bisherigen geologischen Untersuchungen Australiens wohl noch die Triasformation im bunten Sandstein, aber keine Jura- und Kreideformation nachweisen, daß die Tertiärformation wohl auch in Australien eine große Ausdehnung hat, zur Erklärung ihrer jetzigen Höhenlage jedoch nur auf bestimmte Gegenden beschränkte Hebungen oder Senkungen bedingt. Ihm erscheinen daher die Stammbäume der australischen Fauna und Flora zum größten Theile in voroolithischen Zeiten einige auch in der tertiären Epoche gepflanzt, denn nahe Verwandte der australischen Flora liegen zahlreich im Dolith begraben und dieser Formation gehören auch die ältesten Reste des Beutelhieres an, während die mit ihnen jetzt auf Australien noch vorkommenden Arten der Tertiärzeit ihre Entstehung verdanken.

Haben die Untersuchungen von M. Cuy*) nachgewiesen, daß weite Strecken Australiens zur Tertiärzeit unter Meer gesetzt waren, so ist dennoch die Behauptung E. Becker's zufolge der neueren Forschungen von Wallace noch nicht widerlegt, daß die jetzige australische Fauna und Flora das höchste Alter im lebenden Thier- und Pflanzenreiche einnimmt und daß dem menschlichen Auge vergönnt ist, heute noch eine Landschaft zu studiren und Wälder und Felder zu durchforschen, welche wenig verändert, wenn schon nicht vor der Jura-Zeit, wohl aber zu dieser Zeit einer großen Zahl von Thieren Schutz und Nahrung gaben, deren Nachkommen noch heute athmen. Erst nach dem Abfließen des Tertiär-Meeres und Zurücklassen von Salzseen, ausgedehnten Sand- und Steinebenen, nahm dieser Continent jene Beschaffenheit an, welche ihn mit seinen Steppen, Strubebenen und seinen Wüsten auf ungeheureren Strecken einen so öden, monotonen, trostlosen Charakter gab, und welche jene Aenderung seines Klima's verschuldet, das der Entfaltung eines großen Formen-Reichtthums des Thier- und Pflanzenlebens im Inneren des Continents so ungünstig ist. Eine trockene Hitze, die bis zu 40° erreicht, versengt den Boden wie in den Steppenländern Asiens und übt ihren Einfluß auf die Organisation und Lebensweise der Thiere, daher die meisten Säugethiere, Nachtthiere und darunter so viele beflügelte Arten,

*) Ann. and. Mag. of Nat. Hist. 1862, Nr. 50.

die zahlreichsten Insekten Nachtschwärmer sind und somit auch die nächtlichen Raubvögel dort in größerer Zahl als in irgend einem anderen Lande vertreten sind. (Gould.) Und doch ist dieser Welttheil so vorzüglich befähigt, die aus Europa dahin gebrachten Pflanzen und Thiere nicht bloß zu ernähren, sondern auch rasch zu vermehren. Wie dem europäischen Einwanderer ist das Klima auch den mit ihm kommenden Thieren günstig und diese Thatsache verleiht Australien eine hohe culturhistorische Bedeutung. Ueber 25 Millionen Schafe, Hunderttausende von Rindern weiden bereits auf den dortigen Grasebenen und vermehren sich auch leicht verwildert, eingeführtes Damwild und Lamas gedeihen trefflich, Pferde und Hunde bilden edle Racen. Von dem außerordentlichen Gedeihen der Schafherden und ihrer durch keine Seuchen unterbrochenen raschen Vermehrung geben die Einfuhren australischer Wolle nach England Zeugniß, welche 1860 schon über 56 Millionen Pfund betragen und im Jahre 1865 schon über 106 Millionen Pfund gestiegen waren, während die europäische Einfuhr nach England im ersten Jahre bei 40 Millionen Pfund, im zweiten bei 41 Millionen Pfund betragen hatte.

Kärntische Türken-Sagen.

Zusammengestellt von **V. P.**

I.

1. Die Türken sind vom Morgen gekommen, aus der tiefen Türkei. Sie waren sehr schlimm. Wenn sie einen Christen erblickten, sprengten sie ihm zu und riefen: „Ne boj se, ne boj se!“ (fürchte Dich nicht!) und hieben ihm gleich den Kopf weg. Rauchen banden sie zum Kopfschweife und sprengten so mit ihm davon, bis er todt war. Die kleinen Kinder spießten sie oder zerhieben dieselben mit ihren scharfen Säbeln. Frauenzimmer band man oft rücklings an die Bäume und verstümmelte sie an den Brüsten schrecklich. Daher noch jezt das Sprüchwort: Jo hud ko Turk (Er ist schlimmer wie ein Türke). Viele von den Frauenzimmern, besonders die jüngeren und schöneren, führten sie mit sich hinaab in die tiefe Türkei. Die Leute liefen größtentheils in die Alpen und versteckten sich im Gebirge. Die türkischen Pferde hatten kleine eiserne und auch goldene Hufeisen. Man fand solche noch in späterer Zeit auf der Dellacher

Alpe im Gail-Thale. Beschlagen waren die Pferde auf türkisch, das ist so, daß jener Theil des Hufeisens rückwärts sah, der nach vorwärts hätte stehen sollen. Häuser und Kirchen raubten die Türken aus, verbrannten sie auch wohl. (Mitgetheilt von Matia Majer in Hermann's Geschichte von Kärnten. II. Bd. S. 255.)

2. In der Nähe des Stiftes St. Paul hatten die Türken ihr Lager aufgeschlagen; das Zelt des Großweiffirs soll da gestanden sein, wo jetzt noch ein steinernes Kreuz zu sehen ist. Durch die das Thal bestreifenden Horden waren die Banern verhindert, mit einander zu verkehren und sich zu einer gemeinsamen That zu verständigen. Da gerieth einer auf den Einfall, sich gegenseitig durch große Feuerbrände von den Bergen herab Signale zu geben. Dies fand Beifall, und bald flammten des Nachts — es war gerade die Osterwoche — auf allen Gipfeln der das Thal begrenzenden Berge helle Feuer herab. Aus Furcht, umzingelt zu werden, räumten die Türken allsogleich den Platz und zogen wieder ab. Seitdem ist aber die Sitte bestehen geblieben, am Christabende und nach der Auferstehung des Herrn auf den Bergen solche Feuer anzuzünden, zum ewigen Gedächtnisse an jene glückliche Befreiung von der Türkennoth.

3. Zu Siegersdorf (oder auch Siegersdorf) im Lavant-Thale wurde vor alter Zeit eine große Schlacht geschlagen und alle türkischen Heinde in die Flucht gesprengt. Im genannten Dorfe stand noch vor einigen Jahren eine Linde, von der es heißt, daß sie die Türken gesetzt hätten; an deren Fall knüpfte sich die Prophezeiung, daß mit demselben die die Türken abermals ins Land kommen würden.

4. Außer Wolfsberg steht ein steinernes Kreuz, ein anderes von gleichem Baue ist auf dem Krapsfelde zu sehen. Bis zu diesen beiden Kreuzen werden die Türken, wenn sie noch einmal in das Land fallen, vordringen und ihre Verwüstungen ausdehnen.

5. Eine Kirche auf der Saualm wurde von den Türken belagert. Vergeblich übten sie ihre Kraft an derselben; die Angehörigen der Pfarre, welche sämmtlich sich in der Kirche geborgen hatten, leisteten tapferen und ausdauernden Widerstand. Da die Türken an der Einnahme verzweifelten, zogen sie wieder ab, nachdem sie noch früher der Kirche eine große Wachskerze geopfert. Die Bedrängten aber waren so geschickt, das Geschenk genau zu untersuchen, ob nicht eine List dahinter stecke. Dabei zeigte es sich, daß die ganze große Kerze innerlich mit Pulver angefüllt war. Zum Andenken an die glückliche Abwendung dieser Gefahr haben sie die Kerze neben dem Altare aufgehängt, allwo sie noch heute zu sehen.

6. Ober dem Altare der Pfarrkirche von St. Marein ist ein großer Cardinalsstut angebracht. Dieser kam auf folgende Weise an den Ort:

Als die Türken Marein bedrängten, bewaffneten sich alle Bauern gegen sie. Auf das inständige Gebet der Dorfsassen habe Gott der Herr den Anführer der Türken mit Blindheit geschlagen. Da habe derselbe sich bekehrt und zur Mutter Gottes von Marein um Rettung gefleht, welche ihm auch zu Theil ward. — Als Andenken ließ er bei dem Abzuge seinen Stut der hilfreichen Schuttpatronin zurück.

7. Die Kirche von St. Leonhard im obern Lavantthale war ehemals mit einer großen eisernen Kette umspannt welche noch auf dem Bilde vom Jahre 1620 zu sehen ist.

Während dem Einfalle der Türken in Kärnten im Jahre 1480, wobei sie auch ins Ober-Lavantthal streiften, führten dieselben einen Bauer von Obdach mit Namen Sturm gefesselt und an den Schweif eines Pferdes gebunden mit sich. Als sie nun in die Gegend kamen, wo jetzt im sogenannten Zaufergrunde (Pfarre Reichensfeld) ein Kreuz steht und von welchem Punkte man zuerst die Kirche St. Leonhard erblickt, machte der Gefangene das Gelübde: nach seiner Befreiung eine Kette verfertigen zu lassen, die zweimal die Kirche umziehen soll. Und er ward erhört! Unbemerkt von seinen Führern, lösten sich die Bande und es gelang ihm zu entkommen. Er hielt sein Gelübde und ließ die Kette anfertigen, woran jedes Glied einen Schuh Länge hatte, und verfügte zugleich, daß seine Nachkommen zur Erhaltung derselben Sorge tragen sollten; so oft sie keine Ausbesserung nöthig habe, sollten sie ein Opfer von fünf Groschen entrichten.

8. Eine Viertelstunde vor der Eisenkappel sieht man die Spuren einer Mauer, welche, über den Sellacherbach gehend, von der einen Thalwand zur andern reicht. Diese Mauer haben die Bewohner des Marktes errichtet, um sich gegen die heranziehenden Türkenhorden zu schützen, die ganz Kärnten verwüsteten. Mittelft eines Dammes stauten sie auch die Vellach zu einem See, der bald so hoch stieg, daß halb Kappel unter Wasser gesetzt wurde.

Wie nun die erste Türkenchaar in diese Gegend kam, griffen sie die Schanze an und zertrümmerten dieselbe so wie den dahinter befindlichen Damm. Da brach der See aus und begrub die türkischen Soldaten in seinen Fluthen.

Später kamen die Türken nochmals in das Thal. Wieder fanden sie an der Mauer Widerstand. Da rannten sie die Thüre ein, welche durch die Schanze in einen Graben führte. In der Dunkelheit der

Nacht, während welcher dies geschah, nahmen sie den schrecklichen Abgrund nicht wahr und in denselben sammt ihren Pferden stürzend erschlugen sie sich jämmerlich. — Am Hauptportale der Pfarrkirche zeigt man noch drei Hufeisen, welche von da herrühren sollen, und wovon auch der Markt den Namen erhielt.

9. Gar schrecklich war die Verwüstung, welche die Türken, auf ihrem Zuge durch das Rosenthal daselbst angerichtet haben. Zu Suetschach drang der Großweffir zu Pferde in die Kirche ein; wo das Pferd auftrat, drückte es dem Boden seine Spuren ein, die man noch heutigen Tages sehen kann. Das Pferd selbst vermochte aber sich nicht von der Stelle zu rühren. Aus Schrecken über das wunderbare Ereigniß zogen dann die Türken von Suetschach wieder ab.

10. „In St. Johann im Rosenthale gingen die Türken in die Kirche und einer von ihnen hieb mit dem Schwerte nach der Mutter Gottes Statue und traf sie über die Stirne, und es floß Blut heraus. Der Hieb „kennt sich“ noch heut zu Tage. Dann gingen sie weiter nach Suetschach. Hier wurden sie wunderbar aufgehalten; konnten nicht weiter, ihre Pferde wollten in die Erde versinken. Seit jener Zeit heißt das Dorf svetče svetize, heiliger Ort; früher hieß es Vórbize.“ (Matia Majer l. c. II. 255.)

11. Aus der Pfarre St. Jakob (im Rosenthale) führten die Türken viele Leute mit sich fort und auch eine schöne junge Bäuerein, das Weib des Serajnik. Sie war sieben Jahre in der Türkei. Eine alte Türkin erbarmte sich ihrer und zeigte ihr die Gegend, gegen welche sie gehen sollte, damit sie nach Hause käme, und sagte: Gehe nur immer auf diese Seite hin, dann wirst du zu einem großen Wasser kommen, dann gehe immer gegen das Land, von welchem jenes Wasser fließt, dann kommst du sicher nach Hause. Sie that also. Aber die Türken hatten pesjane, das sind Menschen, die haben nur einen Fuß und in der Mitte der Stirne nur ein Auge und sie riechen einen Christen schon von weiten und gehen der Menschenspur so nach, wie die Jagdhunde einem Hasen. Diese pesjane schickten die Türken der Serajnikin nach. Sie ging immer neben dem großen Fluße aufwärts, wie ihr die alte gute Türkin gesagt hatte; doch nur bei Nacht, bei Tag aber versteckte sie sich im Wasser stehend unter den Wurzeln der beim Fluße befindlichen Bäume; auf den Kopf setzte sie sich ein Stück grünen Rasen, damit ihr die pesjane nicht auf die Spur kämen. Sie wurde von ihnen eingeholt, aber sie verloren die Spur dort, wo die Serajnikin ins Wasser trat, um sich zu verstecken. Sie hörte deutlich, wie die pesjane sagten:

„Tu je bva, tu je ni
Keršanski duh diši.“

die pesjane kehrten dann zurück, das Weib aber kam bei der Drau herauf glücklich heim zu ihrem Manne, der zwar während dieser Jahre einige Male heirathen wollte, aber nie dazu kam. (Matia Majer l. c. I. 256.)

12. Zwischen Maria Gail (na Sili) und Bogenfeld (Vogevnje pole) ist eine ebene Gemeinwette, dort haben die Türken exercirt, es heißt deshalb Tursko. Ober dem deutschen Pfarrdorfe Goggau im Ganalthale waren Schanzen gegen die Türken aufgeworfen und den Platz nennt man noch jetzt auf deutsch und slovenisch Tabor. (Matia Majer l. c. 255.)

13. Die Türken kamen auch nach Petschnitzen (Pečnica). Ob dem Dorfe sind Felsen, genannt Tabor (Lager). In diesen Felsen war damals eine bewohnbare, ziemlich geräumige Höhle mit einer eisernen Thüre.

Als die Türken nach Petschnitzen kamen, waren keine Zale zene, die sie früher bewohnt, im Tabor sind schon lange früher keine mehr gewesen. In den Tabor flüchteten sich nun die Leute mit ihrer besten Habe, aber die Türken entdeckten die Höhle, raubten Alles und zerstörten sie so, daß die südliche Felsenwand der Höhle nach dem Bergeabhange hinabrollte. Die eiserne Thüre, womit die Bedrängten den Eingang verschlossen, hatte der benachbarte Bauer noch bis in die neueste Zeit. (Matia Majer l. c. 255—256.)

14. Einmal kam eine Schaar Türken in die Kappel. Dort, wo die Hollenburger Brücke über die Drau ist, stand ein Lindenbaum, unter ihm der türkische Pascha und die Türken um ihn herum. Da kam jenseits der Drau der Bauer Petovz von seinem Hause herab, schoß aus dem Erlengebüsche über den Fluß und traf den Pascha, daß er todt niedersiel. Die Türken, jetzt ohne Anführer, brachen sogleich auf, wendeten sich gegen Zell und wollten sogleich über die Gebirge zurück. Es wurde Nacht, dazu fiel noch ein dichter Nebel und es war finster, daß man seine eigene Hand nicht sehen konnte. Zwei Bauern aus Zell mußten als Wegweiser mit den Türken gehen. Diese Beiden verabredeten sich unterwegs und führten die Türken auf die Berge herum und unversehens gerade an einen Felsenabgrund. Die Türken, der Gegend unkundig, bei dichtem Nebel und stockfinsterner Nacht, sahen den Abgrund nicht und die ganze Schaar hüpfte nacheinander über die Felsen hinab und erschlug sich. Die Bauern gingen dann nach Hause. Der Petovz wurde von allen Abgaben auf immer befreit. Die zwei Bauern aus Zell brauchten statt

aller Abgaben jährlich bloß jeder zwei Krautköpfe zur Herrschaft zu bringen. Und so ist es geblieben. (Matia Majer l. c. S. 257.)

15. Als die Türken durch das Drau-Thal hinaufgezogen waren, kam eine Horde derselben auch nach Viktring. Den dort lebenden Mönchen wurden von ihnen die Köpfe abgeschlagen und vor die Füße gelegt. Der Schaffner allein war gerade damals nicht zugegen. Als er vom Felde zurückgekehrt die schreckliche Mezelei erblickte, flehte er inständig im Gebete zu Gott, der Herr möchte in seiner Allmacht doch diesmal — es war am Vorabende vor Maria Himmelfahrt — die Todten wieder zum Leben erwecken, daß sie doch gemeinsam heute die Vesper singen könnten. Der Wunsch wurde ihm gewährt, das Fest geht in der gewohnten Pracht von Statten und die enthaupteten Conventualen waren in ihren Stühlen erschienen und hatten die Vesper mitgesungen. Als jedoch die Frierlichkeit beendet war, schwand wieder alles Leben aus den Körpern und die Mönche blieben bis auf den Schaffner todt.

16. Wo nur eine Kirche zu sehen war, da waren die Türken hingekommen und hatten geraukt und geplündert. Von Osterwitz aus, welches in ihre Hände gefallen, erblickten sie auch den Schein der Helena-Kirche, da dieser vom Berge herab weithin schon durch seinen strahlenden Glanz sichtbar war. Sie beschloßen, ihn wegzunehmen; als sie aber auf den Berg kamen, war auch der Schein verschwunden, ohne daß man wußte wohin. Das richtete einen solchen Schrecken unter ihnen an, daß sie eiligst abzogen. Noch heut: soll der Schein im Hofbrunnen des Pfandlerischen Hauses zu sehen sein.

17. Weit und breit im Glan-Thale hatten die Türkenchaaren Alles verwüstet. Die Bewohner von Klein Gradeneck flüchteten sich in ihre Kirche, um sich hinter deren Mauern zu vertheidigen. Ein großes hölzernes Thor, von außen ganz mit Eisen beschlagen, verschloß den heiligen Raum. Vergeblich stürmten die Türken gegen diese Thüre; da es nicht ging, sie gewaltsam zu öffnen, krapten sie unten die Erde auf und versuchten, dort hineinzukriechen. Aber jeder Türke fand dabei seinen Tod. Und so mußten sie wieder abziehen. Die Thüre aber wurde bis auf den heutigen Tag aufgehoben und wird als denkwürdiges Ueberbleibsel den Fremden gezeigt.

18. Bei Dürnsfeld am Krapfelde steht eine große uralte Linde. Hier wird die letzte große Schlacht um den heiligen Glauben gekämpft werden. Anfänglich wird der Sieg auf die Seite der Türken sich neigen, zuletzt aber doch der wahre christliche Glaube den Triumph davontragen. Drei der vornehmsten türkischen Feliherren wird man an die Linde

knüpfen, und ihre Schaaren selbst aus dem Lande jagen, daß sie nie wiederkehren. Dann wird eine neue Zeit beginnen

19. Hinter dem Hochaltare von Maria Waisfisch ist an einem kleinen Bilde ein Türke abgebildet, der zu Pferde sitzt und an einer langen Kette einen Mann führt. Folgende Inschrift erklärt den nähern Inhalt dieses Gemäldes:

Anno dmni 1535 pin ich peter latneker purger zu huntenberg mit sambt andern redlichen Kriegsknechtn gefanklich v. dn Türkn gn Constantinopl gefürt, doselbs in mein nötu die jungfrau maria nd lienhat angerueft, die mier durch ier fürbit von dn genadn gotz Awß pant, eysen nd gefanknuß erledigt.

Dieser Bürger war der Sage nach ein Schmied zu Hüttenberg, der nach seiner Rückkunft aus dem Gefängnisse zu Constantinopel zum ewigen Andenken seiner Befreiung selbst eine Kette schmiedete, die er dem heiligen Leonhard opfernd um dessen hier befindliche Capelle spannte. Dieses sein ewiges Andenken erhielt sich bis vor zwanzig Jahren, wo man es für gut fand, es zu andern Zwecken zu verwenden.

20. „Als im Jahre 1478 die Türken durch das Gurl-Thal herab brauten und mordeten, als Altenmarkt, Weitensfeld und Gurl bereits in Asche lagen, die Bürger von Straßburg sich hinter ihren Stadtmauern, der Bischof mit seinen Mannen im festen gleichnamigen Schlosse verschanzten, versammelten sich die verlassenen und kloßgestellten Unterthanen desselben in den verschiedenen Dorfpfarren in ihren Kirchen. Die Bewohner des Babenberges und der Gegend, welche „in der Höhle“ heißt, schlossen sich in ihre nächste Kirche ein, um sich in derselben gegen die heranrückenden türkischen Räuberhorden bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Zugleich machten sie das feierliche Gelübde, daß, wenn sie den Feind besiegten, oder er in ihrer Gegend gar nicht erschienen wäre, sie für die Kette, die ihnen bestimmt war, ihr Gotteshaus zum ewigen Andenken der Errettung mit einer eisernen Kette umgeben würden. Die Räuberhorden erschienen, die nahe Kirche am Babenberge wurde niedergebrannt. Allein plötzlich zogen die Türken wieder ab und die Helleiner-Gemeinde war gerettet. Dankbar lösten die Angehörigen derselben ihr Wort, schafften die große versprochene Kette an, welche noch heute in der Kirche zu Hellein zu sehen ist. — Die Patrone der Kirche, welche eine Filiale von Friesach, sind St. Leonhard und Lorenz.“ (Mitgetheilt von Hohenauer. Die Stadt Friesach. Seite 138.)

21. Zur Erinnerung an einen großen Türkeneinfall wird in der Pfarre Altenmarkt alljährlich eine Procession gehalten, wobei man zu der

eine halbe Viertelstunde entlegenen Filiale St. Johann wallfahrtet. Dasselbst wird dann der ganze Zug mit einem Wachholderzweige eingesprengt.

Die Ursache des Brauches soll folgende sein:

Der Commandant der türkischen Streifhorde lagerte sich einst mit seiner Mannschaft um das Kirchlein St. Johann. Die Horde hielt Mittagsstunde gegenüber dem Lager der kärntnerischen Truppen. Da wurde von einem kärntnerischen Schützen dem türkischen Anführer der Bissen vom Munde weggeschossen. Darüber erschrad er so sehr, daß er eiligst aufbrechen ließ und unter Verwünschungen ausrief: „So lange dies Kirchlein im „Kranabeth“ steht, werden es die Türken nicht mehr sehen.“ Noch jezt wachsen um St. Johann viele Wachholderstauden.

22. Während sich die Türken in Friesach durch einige Zeit aufhielten, verliebte sich der Anführer einer Horde in ein schönes Mädchen, die Tochter eines dortigen Bürgers. Er fand Erwiderung und bald darauf genas das Mädchen eines wunderhübschen Knaben. Beim Abzuge nun wollte der Vater den Buben mit sich in die Türkei nehmen, aber die Mutter ließ ihn nicht von sich, und so entspann sich zwischen den beiden Eltern ein Streit. Da that der Türke ihr die Prophezeihung, daß sie mit göttlicher Hilfe, ohne schwanger geworden zu sein, einen andern Knaben bekommen werde. Das geschah auch in der That und der Vater nahm seinen Buben mit sich. Wenn die Nachkommen jenes wunderbaren Knaben einmal aussterben würden, so werden die Türken wieder in diese Gegenden kommen, das Land erobern und fernerhin als ein gutes Eigenthum innehaben. Aus dem Geschlechte des ersten Knaben wird ein König hervorgehen und über sie in Ruhe und Frieden regieren.

23. Die Türken haben im Kärntnerlande schrecklich gehauset. Wo sie hinkamen, wurde gemordet und in Brand gesteckt. Den Leuten schnitten sie die Ohren ab, rissen die Zunge heraus, stakten die Augen aus und hackten ihnen Finger und Hände ab. Schwangern Frauen wurden die Bäuche aufgeschlitzt und die Leibesfrucht herausgerissen, um dieselbe an ihre Schwertler zu stecken.

In der Augstorfser Pfarre ob Welden ließ ihr Pascha alle Weiber in der Kirche zusammentreiben, und jeder von seinen Soldaten suchte sich Diejenige aus, die ihm am besten gefiel. Der Pascha selbst aber nahm sich das junge Weib eines Augstorfser Bauers, die sehr schön war, und führte sie mit sich in die Türkei. Unter seinen drei Frauen war diese ihm die liebste; er hatte auch mit ihr drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, welch lehteres ihr ganz gleich sah. Nachdem sie vier Jahre lang dort zugebracht, begann sie sich nach der Heimat zu sehnen und sie

beschloß zu entfliehen. Ihre Gevatterin stand ihr da hilfreich zur Seite, indem sie ihr den Rath gab, wie sie sich zu verhalten habe, um nicht entdeckt zu werden. Sie solle nur den „rautsternan“ nachgehen, und nur des Nachts wandern. Bei Tage aber möge sie sich im Wasser aufhalten und sich mit Rasen verdecken. — Glücklich kam sie über die hohe Mauer der Burg, die sie bewohnte, und ging der Heimat zu, wie ihr die Alte gerathen. Tagsüber hielt sie sich im Wasser verborgen, während der Nacht aber zog sie ihres Begehres weiter. So entging sie glücklich den Nachforschungen der peslanje, jener Halbmenschen, die ihr von den Türken nachgeschickt wurden. Sobald deren Hunde, die verständlich reden konnten, an eine Stelle kamen, wo sie sich im Wasser verbarg, sagten sie:

To jo bila, to jo ni
Keršanski duh diži

und gingen wieder weiter. Sie kam glücklich auf diese Weise in ihre Heimat zurück.

24. Wie die Türken in die Gegend von Villach kamen, suchte Alles hinter den Mauern der Stadt Rettung vor der schrecklichen Gefahr. Bei dem gegen Seebach zu gelegenen Stöckel hatten die Schaaren ihr Lager geschlagen. Was sich ihnen nicht willig ergab, wurde mit Gewalt unterworfen und dann niedergehauen. Aus „der Gegend“ hinter Villach sind etwa 500 Bauern bewaffnet ihnen entgegengezogen, aber alle dabei zu Grunde gegangen. — Noch hängt ein Türkenfäbel in der Pfarrkirche zu Villach, und es geht die Prophezeiung, daß einmal die Türken ihn wieder holen kommen würden.

25. Eine Variation der Sage kennt ein Türkenwappen, welches am hintern Thurmtore zu Villach hänge und das die Türken einstmals wieder holen kommen würden. Dann wird ein großer Krieg entstehen.

26. Als zur Zeit des großen Türkenkrieges eine Horde verheerend durch das Möll-Thal zog, hielt sie sich bei Pusarnitz in einem Wirthshause länger auf. Der Auführer des Zuges fand an der Kellnerin Gefallen und suchte sich dieselbe anfänglich durch Geschenke, dann durch das Versprechen, sie zu heirathen, zu Willen zu zwingen. Aber Alles half nichts, selbst nicht einmal die Androhung des Todes. Er ließ sie auf eine erhöhte Bühne stellen und sie von seinen Soldaten verspotten. Da auch auf dieses hin sie sich noch immer entschieden weigerte, ließ er sie lebendig begraben. Das Grab, das noch sichtbar ist, befindet sich nicht weit von der Hauptthüre der Kirche.

27. Das Schloß Waikenegg war vor Jahren ein Stammhaus der Herren von Waikenegg. Als der letzte dieses Namens einstmals in eine Kirche kam, hat er aus Muthwillen einen Kelch genommen, voll Weines eingeschenkt und gesprochen: Die Pfaffen können nicht recht daraus trinken, also muß man voll einschenken und ausaufen. Da er nun den Kelch angefeßt und ausgezoffen, auch die letzten Tropfen wollen herauslocken, hat er sich mit den Leib zu viel zurück geneigt, und also rücklings sich zu todt gefallen, zweifelsfrei nicht ohne Strafe Gottes. Dieser Kelch, auf welchem unten im Fuße die völlige Historia eingestochen, ist noch auf diesem Tage in der Kirche St. Stephan unter Laibach in Krain, bei dem heiligen Grabe gelegen, zu sehen.

28. Die Türken besetzten mit ihren Schaaren jede Kirche; aus der Kirche von Guttaring und Maria Hilf machten sie Ställe für ihre Pferde.

Aber einmal erfuhren sie einen so mächtigen Angriff, daß sie lange erbittert kämpften, bis sie gänzlich geschlagen wurden. Von dem vielen Blute, welches bei diesem Kampfe vergossen wurde, färbte sich der Boden um Guttaring ganz roth.

Das Laubhüttenfest der Hüttenberger Bergknappen.

Am 16. Juni d. J., als am heil. Dreifaltigkeits-Sonntage, wurde im Markte Hüttenberg ein Fest gefeiert, dessen Ursprung vor das fünfzehnte Jahrhundert reicht, und das im Bergmannsleben einzig in seiner Art ist.

Hüttenbergs Bergbau, nahezu der älteste Eisensteinbau des österreichischen Kaiserstaates, wurde durch Jahrhunderte von verschiedenen Regenten vorzüglich ausgezeichnet und Gewerke und Arbeiter mit besonderen Privilegien beehrt.

Zu jeder Quatemberzeit konnten die Bergleute eine Bruderschaft halten; es waren Gewerke und Knappen manth- und accis-frei, die Knappen waren auch von allen andern Steuern befreit; alle Berg- und Werkleute waren der Wehrpflicht enthoben, nur mußten sie bei Feindesgefahr drei Tage auf eigene Rechnung ins Feld rücken; auf den privilegierten Hüttenberger Wochenmärkten war keinem Vorläufer erlaubt einzukaufen, bevor die Knappen vom Berge kamen; im Bergzirkel hatten sie für ihr Vieh das Recht des unentgeltlichen Flurbesuches; in den nächst

gelegenen Bauernwaldungen freies Holzlaubrecht und unterstanden einzig und allein nur dem Hüttenberger Berggerichtsamte.

Außerdem war die Abhaltung dreier Wallfahrten nach St. Leonhard im Lavant-Thale, nach Maria Saal, nach Maria Waisbach, am heiligen Dreifaltigkeits-Sonntage Nachmittags die Abhaltung eines feierlichen Aufzuges in Parade mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen, und die Ablegung der Privilegien in der sogenannten Laubhütte auf öffentlichem Plage zu Hüttenberg gestattet. Dieses Fest wurde daher auch das Laubhüttenfest genannt.

Schon im Jahre 1494 bestätigte Kaiser Maximilian die alt hergebrachten Freiheiten und Gewohnheiten der Hüttenberger Berggesellen; spätere Regenten haben nebst dieser Bestätigung manche Erweiterung vorgenommen, so Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1595, Leopold I. 1661, Karl VI. 1717, und die Kaiserin Maria Theresia 1754.

Zur Wahrung der Rechte und Privilegien der Knappen hatte sich eine Bruderschaft gebildet, mit einem Oberfähnrich und sechs Ausschüssen von den verschiedenen Gewerkschaften an der Spitze; zur Deckung aller Auslagen für Wahrung dieser Rechte und für die feierlichen Aufzüge am Dreifaltigkeits-Sonntage, die ich in Kürze beschreiben will, hatte jeder Bergknappe einen bestimmten jährlichen Beitrag zur Bruderschaft zu leisten.

Angethan mit dem festlichen Bergmannskleide versammelten sich die Knappen aller einzelnen Gewerkschaften, durchzogen unter Vortritt zweier Führer, der Spielleute, Narren und Reistänzer den Markt Hüttenberg, und holten den vom Gerichte zu diesem Feste bestimmten Commissär ab. Der Oberfähnrich zierte des Commissärs Hut mit einem Blumenstrausse und übergab ihm einen Stock mit silbernem Knapfe. Mit dem Commissär zog man sodann nach dem unteren Marktplatz in Hüttenberg; es wurde daselbst das sogenannte Rad geschlagen, d. i. ein sehr hübscher schneckenförmiger Aufmarsch um die in der Mitte dieser Figur versammelten Honoratioren und Beamten und den die Bruderschafts-Fahne im Kreise schwingenden Fahnenjunker. Das Rad schlagen galt als Gelöbniß, daß zur Wahrung der Rechte und Freiheiten Alle für Einen, Einer für Alle mit Gut und Blut einstehen wollen.

Nach Vollendung des Rad schlagen wurde zu der am oberen Hüttenberger Plage errichteten Laubhütte marschirt, d. i. eine von grünem Reisig und Laub hergestellte achteckige Hütte, zu welcher der Marktrichter von Hüttenberg das nöthige Holz, Laub und Reisig durch seine Amtsleute unentgeltlich stellen mußte, dafür aber am Dreifaltigkeits-Sonntage von

den Knappen einen Blumenkranz auf sein Hauptkor angeheftet, und ein Fäßchen Wein bekam.

Die Holz- und Reifigbeistellung lastete als Servitut auf fünf nahe gelegenen Bauerngütern am Waisbachberge.

In die Laubhütte begaben sich der Gerichtscommissär, Honoratioren, Beamte, Reislänger u. s. w. Die Knappschaft bildete um selbe einen Kreis. Der Oberfähndrich verlas sodann die Freiheiten und Privilegien der Knappen, ergriff den vom Gewerken Karl Bellner eigens zu diesem Zwecke im Jahre 1604 den Knappen verehrten goldenen Podal, füllte ihn mit Wein und brachte mit kräftigem „Glück auf!“ das Wohl des Landesregenten, der Gewerken u. s. w. aus. Zum Weinkaufe für das Laubhüttenfest hatte überdies noch Karl Bellner im Jahre 1604 den Knappen einen Pachtgrund geschenkt. Der Hefster Gewerke Edler von Kellerstein verehrte im Jahre 1762 hiezu eine prachtvoll gearbeitete, vergoldete Weinfanne.

Nach dieser Ceremonie wurde von vierundzwanzig Knappen, von denen jeder einen mit Blumen, Bändern und Buchsbau mitlaub gezierten Reifen trug, der Reistanz, ein dem Cottenen ähnlicher Tanz, mit außerordentlich hübschen und durch die Reife besonders sinnreichen Figuren ausgeführt, bei der letzten Figur von den Tänzern ein Bergmannslied abgesungen.

Hiermit war das Laubhüttenfest beendet, und ward nur noch der Gerichtscommissär im feierlichen Zuge nach Hause geleitet, worauf die Knappen auseinander gingen und sich der Lust und Fröhlichkeit hingaben.

Der darauffolgende Montag wurde den Knappen frei gegeben. An diesem Tage begann das Peitschen. Jedermann, der an diesem Tage ohne Bergleder in Hüttenberg getroffen ward, wurde zur Laubhütte gebracht, dort auf eine Bank gelegt, erhielt mit einer Peitsche drei Streiche und mußte sich noch mit einigen Flaschen Wein abfinden.

Durch viele Jahrhunderte wurde das Laubhüttenfest alljährlich, vom Jahre 1796 bis 1856 nur alle drei Jahre, und seit 1856 erst heuer am Dreifaltigkeits-Sonntage in der eben beschriebenen Weise gefeiert.

Die Privilegien und Freiheiten der Knappen mußten bei der fortwährenden Entwicklung des Bergbaues längst aufhören. Dem diesjährigen Feste wurde daher auch nicht die Bestimmung der Vorzeit beigelegt oder gar die auf dem Papiere befindlichen Privilegien abgelesen, sondern einzig und allein einer historischen Erinnerung Ausdruck gegeben und statt Vorlesung der Privilegien in einer von einem Beamten gehaltenen Rede die

Bedeutung und der Zweck des Festes in der Vor- und Jetztzeit erklärt und am Schlusse des Festes die üblichen Toaste ausgebracht.

Auf alle Festtheilnehmer war der Eindruck nicht allein zufriedenstellend, sondern auch ergreifend, und allseitig gab sich der Wunsch kund: es möge dieses schöne Bergmannsfest noch oft gefeiert werden und dadurch die Erinnerung an gewisse alte Bergmanns-Sitten und Gebräuche wach erhalten bleiben.

Hest, im Juli 1867.

Friedrich Münichsdorfer.

Kleine Mittheilungen.

(Das Auge des Adlers.) Die Augen aller Vögel haben in ihrem Baue eine Eigenthümlichkeit, welche sie befähiget, nahe und ferne Gegenstände gleich gut zu sehen, und besonders gut ist dieses wunderbare Vermögen bei den Raubvögeln ausgebildet. Wenn wir uns erinnern, daß ein Adler sich vielleicht aus einer Höhe von einer Viertelsmeile mit sicherem Stoß auf sein nichts ahnendes Opfer niederläßt, und wenn wir denselben Vogel mit fast mikroskopischer Bedächtigkeit einen nahen Gegenstand mustern sehen, so müssen wir folgern, daß er die Eigenschaft besitzt, seinen Gesichtssinn in einem Maße den Entfernungen zu accomodiren, das wir an dem menschlichen Auge vergeblich suchen. Nehmen wir zum Beispiel ein bedrucktes Blatt Papier auf, so finden wir, daß die Buchstaben in einer bestimmten Entfernung, vielleicht von zehn Zollen, für uns am deutlichsten sind; entfernen wir das Blatt auf vierzig Zolle, so können wir nichts mehr lesen. Den Abstand von zehn Zollen, in welchem das gute Auge deutlich zu lesen vermag, nennen die Optiker den Normalfocus. Muß ein Mensch für den gleichen Zweck das Blatt näher bringen, so heißt er kurzsichtig (*Myops*), muß er es weiter entfernen, so ist er weitsichtig (*Presbyops*), und in beiden Fällen muß, wenn man in dem bequemen Abstand von zehn Zollen deutlich und ohne Anstrengung soll lesen können, eine entsprechende Brille gebraucht werden. — Der Adler besitzt jedoch das Vermögen, den Focus seines Auges nach Belieben zu ändern, und kann auf eine Stunde hin ebenso deutlich sehen, wie auf zwei Fuße. Natürlich weiß er nichts von den wunderbaren optischen Vorkehrungen, mit welchen die Natur sein Auge begabt hat; er bedient sich derselben eben, wie er sie braucht, ohne dabei seine eigene Mitwirkung zu spüren. Der Augapfel ist bei ihm mit

fünfzehn kleinen Platten ausgekleidet, die man Scleroticalknochen (Kapselknochen des Auges) nennt; sie bilden einen vollständigen Ring und können ihre Ränder ein wenig übereinander schieben. Sieht nun der Adler auf einen fernem Gegenstand, so erweitert sich dieser kleine Knochenring und das Auge selbst wird dadurch etwas abgeplattet; betrachtet er einen nahen Gegenstand, so schieben sich die Knochenränder etwas übereinander, wodurch der Ring sich verkleinert und das Auge nach vorn eine gewölbtere Form gewinnt. Die Wirkung dieser Veränderung läßt sich aus der täglichen Erfahrung deuten: eine Person mit sehr gewölbten Augen ist kurzsichtig und unterscheidet die Gegenstände am deutlichsten nur in der Nähe, während Personen mit flachen Augen (alte Leute zum Beispiel, bei denen die Augenflüssigkeiten nicht mehr in der früheren Weise ausgesondert werden) bloß in größeren Entfernungen deutlich sehen. Den Adler dagegen lehrt sein Instinct, je nach dem Bedarf, seine Augen stärker zu wölben oder sie abzuflachen, um in Nähe und Ferne gleich gut sehen zu können.

(Die schwedischen Küsten.) Wissenschaftliche Theorien entstehen und vergehen wie lebende Wesen; sie sterben entweder eines natürlichen Todes, oder werden von neuen Theorien ums Leben gebracht. Vor 32 Jahren untersuchte der berühmte englische Geologe Ch. Lyell einige alte Meereszeichen an den schwedischen Küsten und zog daraus den Schluß, daß ganz Schweden in einer langsamen Erhebung begriffen sei, die im Laufe eines Jahrhunderts wohl 3 Fuß betragen müsse. Dieser schwedische Anstand galt seitdem in allen geologischen Schriften und Köpfen als Thatsache. Jetzt hat nun der Carl von Seltzer jene Küstenmarken und ihre Localveränderungen abermals untersucht und daraus ein direct gegen-theiliges Resultat gezogen. Schweden, behauptet er, bleibt ruhig liegen; der zu verschiedenen Zeiten verschiedene Stand des Meerespiegels erklärt Alles. Diese in den Sitzungen der englischen und geologischen Gesellschaft geschleuderte Bombe dürfte geeignet sein, bedeutende Controversen anzuzurühren.

(Glasfenster.) Daß wir hinter Glasfenstern leben, dünkt uns so gewöhnlich und selbstverständlich, daß wir förmlich erst nachsinnen müssen, wenn wir uns die ganze Wichtigkeit des Glases für unser Wohlbefinden, für den ganzen heutigen Culturstand vergegenwärtigen wollen. Gleichwohl, und das sagt uns der berühmte englische Gelehrte Sir David Brewster, verstehen wir das so unentbehrliche Glas noch nicht überall in zweckent-

sprechender Weise anzuwenden. Der Genannte verwirft erstlich als ganz unpraktisch den herrschenden Gebrauch, die Fenster etwa um einen halben Fuß ins Gemäuer zurückzuziehen; dieselben müssen vielmehr, besonders in engen Gassen, so weit herausgerückt sein, daß sie mit der äußeren Wandfläche in einer Ebene stehen. Ferner, um ein Gemach, das nach einer mehr oder weniger engen Gasse liegt, gehörig und gleichmäßig zu erhellen, sollen die Scheiben der so placirten Fenster in ranher Weise matt gemacht, also etwa mit scharfem Sande depolirt werden; die matte Seite kommt nach außen zu stehen. Hier würde nun wohl eine allgemeine Opposition von Seiten der weiblichen Welt nicht ausbleiben, denn wie würde sich das schöne Geschlecht mit Fenstern befreunden können, durch die man nicht hinaussehen kann! Herr Brewster sagt uns aber unbekümmert dessen: Ein grob mattirtes Fenster bringt eine Wirkung hervor, die Jeden in Erstaunen setzen muß, der sich über die dabei obwaltenden optischen Vorgänge keine Rechenschaft geben kann. Jede kleine Schmarre im Glase wirkt wie ein Krystall, sie sammelt das von außen kommende Licht, sei es directes oder von den Gebäuden gegenüber reflectirtes, und wirft die Strahlen nach innen. Eine Scheibe mit einigen tausend solcher Rippen faßt somit alles mögliche Licht auf und vertheilt es nach allen Richtungen gleichmäßig im Innern des Zimmers. Erst so wird die möglichst vollständige und egale Erhellung erreicht. Bei unseren gewöhnlichen Fenstern, besonders den senkrechten, also den meisten, findet ein großer Lichtverlust statt, und die Beleuchtung ist weder vollständig noch angenehm. Ihrer Stellung nach gehen ihnen eine große Menge Lichtstrahlen völlig verloren, andere, die unter verschiedenen Winkeln auf das Glas treffen, werden von der polirten Außenfläche gleich wieder zurückgeworfen, und nur eine gewisse Lichtmenge gelangt geradlinig ins Zimmer und erhellt nur die Gegenstände gut, die sich eben in der Richtungslinie der Strahlen befinden.

(Heliotypographie) Schon lange Zeit hatte man vielfach Versuche angestellt, mit Hilfe des Sonnenlichtes metallische Typen herzustellen, mit denen man, ähnlich wie in einer Buchdruckerpresse, drucken könne. Das Gesuchte scheint gefunden, da sich in New-York eine Heliotype-Compagnie gebildet hat, welche Probe-Exemplare von Heliotypen geliefert, welche die höchsten Erwartungen übertreffen. So reproducirte sie z. B. innerhalb 12 Stunden von einer Kupferplatte ein äußerst sauberes, genaues Heliotype einer Karte Frankreichs, welches sofort zum Drucke in irgend einer Presse benutzt werden konnte. Höchst wichtig dürfte die Entdeckung

sein für Vielfältigung seltener Manuscripte, Autographen etc., da die Genauigkeit eine überraschend große ist. Die Compagnie glaubt im Stande sein zu können, innerhalb 12 Stunden Platten von illustrierten Zeitungen Europa's zu liefern, so daß man innerhalb 24 Stunden dieselben vollständig nachdrucken kann.

(Ein neuer Seidenspinner.) Nach Chemnitz ist ein interessantes Naturproduct zur Begutachtung und Prüfung gelangt, dem sich vielleicht ein Nutzen abgewinnen läßt. In den kühleren Gegenden Mexico's lebt äußerst zahlreich ein Schmetterling, dessen Raupe ein außergewöhnliches Spinn talent an den Tag legt. Große Landstrecken, besonders Maisfelder, werden von ihr wie mit weißen Tüchern belegt, die, bei einer Beschaffenheit wie dünnes Filtrirpapier, gewöhnlich 5—6 Ellen lang und 1 Elle breit sind. Der ziemlich feste Stoff besteht aber durchwegs aus einzelnen Spinnfäden, die viel feiner sind als die des Seidenspinners. Ob diese Fäden aufgespelt und wie Seide benutzt werden können, ist noch nicht festgestellt; im Nichtfalle würden sich die Versuche weiter darauf zu richten haben, ob eine Verarbeitung nach Art der Flockseide thunlich wäre, oder doch die Papierfabrication den Stoff zu einem vielleicht besonders geeigneten Fabricat gestalten könnte.

(Parfümierung der Natur.) Die Franzosen parfümiren bekanntlich Alles, sei es im eigentlichen oder bildlichen Wortverstande, und so läuft auch eine neue „hochwichtige Entdeckung“ eines französischen Obstzüchters auf eine Parfümierung der Natur hinaus. Die Sache ist folgende: Man nimmt die Äpfel, Birnen etc., die zum Ausreifen hingelegt werden sollen, gibt ihnen mit einer starken Nadel an verschiedenen Stellen ziemlich tiefe Einstiche und legt sie sogleich in ein Gefäß mit Essenz, deren Auswahl je nach Wohlgeschmack und Wohlgeruch der Phantasie überlassen bleibt. Die Frucht saugt in wenig Secunden einen Theil der fremden Flüssigkeit in ihr Inneres auf; man wiederholt die Operation noch zwei oder dreimal in Zwischenräumen von 10 zu 10 Tagen, läßt die Früchte vollends reifen und erhält so Erzeugnisse von bisher ungelannten Nuancen und Graden des Wohlgeschmackes und ausgefuchtester Delicateffe.

Meteorologisches.

Witterung im Juni 1867.

Derjelbe Charakter fortwährenden Wechfels wechenden Südwindes mit starken Elößen einbrechenden Nordwindes hatte die Witterung auch im Juni, ja noch ausgeprägter als im Mai. Zu Anfang des Monats war es bei Südwind warm, an mehreren Orten (Wiefenau, Vellaß, St. Peter) war schon am 4. der höchste Thermometerstand des Monats beobachtet, aber schon am 9. war beträchtliche Abkühlung eingetreten; vom 11. bis 13. war es wieder heiß geworden, der 13. zeigte überall über 20 Grade, am 14. und 15. brach aber wieder der Nordwind ein, mit Gewitter, Regen und Schneefall bis 5000' Seehöhe; nachdem es darauf wieder längere Zeit warm geworden, fing am 29. der Nord plötzlich ohne Niederschlag und Gewitter heftig zu wehen an, daß an vielen Orten am 30. die tiefste Temperatur des Monats, Reif u. f. w. beobachtet ward, in Klagenfurt nur 3·0°. Die mit dem auftretenden Nordwinde verbundenen Gewitter, besonders das am 8., war hie und da mit starkem Hagelfall; im Ganzen aber waren wenig und nicht sehr starke Gewitter und die abwechselnd nahe und warme Witterung den Feldfrüchten sehr günstig, auch der Reif am 20., wie zu Maitein, ohne beträchtlichen Schaden.

Im ganzen Monatdurchschnitt war in Klagenfurt die Temperatur des Juni um fast einen halben Grad unter der normalen, sie sank in diesem Monate nie so spät (am 30.) und nur in 3 der letzten 25 Jahre noch tiefer als heuer (30), 1857 am 15. gar auf 0·4. Der Niederschlag aber, der 5·2 Zoll Höhe betrug, ist 1·3 über dem normalen des Juni und seit 54 Jahren sind nur 11 Jahre mit mehr Niederschlag im Juni verzeichnet, 1864 (7·2) 1850 (9·6) 1847 (6·4) u. f. w.

Am Hochobir fiel am 14. und 15. Schnee und am 17. das Thermometer auf — 4·0, am 30. wieder auf — 2·0, die mittlere Temperatur war 5·6 und um $\frac{1}{2}$ unter dem 20jährigen Mittel.

Mittheilungen aus dem naturhistorischen Landes-Museum.

Geschenke von Naturalien.

Eine Sandvipera (*vipera amodytes*), am Koibl-Bache bei Ferlach gefunden vom Herrn Johann Nuden.

Eine Waldohreule, vom Herrn Baron Herbert.

Ein Pfau, vom Herrn Kurzei, Gütebesitzer.

Alpenpflanzen von Haspanner N. und Samen der *Silene pumilio*, vom Herrn Pfarrer P. Kohnmayer.

Eine Waldkage aus der Gegend Viktring's, vom Herrn E. v. Moro.

Naturalien aus America, und zwar:

Landtschnecken von Motain-Lake-House und San John Valley, Umgebung von San Francisco.

Meerdschnecken und Polypen von Santa Rosa, Pacific Ocean, Simus von Darien.

Früchte von Peru und Californien, darunter von *Washingtonia gigantea*.

Erze und Quarz von Californien, ferner den Schädel eines Albatros vom Cap Horn.

Sämmtliche Stücke gesammelt und geschenkt von den Kärntnern Herren Joseph Zöckert, Gottlieb Hanisch und Johann Lorber in Californien und überbracht durch Herrn Karl Stahn in Breslau.

Zwei Wolfschädel und die Stirnplatte eines Ahebes, vom Herrn Hauptmann v. Gazarolli

Ein Kräuterbuch von 1752, vom Herrn A. Ebner in Spittal.

Felsarten von Vellach, vom Herrn Franz v. Kofthorn.

Gyps von Bruggen bei Greifenburg und silberhaltiges Blei aus der Zirkniz, vom Herrn J. Meiner.

Fahlerz von Avanza in Carnien, vom Herrn J. Bauer, gewesener k. k. Bergverwalter.

Realgar von Klippitz bei Böbling, vom Herrn J. Seclaub.

Eine Suchspinne Kresus quatuorquus, bei St. Martin am Wege gefunden, vom Herrn Weiß.

Zwei Seidenschwänze und eine Suite in Spiritus gesetzter Reptilien, Fische und Mollusken, vom Herrn J. Uliepitsch.

Ein Schwan.

Eine Brandmaus, *M. agrarius*, aus einem Weingarten in Klagenfurt, vom Herrn Dr. A. Hussa.

Von Druckschriften

Zwölfter Jahresbericht des germanischen National-Museums zu Nürnberg vom 1. Jänner bis 31. December 1865.

Vierteljahrschrift der naturforschenden Gesellschaft in Zürich. L II. III. Band 1864 — 1866.

Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou. Nr. IV. 1866.

Bulletin de la société Vaudoise des sciences naturelles. Vol. IX. 1866.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg. IV. Band. 1866.

Zwölfter Bericht der oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Sieben 1867.

Würzburger naturwissenschaftliche Zeitschrift. 6. Band. 3. Heft. 1866.

Monatsberichte der k. preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. December 1866. März 1867.

Leopoldina, amtliches Organ der kaiserlichen Leopoldino-Carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher. VI. Heft. 1867.

Verhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt zu Wien Nr. 1. 1867.

Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt zu Wien. XVII. Band. Nr. 1 und 2. 1867.

Die Fische der bituminösen Schiefer von Raibl in Kärnten und die fossilen Fische der Asphaltischeiefer von Seefeld in Tirol. Abhandlungen aus den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, von Professor R. Kner. 2 Hefte. 1866. Geschenk des Herrn Verfassers.

Herausgegeben vom Geschichtsvereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ludwig Schleich. — Druck v. Ferd. v. Kleinmayr.

— Geschäftsführer Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

Nr. 8.

August

1867.

Glück zu Paris.

Eine Künstlerfizze von Friedrich Steinbach.

In dem Café du feu zu Paris geht es ungewöhnlich lebhaft zu, die ganze musikalische Welt von Paris ist daselbst versammelt und Männer vom Fache, wie Kunstfreunde, befinden sich in ganz besonderer Aufregung. Es war auch Grund genug dazu vorhanden, denn ein Deutscher hatte es gewagt, in die Hauptstadt Frankreichs einzuziehen, welcher die alt-hergebrachten Formen der Italiener und Franzosen in ihren Compositionen umzustößen drohte, welchen die schöne Königin Marie Antoinette ganz besonders protegirte und der sich nannte — Johann Christoph von Glück.

Man schrieb eben das Jahr 1776, und im Reiche der Oper hatte in der Seine-Stadt Nicolo Piccini, anno 1728 zu Boni im Königreiche Neapel geboren, seinen Thron aufgeschlagen, welchen nicht nur Ludwig XVI. selbst, sondern auch eine große Schaar treuer Verehrer so gewaltig stützte, daß er felsfest unumstößlich schien für alle Zeit.

Indeß das Schicksal der Throne ist wandelbar, das sollte nicht nur der König, das sollte auch der selbstzufriedene Italiener erfahren; während aber Ludwig XVI. damals die Luftströmung noch nicht zu ahnen schien, welche seine Herrschaft von der Erde wegzegen sollte, schien Piccini das nahende Gewitter zu wittern und deshalb war man so sehr in Aufregung im Café du feu zu Paris.

Einem Heerlager weit mehr, als einem Erholungsorte glichen die Säle, in welchen sich, zwei feindlichen Parteien gleich, die Glückisten und Piccinisten gegenüber standen. Am lebhaftesten geberdete sich ein junges, zierliches Männchen, dessen Augen List und Verschlagenheit ahnen ließen, dessen Züge unwillkürlich an den Fuchs erinnern mußten und der von Gruppe zu Gruppe eilte, um gegen den deutschen Eindringling zu predigen. Dennoch fand er einen ebenbürtigen Gegner, wie es schien, an

einem Jüngling, welcher den Stempel des Talentcs in seinen geistvollen Zügen trug und dessen Auge leidenschaftlich aufflammte, wenn er voll Feuereifer für Gluck in die Schranken trat. Das Wortgefecht war hitzig geworden, so daß sich ein dichter Kreis schließlich um die Streitenden bildete und Beifall oder lantes Zischen erklang, je nachdem der eine oder der andere den Widersacher auf das Empfindlichste zu treffen verstand.

Der Anhänger Piccini's, welcher in dem Bahne lebte, selbst ein großer Musiker zu sein, nannte sich Elias Hegerin und fand eifrige Allirte an den Sängern der französischen Oper L'oiseau und Duval; Gluck's geistvoller Vertheidiger erwehrtc sich ihrer aber allein mit vielem Geschick und Etienne Mehul war sein Name.

„Nur Piccini kennt Eleganz, Leichtigkeit und Melodie, nur bei ihm finden die feststehenden Formen ihre unerläßliche Brachtung,“ rief Hegerin leidenschaftlich aus. „Und Cäuser und Cadenzen, wie dieser componirt, bleiben dem deutschen Vären ewig fremd.“

„Allerdings, Sie sprechen mir aus der Seele,“ warf der Sänger Duval heftig erregt ein. „Bei Piccini schwelgt der Darsteller folgend im Vortrage, während Gluck der Persönlichkeit des Sängers niemals gerecht wird.“

„Vor Allem kann nach Gluck's Musik“, ließ sich eine sonore Bassstimme eines wohlbeleibten Mannes vernehmen, „kein gebildeter Mensch tanzen, vor Allem kein Franzose, geschweige ein Tänzer der großen Oper. Für Murmelthiere mag sie taugen, ich kann nur lächeln darüber.“

„Lächeln Sie, lieber Roverte, so viel Sie wollen, aber sehen Sie sich vor dabei, denn so wahr ich Mehul heiße, es wird eine Zeit kommen, wo die Welt über Sie lacht, laut und vernehmlich lacht; Sie mögen ein ganz achubarer Tanzmeister der Opernbühne sein, von Musik aber verstehen Sie nichts, das beweist Ihr Lächeln. Hegerin hat allerdings richtig gesagt, daß Gluck die Formen, veraltet und morsch wie sie sind, die Cadenzen und Cäuser verschmäh't; auch Freund Duval sagt die Wahrheit, wenn er behauptet, daß der deutsche Meister die Persönlichkeit der Sänger nicht becomplimentirt. Aber daß er dies nicht thut, ist eben sein größter Ruhm, denn der schaffende Künstler hat einen höheren, edleren Maßstab für seine Schöpfungen. Das Genie eines Gluck muß das althergebrachte Formenwesen der italienischen Musik zerbrechen, ebenso wie die thönerne Form zerfällt in der Faust des Giganten. Den begeistertsten Künstler muß Cuere sinnliche Tendenz anwidern, das musikalische Formelle muß sich unterordnen dem Flügelschlage des Geistes,

Wort und Situation müssen wieder zu ihrem Rechte gelangen, die Wahrheit des dramatischen Ausdruckes, nicht aber die Persönlichkeit eitler dramatischer Sänger muß der Leitstern des wahren Talentes sein. So ist's bei Glück allein, und weil es so ist, wird er siegen, herrschen, unsterblich fort leben, wenn von seinen Gegnern die Welt längst nichts mehr weiß, wenn ihr ephemerer Ruhm ihren Leibern gefolgt ist, als Raub der Alles zernagenden Zeit."

"Wahrhaftig, als wäre dies sehr bequem," entgegnete zorngerötheten Antlitzes Hegrin, wenn es dem nächstbesten Abenteuerer, der nichts gelernt, daher auch nichts zu vergessen hat, gestattet sein sollte, die Frucht aller Studien und den Ruhm eines Menschenlebens nach Belieben zu vernichten. Nicht umsonst hat Piccini im Conservatorium di Santo Onofrio unter Leo studirt. Nicht ohne Grund war er 15 Jahre lang der ausschließliche Liebling, der allgebietende Herr in der Musik zu Rom und Neapel, nicht verhallt ist der Beifall, welcher seine „Zenobia“, seine „Zecchina“, seine „Olimpiade“ begrüßte, und eine 133 Opern wird der Hauch eines Deutschen wohl kaum über den Haufen werfen, denn Piccini's Ruhm hat Ludwig XVI. bewogen, ihn nach Paris zu rufen, und er herrscht hier und wird herrschen, trotz Ihrem Protégé. Wahrhaftig, man möchte den Franzosen bewundern, der all dem entgegen einen Sohn jenes Landes emporhebt, das doch wahrlich zu weit in der Bildung zurückgeblieben ist, um in der Metropole der Civilisation den Ton anzugeben zu wollen. Doch vielleicht liegt dieser seltsamen Marotte nur die Galanterie gegen jene Königin zu Grunde, welche ebenfalls über den Rhein herüber gekommen ist und ihren Landsmann wie ein armes Kücklein hier unter ihre Flügel genommen hat."

Eine finstere Wolke zog bei diesen verdächtigen Worten über Mehus's Stirne hin, aber er beherrschte sich und ignorierte die ausgesprochene Malice, indem er ironisch entgegnete: „Seltsam, daß die gute Königin gerade Glück begünstigte, es wäre doch zu Paris ein anderes Kücklein zu finden gewesen, das des Schutzes weit mehr bedurft hätte. Soll ich Ihnen daselbe nennen? Elias Hegrin. — Sie kennen es gewiß, denn auch Sie sind ein Deutscher, Sie sind mit Glück und durch Glück herübergekommen, Sie genießen seinen Unterricht und seine Wohlthaten, Sie verlästern ihn aber dennoch und nur deshalb, weil er es Ihnen offen sagte, daß Sie Eitelkeit aber kein Talent besitzen — und Sie haben kaum Grund, irgend Jemanden zu bewundern, mein Herr. Ob übrigens Franzose, Deutscher oder Italiener, — das gilt gleich im Reiche der Kunst, die so enge Schranken verachtet. Eine Weltbürgerin ist

sie und ein Weltbürger ist der wahre Künstler. Schäumen sollen Sie sich aber, Hegrin, durch die Lüge wirken zu wollen, denn Sie müssen es wissen, welch' treffliche Schule Glück durchgemacht hat. Der Sohn des Jägermeisters beim Fürsten Lobkowitz, zu Neustadt an der Waldraab am 25. März 1700 geboren, schwelgte schon als Kind im Reiche der Harmonie; zu Prag durch die ersten Meister gebildet, von Martini sodann in der Compositionslehre unterrichtet, schrieb er für Mailand die ruhmgekrönten Opern „Artaxerxes“ und „Demetrius“, sodann den „Sturz des Giganten“, welcher zu London Sensation erregte, und als ihm der Florentiner Manieri di Calzabigi bessere, wahrhaft dramatische Operntexte lieferte, brachte er „Alceste“, „Orpheus“ und „Helena und Paris“ zur Aufführung, so daß sein Triumph, den er damit zu Wien errang, die ganze Welt erfüllte. Zu Wien war er der Musikmeister der Erzherzogin Marie Antoinette gewesen, zu Paris zeigt sich die Königin dem einstigen Lehrer dankbar, — die Rollen, glaube ich, sind beneidenswerther, als jene: dem Landsmanne in die Fremde zu folgen, um ihn zu verrathen.“

Diese Scene, welche sich seit einigen Wochen mit verschiedenen Variationen an allen öffentlichen Orten von Paris wiederholte, war offenbar auf das Aeußerste gesteigert und drohte eine Schlacht zwischen Glückisten und Piccinisten zu werden. Mehul wenigstens mit seinen Anhängern war sich der Herausforderung, die von seinen Lippen geflungen, vollkommen bewußt und Hegrin, von Natur aus ein feiger Wehldiener, war durch die aufstachelnden Reden seiner Freunde so sehr in Aufregung gerathen, daß er im Begriffe war, in Ermangelung schlagender Gründe, sich auf den Gegner zu stürzen. In diesem kritischen Augenblicke trat aber ein sehr vornehmer Herr vor und hielt seinen eleganten Spazierstock zwischen Beide, indem er abwehrend anrief:

„Messieurs! Wozu dieser Hader, der Streit wird sich entscheiden, ohne daß man sich heifer schreit oder die Hälse bricht. Der König und die Königin haben ein ganz treffliches, geistreiches Mittel gefunden, den Meinungskrieg ein für allemal zu schlichten.“

„Iphigenie auf Tauris“ heißt der Operntext, welcher auserwählt worden ist, um beide Talente zu erproben. Glück und Piccini werden denselben ganz selbstständig von einander componiren und beide Opern werden rasch nach einander zu Paris gegeben werden — es wird sich sonnt zeigen, wer den Sieg erringt, und bis dahin mögen die Waffen ruhen.“

In diesen Worten, durch welche Graf von Saint Geran Frieden zu stiften hoffte, sollte aber der Funke zur Explosion liegen, denn Marquis

von Blainville hatte kaum dieselben vernommen, so rief er in Ertaſe: — „Ah, dieſe Idee iſt herrlich, ſublim und wird endlich die Arroganz der Glückſten zum Schweigen, zur Beſchämung bringen“, und mit ihm riefen hundert Stimmen für und gegen Glück und Piccini ſo laut und in ſolcher Aufregung in allen Tonarten durch einander, daß man in Hitze gerieth, ſich oft mißverſtand, bald dieſes, bald jenes Wort übel nahm und endlich ſich in Perſönlichkeiten erging, umſomehr als dem Marquis von Blainville, der eifriger Picciniſt war, der Graf von Saint Geran in ſeiner Verehrung für Glück entſchieden opponirte. Der tragische Schluß konnte nicht fehlen, man warf ſich Ignoranz, Mangel an Verſtändniß, Parteilichkeit und ſo manches Andere vor, was die adeligen Herren für Ehrenbeleidigung erklärten. Am nächſten Morgen duellirten ſich dieſelben im bois de Boulogne und das Reſultat war in dieſem, wie in vielen anderen Fällen jener Tage, daß der Picciniſt, wie der Glückſt einen Streiffchuß ohne große Bedeutung davon trug, daß beide Theile ſich ſofort die Hand zur Verſöhnung reichten und — von Neuen den alten Gader begannen. — —

Acht Tage waren etwa ſeit jenem Auftritte im Caſé du feu verfloſſen, als die reizende, kaum einundzwanzig Jahre zählende Königin Marie Antoinette in Geſellſchaft der erſten Hofdamen in ihrem Salon ſaß und die Entwürfe für neue Feſte beſprach, in deren Erfindung die jugendliche Dame ſo überreich zu ſein pflegte. Es war eben Nachmittag, der Winterhimmel klar und freundlich, die Laune der Damenwelt die allerbeſte und noch ſchwelgend in der Rückerrinnerung an ſo manche jüngſt durchwachte Ballnacht. Die Stunde, welche die Königin dem Clavierspiele mit Glück zu widmen pflegte, war nicht mehr fern, als mit einſ in den anſtoßenden Gemächern Männerschritte zu vernehmen wären, begleitet von einem hellen, nicht eben hoffähigen Lachen. Der König konnte dieſ nicht ſein, denn derſelbe war ſo eben an einem vis à vis gelegenen Feſtern ſichtbar, in deſſen nächſter Nähe er ſich dem Lieblingsgeſchäfte, Schloſſerarbeit zu betreiben, auf das Eifrigſte hingab. Wer konnte alſo der Störfried ſein, welcher ſo ungenirt in dieſe Räume einzudringen wagte? Dieſe Frage ſetzte die Damen der Ariſtokratie in Spannung, und man horchte, in tiefem Schweigen verharrend — als ſich ſchließlich das heitere, lebensfrohe Antlig deſ Grafen von Artois an der Schwelle zeigte. Der von der Königin, wie überhaupt von der Damenwelt bei Hof, nur ſeines Frohsinn's und ſeiner Galanterie willen, zum Liebling erſerene Artois war hier beoerzugt, um ſich Zwang anzulegen, und als er ſich an der Thüre verneigte, wurde er ſofort huldvollſt begrüßt. In liebendwürdigſter Weiſe

trat er in den Damenkreis, und stellte demselben auch seinen Begleiter, den Grafen von Provence, vor, konnte aber länger seine frühere Laclust nicht zügelu, und begann, sich schüttelnd, zu erzählen:

— „Die Gluck, die Piccini! ist bekanntermaßen das Feldgeschrei von Paris, und ich bin das Haupt der Ersteren, so gilt Provence für den Führer der Gegner, was ich aber soeben angesehen habe, das muß alle Parteien in einem Gelächter zu Gunsten des deutschen Meisters versammeln. Roverre, der beliebte und beleibte Tanzmeister der großen Oper, ist nämlich Gluck's geschworener Feind, weil dieser seiner maßlosen Eitelkeit nicht hulldiget, daher behauptet er auch, daß kein Tänzer der großen Oper an der Barbaren-Musik zu tanzen vermöge. Es begreift sich, daß ihn die Nachricht tief betrübte, wornach die Oper „Sphigeneie in Tauris“ sowohl von seinem Liebling Piccini, wie von Gluck in Musik gesetzt werde, und daß er auf allerhöchsten Befehl gehalten sei, in beiden Werken von seinen Tänzern einen Scythen-Tanz ausführen zu lassen. In seiner schweren Seelenpein nun überwand sich der gute Roverre so weit, um sich zu Gluck zu begeben und ihn bei Allem was heilig ist, zu beschwören, den Tanz aus seiner Oper zu streichen und seine lieben Tänzerrinnen mit seinen barbarischen Tönen zu verschonen. Lange hörte der deutsche Meister seinen Zeremladen gelassen zu, wodurch Roverre neuerlich hoch und theuer es beschwört, Gluck's Musik tanze nichts und besonders nichts für die Tänzer der großen Oper. Da reißt mit Eins der Faden der Geduld bei Gluck, seine Zähne röthten sich von Unmuth über Roverre's Arroganz, er erhebt sich rasch, packt den Tanzmeister bei den Armen, singt das Scythen-Ballet mit seiner sonoren Stimme und tanzt mit dem Männlein im Zimmer herum, hopft nach dem Tacte mit ihm voll Wuth Trepp auf, Trepp ab durch das ganze Haus und fragte schließlich den athemlos in einen Stuhl sinkenden: „Nun, Herr, kann ein Tänzer der großen Oper nach meiner Musik tanzen oder nicht?“ —

— Roverre stöhnt, wischt den Schweiß von der Stirne, ringt nach Athem und leucht: Ja, bester Maestro, man tanzt vortrefflich darnach und das Balletcorps soll tanzen. — Lachend über den zerknirschten Tanzmeister hielt sich nun Gluck die Seite und sagte: Nun also, dann ist es ja gut, beginnen Sie aber ja nicht mehr zu zweifeln, sonst beginnt die Lection von Neuem und Sie müssen wieder tanzen, so lange tanzen, bis Euch Theaterlenten die Annahmung vergeht, welche täglich empörender wird.

Nochmal versichert Roverre, wie tief er von Gluck's Talent überzeugt ist, und sucht sofort de- und rechtmäßig die Handstür zu gewinnen

— erst als er im Wagen sitzt, athmet er wieder freier auf, fährt zu Piccini und ich wette, dort beginnen die alten Cavaten. — Köstlich, melonisch, nicht zu schildern ist aber der Eindruck, welchen Gluck und Novette beim improvisirten Cythen-Tanz machte, und ich will einen geistvollen Zeichner beauftragen, diesen echt komischen Moment zu verewigen.

Man lachte, scherzte und ironisirte je nach Lust und Neizung, und der Streit über Gluck und Piccini drohte soeben wieder zu entbrennen, als Gluck selbst gemeldet wurde, um der Königin Musik-Unterricht zu geben, und sofort eintrat. Der Meister sah sich auf das Herzlichste willkommen geheißen, und Niemand machte Miene um der Musikstunde willen seinen Platz zu verlassen. Prinzessin Elisabeth und Graf von Provence neckten ihn sofort über sein Talent zum Tanzmeister und zum Jäger, da ihm Piccini jüngst bei einer Jagd alles Wild vor der Nase weggeschossen, ehe der in Gedanken versunkene deutsche Meister sein übrigens stets ungefährlches Gewehr nur erhoben hatte. Diese Nadelstiche, an welchen die Häupter der Piccinisten niemals arm waren, schienen übrigens die ohnehin ziemlich düstere Miene des Maestro nur noch mehr zu verfinstern, und er entgegnete nichts darauf, sondern schickte sich an das Clavier zu öffnen, und seinen Unterricht zu beginnen. Der guten, liebenswürdigen Königin entgingen übrigens diese Gewitter-Anzeichen nicht, sie fühlte sich bewegt und sagte voll Theilnahme und Sanftmuth, indem sie ebenfalls zum Clavier trat: „Ach laßt ihn und macht ihn nicht verdrießlich, sonst kann ich es entgelten, er verliert ja ohnedem gleich die Geduld.“

„Und mit Recht“, entgegnete Gluck in seiner ruhigen, derben Weise, die Noten aufschlagend, „weil Du als Königin nicht halb so gut mehr spielst, denn als Erzherzogin Antoinette.“

Ein leiser Seufzer rang sich bei dieser Antwort ihrer Brust los, Behmuth lagerte auf ihren Zügen und indem sie sich mit der Hand über die Stirne fuhr, sagte sie halbblant vor sich hin: „Ja damals — damals — in Wien — glückliche Jugendzeiten, wo seid ihr hin entschwinden.“

Sie sagte es so bewegt und sanft, so in Selbstversunkenheit, daß Gluck seine Worte bereute, und es gut war, daß die plandernden Hestente sie nicht verstanden hatten. Dann ermahnte sie sich aber rasch, sah um sich und scherzte, sich in den Sessel lehrend, in deutscher Sprache: „Na wart Christofel, Dir sollen heut die Ohren klingen!“ Dabei bemühte sie sich in der ihr eigenen Lebhaftigkeit den Deckel des Instrumentes zurückzuschlagen, was ihr aber trotz der größten Anstrengung nicht gelang.

Das Schloß hielt so fest, daß sie unmutig ausrief: „Ei, so hilf mir doch Glück!“

Der Meister, welcher eben mit dem Grafen von Artois ein paar Worte gewechselt hatte, sprang rasch herbei, aber auch seinen nervigen Armen wich das Eisen nicht und er konnte nicht umhin, zu bemerken:

„Ei, was ist denn das für ein elendes Schloß?“

„Nach neuester Art!“ scherzte Provence.

Der Kukul hole die neue Art, welcher Hanns Narr hat sie denn erfunden?“ rief Glück unter neuen Anstrengungen, das Schloß zu öffnen.

Lachend flüsterte ihm Graf von Artois zu: „E't — es ist vom König gemacht“.

Schließlich blieb kein anderer Ausweg, Artois holte Ludwig XVI. selbst zu Hilfe, und dieser kam in seinem Arbeitsanzuge, mit kurzer Jacke, das Haupt mit einer abgegriffenen Ledermütze bedeckt, beruht im Gesichte, und hielt einen Bund Schlüssel und Dietriche in seinen derben Händen. Selbstzufrieden über die dauerhafte Natur seiner Arbeit, machte der König sich an das Werk, probirte viel und lange, bis endlich das Schloß nachgab, und der hohe Schlosser voll guter Laune ausrief: „Offen ist es — nun spielt; ich bin mit meinem Werke zufrieden, solche Schlösser zu öffnen, wird keinem Dieb gelingen, dafür stehe ich ein. Jetzt habe ich mich rechtlichaffen geplagt, und will dafür Musik hören, spielt also, wir sind ganz Augen und Ohr.“

Mitten unter die prachtvoll gepußten Damen und Herren rückte der beruhte König seinen Armstuhl, und Glück schien auf den Bink Maria Antoinettens zu harren, um mit ihr zu vier Händen zu spielen. Die Königin hatte aber längst alle Lust zur Musik verloren, sah nachdenkend unsern vom Fenster, und die schöne Prinzessin Elisabeth, die Schwester des Königs, welche der 65jährige Glück mit wahrer Verehrung liebte, kam somit ganz gelegen, indem sie den Meister inständig ersuchte, eine bereits beendete Nummer aus „Iphigenie“ zum Besten zu geben. Nicht einen Augenblick widerstand Glück den freundlichen Worten, spielte voll Schwung und Begeisterung, daß Alle athemlos lauschten — er spielte zum ersten Male eine der glänzenden Parthien aus der neu zu gebenden Oper.

Gewaltig brauseten die Töne durch die weiten Räume, die Macht dieser Musik bezwang selbst den König und die übrigen Anhänger Piccini's, und Ludwig XVI. befahl sofort, daß die Oper Glück's mit der größten Sorgfalt, Pracht und ganz nach dem Wunsche des Künstlers selbst gegeben werden sollte.

Nach war der gewaltige Eindruck von Gluck's herrlicher Musik nicht vorüber, als — Piccini und Roverre gemeldet wurden. Eine ganz eigenthümlich humoristische Stimmung über dies Zusammentreffen der Gegner bemächtigte sich der Gesellschaft und die beiden Meister, wie Roverre, waren etwas verlegen, benahmen sich aber unbefangen, um so mehr, als der König sofort den Italiener aufforderte, an das Clavier zu treten und zu spielen.

Natürlicher Weise ließ Piccini sich nicht lange bitten, und Prinzessin Elisabeth flüsterte mit bedeutungsvollem Lächeln dem Könige zu, er möchte Piccini's Musik zum „Scythen-Tanz“ aus „Iphigenie“ verlangen. Ludwig XVI, welcher die drastische Beziehung dieser Nummer betreff Gluck's und Roverre's nicht kannte, gab ihrem Wunsche Folge und während die übrigen Zuhörer lächelten, begann der Italiener seine Compositionen zu spielen.

Piccini trillerte und kimperte so artig und süßlich, als es nur seiner Schule immer möglich war, so daß seine Anhänger in Beifall auszubrechen nicht verfehlten, wozu Artois ziemlich laut zur Königin bemerkte: „Dieser Tanz ist für die heutigen Maskenbälle in den Sälen der großen Oper ganz vortrefflich geeignet, ein Scythen-Tanz ist er aber in keinem Falle!“

Dem entgegen konnte Roverre, welcher neben dem König stand, nicht umhin, in hyperbolische Lobpreisungen Piccini's auszubrechen, und zu versichern, diese Musik sei geradezu bezaubernd, so bezaubernd, daß die Tänzer Seele und Ausdruck den Entschats und Viruoetten mitzutheilen vermöchten.

Der Tanzmeister, welcher dadurch Rache an Gluck zu nehmen und eine Aeußerung des Königs für seinen Liebling hervorzurufen hoffte, war aber gewaltig erstarrt, als Ludwig XVI. sich erhob, und — noch in der Rück Erinnerung an die vom deutschen Meister gespielte Scene schwelgend, — seine Lobeserhebungen kurzweg mit den trocken gesprochenen Worten unterbrach: „Piccini's Musik ist vorzüglich, ich hoffe aber, daß Sie sich mit Gluck's Musik vortrefflich verständigen werden.“

Erschrocken schüttelte sich Roverre, da ihn eben des deutschen Meisters lächelnder Blick traf und stotterte unter tiefen Vorbeugungen: „Sire, der Ritter von Gluck und ich sind vollkommen einig, die Tänzer der Oper können tanzen, und werden tanzen, ja sie sollen es gewiß und ohne Anstand thun“.

Dabei konnte der Tanzmeister nicht umhin, tief aufzufauchen, während Artois leise, neben ihm stehend, sagte: „Und Sie müßten tanzen“.

Gnädig winkte der König, sich entfernend, den Anwesenden zu und allgemeines, leises Lachen trieb dem guten Roverre neuerlich den Angstschweiß auf die Stirne.*)

Die Spannung, mit welcher der Doppelaufführung der Oper, „Iphigenie“ entgegenzusehen wurde, stieg auf das Höchste, und alle Welt rüstete sich so eifrig zum Kampfe, daß gewisse Kreise, sich einen seltenen, großartigen Scandal versprachen.

Gluck allein schien von der allgemeinen Aufregung nicht ergriffen zu sein, er war voll Zuversicht und Begeisterung und leitete die Proben in den Sälen der königlichen musikalischen Akademie mit seltenem Eifer. In die Öffentlichkeit dagegen drang keine Note seines Werkes, alle Uneingeweihten wurden fern gehalten, nur sein treuer Verehrer, Schüler und Nachfolger Mehul blieb ihm auch bei den Proben zur Seite und dieser war so sehr entzückt von der Composition seines Ideals, daß er unermüdet zu Gunsten Gluck's agitirte, obwohl dieser selbst Alles der Musik anheimgestellt wissen wollte.

Nicht minder thätig blieben die treuen Mäczen Roverre und Hegrin, doch war die Quelle dieses Wirkens für Piccini eine unredliche, kleinliche Rache gegen Gluck, nicht die Uebergengung. Der Tanzmeister, vermochte es nicht zu verwinden, daß der Deutsche seine Eitelkeit fortwährend durch eine sehr kühle Behandlung verletzte und daß er ihn gezwungen hatte, eine so ermüdende, unfreundliche Galeppade zu machen. Hegrin dagegen war wirklich ein Deutscher, war durch Gluck's Unterstützung nach Paris gekommen, und wäre ihm zu großen Danke verpflichtet gewesen. Aber der eingebildete Geck wollte selbst den großen Musiker spielen und schäumte vor Wuth, als Gluck es ihm ehrlich sagte, er möge seine Zeit auf ein ehrliches Handwerk richten, um sich zu erhalten, denn zum Musiker fehle ihm alles Talent. — Feig, undankbar und rachsüchtig, wie derlei leichte Menschen immer sind, lief er geradezu in's Lager des Feindes über, fand dort für allerlei Dienste einen leichten Unterhalt, und machte Piccini glauben, daß Gluck im Geheimen eine Menge Leute in Dienst genommen habe, um den Italiener tüchtig auspfiffen zu lassen, daß er sogar die ersten Kritiker bestechen wollte, um sich den Sieg zu sichern.

Nicht zufrieden damit, daß schon hierdurch das heiße Blut Nicola's in Wallung gerieth, gab Hegrin vor, er komme oft noch immer zu Gluck, höre seine Musik, habe sich viele Nummern zu Papier gebracht und überzeugele alsobald Piccini, daß diese Compositionen kaum mittelmäßig zu nennen

*) Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß die ganze vorstehende Begebenheit auf Thatsachen beruht.

waren. Natürlich stieg die Antiposität des Italieners gegen Gluck in Folge dessen ebenso sehr als seine Zuversicht betreff des zu erringenden Sieges.

Endlich kam Piccini's Oper zur Aufführung, fand allgemeine Theilnahme, vielen Beifall und wurde von der Kritik nicht ungünstig beurtheilt, aber — trotz allen Mitteln, welche seine Freunde in Bewegung setzten, vermochte sich Niemand für sein Werk zu begeistern. Die Musik war einschmeichelnd, angenehm, aber voll sinnlicher Reizmittel, mit Cadenzen und Rouladen überladen und zu modern vor Allem, um zu dem Stoffe selbst passen zu können. Am 19. April 1776, kurz nach Piccini's Werke ging zu Paris „Iphigenie in Tauris“ von Gluck in Scene; eine beinahe fieberhafte Aufregung hatte sich des Publicums bemächtigt und nur Gluck selbst führte ruhig und sicher den Dirigentenstab. Der ganze Hof, die Blüthe des französischen Adels, alle Musiker und Kritiker von Talent waren zugegen. Piccini selbst saß in dem Hintergrunde einer Loge und laulose Stille herrschte, sobald Gluck das Zeichen zum Beginne der Musik gab.

Schon die Ouverture rief einen selbst hier selten gehörten Sturm des Beifalls hervor, mit jeder Nummer stieg die Begeisterung der Publicums, der Scythen-Tanz machte Futore, und im ganzen Theater herrschte der größte Enthusiasmus, als die Oper zu Ende war. Gluck hatte den Lorbeer errungen, die deutsche Kunst hatte gesiegt. Mitten in dem allgemeinen Jubel saß aber ein Mann bleich und nach Athem ringend in höchster Aufregung im Foyer und haderte mit sich selbst und seiner Verblendung — es ist dies Nicolo Piccini. Nicht daß Gluck ihn besiegt hatte, warf ihn nieder, nicht darüber gerieth er in Aufregung, daß er selbst dem Zauber dieses Genies zujubeln mußte, wosern er gerecht sein wollte, — was ihn in namulose Wuth versetzte, war der Betrug, welchen Hegerin ihm gespielt hatte. Nicht eine einzige jener elenden Nummern, welche dieser Undankbare aus Gluck's Partitur zu besigen vorgegeben hatte, war wirklich darin enthalten, Hegerin selbst hatte seine Stümperarbeit unterschoben, um Piccini zuversichtlicher und sich geneigt zu machen. Zudem trat sein Anhänger Graf von Provence zu ihm und als er die Klagen des Italieners über Gluck's Intriguen gegen ihn hörte, lieferte er ihm Briefe des deutschen Meisters in die Hände, woraus hervorging, daß auch hier Hegerin ihn hintergangen hatte; denn in diesen Schreiben an die ersten Kritiker Mancpas, Arnault und Rollet wies derselbe alle Agitationen entschieden zurück und bat sie dringend, beide Opern ganz unparteiisch zu beurtheilen und nur jene zu loben, welche es wirklich verdient. Wahrheit allein sollte den Ausschlag geben.

Lange sah Piccini wie vernichtet, schweizend, dann aber siegte sein besseres Ich, seine Ueberzeugung — er eilte sofort auf die Bühne, reichte Glück freundlich die Hand und sah sich alsbald von den Armen des Siegers umschlungen. Fortan blieben sie Freunde, aller Streit war vorüber. Hegrin blieb verschwunden, Roverre aber sprach von Glück mit ausgezeichnetem Respect bis an sein Ende.

Märchen aus Kärnten.

Mitgetheilt von *F. Franzisci.*

Der Mönch.

Bei einem höhlenreichen Berge stand ein Kloster, aber die Mönche darin waren nichts weniger als klösterlich, sie hielten keine Zucht und keine Ordnung und führten ein schwelgerisches Leben; nur einer unter ihnen war fromm; er zog oft die ganze Woche das Habit nicht aus, um stets bereit zu sein, den Kranken und Sterbenden Trost zu spenden; aber er war darum auch allen Uebrigen ein Dorn im Auge und sie suchten seiner los zu werden. Da verabredeten sie sich, ihn in eine Höhle des Berges hinab zu werfen. Sie gaben ihm einen Schlaftrunk, wickelten ihn in ein weiches Tuch und ließen ihn so in die Berghöhle hinab. Wohl lange mochte er da geschlafen haben; als er erwachte, war Alles finster um ihn; er griff um sich, überall Sand und Steine; er blickte empor, ein Lichtstrahl drang von oben herab; er versuchte es, hinauf zu klettern, aber die Wände waren zu steil. Da schlich er an der Wand vorsichtig weiter und weiter; aus der Ferne hörte er ein Rauschen, wie von einem abstürzenden Bache; er ging dem Geräusche zu; da kam er in das Bett eines reißenden Baches, der ihn mit sich fort trug; und wie er so eine Weile fortgeschwommen war, erblickte er eine lichte Oeffnung, durch welche er glücklich aus dem Innern des Berges hinauskam. Da wanderte er nun frohen Muthes weiter. Siehe da, ein Feld! und wie sonderbar, da sind keimende, reife und halbreife Aehren auf einem Fleckchen beisammen; er pflückte drei Aehren, eine keimende, reife und halbreife, und steckte sie zu sich. Als er weiter ging, bemerkte er eine Straße, aber die Leute, die da vorüber fuhren, sahen ihn nicht, oder wollten ihn nicht sehen; sie gaben ihm auf die Frage, wie das Land heiße, keine Antwort. Endlich

kam er in eine Stadt; in den Gassen drängten sich die Leute, Alles war so unheimlich, er getraute sich Niemanden anzureden, auch schien man ihn nicht zu bemerken; so erreichte er den großen Platz. Schauer und Entsetzen erfaßte ihn — die Leute wurden da „zervierteilt“ und zerrissen. Froh war er, als er die Stadt im Rücken hatte, und auf einer Anhöhe ein Schloß erblickte, wo er endlich vernünftige Leute zu treffen hoffte. Vor der Schloßpforte stand ein Mann, er fragte ihn ob man da hinauf dürfe; dieser deutete mit der Hand auf die steinerne Treppe hin. — An der obersten Stufe kam ihm ein Bedienter entgegen und öffnete ihm die Thür — er trat ein. Da saß auf einem Divan ein Herr im Schlafrocke. Er erkannte den Abt seines Klosters und begrüßte ihn ehrfurchtvoll. „Ach wie schön sieht es da aus“, rief er, „welche vornehme Einrichtung, welcher Glanz, ringsum.“ „Freund“, sagte der Abt, „Du siehst Alles anders, als es wirklich ist; was trägst Du bei dir?“ „Drei Aehren.“ „Lege sie hier auf den Tisch.“ Er that es. — Entsetzlich, furchtbar, ringsum Flammen, der Divan ein glühendes Bett! — Schnell nahm er die Aehren wieder zu sich, um diesen Anblick nicht länger ertragen zu müssen. „Gehe“, sagte der Abt, „verlasse das Land und sage deinen Brüdern, daß sie auf der Hut sind.“ Der Mönch entfernte sich aus dem Schlosse, sank ermattet nieder und schließ ein.

Als er zu sich kam und ausblickte, stand das Kloster vor ihm; er schellte an der Pforte, ein Laienbruder kam heraus, aber er kannte ihn nicht. Er gieng in den Klostergang hinauf; Mönche bezeugneten ihm, aber sie kannten ihn nicht, auch ihm war Alles fremd. Da bat er einen, der gerade an ihm vorüber gieng, daß er ihn zum Abten hinauf führen möge; — auch dieser kannte ihn nicht. — Da erzählte er, wie er einstens in diesem Kloster gewesen; man schlug in den Büchern nach, und fand wirklich seinen Namen; aber zwei Jahrhunderte waren seit der Zeit schon verfloßen.

Bettelumkehr.

Ein Bauer, der mit seiner Tochter hauste, war so in Schulden gerathen und so arm, daß es bei seiner am Walbrande gelegenen Keusche „Bettelumkehr“ hieß. Da gieng die Tochter einmal in den Wald, um Holz zu „klauben“, und wie sie tiefer in's Gesträuche hinein kam, sah sie im Dickicht einen Mann, der eine blinkende Hacke auf der Schulter trug; sie blieb erschrocken stehen, denn der Mann hatte ein gar unheimliches, griesendes Ansehen. Sie wollte umkehren und nach Hause eilen,

aber der Mann rief sie mit rauher Stimme an, und fragte, wo sie hin gehe. „In den Wald um Holz“, sagte sie zitternd; er winkte und sagte, daß sie mit ihm gehen möge. Sie zögerte eine Weile, doch entschloß sie sich endlich und ging ihm langsam nach; so kamen sie immer tiefer und tiefer in den Wald hinein. Da blieb der Mann bei einem alten Baumstamme stehen, nahm die Hacke von der Schulter hieß das Mädchen die Schürze anhalten und hieb mit der Hacke Splitter vom Baume herab, bis ihre Schürze voll war. „Nun hast Du genug“, sagte der Mann, und verschwand vor ihren Augen.

Sie ging wieder nach Hause — aber auf dem Wege wurde ihre Schürze immer schwerer und schwerer — sie lief was sie laufen konnte; es erfaßte sie ein Grausen; kaum daß sie die Schürze mehr halten konnte; wie froh war sie, als sie die Hütte erreichte. Erst jetzt wagte sie sich umzusehen, ob sie der grausige Mann nicht verfolge.

Aber wie staunte sie, als sie die Schürze öffnete — statt der Holzsplitter war sie voll Gold. — Freudig eilte sie in die Hütte, und zeigte dem Vater das Gold in der Schürze. Nun war Jubel im Hause. Schon den kommenden Morgen bezog sich der Bauer in die Stadt, um dort seine Schulden zu zahlen; seine elende Hütte ließ er neu erbauen und seit der Zeit heißt es beim Haus nicht mehr „Bett-Lumkehr“, sondern „beim reichen Bauer“.

Die Babn.

(Aus dem Glan-Thale.)

Is amál a großes Weibsbild g'wesen, die hát an Fuß afn Magdalenberg und an afn Ulrichsberg g'hábt und bei der Glán hát se g'schwemmt. Da sein ane Kinder vorbei gängen und hon: g'ságt: „Dó Babn hát ane großen Füß“, — sie hát g'ságt: „Große Babn, große Füß.“ — „Dó Babn hát an großen Kopf.“ — „Große Babn, großer Kopf.“ — „Dó Babn hát a große Nâsen.“ — „Große Babn, große Nâsen.“ — „Dó Babn hát a großes Maul.“ — „Große Babn, großes Maul.“ — „Hát dó Babn ane großen Zehnt“, riefen die Kinder und liefen davon. „Große Babn, große Zehnt“, rief ihnen die Babn nach, „die Kinder zan zerreißen.“

Miramar.

1864.

I.

Dort steigt's empor aus blauen Meereshüthen!
 Ein steigeworden Märchen. — Darf man's wagen
 Sich ihm zu nah'n? Wird man nicht fortgetragen
 Auf Stützen von Abendsonnenlüthen?

Sind nicht, die je in jenen Grotten ruhten,
 In jenen Sanden unter Rosenhagen,
 Sind sie nicht Alle — wenn's erlaubt zu fragen —
 Im Banne von geheimen Zauberruthen?

Und in den stolzen Sälen, in den Hallen,
 Darf dort ein Menschenkind sich blicken lassen?
 Gibt es nicht Geister dort, dem Meer entfliegen,
 Die es mit unsichtbaren Händen fassen
 Und vom Balcon, um den die Növen fliegen,
 Hinunter stürzen, wo die Wogen wallen?

II.

Ein süßes Wähen wohnt in diesen Räumen,
 Daß ich es kaum mit meinen Sinnen fasse,
 Fremdländisch duftet es von der Terrasse
 Und tropfisch säuselt's in des Hained Bäumen.

Hier läßt sich's selig ruhen, selig träumen!
 Hell schimmert dort der Seestadt Häusermasse;
 Doch lieber noch den Blick ich schweifen lasse
 Zur Adria und ihren Küstensäumen.

Da liegt's, das stolze Meer, zu meinen Hühen!
 Der ew'gen Schönheit Heimat, die erler'ne.
 Denn was uns ward erzählt in allen Sagen,
 Hier, dünkt mich, hab' sich's wieder zugetragen,
 Und Andromene, die Schaumgebor'ne,
 Entstieg der blauen Hüth, die Welt zu grühen.

III.

Gibt es denn noch ein brennender Verlangen,
 Als, was an Reizen Meer und Himmel bieten,
 Genießen hier beseligt und in Frieden
 Und sich zu freuen an der Erde Praugen?

Ist es ein Meereszauber, daß ein Bängen
 Den Schlummer scheuchet von den Augenleden
 Und Sehnsucht weckt nach Kronen und Gebieten,
 Wie es vor Zeiten dem Colomb ergangen?

Ein Seemann, den ich unten traf am Strande —
 Wo auf dem Kies die kleinen Kräuselwellen
 Lichtschimmernd und mit hellem Klang zerschellen —
 Und der das Meer und seine Tüden kannte,
 Behauptet so. Wie wär's auch sonst geschehen,
 Daß jetzt verlassen Schloß und Gärten stehen?

1867.

IV.

In alten Runen, die in Stein geschrieben,
 Da sind verzeichnet wunderbare Sagen
 Von Nordland's Recken aus der Vorzeit Tagen,
 Wie kühner Muth sie über's Meer getrieben.

Um Kronen kämpften sie, fern ihren Lieben;
 Und war die wilde, blut'ge Schlacht geschlagen,
 Dann brachten Schiffe heimwärts oft getragen
 Den todt'n König nur, im Kampf gelieben.

Was einst im kalten Norden sich begeben,
 Hat wiederholt sich in des Südens Zone:
 Es zog ihn fort der Glanz der Kaiserkrone,
 Und seiner Ehre opfert er das Leben. —
 Nun tönt es nun das Schloß her in Accorden.
 Wie Runensagen aus dem kalten Norden.

V.

Noch streben himmelan des Schloßes Zinnen,
 Doch innen wohnt unheimlich Geisterwehen
 Und eine bleiche Frau sieht man dort gehn,
 Die nimmer wieder Frieden kann gewinnen.

Die Fischer treiben ihren Kahn von hinnen,
 Wenn sie auf dem Balcon sie oben sehen.
 Ihr Blick ist Gram, ihr Wort ein schmerzlich Sichen
 Ihr Denken ist ein angstesfülltes Sinnen.

So steht sie nun und starret in die Ferne,
 Wo einst hinaus sie stolzen Muth's gezogen.
 Dort sah sie damals goldne Kronen blinken,
 Und purpurn schien's herüber ihr zu winken —
 Der Meereszauber war's, der sie betrogen:
 Dort gingen unter ihres Lebens Sterne. —

Ludwig Schleich.



Die Umgestaltung der Weltanschauung.

Daß unsere Erde nur ein Staubkorn in der Unermeßlichkeit des Weltalls sei, diese zur Erkenntniß erhobene Wahrheit ahnten schon früh die Alten. Aristarch der Samier, war der Erste, welcher im dritten Jahrhundert vor Christus die Lehre von der Bewegung der Erde um sich selbst und um die Sonne aufstellte und deshalb vom Stoiker Kleantes als Gotteslästerer, der die heilige Ruhe der Erde und der Laren gestört habe, angeklagt wurde. Wie viele Nachfolger hat der Mann nicht seit jener Zeit gefunden. Erst in diesem Jahrhunderte (1821) hat die römische Curie das Verbot des Copernicanischen Systems für erloschen erklärt und 1857 beleuchtete ein protestantischer Theolog, der Herr Doctor der Theologie, Superintendent und Oberpfarrer zu St. Jacobi in Sangerhausen, A. Franz, die „Prätensionen der exacten Naturwissenschaften“. Er bewies, daß die Erde fest und finster, die Sterne aber leuchtende Himmelslichter seien.

Was Aristarch mit dem Instinct des Genies nur ahnte, das hat des Copernicus gewaltiger Geist zuerst sicher erkannt und begründet; indem er, wie er selbst an Papst Paul III. schreibt, die Sonne auf den königlichen Thron setzte, von wo sie die ganze Familie kreisender Gestirne lenkt, hat er in Wahrheit die Ruhe unserer Erde für immer gestört. Die christliche Kirche aber sandte ihre Bannstrahlen gegen diese Errungenschaft menschlichen Geistes und verlangte die Unterwerfung der Wissenschaft unter den Glauben. Diesen zu retten, zwang das „heilige Gericht“ den Galilei nachzusprechen: „Ich schwöre ab, verfluche und verabscheue als Irrthum und Ketzerei die verdamnte Lehre, daß die Sonne unbeweglich sei und daß die Erde sich bewege. Ich verspreche nie zu reden und zu schreiben über die Bewegung der Erde, welche das heilige Gericht verdammt als eine falsche, ungereimte, kezerische und schriftwidrige Meinung.“ So geschahen zu Rom im Kloster Minerva am 22. Juni 1633. — E pur si muove!

In demselben Jahre, als der große Dulder Galilei starb (1642), wurde Newton geboren. Diese Aufeinanderfolge ist weit davon entfernt eine zufällige zu sein. Man erkennt hierin vielmehr den streng gesetzmäßigen Gang menschlicher Entwicklung, wenigstens in seinen großen Zügen. Mit Newton's unsterblichen Thaten vollzieht sich eine Episode menschlicher Entwicklung, deren Riesengröße und so recht die Armseligkeit jener Pygmäenversuche offenbart, welche damals wie heute glaubten, „zur Ehre Gottes“ dem Fortschritte der Erkenntniß ein Halt gebieten zu dürfen. Wie als Antwort auf jene Abschwörungsbormel erfolgte damals in Holland die Erfindung des Fernrohrs. Galilei, zu dem die Kunde nach Venedig drang, errieth sogleich das Wesen der Construction und setzte sich selbst ein solches zusammen. Die Erfindung des Fernrohrs lag in der Zeit, welche, angerezt durch die unübersehbare Kette neuer Entdeckungen und Erfindungen, dazu treiben mußte, auch wenn nicht, wie die Sage geht, Zacharias Jansens Kinder mit einer convexen und einer concaven Linse spielten, durch dieselben den Hahn des Kirchturmes vergrößert erblickten und dadurch ihrem Vater zu jener Erfindung Anlaß gaben (1609).

Galilei wollte durch das „gottverfluchte Rohr“ einen Stern beobachten und entdeckte mit den Monden des Jupiter eine neue Welt, ein System von Weltkörpern, welche den Centalkörper umkreisen, ein leibhaftiges Conterfei des Sonnensystems.

Als weitere Antwort auf jene Verdammung der Bewegung hatte Kepler damals schon die Gesetze gefunden, denen sie gehorcht; jene drei

berühmten Gesetze der Bewegung, welche seinen Namen unsterblich gemacht haben. Kepler zuerst erkannte denn auch und sprach es aus, daß die Fixsterne „Sonnens“ seien. Der Mann, dessen Beruf darin bestand, Kalender zu schreiben und aus den Sternen zu weissagen, um nicht zu verhungern, wurde der Schöpfer der theoretischen Astronomie und sein bewundernswerther Fleiß, verbunden mit seinem Genie, vollbrachte inmitten des wildesten Kriegszetümmels die größten Werke. Verfolgt und seiner Habe beraubt durch die Feinde seiner Religion, angefeindet selbst von seinen Glaubensgenossen, flüchtig und umhergezogen im eigenen Vaterlande, gebeugt von Gram über die Schande, mit welcher ein Hexenproceß seine Mutter brandmarkte, starb Kepler im Elend. Jetzt setzt ihm die Nation ein Denkmal. Von Rostock war der sechszigjährige, schwächliche Mann, sein ruhmvolles Werk über den Planeten Mars unter dem Arme, nach Regensburg gewandert (1630), um dort die 29.000 Gulden zu verlangen, welche ihm deutsche Fürsten schuldeten. Die Anstrengung der Reise und Mangel aller Art rafften ihn bald darauf hin. Unbeachtet erlosch da das Auge eines Geistes, der in einer Zeit, welche man aus den Annalen Deutschlands tilgen möchte, das einzige Licht war, welches verheißend über dem Vaterlande leuchtete. Er starb als Bettler.

Was Copernicus und Kepler prophetisch andeuteten, dem Genius Newton's war es vorbehalten, es zu enträthseln. Indem er das von Galilei entdeckte Gesetz des freien Falles der Körper auf den Himmel überträgt, enthüllt sich ihm das Gesetz der Gravitation. Er findet, daß der Mond sich ihm unterwerfe, daß auch die Planeten und Kometen ihm unterthan sind, und erhebt es so zum allgemeinen Regulator des Sonnensystems. Wie ganz anders starb der große Engländer gegenüber dem armen Deutschen! Newton's Leichenzuge voran schritt der Kanzler von Großbritannien, ein Erzbischof mit der Geistlichkeit und dem höchsten Adel folgte dem Zuge, und sechs Pairs des Reiches trugen den Sarg, um ihn in Englands Ruhmeshaufe, der Westminster-Abtei, beizusetzen.

So schwanden die Geheimnisse aus der Aetherwelt der Sterne und schon gegenwärtig gibt es, im Planetensysteme wenigstens, keine einzige astronomische Erscheinung mehr, deren Gesetze nicht genau bestimmt wären. Alles zusammenfassend hat Laplace in dem unsterblichen Meisterwerke „Mécanique céleste“ den Mechanismus des Sonnensystems bis auf seine kleinsten Unregelmäßigkeiten erklärt und die Theorie hat, der Beobachtung vorgehend, selbst gewagt, nie Gesehenes mit Sicherheit zu bestimmen, unbekannte Weltkörper zu „errechnen“. Aus den Störungen des Uranus berechnete Leverrier die Bahn des unbekanntem Störers;

Galle richtete das Fernrohr nach dem Himmel und der Neptun war entdeckt, genau an dem Orte, wo er nach Leverrier's Berechnungen stehen mußte. Schon 1840 hatte Bessel, der größte Astronom unserer Zeit, diese Lösung mit Bestimmtheit für die allein mögliche erklärt. In einer Vorlesung vom 28. Februar 1840 hatte er nachgewiesen, daß es darauf ankomme, einem unbekanntem Planeten jenseits des Uranus eine Bahn und Masse anzuweisen, durch welche sich die Störungen des Uranus erklären ließen. Das große Problem war nun öffentlich aufgestellt, ja sogar von der Göttinger Societät der Wissenschaften im Jahre 1844 zum Gegenstande einer Preisaufgabe gemacht worden. Am 31. August 1846 trat Leverrier in die Sitzung der Pariser Akademie und verkündete mit der Zuversicht eines Propheten den Ort des unbekanntem Gestirns am Himmel, die Elemente seiner Bahn, sogar seine Masse und scheinbare Größe. Hiermit war zur Evidenz erhoben, was Bessel als das allein Mögliche erklärt hatte: der Planet war errechnet. Am 23. September 1846 erhielt Galle in Berlin von Leverrier die Aufforderung zur Aufsuchung des Planeten und mit Hilfe von Bremikers Sternkarte war noch an demselben Abende der Neptun entdeckt.

Hiermit hat die rechnende Astronomie ihren Triumph gefeiert. Die Auffindung des von Bessel errechneten „dunklen“ Syrius-Genossen hat diesen Triumph erneuert und erhöht, hat den Sieg hinübergetragen aus der Planeten- in die Fixsternwelt. Bessel gewährte nämlich in den thatsächlich ermittelten Bewegungen des Syrius Abweichungen, die unerwartet waren. Ihm war es unmöglich, bei einer neuen Thatsache stehen zu bleiben und sie unerklärt zu lassen. So stellte er die These auf, daß in unmittelbarer Nähe des Syrius Massen stehen müßten, durch deren Anziehung jene Abweichungen der Bewegung hervorgebracht würden. Seine uns einfach erscheinenden Sterne seien mithin Doppelsterne, aber das eine Glied entweder gar nicht selbst leuchtend, oder nur von so schwachem Lichte, daß unser Rohr uns keine Spur davon zeige. Beide Glieder hätten im Fixsterncomplex dieselbe gemeinschaftliche Bewegung, außerdem aber noch eine besondere um den zwischen ihnen sich bildenden Schwerpunkt. So begnügte der deutsche Astronom sich nicht damit, die Kenntniß dessen, was wir am Himmel erblicken, in staunenerregender Weise zu erweitern, er beschenkte uns auch noch mit einer Astronomie des Unsichtbaren und eröffnete einen Blick in den inneren Haushalt der Natur; doch erst nach seinem Tode und vor Kurzem sollten seine Wahrschauungen bestätigt werden. Am 31. Jänner 1862 fand Clark zu Boston mittels eines mächtigen Refractors die von Bessel errechnete Schwesterformie des Sirius!

Der Schleier der Isis beginnt sich zu heben, das innere Triebwerk der Natur fängt an sich den menschlichen Blicken zu enthüllen und die Zeit dürfte in der That nicht mehr fern sein, wo das himmlische Uhrwerk als eine Frage der Physiologie erkannt werden, wo man an eine Physiologie des Kosmos denken wird.

Im Jahre 1609 verkündete Kepler seine Gesetze; 1610 erschließen sich dem Galilei, dem ersten unter den Sterblichen, der mit bewaffnetem Auge den Himmel durchforschte, die Geheimnisse der Sternenwelt. Bis dahin hatte man die Erdkugel für einen einzigen massiven und schweren Weltkörper gehalten. Jetzt sah man ebenso große und noch größere kugelförmige Massen frei schweben im Raume und sich um die Sonne bewegen. Galilei entdeckt außer den Monden Jupiters die wechselnden Lichtgestalten der Venus, die Berge und Thäler des Mondes, die scheinbare Dreigestalt des Saturn, veranlaßt durch dessen später erkanntes Ringsystem. Er bemerkt die Flecken der Sonne und folgert aus ihrer Bewegung die schon von Kepler geahnte Rotation derselben. Dem körperlichen Auge voraneilend, wagte Kepler's Sehergeist schon damals zu ahnen: alle Fixsterne sind Sonnen wie die unserige, von Planetensystemen umgeben, sowie daß in dem viel zu großen Abstände zwischen Mars und Jupiter sich noch Planeten bewegen müssen, die nur ihrer Kleinheit wegen dem bloßen Auge unsichtbar bleiben.

Wie nun diese prophetische Ahnung bereits in wunderbarer Weise in Erfüllung gegangen ist, wie der Raum zwischen Mars und Jupiter seit jener Neujahrnacht des ersten Jahres unseres Jahrhunderts, in welcher Piazzzi die Ceres entdeckte, sich schon mit einer größeren Fülle Planeteiden bevölkert hat, als seitdem Jahre verflossen sind, so hat auch die immer fortschreitende Kraft des Fernrohrs den Bau der Fixsternewelt mehr und mehr enthüllt, ja selbst fern jenseit derselben neue ungeahnte Welten erblicken lassen.

Galilei hatte die Jupiters-Trabanten mit nur siebenmaliger Vergrößerung entdeckt und überhaupt keine stärkere als zweiunddreißigfache anwenden können. Hundertundsiebzig Jahre später sehen wir W. Herschel Vergrößerungen benutzen von 6500 mal, und vor dem Blicke des Menschen, weit hinausgetragen in die Unendlichkeit des Raumes, entrollt sich nunmehr immer wunderbarer das große Naturbild des Kosmos, die unsagbare Mannigfaltigkeit seiner Gestaltungen.

Himmelslichter, die noch kein sterbliches Auge geschaut, gehen auf in ihrer Farbenpracht an Orten, wo bisher nur Dunkelheit herrschte. Was Jahrtausende für einzelne Sterne gehalten, löst sich auf in zwei-

drei, vierfache Sterne, ja, Struve hat sogar im Orion einen sechszehnfachen Stern erkannt. An der Stelle des Einzelnen finden wir ganze Systeme, die, in allen Farben schimmernd, goldgelb, roth, blau, grün, purpur- und aschfarbig, der Menschheit neue Räthsel stellen.

Jener große Forscher, der unvergeßliche Wilhelm Herschel, war es, der hier in Allem die Bahn brach. Was die kühne Speculation des Philosophen von Königsberg, des eigentlichen Begründers unserer heutigen Weltanschauung, was Kant aus den wenigen bis dahin am Himmel bemerkten „kleinen Plätzchen“, aus den „unleuchten Sternen“ zu errathen gewagt, Wilhelm Herschel hat es uns als Wirklichkeit erkennen lassen, daß unsere von der Milchstraße umschlossene Fixsternwelt mit ihren vielleicht zwanzig bis dreißig Millionen Sternen nichts ist als ein abgesonderter Nebelfleck, eine Weltinsel im Weltocéane, deren unzählige andere fern jenseit der unseren den unendlichen Raum erfüllen. Mehr als zweitausend dieser fernen Nebelwelten haben seine Riesenteleskope hervorgezogen aus der Nacht des Universums. Der Erbe seines Ruhms und seines Namens ist ihm auf diesen Bahnen gefolgt. Nicht nur, daß John Herschel die Zahl der Nebelflecke um 1619 vermehrt hat, so daß jetzt über viertausend bekannt sind, seinen anstrengenden Arbeiten verdankt die Astronomie auch die erste Analyse jener merkwürdigen Gebilde, die einzig in der Welt der Gestaltungen den Südpol umkreisen, der magellanischen Wolken.

Wie sich einst dem Galilei mit den Trabanten des Jupiter ein Abbild des Sonnensystems enthüllte, so hat uns John Herschel in jenen Wolken das ganze Universum noch einmal, oder vielmehr zweifach, wie im Verkleinerungsspiegel vor Augen geführt. In der großen Wolke fand er nicht weniger als 582 Sterne, 291 Nebelflecke und 46 Sternhaufen; in der kleinen 200 Sterne, 37 Nebelflecke und 7 Sternhaufen, so daß wir in diesen Miniaturbildern sich wiederholen sehen, was uns das große Ganze zeigt, ja die Wolken selbst finden sich in ihnen wieder.

Kommende Jahrhunderte werden die Beziehungen feststellen, in welchen jene Nebelwelten untereinander und zu unserer Sternwelt, stehen, und bewahrheiten, daß sie alle dem Gesetze der Gravitation gehorchen. Bis dahin stehen wir mit ihnen nur durch die Schwingungen des Lichtes im directen Verkehr. Der Lichtstrahl aber, der vom fernsten und eben noch sichtbaren Nebelflecke ausgehend, unser Auge trifft, bringt uns, wie es die sichere Kenntniß des Lichtes außer Zweifel gestellt hat, ein Zeugniß von dem ältesten Dasein der Materie. Denn während wir bei jener Geschwindigkeit von 42.000 Meilen, welche das Licht in der

Secunde zurücklegt, hier auf Erden alle irdischen Körper gleichzeitig in ihrer gegenwärtigen Gestalt erblicken, wird das Licht im weiten Himmelsraume zu einem trägen Boten, der uns längst Vergangenes verkündet. Schon vom äußersten Planeten unseres Sonnensystems, vom Neptun, gebraucht es mehr als vier Stunden, um zu uns zu gelangen, von den Fixsternen Jahre. Je weiter wir also hinaussehen in den Weltenraum, um so weiter sehen wir zurück in die vergangene Zeit.

Die Vorstellungen des Gestens sind unhaltbar geworden. Was Jahrtausenden als Wirklichkeit erschien, die Wissenschaft der letzten Jahrhunderte hat uns erkennen lassen, daß es nur Schein, nur Sinnestäuschung war. Nichts ist stehen geblieben von Allem, worauf die Ideengebäude der früheren Zeiten sich auferbaut hatten. Die ganze Grundlage der alten Weltanschauung ist zerstört durch das, was sich dem Körper- und Geistesblicke des Copernicus, Kepler und Galilei von den Geheimnissen des Weltalls enthüllt hat.



Das Athmungsorgan der Thiere.

Athmen heißt Leben. Sagt doch der unsterbliche Dichter:

— — — Es freue sich,
Wer da athmet im rosigem Licht!"

Und darin liegt die Wichtigkeit des ganzen Vorganges. Alle lebenden Wesen besitzen ein Athmungsorgan, nur ist dieses stets seinem Zwecke gemäß anders eingerichtet, wie es eben die Lebensweise des Thieres erfordert. Bei niederen Thieren, denen ein Kreislauf des Blutes fehlt, oder welche gar kein solches haben, brauchen nur die den Körper tränkenden Säfte mit den Gasen der Luft oder des Wassers in Wechselwirkung gesetzt zu werden, damit ein Austausch möglich wird. So geben z. B. die Infusorien die in ihnen erzeugte Kohlensäure ans Wasser ab, von welchem sie dafür den entsprechenden Anteil Sauerstoff empfangen. Sie sind gewissermaßen mit Kohlensäure gefüllte, in das Wasser eingesenkte Blasen, welche in sich eine beständige Quelle neuer Kohlensäure enthalten, zu deren Bildung der von Außen tretende Sauerstoff verwendet wird. Bei den Insecten bestehen die luftführenden Organe aus einem sehr eigenthümlichen Systeme elastischer Röhren, die den Namen Luströhren oder Tracheen führen und durch mehrere Oeffnungen, die sogenannten Lustringer oder Stigmata, nach Außen münden. Da sich diese

Tracheen bis in die Tiefe der verschiedenen Organe verzweigen, so führen sie daselbst die Luft hin, und in allen Theilen des Körpers geht die Athmung vor sich, indem das frei im Körper ergossene, nicht in Gefäßen eingeschlossene Blut die Tracheen umpflut und auf diese Weise mit der Luft in Berührung kommt. Ein solches Athmungsorgan ist aber nothwendig für einen Organismus, wo noch kein eigener Kreislauf besteht, sondern das Blut im ganzen Körper gleichmäßig vertheilt ist.

Eine andere Form der Athmungsorgane finden wir bei den Fischen. Da sie im Wasser leben, so brauchen sie auch einen anderen Athmungsapparat, welchen man Kiemen nennt. Die Kiemen sind gefäßreiche, häutige Blättchen, seltener Fäden, einer an jeder Seite, die an einem krummen, gelenkigen Knorpel befestigt sind. Dieser Knorpel hängt mit den Zungenknorpeln und mit dem Schädel zusammen. Die Kiemen sind entweder baumförmig, wie bei dem Froschthiere *Proteus anguinus*, der übrigens wie alle ausgewachsenen Batrachier auch Lungen besitzt, oder kammförmig, indem wie auf einem Stege eine Menge mit Schleimhaut überkleideter Blättchen wie die Zähne eines Kammes aufsteht; die Kiemen sind dazu bestimmt, um die im Wasser enthaltene Luft aufzunehmen. Um sich eine Vorstellung zu machen, wie die Fische athmen, denken wir uns einen Zweig von den Kiemen, und wie soeben das mit Kohlenäure stark geschwängerte Blut in einem Gefäßstamme den Kiemen zugeführt und so bis in die feinsten Verästelungen vertheilt wird. Hier kommt es nun mit der dem Wasser beigemengten Luft in Berührung, wird scharlachroth und strömt in einem zurückführenden Zweige in die große Körper Schlagader (Aorta). Durch Kiemen athmen noch die Kopffüßler, Quallen, die Solpen, Seescheiden, Muschelthiere, Armfüßler, Mantelthiere und die im Wasser lebenden Schnecken. Auch bei den Krustenthieren trifft man Kiemen oder Kiemenartige Athmungsorgane. Selbst die Landkrebse kommen hinsichtlich ihrer Athmungswerkzeuge mit den übrigen Krustern überein. Nur die einzige Ordnung der Tausendfüßer athmet durch Tracheen. Unter den Amphibien athmen die nackten sämtlich in der Jugend durch äußere quastenförmige Kiemen; einige behalten sie durch das ganze Leben hindurch, während andere sie abwerfen und dann nur durch Lungen athmen, wie die Schlangen, Eßsen und Schildkröten. Bei den nackten Amphibien ist übrigens noch die Haut ein kräftiges Respirationsorgan, doch ist die Athmungsoberfläche der Amphibienlunge noch eine geringe, daher der Verbrauch der eingenommenen Luft ein langsamer ist. Dies ist wohl auch der Grund, warum beschuppte Amphibien (Schildkröten und Krokodile) längere Zeit unter Wasser zubringen können. Sie nehmen eine

Quantität Luft in ihren Lungen mit unter das Wasser und verbrauchen diese bei der Kleinheit der Respirationsoberfläche nur langsam. Bei einigen Amphibien ist die Lunge nicht in ihrer ganzen Ausdehnung zellig, bei manchen der untere Theil weniger als der obere. Beim Chamäleon ist bloß der obere Theil zellig; der untere ist ein Sack mit langen, fingerförmigen Fortsätzen, die es zwischen die einzelnen Organe der Bauchhöhle schiebt und sich dadurch aufbläht.

Den vollkommensten Lungenbau haben die Vögel. Die Lunge besteht hier aus fein geneigten Zellen, welche mit einander communiciren, und hat an ihrer Rückseite eine Reihe von Löchern, durch welche sie mit jenen Luftcanälen in Verbindung steht, welche sich im ganzen Körper bis in das Weiße der Röhrenknochen verbreiten, weshalb auch das specifische Gewicht der Vögel ein so geringes ist. Nur beim australischen Kiwi-Kiwi (*Apteryx*) ist dies nicht der Fall, die einzige bekannte Ausnahme unter den Vögeln. Diese eigenthümliche Athmung ist aber ein Bedürfniß des Luftlebens, für welches die Vögel von der Natur bestimmt sind. Ist doch eine große Schnelligkeit der Bewegung nothwendig, um sich in der Luft zu erhalten, und die Lebhaftigkeit des Thieres hängt nur von der Menge Sauerstoff ab, die es einathmet, weshalb auch die Vögel einen höheren Wärmegrad haben als wir Menschen, damit sie der oft heftigen Kälte Widerstand leisten können, gegen welche sie ihr Federpelz nicht hinlänglich genug schützen würde.

Bei den Säugethieren ist der Lungentypus wesentlich ein anderer, und zwar jener einer Traubendrüse. Die Luftröhre theilt sich nämlich baumförmig in immer feinere Aeste, welche an ihren feinsten Enden Gruppen von Bläschen (sogenannte Terminalzellen) tragen. Hier ist die Athmungsoberfläche eine verhältnißmäßig sehr große, und das Problem, eine möglichst große Athmungsfläche in einem möglichst kleinen Raume herzustellen, ist hier auf die herrlichste Weise gelöst; denn ein Athmungsorgan wird um so vollkommener arbeiten, je mehr Blut in einer Volumeneinheit innerhalb einer Zeiteinheit unter sonst gleichen Nebenbedingungen erfrischt wird.

Die verschiedenen Formen der Athmungsorgane kommen in mannigfaltiger Anordnung und Verbindung vor. So finden wir bei dem Froschthiere *Proteus anguinus* Kiemen und Lungen das ganze Leben hindurch neben einander; Frösche und Salamander athmen als Larven durch Kiemen, im erwachsenen Zustande bloß durch Lungen, und bei manchen Spinnen endlich finden sich Lungen, Kiemen und Tracheen.

Die Teppichfabrication.

Durch die Einführung des mechanischen Webstuhles hat dieser Industriezweig einen wesentlichen Aufschwung genommen, denn hierdurch sind die Erzeugungskosten bedeutend ermäßigt worden. Heute liefert ein solcher Stuhl bereits täglich beinahe 58 Ellen, d. h. doppelt so viel als der erste mechanische Stuhl dieser Art oder fünf bis sechs Mal so viel als ein gewöhnlicher Handstuhl. Dieser Fortschritt ist besonders der besseren Waare zu Gute gekommen, deren Fabrication sich bedeutend vermehrt hat, zumal mit dem billigen Preise zugleich noch eine geschmackvollere Zeichnung der Muster und eine mehr harmonische Anordnung der Farben, sowie eine größere Lebhaftigkeit derselben Hand in Hand geht. Zumeist gilt dies von England, aber auch in Preußen haben die mechanischen Stühle bereits die frühere Handweberei vollständig verdrängt, sowie man hier überhaupt bemüht gewesen ist, die sämmtlichen neuen mechanischen Erfindungen auf diesem Gebiete sich zu eigen zu machen. Trotz alledem aber hat man es noch nicht dahin bringen können, den friedlichen Kampf auf dem großen Weltmarkte siegreich zu bestehen, weil man immer noch einen großen Theil der zu diesen Artikeln benöthigten Garne aus England beziehen muß, und dann ist auch der Verbrauch in dem Zollvereine nicht bedeutend genug, um einen sicheren Grund für eine erfreuliche Entwicklung dieses Industriezweiges zu liefern. In Belgien arbeiten erst wenige mechanische Stühle in der Teppichfabrication und Frankreich hat erst in den letzten Jahren angefangen, dieselben einzuführen.

Der Hauptsitz der englischen Teppichindustrie ist der West-Riding von Yorkshire und zwar Halifax für die billigeren bedruckten Teppiche, deren Anfertigung seit 1845 einen von dem Erfinder nicht im Entferntesten geahnten Aufschwung genommen und namentlich in den letzten Jahren verschiedene andere Teppichsorten der Art verdrängt hat, daß deren Fabrication ganz eingestellt worden ist, — und Kiddermünster in Worcester-shire für die Brüsseler und Sammetteppiche. An dem letzteren Orte sind 20 000 Menschen von diesem Industriezweige abhängig. 1772 genügten 250 Handstühle, um die Nachfrage nach Teppichen zu befriedigen, heute aber arbeiten außer zahlreichen Handstühlen bereits mehr als 400 mechanische Webstühle. Seit 1772 ist der Bedarf von Teppichen mindestens um das Zwölffache gestiegen.

Die Gesamtproduction an Teppichen beläuft sich jährlich auf 14,052.600 Thaler und davon kommen auf Yorkshire 46.45, auf Kiddermünster und Umgegend 29.86, auf Schottland 16 11, auf Durham,

Kenudal und Umgegend 5.69 und auf Somersetshire und Wiltshire 1.89 Procent. Die Gesamtzahl der in dieser Industrie beschäftigten Arbeiter beträgt gering gerechnet 40.000.

Ganz bedeutend hat sich der Absatz der englischen Teppiche nach Frankreich in Folge des Handelsvertrages gehoben. 1861 wurden dahin für 458.054 Thaler ausgeführt, noch um 7.93 Procent mehr als in den zehn Jahren von 1851 bis 1860 mit Ausnahme des Jahres 1856, wo in Folge der internationalen Industrieausstellung zu Paris der Absatz fast doppelt so groß war als in dem einzelnen Jahre vorher und nachher.

Dadurch ist indessen die französische Industrie nicht beeinträchtigt worden. Diese befaßt sich weniger mit der Anfertigung der wohlfeileren Teppiche. Die Erzeugnisse der Staatsfabriken, zu allen Zeiten Schooßfinder des Hofes, sind seit zwei Jahrhunderten berühmt und haben der französischen Privatindustrie, die in Tourcoing, Aubusson, Abbeville und Nîmes ihren Sitz hat, stets als Vorbild gedient. Der Absatz dieser kostbaren und künstlichen französischen Teppiche nach England hat durch den Handelsvertrag nicht wenig gewonnen. Ueberhaupt ist Frankreich dasjenige Land in Europa, wo die orientalische Teppichweberei zuerst festen Fuß gefaßt hat. Wie die Sage berichtet, sind bei dem Einbruche der Saracenen in Frankreich zur Zeit Karl Martell's einige Weber zurückgeblieben, wenigstens melden die in dem Chatelet zu Paris für die Kunst der Pariser Teppichweber ausgefertigten Verordnungen, daß die saracenischen Weber die ältesten im Lande seien.

Außerhalb der kaiserlichen Fabriken sind in den genannten Städten noch circa 2000 Hände beschäftigt und deren Erzeugnisse belaufen sich jährlich auf circa 4 Millionen Thaler.

Belgien und Holland beschäftigen je 5- bis 600 Arbeiter in der Teppichindustrie und deren Productionswerth kann für das Jahr auf je 266.000 Thaler veranschlagt werden. Der Hauptsitz der holländischen Teppichindustrie ist Deventer.

Die gesammte Erzeugung von Teppichen aller Art beschäftigt in Oesterreich circa 3000 Arbeiter und der Werth der jährlichen Production beträgt dort ungefähr 2 Millionen Gulden, zumeist sind dies aber Fabricate sehr geringer Art. Im nordwestlichen Ungarn werden sehr ordinäre Laufteppiche verfertigt. Mit Ausnahme von zwei größeren Etablissements ist diese Industrie in den Händen des Kleingewerbes. Ferner bildet die Erzeugung ordinärer Tischteppiche eine Hausindustrie der Bewohner des Puster-Thales in Tirol. Die ungarischen wie die tirolischen Teppiche werden durch Hausierer vertrieben, die ersteren ausschließlich nur im

Inlande Die Tiroler wandern mit ihrer Waare wohl über die Grenze, doch ist diese veraltete Waare nicht mehr nach dem Geschmacke der Leute, die vor den Bergen wohnen.

In Wien wird eine besondere Art von Fußteppichen aus Tucheuden erzeugt. Fußteppiche aus Wollabfall oder mehr oder weniger feiner Wolle werden in sieben Fabriken in Nieder- und Ober-Österreich und in der Umgegend von Reichenberg verfertigt.

Außerhalb Preußens ist die Teppichindustrie in dem deutschen Zollvereine erst noch in der Entwicklung begriffen.

Im Morgenlande — Türkei, Persien, Ostindien, Algier — spielt dieser Industriezweig bekanntlich eine große Rolle. Hier hat ja überhaupt die Wiege dieses äußerst interessanten Industriezweiges, der nach Einigen überhaupt den Anfang der Wollenweberei gebildet haben soll, gestanden. Wie vor Jahrhunderten werden die Teppiche hier noch heute mit der Hand geknüpft. Ebenso wie diese alte Fabricationsweise hat sich aber auch der alte gute Ruf der Fabricate erhalten.

In Indien sind Lahore, Benares und Mirzapore die Hauptorte der Teppichindustrie; außerdem werden dergleichen Fabricate noch in einigen anderen Districten, z. B. Masulipatan, Agra u. s. w., in geringerer Ausdehnung angefertigt. In Beeroon, Bareilly und Subulpore werden die Tugs und andere Verbrecher in den Gefängnissen ausschließlich in dieser Weise beschäftigt. Die Arbeit dieser Gefangenen ist gut und dabei äußerst wohlfeil.

Allerdings wird die Teppichindustrie noch heute in Indien in großer Ausdehnung betrieben, aber sie könnte, da die Nachfrage von Seiten Englands und des europäischen Continents sehr bedeutend ist, einen großen Aufschwung nehmen, wenn dem nicht die ganze morgenländische Weise entgegenstände. Die Teppichmacherei bildet hier zwar ein reguläres Gewerbe, aber doch selten die alleinige Beschäftigung der hierbei theiligen Arbeiter. Neben dieser getheilten Beschäftigung bilden noch die Unregelmäßigkeit der Bestellung und der Bezahlung wesentliche Hindernisse des Aufschwunges dieses Industriezweiges. Für den Absatz nach Europa ist hinderlich, daß man kein Verständniß für die hier passenden Maße hat. In Betreff der Zeichnungen und Färbungen hat man zwar versucht, sich dem europäischen Geschmacke anzubequemen, aber gerade hier wäre es zu wünschen, daß man bei dem englischen Style verharre, denn nur darin kann man Ausgezeichnetes leisten.

Die Nachahmung geknüpfter Teppiche in türkischer Weise hat in Görlik, Schmiedeberg und Cottbus bedeutende Fortschritte gemacht. Diese

Bereicherung der waterländischen Industrie ist um so erfreulicher, als die zu dieser Fabrication benöthigten Garne bereits in ausreichendem Maße bei uns angefertigt werden. Da in diesem neuen Industriezweige die billige Handarbeit eine bedeutende Rolle spielt, so ist zu erwarten, daß sich derselbe noch mehr ausdehnen wird, und daß seine Erzeugnisse sich auch im Auslande Anerkennung und Absatz verschaffen werden.

Die Ausgrabungen auf dem Helenen- (Magdalen-) Berge.

Die interessanten Resultate einer Nachgrabung, welche der Gra-
dischnigg-Bauer auf dem Helenen-Berge im Februar 1866
unternahm, (man sehe „Carinthia“, März-Hft des Jahrganges 1866)
und der Umstand, daß das aufgegrabene Terrain hart an der Grenze
des zum Gute Osterwitz gehörigen Grundbesizes liegt, dessen den
östlichen und nordöstlichen Theil des Berges bedeckende Waldungen
großentheils auf den Ruinen antiker Gebäude stehen, veranlaßten die
Vorstände des Geschichts-Vereines, von dem Inhaber des Fideicommiss-
gutes Osterwitz, Sr. Excellenz Herrn Franz Grafen von R h e v e n h ü l l e r-
M e t s c h, k. k. Feldzeugmeister ic. ic., dem Vereine die Bewilligung zu erbitten,
auf dem das Besizthum des vlg. „G r a d i s c h n i g g“ begränzenden herrschaft-
lichen Terrain Nachgrabungen anstellen zu dürfen. Der Herr Graf will-
fahrte dem Ansuchen des Vereines mit größter Liberalität und Güte,
indem er nicht nur die Untersuchung jedes beliebigen Terrains auf seinem
Grundbesizthume auf dem Helenen-Berge gestattete, sondern auch einen
Nachgrabungskosten-Beitrag pr. 60 fl österr. Währ. großmüthigst dem
Vereine zuweisen zu wollen erklärte.

Nach vorläufiger Ausmittlung der zuerst in Angriff zu nehmenden
Stellen wurden sofort am 20. Mai d. J. die Ausgrabungsarbeiten durch
drei verlässliche, gewandte Arbeiter unter der persönlichen Leitung und
Aufsicht des zu dies in Zwecke für die ganze Dauer der Nachgrabungen
im Dorfe Ober-Görtsch auf dem Helenen-Berge bequartierten Archivars des
Geschichts-Vereines, Herrn Alois W e i ß, begonnen und, mit den durch
eingetretene Feiertage und theilweise durch schlechtes Wetter verurtheilten
Unterbrechungen, bis 25. Juni, durch 25 Tage, fortgesetzt.

Die Ergebnisse waren nicht nur durch die Zahl und Qualität der
gewonnenen Anticaglien über Erwarten lohnend, sondern auch geeignet,
über die feinerzeitige Bestimmung der einst hier gestandenen Gebäude,

über welche man bisher nur oberflächliche Vermuthungen hatte, sicherere und nähere Aufschlüsse, mindestens Anhaltspunkte für begründete Annahmen zu geben.

In dem eben bezeichneten Zeitraume sind im Ganzen 37 Gebäude aufgedeckt worden, von denen 3 rund, die übrigen Rechtecke oder längliche Vierecke im durchschnittlichen Flächeninhalte von 5—8 Quadratfuß sind.

25 derselben liegen in einer von West nach Ost sich ziehenden Reihe auf dem östlichen Grath des Berges, in Abständen von 1—2 Klaftern von einander. Die Gebäude-Ruinen sind durchgängig mit einer 1—2 Fuß tiefen Humusschicht bedeckt, sehr häufig auch von alten 2—3 Fuß Stammdurchmesser haltenden Bäumen und deren vielästigen Wurzeln überwachsen und gewähren im Aeußeren denselben Anblick, wie die Ruinen Virunum's auf dem Zillfelde.

Im Innern bieten diese Gebäude-Neste fast allenthalben sehr ähnliche Vorkommnisse. Der mehr oder minder mächtigen Lage größerer und kleinerer Bausteine, welche einst theilweise die Außenmauern des Gebäudes bildeten, folgt eine Lage groben Schuttes, dann eine weitere, aus leichterm Mörtel und Sand bestehende, endlich eine 1—3 Fuß tiefe Schichte einer schweren, schwarzen, theilweise mit kleinen Kohleresten vermengten Moder-Erde, so, daß man, um den festen Erdboden zu erreichen, gewöhnlich eine Gesamtschichte von 4—6 Fuß Durchmesser abheben muß. Die Moder-Erde enthält die Gefäße aus Thon und Glas oder deren Bruchstücke, die bronzenen und eisernen Gegenstände, Nägel u., kurz die Ueberbleibsel der im Gebäude einst aufgestellt oder verwahrt gewesenen Utensilien.

Die nach Ausräumung der beschriebenen Schutt- und Erdlagen freistehenden Umfangsmauern dieser Gebäude sind jetzt noch 4—5 Schuh hoch und wenig mehr als 1 Schuh breit. Augenscheinlich waren sie von Innen fast durchgängig mit einer Schichte ordinären Mörtels beworfen; nur in zwei Gebäuden fanden sich Spuren einfacher Wandmalerei. Heizungs- und Vorrichtungen zur Erwärmung der Gebäude, wie solche in den Virunenser-Ruinen allenthalben sich vorfinden, sind in den bis jetzt aufgedeckten Bauten des Helenen-Berges nirgends bemerkbar, wohl aber traf man in zwei Gebäuden stark geschwärzte, viereckige Tuffsteinplatten von beiläufig 1 Quadratschuh Fläche, welche als Herdplatten oder überhaupt als Feuerstellen gedient haben könnten. — Die Gebäude sind, mit Ausnahme eines einzigen, an welchem eine künstliche (nicht durch späteren Einsturz erzeugte) Eintrittsöffnung sichtbar ist, ganz geschlossen, — ohne (jetzt noch erkennbare) Eingänge.

Was sich im Innern der Gebäude an Anticaglien befindet, ist — der Gattung nach — in allen so ziemlich gleichartig. Es sind Urnen und Vasen, mit und ohne Henkeln, aus schöner, rother Terra cotta, aus ordinärem rothgelben, aber sehr sorgfältig gereinigtem Thone, aus schwarzem Thone von der größten bis zur feinsten Sorte, Becher, Schalen, flache, tellerartige Schüsseln mit aufstehendem Rande, aus gleichem Materiale, theils ganz unversehrt, theils in mehreren Bruchstücken, welche noch zu einem — mehr oder minder vollständigen — Ganzen zusammengefügt werden konnten, — vielmehr endlich in einzelnen Scherben, — sämtliche Geschirre aber von großer Mannigfaltigkeit in geschmackvollen Formen und Verzierungen; — ferner sogenannte Thränenfläschchen, ausgebaucht und länglich, aus weißem, blauem und gelbem Glase, Bruchstücke von Urnen und Schüsseln aus gelbem und sehr schönem meergrünen Glase, mit und ohne Henkeln; — Fragmente eines Geschirres aus vorzüglich schönem, geschmackvoll gefärbtem Glasfluße, wie ganz ähnliche in Aquileja gefunden wurden; — eine wohlerhaltene kleine Urne aus Bronze; — Griffel, Nadeln, Ohrlöffel und Büschchen aus Bein; — kunstvoll gearbeitete Gürtelschnallen, Fibulae, Griffel (Styli) und mehrerlei andere Gegenstände, deren einstige Bestimmung sich schwer vermuthen läßt, aus Bronze; — Fragmente von (theilweise noch völlig gebrauchsfähigen) metallenen Handspiegeln; — aus Eisen: ein Schlüssel, eine Haue, Hacken, Messerflingen, Beschläge, Nägel verschiedener Sorten, Ringe (darunter ein kleiner Fingerring mit einem verwitterten weißen Steine; 2 thönerne Motiv-Figuren (in Bruchstücken) — Mosaik (ordinäre); — endlich eine sehr schöne, wohlerhaltene Bronze-Münze des C. Cäsar (Caligula) aus dem Jahre 37 nach Christus, welche unter einer großen schwarzthönernen Urne lag, — Menschen- und Thierknochen (unter letzteren vom Schweine und von kleinen Vögeln) und allerlei Kleinigkeiten aus Stein, Bein und Metall.

Die Zahl der im Museum des Geschichts-Bereines aufgestellten — bei den hier besprochenen Nachgrabungen aufgefundenen Anticaglien beläuft sich auf mehr als hundert Stücke.

Auch zwei römische Grabsteine mit Inschriften aufzufinden war man so glücklich. Beide lagen an der südlichen Wand der betreffenden Gebäude, die Sten- (Inschrift-) Seite zur Erde gekehrt. Sie waren also ohne Zweifel dort aufgestellt oder eingemauert gewesen und beim Einsturze des Gemäuers umgefallen. Der eine lautet:

P . (undeutlich) REDSATO.
 MAT (uri) . VCENTI . F (ilio).
 ET . MARTIALI . F (ilio).
 IVLIA . C (aji) . F (ilio) . QVINCTILLA.
 VXOR . ET . C . (ajus) IVLIVS.
 BASSVS.

V (ivi) . F (ecerunt).

In dem Gebäude, bei welchem dieser Grabstein gefunden wurde, befanden sich eine Menge Trümmer schöner, blauer, gelber und meergrüner gläserner Geschirre, darunter die Fragmente einer sehr schönen großen Urne (aus Glas) mit blau emailirtem Rande.

Besonders interessant ist die Persönlichkeit dieses Bassus, da sich auch in Osterwiz ein — ganz gewiß vom Helenen-Berge dahin gekommenes — Römerstein befindet, welchen ein Bassus (Congeistli Filius) bei Lebzeiten sich, seiner Gattin Camulia und den Seinigen (Et Suis) errichtete, und ein zweites Steindenkmal in Dttmanach aufbewahrt ist, welches C. Julius Bassus Pater (also derselbe, von welchem das neu gefundene, oben beschriebene Monument herrührt) seinen Söhnen Julius Bassus und Julius Præsens widmete. Auch besitzt der Geschichts-Verein den Hals einer großen Amphora (Weinkrug), der gleichfalls auf dem Helenen-Berge gefunden wurde und die Gefäß-Stempel: „C. Ae. C. Bassi“ und: „Felix. Ser.“ trägt.

Der zweite neu aufgefundenen Römerstein trägt die Inschrift:

COMA.

LOTTONIS . F (ilius).

ATVIAE . F (iliae).

ET . S (ibi) . V (ivus) . F (ecit).

In dem Gebäude, vor welchem dieser Stein lag, wurde die oben erwähnte Urne aus Bronze gefunden.

Beide Steine sind unbeschädigt und stammen, dem Schriftcharakter nach, aus den Zeiten der ersten Kaiser.

Unter den aufgedeckten Gebäuden waren noch zwei, welche das Interesse durch die dort aufgefundenen Antikaglien besonders in Anspruch nehmen.

In dem einen fand man, nebst Spuren von Wandmalerei und Thränenfläschchen, nur Gegenstände, welche von Frauen gebraucht werden, nämlich: Bruchstücke eines metallenen Handspiegels, eine lange zierliche Haarnadel aus Bein und Theile von zwei anderen beinernen Nadeln; — das andere Gebäude enthielt nebst einigen kleinen Gegen-

ständen aus Bronze und Eisen, worunter Fragmente einer Tibula, ein Thränenfläschchen und fünfzehn ganz erhaltene Geschirre, welche in der beschriebenen schwarzen Erdschichte, die hier fast drei Fuß tief war, über und neben einander standen (1 große Urne aus schwarzem Thone; 6 Urnen, bauchig, mit dünnen Hälften und je einem Henkel; 1 flacher Teller aus rother Terra cotta und 3 sehr zierliche Schalen aus gleichem Materiale; 4 schwarze Teller mit aufstehenden Rändern), hienebst mehrere beschädigte Geschirre und zahlreiche Fragmente von ganz zertrümmerten. Diese bedeutende Anzahl verschiedenartiger Gefäße, welche sämmtlich in Einem Gebäude begraben lagen, läßt der Vermuthung Raum, daß hier vielleicht ein Geschirrhändler seine Waaren aufgestellt gehabt habe, um sie denen zum Kaufe zu bieten, die hier ihren Todten die letzte Ruhestätte zu bereiten wünschten; denn der Gesamtcharakter und Inhalt der bis jetzt vom Geschichts-Vereine nach wahrscheinlich mehr als tausend Jahren dem Tageslichte zugänglich gemachten Gebäude führt zu der fast zweifellosen Annahme, daß hier die Begräbnisstätte — die Gräberstadt — der römischen Colonisten sich befand, welche, wie sich wohl erst aus fortgesetzten, möglichst ausgedehnten Nachgrabungen mit einiger Sicherheit ermitteln lassen wird, auf den tiefer liegenden Geländen des Heleneu-Berges sich niedergelassen haben dürften. Ob diese Colonie mit dem benachbarten Virunum in irgend einer näheren Verbindung gestanden habe, läßt sich bis jetzt nicht beantworten; es ist möglich, daß man durch spätere Funde einige Auskunft hierüber erlangt.

Der Geschichts-Verein wird jedenfalls bemüht sein, über die Vorgeschichte dieses interessanten classischen Punktes unseres Vaterlandes weitere Aufklärungen zu erhalten. Für jetzt ist es in Absicht, die Nachgrabungen auf dem von dem hochherzigen erlauchten Besitzer des Gutes Osterwis großmüthigst und uneigennützigst zu diesem wissenschaftlichen Zwecke preisgegebenen Terrain des Heleneu-Berges längstens zu Anfang Septembers d. J. wieder aufzunehmen und durch einige Zeit fortzusetzen, wenn der Verein durch Unterstützung gütiger Vaterlandsfreunde in die Lage gesetzt wird, diesen vorläufigen Beschluß zu realisiren.

Kleine Mittheilungen.

(Farbstoffe.) Bei aller unserer jetzt so hoch gesteigerten chemischen Kunst fühlen wir uns doch noch als schwache Anfänger, sobald wir einen Blick in das große Laboratorium der Natur werfen. Vieles, was hier vorgeht, zumal in der organischen Welt, verstehen wir nicht zu deuten, und in ganz jüngster Zeit erst sind wir wenigstens zu der Ueberzeugung gelangt, daß in der belebten und unbelebten Natur Alles nach den nämlichen Gesetzen geht, die sogenannte Lebenskraft eine Chimäre ist. In ihren unorganischen Erzeugnissen haben wir der Natur Verschiedenes abgelauscht und nachgemacht, so z. B. das Ultramarin, in den organischen außer dem künstlichen Harnstoff äußerst wenig, und dieser ist doch nur ein Auswurfstoff. Es fehlt aber auch nicht an Fällen, daß ein Product, das der Chemiker für sein eigenstes Werk gehalten, sich nachgehends auch in der freien Natur vorfand. Ein solcher Fall dürfte jetzt wieder vorliegen: man kann behaupten, daß die Natur sich auf Anilinfarben, unsere neueste chemisch-technische Errungenschaft, oder doch etwas ihnen sehr Nahkommendes schon lange versteht und solche gelegentlich erzeugt. Es sind dies die rothen und blauen Flecken, welche sich zuweilen auf Resten von Nahrungsmitteln oder stickstoffhaltigen Substanzen überhaupt erzeugen, die blauen auf Milch gar nicht so selten. „Blutendes Brot“ wurde zuerst 1819 zu Legnaro in Italien beobachtet und bewirkte als vermeintliches Wunder große Aufregung im Volke. Gelehrte aus Bologna erklärten die Erscheinung für eine Art Pilzvegetation. 1848 wurden von Professor Ehrenberg in Berlin neue Untersuchungen angestellt und nachgewiesen, daß die Ursache thierischer Natur und die Farbcträger mikroskopische Thierchen höchst einfacher Bauart seien, indem jedes nur aus einer einzelnen Zelle mit einem beweglichen Rüssel bestehe. Er nannte dies Wesen aus Anlaß der an ihm beobachteten reißend schnellen Vermehrung die Wundermonade (*monas prodigiosa*). Im vorigen Sommer hat nun Dr. C. D. Erdmann in Berlin Gelegenheit gehabt, den Gegenstand neuerdings zu untersuchen. Auch er bezeichnet, aber ohne Bezug auf Ehrenberg und ohne Personalbeschreibung, kleine lebende Wesen (Vibrionen — Zitterthierchen) als die Grundursache. In Folge ihres Lebens von den stickstoffhaltigen Substanzen sollen die rothen und blauen Farbstoffe in derselben, freilich auch noch unerklärten Weise entstehen, wie das Leben der Hefenpilze in Gährungsprocessen die Entstehung von Alkohol, Kohlensäure und anderer Gährungsproducte veranlaßt. Die farbigen Stoffe selbst stehen übrigens den genannten künstlichen in

technischer wie chemischer Hinsicht so nahe, daß man sie als natürliches Anilinroth und Anilinblau bezeichnen kann. Der Gegenstand erfordert wohl weitere Untersuchung, damit man Unwesentliches ausscheiden lerne.

(Pebrine.) Die Wissenschaft hat mit Hilfe der Mikroskops als Ursache einer Menge von Schädlichkeiten das Dasein kleinster, in ungeheuren Zahlen auftretender Organismen nachgewiesen. Aber wir können nie wissen, ob unsere Mittel hinreichen, auch das Allerkleinste zu erfassen; es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß uns Vieles in diesem Bereiche des Naturlebens für immer verborgen bleiben wird, und wir daher die Furcht vor der Natur nie bis auf den letzten Rest los werden. In Frankreich und andern südlichen Seidenbauzugesenden ist die Krankheit der Seidenraupen, die jetzt sogenannte Pebrine, zur argen Landplage geworden. Als ihre Ursache erscheint ebenfalls ein kleines Schmarotzerwesen; „bewegliche Körperchen“ finden sich an den befallenen Thieren sowohl äußerlich als bis in die innersten Organe hinein; man trifft sie in Raupen jeden Alters, in den Puppen und Schmetterlingen und selbst in den von behafteten Schmetterlingen gelegten Eiern. Bei geringeren Graden des Uebels können die Spinner ihre Lebensphasen noch durchmachen; eine größere Zahl der Körperchen (corpuscules) bringt sie um. Viele Gelehrte und Sachleute beschäftigen sich anhaltend mit dem Studium des Uebels und der Auffindung von Abhilfsmitteln; in französischen Blättern verschwinden Pébrins und corpuscules gar nicht mehr von der Tagesordnung, aber es wurde noch nichts Erhebliches ausgemacht, selbst die Vermehrungsweise der Körperchen scheint noch unaufgeklärt. Jetzt aber hat sich doch vielleicht Jemand gefunden, der das Ei des Columbus fest gestellt. Herr Brouzet, von der Ansicht ausgehend, daß lediglich eine Ungezieferkrankheit vorliege, versiel auf eine Badecur und wählte als Medicament das heroische Mittel Höllenstein. Er legte seine kranken Raupen, nach der vierten Raufer, eine Minute in eine schwache Auflösung des salpetersauren Silbers und nach vier Tagen waren alle Krankheitserscheinungen verschwunden. Die Thiere hatten sich vollständig geschält, ihre Beweglichkeit, Fresslust und Verdauungskraft wieder erhalten, kurz waren gesundet, bis auf wenige Procente, bei denen die Cur einen tödlichen Ausgang hatte.

(Meteoreisen.) Bisher galten die Lichtstrahlen als die einzigen Boten, die uns aus der unendlich fernen Sternwelt Einiges erzählen konnten; es scheint aber, als sollten sich unter den Meteorsteinen auch

Ueberrmitter von handgreiflicherer Natur finden. Meteoriten sind schon in hinreichender Zahl untersucht und theils aus gediegenem Eisen, theils aus Eisen und Nickel bestehend, theils als Gemenge von Elementen befunden worden, die sämmtlich auf unserer Erde auch vorkommen. Sängst hat nun der engl. Münzmeister Graham ein Stück Meteorereisen auch auf einen etwaigen Gasgehalt untersucht und es hat sich dabei die merkwürdige Thatsache ergeben, daß dieses Eisen gegen sechsmal mehr Wasserstoff ausgab, als dieses Metall in unserer Atmosphäre im geschmolzenen Zustande verschlucken kann, ein Quantum das ungefähr den gleichen Raum einnimmt wie das Metall selbst. Das Meteorereisen muß also aus einer Wasserstoffatmosphäre stammen, wo dieses leichteste unserer Elemente unter einem gewaltigen Druck und dem entsprechender Verdichtung steht Da nun an unserer Sonne und im ganzen Sonnensystem ein solches Verhältniß nicht vorkommen kann, so muß der Ursprung viel weiter hinaus, in die Tiefen des Fixsternhimmels verlegt werden, und hiermit harmoniren ja ganz ausgezeichnet die bekannten Fündnisse von Huggins u. A., die durch Anwendung der Spectralanalyse an gewissen Fixsternen den Wasserstoff als einen Hauptbestandtheil oder als gasige Hülle nachweisen konnten. Es scheint sich somit ein neuer Weg zur Erforschung der Geheimnisse des Weltalls eröffnet zu haben, und die Gelehrten werden künftig in zwei ziemlich verschiedenen Richtungen nach dem gleichen Ziele hinarbeiten: während der Eine mit dem Spectroskop das Licht ferner Welten sondirt, wird der Andere in seinem Laboratorium Meteorsteine inquiriren, indem er ihnen durch ein Saugwerk die etwa mitgebrachten Gase auspumpt.

(Erbsenkäse.) Nach S. Stier's Forschungen bereiten Ost-Asiaten (China) aus gewöhnlichen Erbsen Käse, indem sie die getrockneten Erbsen mit Wasser zu Brei rühren, diesen durch ein Sieb schlagen und diese Masse durch Gypswasser gerinnen machen. Die weitere Procedur ist ganz so, wie bei der Bereitung gewöhnlicher Käse und es ist dabei nur zu erwähnen, daß der Erbsenkäs erst nach einiger Zeit den Geschmack von animalischem Käse annimmt.

Carinthia.

N. 9.

September

1867.

Die Schreckenstage von Marseille. *)

Erzählung von Emma Franz.

An einem Maiabende des Jahres 1720, wenige Tage nachdem das Handelsschiff „Grand Saint Antoine“, von Smyrna kommend, in dem Hafen von Marseille eingelaufen war, wandelten zwei Mädchen in dem terrassenförmigen Garten auf und nieder, der sich von Doctor Mathieu's Hause bis gegen das Meer senkte. Die Sonne neigte schon ihre Strahlenkrone den Wellen zu, goldig flimmerte das Wasser, goldig glänzten die Fenster der Stadt, goldig die starren Felsen am Ufer, ja selbst der Steindamm, der den Hafen begrenzte, war wie mit Goldflitter überstreut.

Wahrhaft bezaubernd war das Bild, das sich vor den Blicken der beiden Mädchen entrollte und, obgleich an die reizende Aussicht gewöhnt, erfreuten sie sich heute auf's Neue aus vollem Herzen daran.

„Ach Blanche, sagte Germaine zu ihrer Freundin, wird es Dir denn nicht leid thun unser herrliches Marseille zu verlassen, wenn Du Dich vermählst?“

„Vor Allem werde ich das Scheiden von Dir und meinem Vater beklagen, entgegnete die Tochter des Arztes. Könnte ich Alle, die ich liebe, nach Montpellier mitnehmen; aber ich will nicht ungenügsam sein, wenn Armand und ich, woran wir nicht zweifeln, die Einwilligung des Vaters erhalten. Ist es denn nicht Glückes genug, wenn man dem Manne seines Herzens vereint wird?“

„Ich fürchte nur, daß Du Dich recht einsam fühlen wirst in der fremden Stadt, während Armand seine Patienten besucht.“

„Daran muß ich mich eben gewöhnen und — ach, hilf mir Germaine,“ unterbrach sie sich selbst, „mein Armband ist aufgegangen.“

*) Die in dieser Erzählung enthaltene Schilderung der Pest zu Marseille ist historischen Daten entnommen.

Während die Freundin das Geschmeide befestigte, blieben ihre Augen staunend auf Blanche's Arme haften.

„Was schaust Du so starr?“ rief diese, „ach, ich kann mir's denken“, fügte diese lächelnd hinzu, „Du hast die Narbe vielleicht zum ersten Male bemerkt, die ich einem schreckenhaften Ereignisse meiner Kindheit verdanke.“

„Ich bitte Dich erzähle es mir; ist ja doch Deine Vergangenheit ein verschlossenes Buch für mich, laß mich wenigstens einige Blätter daraus kennen lernen.“

„Ach Kind, beklage Dich nicht über mich, in dem verschlossenen Buche, dessen Inhalt Du gerne erfahren möchtest, sind großentheils leere Blätter. Gott! wie war meine Kindheit, wenn auch glücklich, doch einkörmig und wenig ereignisreich. Ein bewegteres Leben begann für mich erst nach meiner Heimkehr aus dem Kloster. Da lernte ich Dich — lernte meinen Armand kennen.“

„Erzähle doch die schreckliche Geschichte von der Narbe.“

„Nun wohl, setzen wir uns hier unter diesen Baum und dann gib Acht, denn nicht alle Tage kann ich Dir eine so merkwürdige Begebenheit aus meinem Leben mittheilen.“

„Glücklicher Weise weiß ich, daß die Heldin der Geschichte dem tragischen Geschick nicht zum Opfer gefallen ist.“

„Sage lieber unglücklicher Weise, denn jetzt wirfst Du nicht mit der athemlosen Spannung lauschen, die jeder Erzähler an seinen Zuhörern zu sehen wünscht; aber zur Sache. Als ich, wie Dir bekannt ist, im Kloster weilte, geschah es eines Abends, daß ich meinen Rosenkranz vermißte. Ohne Zweifel hatte ich ihn in der Capelle vergessen. Ich war ein muthiges, unternehmendes Kind, das sich allein im Finstern nicht fürchtete. Nur Tadel und Beschämung schente ich sehr und der Gedanke meiner Unachtsamkeit wegen in Gegenwart meiner Gespielinnen ausgeschlossen zu werden, war mir schrecklich. Ich sah keine Möglichkeit, vor dem anderen Morgen den Rosenkranz zurückzuerhalten, und bei dem Nachtgebete mußte ohne Zweifel mein Verlust entdeckt werden. Ein Zufall kam mir zu Hilfe. Schwester Agatha verlangte nach einem Buche, ich erbot mich dienstfertig es herbeizuholen und nachdem ich blißschnell durch die erhellten Corridore geflogen war, schlüpfte ich geräuschlos in die Capelle. Dort war es dunkel bis auf eine Stelle, die von einem schräg durch das Fenster hereinfallenden Mondstrahl erhellt wurde. Ich glitt im Finstern zu den Betstühlen und streckte eben suchend meine Hand aus, als sich plötzlich in einiger Entfernung ein leises Geräusch hören ließ. Betroffen schaute ich empor, mein Auge wandte sich nach

der einen lichten Stelle und ein Schrei des Schreckens entrang sich unwillkürlich meinen Lippen — eine dunkle, männliche Gestalt war im unsicheren Mondscheine sichtbar geworden, im nächsten Augenblicke aber wieder verschwunden. Unbeschreibliche Angst ergriff mich, ich stürzte zur Thüre, riß sie weit auf, daß das Licht aus dem Corridor hereinströmte. und schrie durchdringend um Hilfe. Möglich aber fühlte ich mich zu Boden geworfen und eine Hand preßte sich auf meinen Mund, mein Geschrei zu ersticken, einen Augenblick später sah ich ein bleichgelbes wildes Gesicht sich über mich beugen, sah eine blanke Waffe drohend nach meinem Herzen jücken. Da gab mir die Todesangst eine Kraft, die der Schurke einem schwachen Kinde wohl kaum zugetraut haben mochte, und es gelang mir den Stoß von meinem Herzen abzulenken, er traf nur meinen Arm. „Erbarmen“! flehte ich kaum hörbar, aber gewiß würde der Entsetzliche kein Erbarmen gehabt, gewiß würde er mich getödtet haben, wenn nicht nahende Tritte ihn gezwungen hätten, an schleunige Flucht zu denken. Seine Hände ließen mich los, dröhnend flog die Thüre hinter ihm zu und ich lag, kaum meiner Sinne mächtig, blutend auf dem Corridor. Als man später die Capelle durchsuchte, war sie leer, der Bösewicht entflohen; auf dem Boden lagen die kostbaren Kirchengewandstücke verstreut, die der verwegene Dieb zu entwenden gestrebt, die er aber auf seiner raschen Flucht nicht im Stande gewesen mit sich zu nehmen. Das zerbrochene Fenster deutete an, auf welche Weise er entkommen war. Ich lag viele Tage und Wochen darnieder und selbst als die Wunde am Arme schon völlig geheilt war, konnte mein Geist noch nicht von dem entsetzlichen Eindrucke genesen. Lange Zeit hindurch glaubte ich im Wachen und Schlafen das unheimliche Gesicht des Räubers vor mir zu sehen, ja selbst jetzt noch taucht es oft in schweren Träumen vor mir auf und neigt sich gegen mich mit seinen erdfahlen, wie aus Holz geschnitzten Bügen, mit seinen buschigen Brauen, seinen drohenden Augen.“

„Bermöchtest Du den Mann zu erkennen, wenn Du ihn wiedersehen würdest?“

„Unter Tausenden, aber ich hoffe, es wird sich nie Gelegenheit bieten es zu beweisen. Hörst Du nicht Tritte? kommt nicht Jemand?“ fügte sie hinzu.

„Es ist Doctor Mathieu.“

„Oh das ist schön; guten Abend lieber Vater, was verschafft mir die Freude, daß Sie so früh nach Hause kommen?“ „Aber Sie sind so blaß, so ernst ist Ihnen etwa nicht wohl?“

Doctor Mathieu schüttelte das Haupt und ließ sich auf die Gartenbank nieder.

„Mir ist ganz wohl mein Kind“, sagte er und ließ den Blick gedankenvoll über's Meer schweifen, das, vom Abendroth angeglüht, rosig schimmerte.

„Vater, Sie haben etwas auf dem Herzen.“

„Ja Blanche, das habe ich, wozu sollte ich Dir verschweigen, was sich nicht lange verbergen läßt, eine recht schwere Angst lastet auf mir, wir gehen, fürchte ich, einer bösen, bösen Zeit entgegen.“

„Wie so Vater? Sprechen Sie, was beunruhigt Sie heute?“

„Seues Gespenst, dessen unheimliches Nahen ich vorausgesehen — es ist da — die Seuche ist ausgebrochen, die Luft, die wir athmen, ist Gift, überall lauert der Tod, die nächste Stunde kann uns an das Sterbebett unserer Lieben führen und Helatomben sehe ich zum Opfer fallen!“

Blanche ergriff des Doctors Hand und drückte sie an die Lippen.

„Beruhigen Sie sich“, bat sie, „vielleicht gelingt es, durch Vorsichtsmaßregeln die Verbreitung der Seuche abzuwenden.“

Ein kurzes, bitteres Lächeln strang sich den Lippen des Arztes.

„Zu spät“, sagte er, „hätte man früher dem Rathe kluger Männer gefolgt, hätte man sogleich das Unglücksschiff nach der Insel Jarre in die Quarantaine geschickt, wir wären verschont geblieben — so aber! die Wache, die man auf das Fahrzeug geschickt, ist plötzlich gestorben, ebenso die vier Träger, welche die Schiffsladung transportirten — sie sind mit den Symptomen der Pest gestorben und jetzt, wo das Unheil schon geschehen ist, jetzt sind die wohlweisen Herren erschrocken und haben angeordnet, den „Grand Saint Antoine“ in die Quarantaine nach der Insel Jarre zu schicken.“

„Vielleicht ist es doch noch Zeit, vielleicht wird die Ansteckung sich nicht weiter verbreiten,“ warf Germaine schüchtern ein; aber ihre bleichen Wangen bewiesen, daß sie selbst nicht an diesen Trost glaubte.

„Die Ansteckung sich nicht weiter verbreiten, nachdem man mit der Mannschaft des Schiffes verkehrt hat? Ich habe keine, keine Hoffnung, unsere Stadt ist verloren und die Wenigen, welche diese furchtbare Zeit überleben, werden an den Gräbern ihrer Lieben stehen!“

Alle Farbe war aus Blanche's Zügen gewichen, der Gedanke an die große Gefahr, der ihr Vater durch die Ausübung seines Berufes ausgesetzt sein mußte, überwältigte sie fast und, unfähig ein Wort hervorzubringen, warf sie sich in seine Arme und barg ihr Antlitz an seiner Brust. Tief bewegt drückte er sie an sein Herz während Germaine mit nahen Augen ein stummes Gebet zu Gott sandte. Und während die

drei Seelen vor der Bucht eines herannahenden schweren Verhängnisses zitterten, während sie im Geiste das bittere Weh des Scheidens durchlebten, lächelten Meer und Himmel in ungetrübter Heiterkeit und das junge Grün des Gartens badete sein frisches Leben in der milden Abendluft — und doch war eben diese Luft schon von den entsetzlichen Miasmen geschwängert, die das blühende Marseille in einen Leichenhügel umwandeln sollten.

Wochen waren seit dem Abende vergangen, an dem Doctor Mathieu die Unheilskunde nach Hause gebracht und seine Befürchtungen hatten sich nur zu gegründet erwiesen. Die Pest war mit unerhörter Wuth in der unglücklichen Stadt ausgebrochen und unzählige Opfer hatte sie bereits gefordert. Angst und Schrecken herrschte überall und die Schöffen der Stadt wußten nicht, was sie beginnen sollten, um dem entsetzlichen Unheile zu steuern. Man hatte in den Drangsal die Aerzte von Montpellier entboten und durch diese Maßregel die einheimischen Söhne des Aesculap auf das Tiefste beleidigt. Sie sahen dies, und wohl nicht mit Unrecht, als einen Beweis des Mißtrauens an und so schrecklich auch die allgemeine Calamität war, so vermochte sie doch nicht die Blut menschlicher Leidenschaften zu dämmen, die sich der Doctoren von Marseille bemächtigt, ja so groß war ihr Haß gegen die Eindringlinge, daß er sich späterhin sogar auf jene ihrer einheimischen Collegen erstreckte, welche den Aerzten von Montpellier freundlich entgegenkamen und ihnen bei ihren Forschungen Vorschub leisteten. Einer der heftigsten Gegner der „Fremden“ war Doctor Mathieu. Geschickt, redlich und berufstreu, wie er war, hatte er sich einen bedeutenden Namen erworben, mit seinem Ruhme war aber leider auch sein Selbstgefühl über die Maßen gestiegen. Er sah die eigenen, nicht geringen Verdienste durch das Mikroskop der Eigenliebe und nichts vermochte den eiteln Mann mehr aus der Fassung zu bringen, als eine Zurücksetzung, eine Mißachtung seiner ungewöhnlichen Kenntnisse, ja, er hätte es vielleicht eher verziehen, wenn man seinen Charakter angegriffen, als wenn man sein Wissen geringgeschätzt hätte.

Es war gegen Abend, daß Armand Micours raschen Schrittes durch die Straßen der schwer heimgesuchten Stadt eilte. Wie ausgefiorben waren die Plätze und Gassen, unerträgliche Hitze und Rauch wehte ihm entgegen, denn überall waren Schreiterhausen angezündet und rothgelber Flammenschein beleuchtete unheimlich grell die Mauern der Häuser, in welchen die Pest erbarmungslos Opfer auf Opfer forderte.

Nur manchmal huschte eine bleiche Gestalt aus einem Haushore, um einige Stücke Holz in die Flammen zu werfen. Hatte ja Doctor Sicard brennende Scheiterhausen als ein sicheres Mittel empfohlen, die Luft von schädlichen Dünsten zu reinigen und die Weiterverbreitung der Ansteckung zu verhindern.

Ein Trupp von Männern kam jetzt Armand entgegen, es waren die Galeerensträflinge, er erkannte sie an ihrer Kleidung, an ihrem kurzgeschorenen Haare. Jeder von ihnen trug ein Grabstei, ein Aufseher begleitete sie.

Schauder durchzuckte den jungen Arzt, er sah zu welchem Zwecke man jene Auswürflinge der Gesellschaft verwenden wollte, und namenlose Angst erfaßte ihn. Blanche, seine theuere, heißgeliebte Blanche — wollte sie noch unter den Lebenden oder hatte sie der Tod auch bereits dahingerafft? waren diese Männer vielleicht bestimmt auch ihr Grab zu graben?

Wahend wandte er den Leib von dem unheimlichen Zuge ab und setzte seinen Weg mit verdoppelter Eile fort. Jetzt stand er vor dem trauten Hause, vor dem grünen, flüsternden Garten. Was sagten sie die wolbekannten Bäume, die seine Liebe keimen und blühen gesehen? klagten sie ihm der Theuern Tod oder nickten sie ihm freundlichen Willkommen zu?

Eine Wolke trat vor die Sonne, dunkel ward's, ein Schatten senkte sich auf das erst so helle Bild vor ihm. So sehr er geeilt war, um baldmöglichst die Entscheidung über seines Lebens Glück oder Unglück zu vernehmen, doch zögerte jetzt sein Fuß, über die Thorschwelle zu retten; kaum aber hatte er es gethan, als sein Auge die Gestalt der Geliebten zwischen dem grünen, blühenden Gesträuche erblickte. Ein Freudenschrei entrang sich seinen Lippen, im nächsten Augenblicke hatten seine Arme sie umschlungen und an sein ungestüm pochendes Herz gedrückt. Er lachte und weinte im Jubel des Entzückens, er küßte den Saum ihres Kleides, er rief sie mit den zärtlichsten Namen und fand der Freudenbezeugungen kein Ende. Aber sie freute sich nicht, mit thränenumflorten Augen schaute sie ihn an.

„Ach Armand! Armand!“ sagte sie, „mußtest du denn kommen! Bisher war es mein bester Trost, Dich ferne von der entsehligen Gefahr zu wissen! — Du hier in Marseille — ach, das ist mehr als Tod!“

„Geliebte, meinst Du, ich hätte, selbst wenn man mich nicht herberufen, es ertragen können, Dich in der Stadt des Entsehung zu wissen, ohne in Deine Nähe zu eilen. Wenn Du wüßtest, was ich gelitten, welche verzehrende Angst mich gefoltert! Aber nicht nur mein Herz, auch

meine Pflicht ruft mich nach Marseille. Du weißt, daß man uns Aerzte von Montpellier hierher berufen, wir dürfen das Vertrauen nicht täuschen, die Bitte um Hilfe nicht nutzlos verhallen lassen. Meine Collegen sind vor mir eingetroffen, mich hielt bisher Krankheit an das Bett gefesselt. Kaum genesen eilte ich hierher und nun ist alles Leid vergessen, nun habe ich Dich wieder.“

Und in der Wonne des Augenblickes verzah Armand wirklich, daß die nächste Stunde ihm schon die Braut rauben konnte, daß das Gespenst auch sie vielleicht schon mit seiner Grabeshand berührt hatte.

Aus dem Laumel des Entzückens sollte er jedoch auf unfreundliche Weise gerissen werden, und zwar durch den Mann, den er schon wie einen Vater liebte, der ihm bisher immer mit Wohlwollen begegnet war.

Dr. Mathieu kam herbei, sein Blick fiel auf den jungen Arzt und dunkle Jorneströthe färbte seine Wangen. Er nahm Armand's dargebotene Rechte nicht an.

„Ist es den Herren Doctoren von Montpellier auch gelungen, sich in das Vertrauen der Bewohner von Marseille einzuschleichen,“ sprach er, „haben sie sich auch in unserer Stadt eingedrängt, so soll es ihnen doch nicht vergönnt sein, sich in Privathäuser zu drängen, in welchen man sie nicht zu sehen wünscht.“

„Vater!“ stammelte Blanche, indem sie flehend die Hände gegen den Erzürnten erhob.

„Herr Doctor“, nahm Armand das Wort, „lassen Sie sich nicht durch ungerechte Erbitterung hinreißen, zwei Menschen unglücklich zu machen. Ich liebe Blanche schon lange, mein sehnlichster Wunsch ist es, sie meine Braut nennen zu dürfen.“

„Dieser Wunsch wird nie erfüllt werden, ich gebe Ihnen meine Tochter nicht.“

„Vater, Sie brechen mir das Herz,“ rief Blanche, „ach, wüßten Sie, wie sehr ich ihn liebe, wie ich nur an seiner Seite glücklich werden kann!“

„Die Zeit lehrt vergessen —“

„Ihn vergessen? O nie, ich werde mich immer als seine Braut betrachten.“

In des alten Doctors Augen flammte es drohend empor.

„Wohl, Du hast zwischen ihm und mir zu wählen,“ sagte er, „wenn Du Dich für ihn entscheidest, hast Du aufgehört, meine Tochter zu sein, dann gehe ohne meinen Segen durch's Leben.“

Todtenbläße bedeckte Blanche's Wangen, sie verhüllte das Gesicht.

Jetzt war der junge Arzt seiner tiefen Bestürzung Meister geworden.

„Herr Doctor“, sagte er mit fester Stimme, „geben Sie der Geiztheit des Augenblickes nicht nach. Sie haben mich bisher immer mit einem Wohlwollen behandelt, das mich zu der Hoffnung berechnigte, Sie würden mir die Hand Ihrer Tochter nicht verweigern, und nun zürnen Sie mir ungerechter Weise. Fragen Sie sich mit kaltem Blute, ob ich der Aufforderung, die an uns Aerzte von Montpellier ergangen, keine Folge hätte leisten sollen, ob ich die Sehnsucht, die Erwählte meines Herzens zu sehen, jede Gefahr mit ihr zu theilen, bezwingen, ob ich den schmähligen Verdacht auf mich hätte laden sollen, daß ich aus kleinlicher Scheu vor Ansteckung in Montpellier geblieben?“

Gewiß würde Doctor Mathieu an des jungen Arztes Stelle nicht anders gehandelt haben und er konnte auch nicht das Gegentheil behaupten; aber im Kampfe mit der Stimme der Leidenschaft wird oft die Stimme der Vernunft, der besseren Ueberzeugung übertönt. Des alten Mannes Erbitterung war zu groß, er konnte nur Worte des Zornes an ein Glied jener verhassten Körperschaft richten, die sich brüstete, durch ihr Wissen die Doctoren von Marseille gänzlich in Schatten zu stellen.

„Herr“, sagte er, „dies ist mein Haus und nicht das Ihre, gehen Sie und lassen Sie sich nie wieder hier blicken.“

Armand's Augen flammten, sein mühsam zurückgehaltener Zorn drohte alle Schranken zu durchbrechen, heftige Worte, Worte, die er bei kaltem Blute tief bereut hätte, drängten sich auf seinen Lippen, als Blanche zu ihm eilte und flehend die Hände gegen ihn erhob.

„Schone ihn, schon mich!“ bat sie in leisen abgebrochenen Tönen, „verlaß uns, mache die Kluft zwischen ihm und Dir nicht größer noch.“

Der junge Arzt schaute liebend in das bleiche Antlitz des Mädchens und sein Zorn ging unter im Meere der Liebe. Er faßte Blanche's Hand, drückte einen innigen Kuß darauf und stürmte fort.

Planlos irrte er in den verödeten Straßen umher, ungestüm pochte sein Herz, Zorn und Schmerz stritten in seiner Seele.

Nach und nach besänftigte sich jedoch der Aufruhr seines Innern und Ueberlegung sprach die erregten Leidenschaften zur Ruhe. Fast schämte er sich der Verzweiflung, die ihn ergriffen hatte. War es nicht Undank gegen den Schöpfer, der ihn sein Kleinod unverfehrt, lebend und liebend wieder finden hatte lassen? Den finsternen corbeaux^{*)}, denen er begegnet, war es nicht beschieden gewesen, die holde Gestalt in kühle Erde zu betten, sie lebte, lebte! er hatte sie nicht verloren. Des Vaters sinnlose

*) Mit diesem Namen bezeichnete man die Todtengräber zur Zeit der Pest.

Erbitterung, die ihm alle Fassung geraubt, konnte — mußte sie nicht bei ruhiger Ueberlegung weichen, war es zu denken, daß die Macht der Zeit nicht die Wunden seiner gekränkten Eitelkeit heilen, daß er, der seine Tochter zärtlich liebte, nicht endlich ihren dringenden Bitten nachgeben und sich mit ihm versöhnen werde? War ja doch jetzt eben der Zeitpunkt, wo der Haß der Marseiller Aerzte gegen ihre Collegen von Montpellier den höchsten Gipfel erreicht hatte; aber diese Stimmung konnte voraussichtlich nicht lange in gleicher Intensität bleiben und durch Geduld wollte der liebende Jüngling den erzürnten alten Mann besiegen. Jetzt, da er ruhiger geworden war, erinnerte er sich auch seiner Pflicht; nicht nur um Blanche zu sehen, war er nach Marseille geeilt, er hatte dem Rufe Folge geleistet, den die leidende Menschheit an ihn gerichtet, und nun wollte er nicht einen Augenblick länger zögern, den Bedrängten mit Rath und That beizustehen.

Er eilte zu Dr. Bertrand, einem der wenigen Aerzte der Stadt, die sich, wie er vernommen, den Collegen von Montpellier freundlich erwiesen, und bat ihn, ihm anzugeben, wo man seiner Hilfe am dringendsten bedürfe. Der gute alte Doctor empfing ihn wohlwollend und ersuchte ihn nur, einen Augenblick Platz zu nehmen, bis er sich mit den nöthigen Präservativen versehen hätte, dann würde er mit ihm das Haus verlassen und ihn selbst nach dem Krankenhause begleiten.

„Warten Sie, warten Sie, lieber Freund!“ rief er, indem er geschäftig in seinem Zimmer hin- und hereilte und in verschiedenen Schränken herumkramte, „Sie dürfen nicht so leichtsinnig sein und sich ohne Schutzmittel in die Pestatmosphäre wagen. Habe ich auch leider keinen Wachseleinwandanzug für Sie bereit, so müssen Sie doch dies Säckchen umbinden, das ich sogleich mit den wirksamsten Präservativen füllen werde.“

„Und diese sind?“

„Kampfer, ein Stück von einer Kröte, ein Stück von einer Vipere, Menschenblut, verschiedene Wurzeln — Alles pulverisirt.“

Ein Lächeln glitt über Armand's Züge, aber rasch nahm er wieder eine ernste Miene an, um den gutmüthigen Alten nicht zu beleidigen.

„Ach lieber Doctor“, sagte er, „geben Sie sich keine Mühe mit dem Füllen des Säckchens, ich halte nichts auf Ihre Präservative.“

Kopfschüttelnd schaute ihn der Greis an.

„Ach Gott! Ihr Herren von Montpellier wollt ja mitunter sogar die Weiterverbreitung der Pest durch Ansteckung bestreiten; aber ob Sie daran glauben oder nicht — nehmen Sie das Säckchen. Es thut mir

ohne dies leid, daß ich keine zweite getrocknete Kröte besitze; die eine, die ich mir verschafft, liegt ganz oben in dem Säckchen, das ich auf dem Leibe trage. Vorsicht ist immer löblich. So befestige ich auch, ehe ich in die Krankenzimmer trete, einen in Essig getauchten Schwamm an der Nase und gebe Acht, nicht durch den Mund zu athmen oder den Speichel zu verschlucken. Ein Krankenwärter muß vor mir hergehen und in der einen Hand eine Kohlenpfanne, in der anderen einen Topf mit Essig halten und während ich ihn folge, streue ich das Räucherwerk, welches ich in einem anderen Säckchen bei mir trage, auf die Kohlenpfanne. Ehe ich den Kranken den Puls fühle, tauche ich die Hand in Essig. Diese Vorsichtsmaßregel rathe ich Ihnen auch dringend an; von höchster Wichtigkeit aber ist die Angelicawurzel; hier haben Sie ein Stück davon, nehmen Sie es, ehe Sie in die Krankenzimmer treten, in den Mund, das ist unumgänglich nothwendig.“

„Ich fürchte die Ansteckung nicht, dies ist das beste Präservativ,“ entgegnete Armand, „aber kommen Sie Doctor, wir verlieren zu viel Zeit und die armen Leidenden hatten wohl schon mit Ungeduld auf uns.“

Sie gingen ihren gefährlichen Gang.

Es war mittlerweile Abend geworden und doch war die Finsterniß verbannt, doch waren die Straßen durch die zahllosen Feuer, die man auf Doctor Sicard's Rath angezündet, tageshell beleuchtet. Der grelle, gelbrothe Schein zuckte über Mauern und Fenster hin und spielte zitternd über manchem gräßlichen Bilde, das besser in Nacht getaucht geblieben wäre. Hier lag ein Sterbender mit furchtbar entstellten Zügen, dort schleppte ein kranker Mann sich mühsam weiter, hier eilten in scheuer Hast eine Frau und ein Knabe durch die Straßen, um den „corbeaux“ auszuweichen, die eben von ihrer furchtbaren Arbeit heimkehrten. Wohin das Auge fiel, Todte, Kranke, Sterbende, schreckensbleiche Gesichter oder die stumpfe cynische Rohheit, die aus den Zügen der Galeerensträflinge sprach.

Nicht lange setzten die beiden Aerzte ihren Weg gemeinschaftlich fort, gab es ja doch jeden Augenblick Gelegenheit Unglücklichen beizustehen, und erst spät betrat Armand das Krankenhaus. Als er es, fast überwältigt von Grauen und unendlichem Mitleid, wieder verließ, war die Nacht bereits hereingebrochen. In den erst stillen Straßen herrschte unheimliches Leben. Trunkene Gefellen taumelten an den Feuern vorbei und erfüllten die Luft mit frechen Liedern. Als Armand um die Straßenecke bog, eilte ein blauer Bursche herbei, um mit ein paar Stücken Holz die Flammen zu nähren.

„Nieder mit ihm!“ rief einer der Trunkenbolde, „nieder mit Allen, die es mit dem Betrüger halten, nieder mit Doctor Sicard.“

Der Knabe ließ das Holz fallen und flüchtete sich zitternd.

„Wo ist Doctor Sicard?“ brüllte ein Anderer, „nieder mit ihm!“

Ein Dritter begann einen wilden Gassenhauer zu singen und mit schweren Zungen Stimuten die Trunkenen ein. Jetzt bückte sich Einer von ihnen und warf lachend ein Stück Holz, das dem Knaben entfallen war, in die Flammen und die Anderen saubden Geschnack an dem Einfall und schleuderten das übrige Holz auch noch in das Feuer. Hatten sie ihren Ingrimm gegen Dr. Sicard und dessen Scheiterhaufen wirklich wieder vergessen? Wer kann es sagen, wer die wechselnde Laune von Trunkenbolden ermessen. Und sie tanzten taumelnd um das Feuer herum und sangen lustige Lieder, während ringsum der Tod durch die Straßen schritt und erbarmungslos unzählige Opfer dahiraffte.

Böllig erschöpft langte der junge Arzt in dem Gasthose an, in welchem er ein Zimmer gemiethet, und bald war er in das phantastische Reich der Träume entrückt.

Wochen waren vergangen und mit immer größerer Heftigkeit wüthete die Pest in dem unglücklichen Marseille. Es war, als sollte diese ntsefliche Plage erst enden, wenn alle Einwohner der Seestadt stumm und kalt geworden. Aber auch die Erbitterung gegen die Aerzte von Montpellier hatte in den Herzen der einheimischen Doctoren eher zu als abgenommen und es wurden Diejenigen, welche mit den Verhashten freundlich verkehrten, als Unwürdige betrachtet, mit denen man keine Gemeinschaft mehr pflegen wollte.

So war auch Doctor Mathieu gegen alle Bitten seiner Tochter taub geblieben und endlich hatte er ihr sogar streng verboten, in seiner Anwesenheit von Armand zu sprechen, er wolle, sagte er, nichts mehr hören und sehen von dem jungen Manne, der ebenso wie seine Collegen den Aerzten von Marseille zum Hohne hergekommen war.

Bianche durfte den strengen, heftigen alten Mann nicht noch mehr reizen und so schwieg sie denn gehorsam und hoffte und betete, Gott möge endlich das Herz des Vaters sanfteren Gefühlen zugänglich machen.

Eines Tages kam ihr Vater noch aufgeregter nach Hause als sonst.

„Ach Kind“, sagte er, als er sich mit dem Mädchen zu Tisch setzte, „die Wolken ziehen sich immer drohender zusammen, Gott allein weiß, wie das enden soll. Die Sterblichkeit wird immer größer und

zudem reißt eine Anarchie bei uns ein, die alle Schranken zu durchbrechen droht.“

„Ist es wirklich wahr, daß die Garnison, die sich in der Citadelle verschanzt hat, von der Municipalität unentgeltliche Verproviantirung begehrt und im Weigerungsfalle sich gewaltsam der verlangten Lebensmittel zu bemächtigen droht?“

„Freilich ist es wahr, alle Gewalten sind entseßelt, bald wird das Faustrecht allein gelten, ist man ja doch kaum im Stande, die nothwendigsten Maßregeln durchzuführen. So sind die Leute thöricht genug, sich dem Gebrauche von Leichenkarren zu widersetzen, und doch sind sie das einzige Mittel, um die tohlen Körper in kurzer Zeit fortzuschaffen zu können.“

„Unbegreiflich, daß man sich einer so nothwendigen Maßregel widersetzen will.“

„Ja wohl unbegreiflich. Hättest Du nur die Aufregung der Menge gesehen, als der Karren sich zeigte. Scheul, Bervünschungen wurden laut und man konnte es nicht verhindern, daß ein paar feste Gesellen sich hindrängten und das Geschirr der Pferde zerschnitten. Kein Arbeiter wagte den Schaden zu repariren und der Tumult war so gewaltig, daß endlich der Erzbischof von Marseille auf den Sitz eines der Karren stieg, um die Menge zu bewegen, diesem für das Wohl der Stadt so nöthigen Beförderungsmittel kein Hinderniß in den Weg zu legen.“

Als das Mahl geendet war, begab sich Doctor Mathien in das Nebengebäude, in dem er, um keine Ansteckung nach Hause zu bringen, stets die Kleider wechselte, ehe er sich zu seiner Tochter begab. Dort hüllte er sich auch heute in jene eigenthümliche Tracht, welche die meisten Aerzte von Marseille bei ihren Krankenbesuchen trugen. Wunderlich genug sah der gute Doctor darin aus und jeder unbefangene Zuseher hätte über die komische Maske herzlich lachen müssen. Ein langes, bis zu den Ferseu reichendes Kleid aus Saffian umhüllte seine Glieder, Mantel, Beinkleider, Hut und Stiefel waren aus demselben Stoffe. In der Hand hielt er ein Rohr, bâton de St. Roch genannt. Eine Maske von Saffian mit KrySTALLaugen verhüllte das Gesicht. In Mitte der Maske verlängerte sich der für die Nase nöthige Raum in Form eines Papageischnabels und dieser Schnabel war mit balsamischen Stoffen angefüllt. Aber wer hatte jetzt Lust über solche wunderliche Erscheinungen zu lachen, sie flöhten im Gegentheile Grauen ein, da man wohl wußte, daß nicht Scherz, sondern der furchtbarste Ernst des Lebens jene absonderliche Tracht hervorgerufen.

Der Doctor schritt rasch durch die Gassen, er sah nicht rechts und nicht links, um dem Anblicke der Leichen zu entgehen, die an manchen Stellen in nicht geringer Zahl aufgehäuft waren; aber bald wurde seine Aufmerksamkeit durch das wilde Wogen einer Volksmenge erregt. Wildes Geheul, heftige Verwünschungen tönnten an sein Ohr.

„Nieder mit Doctor Sicard!“ rief es hier und dort, „wir haben unser Holz, die Feuerung für hundert und hundert arme Familien, verbrannt, weil er uns dazu gerathen hat, und jetzt haben wir doch Berge von Leichen. Nieder mit ihm!“

Voll Grauen vernahm Doctor Mathieu diese Worte; er sah in die wilden, durch Wein und Verzweiflung berauschten Züge der Versammelten und begriff mit einem Male den Umfang der Gefahr, in der Doctor Sicard schwebte. Sein Entschluß war bald gefaßt, er mußte den Bedrohten warnen, ihm dringend rathen, sich durch schleunige Flucht zu retten.

Spät, sehr spät war es schon und noch immer lehrte Dr. Mathieu nicht zurück. Es war nichts Ungewöhnliches, daß er länger vom Hause fern blieb, als er sich vorgenommen, und Blanche machte sich anfangs keine Sorge darüber; als aber Stunde auf Stunde verstrich, als endlich die Nacht hereinbrach und tiefe Dunkelheit Erde und Meer einhüllte, da ward ihr recht bange zu Muth. Trotz dem Schmerz, den er ihr verursachte, liebte sie ihren Vater auf das Zärtlichste, ach! und wie leicht mochte ihm nicht Unheil zugestoßen sein. War es nicht möglich, daß ihn plötzlich die Symptome der Pest befallen und daß er es verschmäht hatte, nach Hause zurückzukehren, um nicht vielleicht auch seinem Kinde den Keim des Todes zu bringen? — Wie schien ihr der heutige Abend ewig, ewig lange, und doch erschrak sie über das Schwinden jeder Viertelstunde, denn so oft die große Uhr zu schlagen begann, dünkte ihr des Vaters Ausbleiben unheimlicher, unerklärlicher. Unfähig ihre Arbeiten fortzusetzen, legte sie Nähnadel und Seide weg und schritt unruhig im Zimmer auf und ab. Bald trat sie zum Fenster und beugte sich lauschend hinaus, ob nicht nahende Tritte sich hören ließen, bald wandte sie wieder den Blick angstvoll nach der Uhr, um mit tiefem Bangen zu gewahren, daß es in wenigen Minuten schon Mitternacht schlagen würde. Draußen rieselte feiner Sprühregen nieder, während der Mond vergeblich mit den Wolken kämpfte, manchmal guckte er neugierig hervor, um gleich wieder sein blaßes Gesicht grämlich zu verdecken.

Nun hob die alte Uhr zu schlagen an und tief aufseufzend sank Blanche am Fenster in die Knie und verhüllte das bleiche Antlitz mit den Händen; plötzlich aber sprang sie auf und laufte, ihr Herz pochte ungestüm. Ja, es waren Tritte, die sich dem Hause naheten. Sie schaute durch's Fenster und sah den sehnlich Erwarteten kommen, sah ihn kommen in seiner wunderlichen Tracht, deren Umrisse sie deutlich erkennen konnte, da der Mond im selben Augenblicke gutmüthig den Wolkenvorhang lüftete, um den Ankömmling zu beleuchten. So überwältigend war ihre Freude nach der bitteren Angst mehrerer Stunden, daß sie nicht einmal bemerkte, daß der Doctor heute offenbar vergaß, im Nebengebäude nach seiner Gewohnheit Kleider zu wechseln, sondern sogleich in das Haus trat. Sie eilte ihm entgegen.

„Vater! lieber Vater! habe ich Sie wieder!“ stammelte sie und wollte sich, ohne an die Möglichkeit der Ansteckung zu denken, in seine Arme werfen; aber, hatte Doctor Mathieu auch vergessen, die gefährlichen Kleider gegen andere zu vertauschen, so erlaubte er doch jetzt der Tochter nicht, in seine Nähe zu kommen. Er winkte ihr ungeduldig sich zu entfernen, öffnete die Thüre, die in sein Zimmer führte, trat, nachdem er einen forschenden Blick in dasselbe geworfen, hinein und schloß die Thüre hinter sich zu.

Betroffen blieb Blanche zurück. Jetzt erst fiel ihr auf, daß der Vater nicht früher die Kleider gewechselt, eine Vorsichtsmaßregel, auf die er sonst nie vergaß, und es schien ihr hart, daß er nicht ein freundliches Wort für sie gehabt, die ihn mit so lebhafter Freude empfangen. Es mußte etwas vorgefallen sein, was den Doctor verstimmt oder wenigstens seine Gedanken ungewöhnlich in Anspruch nahm. Sie hätte viel, sehr viel darum gegeben, die Ursache dieses seltsamen Betragens zu erfahren aber sie durfte nicht wagen seinen Willen entgegen zu handeln. Sie ging in ihr Zimmer, aber sie fand keine Ruhe. Vielleicht fühlte sich ihr Vater krank, vielleicht hatte das entseßliche Uebel auch ihn ergriffen und er konnte sich noch nicht entschließen seiner eigenen Befürchtung Worte zu leihen. Ihre peinliche Besorgniß stieg mit jeder Minute, endlich verließ sie ihre Stube und schlich sich zur Thüre, die in ihres Vaters Zimmer führte. Wohl war innen der Riegel vorgeschoben, aber kein Schlüssel steckte. Blanche beugte sich nieder und schaute durch das Schlüsselloch.

Ihr Vater stand, den Rücken der Thüre zugewandt, vor seinem Secretär, in dessen geöffneten Fächern er eifrig zu suchen schien. Er

hatte eine Kerze angezündet, sich der lästigen Larve bereits entledigt und sie auf einen Seitentisch gelegt.

Im ersten Augenblicke fühlte Blanche sich beruhigt, sie hatte gefürchtet, ihn ermattet auf dem Sofa hingestreckt zu sehen, und schon wollte sie ihren Platz verlassen, um sich in ihr Zimmer zurückzugeben, als ihr die seltsame Gast auffiel, mit welcher der Doctor in seinem Secretär herumkramte.

Er schien nicht zu finden, was er suchte, ungeduldig riß er mehrere Päckete Schriften aus den Fächern und warf sie auf den Boden. Jetzt wandte er mit einer Bewegung wilden Unmuthes den Kopf, der Schein der Kerze fiel voll auf sein Gesicht und ein gellender Schrei des Entsetzens entfloß Blanche's Lippen. Nicht ihres Vaters Züge waren es, die ihr entgegenfahen, nein, jenes Antlitz, das, ob schon sie es einmal nur geschaut, sich doch unauslöschlich ihrer Erinnerung eingepägt, das fable, unheimliche Antlitz des Räubers, den sie vor Jahren bei seinem verbrecherischen Beginnen überrascht und der sie zweifellos ermordet hätte, wenn man nicht rechtzeitig zu ihrem Beistande geeilt wäre.

Einen Augenblick stand sie wie gelähmt, dann aber faßte sie sich und lief die Treppe hinab, den Gärtner und die Nachbarn zu Hilfe zu rufen. Mehrere Minuten vergingen, ehe die Leute sich fertig gemacht hatten und herbeikamen. Nur der alte Gärtner, der, von Zahnschmerzen geplagt, sich nicht zur Ruhe begeben, war sogleich erschienen. Er allein hätte jedoch nicht wagen können, dem verwegenen Bösewicht entgegen zu treten.

Die Leute hatten ein paar Laternen angezündet und bei ihrem Scheine folgten sie Blanche die Treppe hinauf. Wunderlich genug sah der Zug aus. In der Eile hatten die Nachbarn nur übergeworfen, was ihnen von Kleidern zuerst in die Hände gefallen, und überdies hatten sie sich mit den verschiedenartigsten Hausgeräthen bewaffnet, um einen Ausfall des Feindes gebührend zurückschlagen zu können, und unter diesen barocken Figuren leuchtete Blanche's anmuthige Gestalt im weißen, wallenden Kleide hervor.

Wir rauschten Fragen hin und her.

„Ich schlag ihn todt, den Schuft!“ rief der alte Gärtner, indem er drohend sein Grabseil schwang.

„Um Gottes Willen, kein Blutvergießen“, rief Blanche, „übergibt den Schuldigen, wenn er sich nicht schon geflüchtet hat, den Behörden, aber thut ihm kein Leid an. Das Gericht hat sein Urtheil zu fällen, nicht wir.“

Jetzt hatten sie das Zimmer des Doctors erreicht. Die Thüre stand offen, die Stube war leer, der Schurke entflohen. Die Fächer des Schreibtisches waren größtentheils geleert und was früher ihren Inhalt gebildet auf dem Boden verstreut. Ob und wie viel der Dieb entwendet hatte, ließ sich für den Augenblick nicht feststellen.

„Gewiß hat er Geld mitgenommen“, rief der Gärtner, „hören Sie Fräulein, das ist entsetzlich!“

Aber Blanche vernahm nicht, was er sagte, ein furchtbarer Gedanke hatte sich ihrer bemächtigt und mit dumpfen Stöhnen rang sie die Hände.

„Mein Vater!“ jammerte sie, „gewiß der Bösewicht hat ihn gemordet!“

In abgebrochenen Sätzen theilte sie den bestürzten, theilnehmenden Nachbarn mit, daß der Räuber die Kleidung und die Maske ihres Vaters getragen, und wie sie nicht anders denken könne, als daß der Letztere verunglückt, ja vielleicht gar von dem Schurken ermordet worden sei.

In den bestürzten Mienen ihrer Zuhörer war deutlich zu lesen, wie gerechtfertigt sie des Mädchens Befürchtungen fanden. Kaum vermochte Einer oder der Andere ein Wort des Trostes zu murmeln.

„Ich will, ich muß ihn suchen!“ rief Blanche, „nicht einen Augenblick länger darf ich zögern.“

„Fräulein, was wollen Sie thun?“ rief der alte Gärtner ihr in den Weg tretend, als sie sich zum Gehen wandte.

„Ich will überall nach ihm fragen, im Hospitale mich erkundigen, will seiner Spur folgen.“

„Das werde ich, Sie können sich auf mich verlassen, aber Sie Fräulein, so spät bei der Nacht —“

„Niemand kann mir es verargen, wenn ich meinen Vater —“

Sie brach ab, ein heller Ton hallte durch das Haus, man hatte an der Glocke gezogen.

Der Gärtner eilte das Thor zu öffnen. Athemlos stand ein Bursche draußen.

„Doctor Mathieu ist plötzlich verreist und wird erst in einigen Tagen zurück kommen“, leuchtete er, „mich hat er hergesendet, Fräulein Blanche davon zu benachrichtigen. Ein frecher Schurke hat ihn seiner Oberkleider, sowie seiner Schlüssel und Brieftasche beraubt. Daher soll ich das Fräulein in seinem Namen ermahnen, Niemanden in das Haus einzulassen und überhaupt zur größten Vorsicht und Wachsamkeit aufzufordern.“

„Wohin ist der Herr Doctor gereist?“ fragte der Gärtner, aber der Bursche zuckte die Achseln und lief eilends fort, ohne sich um den alten Mann zu kümmern, der ihm vergebens nachrief, noch zu bleiben und ihm Näheres über den Doctor mitzutheilen.

Einige Stunden vor dem Eintreffen des Boten in des Doctors Hause, hatte sich Armand in gleicher Absicht wie Mathieu nach Sicard's Wohnung begeben, um den Bedrohten rechtzeitig zu warnen. Dort erfuhr er, daß Sicard sich bereits geflüchtet habe.

Eben als er den Rückweg antreten wollte, sah er von fern eine schreiende und tobende Menschenmenge die Straße daherkommen. Ihr auszuweichen bog er in das Gehölz ein und schritt unter dem grünen Laubdache der Bäume fort.

Plötzlich drang ein schwaches Stöhnen an sein Ohr. Bestürzt folgte er der Richtung, aus welcher der Laut ertönte, und fand im dichten Gebüsch die regungslose, blutende Gestalt eines Mannes. Er beugte sich darüber hin und erkannte — Doctor Mathieu. Das Entsetzen drohte seine Kraft zu lähmen, aber mit gewaltthamer Anstrengung faßte er sich und überlegte, was er für den Verwundeten thun könne.

Zum Glück erinnerte er sich, daß in geringer Entfernung das kleine Haus eines Holzhauers stand. Dorthin trug er den alten Mann, der sich in einem Zustande tiefer Betäubung befand. Auf Armand's Bitten und Versprechungen nahmen die Holzhauerleute ihn und den Verunglückten auf.

Jetzt, als der alte Doctor auf dem ärmlichen Lager des Hauswirthes ruhte, säumte Armand nicht länger, seine Verletzungen zu untersuchen, und bald überzeugte er sich, daß diese keinerlei Veranlassung zu Besorgnissen geben konnten. Der Holzhauer stand an seiner Seite und hielt die Lampe.

„Die Verletzungen sind nicht von Bedeutung“, sagte Armand „und ich begreife nur nicht, daß —“

Er brach ab. Todtenbläse überzog seine Züge, er nahm die Lampe aus der Hand des Holzhauers und winkte diesem ungeduldig, sich zu entfernen.

Erstaunt gehorchte der alte Mann und verließ das Zimmer.

Jetzt erhob Armand die Leuchte und ließ deren Schein voll auf den entblößten Arm des Verwundeten fallen. Was er dort sah, machte fast seinen Herzschlag stocken! Die Pest hatte den Vater seiner Blanche

ihren Opfern beigelegt, hatte ihm bereits ihren furchtbaren Stempel aufgedrückt! Die Lampe schwankte in den zitternden Fingern des jungen Mannes und überwältigt von schmerzlicher Bestürzung, sank er, wie gebrochen, auf einen Stuhl.

Der Kranke selbst lag in einem Zustande tiefer Betäubung und war sich der eigenen entsetzlichen Gefahr nicht bewußt. Armand überließ sich nicht lange der Unthätigkeit, er suchte die Holzhauerleute auf und theilte ihnen die schreckliche Entdeckung mit, die er eben gemacht.

„Verlaßt dies Haus“, sagte er, „setzt Euch nicht der Ansteckung aus und vergebt mir, daß ich unwissentlich einen Pestkranken unter euer Dach gebracht. Wenn ich am Leben bleibe, werde ich, was in meinen Kräften steht, thun, Euch für alle Unannehmlichkeiten zu entschädigen. Wenn nicht, wird Blanche Mathieu meine Stelle vertreten. Zwei Bitten habe ich noch an Euch, daß ihr mich und meinen Kranken nicht ohne Arznei und Lebensmittel verkümmern laßt und daß Ihr sogleich nach dem Hause des Doctors geht um Hülfe. Blanche Nachricht von ihrem Vater zu bringen. Aber sie darf nicht erfahren, wo er sich befindet und wie es um ihn steht, sie würde sonst zu ihm eilen und selbst ein Opfer werden.“

Die Holzhauerleute verließen bleich und erschrocken ihr Haus, in das die Pest eingezogen war. Armand blieb allein bei Doctor Mathieu zurück, um Stunden und Tagen der Qual entgegen zu gehen. Der Kranke rasste, sein Antlitz war entstellt, heftige Schmerzen quälten ihn und entlockten ihm Stöhnen und lauten Jammer. Und Armand war mit ihm allein in dem stillen Häuschen im Gehölz, allein mit dem Gedanken an das Leid seiner Blanche, mit dem Gedanken, daß er sie wohl nimmer auf Erden sehen würde. Bedrohte ihn denn nicht selbst der entsetzlichste Tod, hier, wo er ohne Schutz irgend eines Präservatives beständig in der unmittelbaren Nähe eines Pestkranken weilte? Ja, ewig-lange Stunden und Tage der Qual schlichen an Armand vorüber und jeden Morgen, jeden Abend fragte er sich erstaunt, „wie ist es möglich, daß er noch lebt, daß ich noch lebe?“ Aber ein Tag kam, ein Tag, wo ihm reiche Vergeltung für Alles ward, was er gelitten, wo ihm, was erst als leise Hoffnung sich in seinem Herzen geregt, zur erfreulichen Gewißheit ward, wo er den Vater seiner Blanche gerettet sah! Kaum vermochte er an dies Glück zu glauben! Waren es ja doch nur Wenige unter Tausenden, die, wenn einmal von dem Hauche der Pest getroffen, dem Leben wiedergegeben wurden und ihm — ihm war es vergönnt,

durch sorgfältige Behandlung und aufopfernde Pflege zu diesem, unerwartet glücklichen Resultate beizutragen! Selige Hoffnungen zogen durch seine Seele, denn glühende Dankbarkeit hatte jeden Stoll in dem Herzen des alten Doctors erstickt und jetzt war das Haus im Gehölz, welches die Pest vor Kurzem zur Hölle gemacht, ein Paradies, in das Friede, Veröhnung, Hoffnung und Freude eingelehrt waren.

Mehrere Wochen später versammelte sich eine Volksmenge, um der Hinrichtung eines Verbrechers beizuwohnen, der zahllose Gräueltathen begangen hatte. Sener Bösewicht, der vor Jahren den Diebstahl in der Klostercapelle verübt, der, als er bei einer anderen Gelegenheit in die Hände der Gerechtigkeit gefallen, zur Galeerenstrafe verurtheilt worden war, sollte endlich seine Unthaten mit dem Leben bezahlen.

Als er vor einigen Wochen, gleich seinem Gefährten beordert worden, die Leichen zu begraben, bot sich ihm unerwartet Gelegenheit zur Flucht. Bei seiner Schlaueit und Berwegenheit gelang ihm der Versuch, er stoh und erreichte athemlos das Gehölz. Nicht lange hatte er sich dort verborgen, als er Mathieu in seiner seltsamen Tracht des Weges daherkommen sah, und der Gedanke durchzuckte ihn, daß er in des Doctors Kleidern und mit seiner Maske vor Entdeckung sicher sein würde. Einsam war es um ihn her, er stürzte sich auf den Ahnungslosen und schleuderte ihn mit solcher Gewalt einen kleinen Abhang hinab, daß der unglückliche Doctor die Besinnung verlor. Nun bemächtigte sich der Sträfling der Kleider und der Maske, sowie der Briestafche und der Schlüssel des Bewußtlosen. Der Inhalt der Briestafche verrieth ihm Name und Wohnung seines Opfers und nun faßte er den verwegenen Entschluß sich der Verkleidung zu bedienen, um ungehindert und unerkannt in das Zimmer Doctors zu dringen. Unter der wunderlichen Maske, dachte er, würde Niemand im Hause einen Andern als Mathieu vermuthen und nun er auch im Besitze der Schlüssel des Unglücklichen war, durfte er hoffen, sich mit leichter Mühe des vorhandenen Geldes zu bemächtigen. Wir wissen, daß er diesen Plan ins Werk gesetzt, daß Blanche den Betrug entdeckt, daß der Bösewicht sich noch rechtzeitig geflüchtet. Dennoch ereilte ihn bald die gerechte Strafe und zwar war es eben die Verkleidung, welche sein Verderben ward. Gegen Morgen hielt man ihn auf seiner Flucht an und ersuchte ihn dringend, den Kranken in dem neuerrichteten Nothspitale zu Hilfe zu eilen. Als er sich entschieden weigerte diesem Wunsche zu entsprechen, führte man ihn mit Gewalt in die Krankenzimmer.

wo sein gänzlicher Mangel an ärztlichen Kenntnissen, seine grobe Unwissenheit ihn verrieth. Man schöpfte Verdacht, nöthigte ihn sich zu demaskiren und brachte ihn sogleich in sichere Haft.

Der Scharfrichter hatte sein Werk gethan, der Verbrecher war gerichtet und ein dumpfes Murmeln ging durch die versammelte Menge. Plötzlich aber ward es todtensstill. Diejenigen, welche sich bereits zum Gehen gewandt, um den Schauplatz des gräßlichen Drama's zu verlassen, blieben wie festgebannt stehen und starrten nach einem seltsamen Zuge dunkler Gestalten, der sich, einer schwarzen Schlange gleich, dem Richtplatze näherte. Es waren jene Büßer, die man ihrer eigenthümlichen Tracht wegen „bourras“ nannte und die mit Recht besonderer Achtung genoßen; hatten sie sich ja doch mit Aufopferung der peinlichen Pflicht geweiht, die Leichen der Gerichteten zu begraben. Während die Büßer ihr trauriges Amt verrichteten, ließ sich das helle Läuten kleiner Glöckchen vernehmen und die Straße daher kam eine ungeheuere Herde von Ziegen. Man trieb sie nach dem Gebäude, in dem eine große Anzahl Hündlinge, durch die Pest ihrer Pflegerinnen beraubt, vom Hungertode bedroht waren. Von dem Glende der armen Kleinen gerührt, hatte ein wackerer Edelmann es sich zur Aufgabe gemacht, so viele Ziegen aufzutreiben als möglich, um sie an den Kindern Mutterstelle vertreten zu lassen. So zeigte sich auch hier edle Menschenliebe aufopfernd und segensbringend in dieser schweren Zeit und verklärte Grab und Wiege mit ihrem himmlischen Lichte.

Zwei Jahre später finden wir Blanche in Montpellier als junge Mutter wieder. Kurze Zeit nach Doctor Mathieu's Genesung hatte der Kirche Segen die Liebenden vereint.

Sept, da die furchtbare Seuche erloschen war und die junge Frau nicht beständig für das Leben ihres Gatten zittern mußte, fühlte sie sich in der That so glücklich, als man es auf Erden sein kann, und innige Dankbarkeit gegen den Vater im Himmel, der ihr Leid in Freude verwandelt, erfüllte ihr Herz.

Der Lampe freundlicher Schein erhellte das traute Gemach, in dem, von einem grünen Schirm gegen jeden Lichtstrahl geschützt, der kleine Weltbürger lag, der, so unbehilflich, unvernünftig und schreilustig er auch war, doch von seinen Eltern angebetet wurde.

Blanche saß mit Handarbeit beschäftigt an der Wiege ihres Kindes und so wie ihre Augen meist auf den schlummernden Knaben ruhten, so

hingen ihres Vatters Blicke an ihrem lieblichen Antlitz, das von Mutterglück verklärt, einen neuen Zauber gewonnen hatte.

Zwischen ihnen saß Doctor Mathieu, der seit ein paar Tagen seine Kinder zu besuchen, nach Montpellier gekommen war.

Der alte Mann sah frisch und blühend aus und las mit lauter kräftiger Stimme vor. Manchmal unterbrach er sich durch ein herzliches Lachen, in das seine Zuhörer lustig einstimmen. Es war die „Querelle des médecins“, die er vorlas, ein komisches Heldengedicht, welches der Dichter Salomon auf Anlaß der Zerwürfisse zwischen den Ärzten von Marseille und Montpellier geschrieben.

Als die Vorlesung geschlossen war, sagte er, plötzlich ernst geworden, die Hände seiner Kinder.

„Wie glücklich bin ich“, sagte er, „daß mich der Streit der Ärzte nicht der größten, heiligsten Freuden des Lebens beraubt hat!“

Das Opfer.

Kärntnerische Volkssage aus dem oberen Drau-Thale.

Im Friedhofe der im classischen Eurnfelde an einer mäßigen Anhöhe gelegenen Ortschaft Puharnitz stand vor Jahren ein Hollunderstrauch, an welchen sich eine eigenthümliche Sage knüpfte, die wir nachstehend folgen lassen:

Vor Zeiten herrschte im Drau-Thale der schwarze Tod derart, daß ganze Dörfer und Weiler ausstarben. Auch Puharnitz blieb nicht verschont; in allen Häusern und Hütten gab es Kranke und Sterbende. Die Görriacher, die etwas weit zum Friedhofe hatten, begruben ihre Todten gleich auf offenem Felde, daher die Gegend in Ober-Görriach noch heutigen Tages „bei den Freithöfen“ heißt. Nur zwei Bauern blieben dort übrig, die einander von den gegenüberliegenden Anhöhen zuriefen. Um dem Wüthen der Pest Einhalt zu thun, beschloßen Einige von den noch Uebergebliebenen im Dorfe, der Seuche ein Opfer zu bringen. Den das Los trifft, der sollte lebendig begraben werden. Der Todtengräber scharrte ein Grab in der Nähe der Kirchhofmauer auf und erhielt die Weisung, Acht zu geben, wer zuerst aus der Kirche kommt, der soll das Opfer sein. Noch ehe der Gottesdienst zu Ende war, eilte die Vogner-Kellnerin

mit ihrem Schlüsselbunde aus der Kirche. Der Todengräber faßte sie und schleppte sie zum Grabe hin. Sie weinte und bat, sie zu verschonen, sie habe ja die Kellerschlüssel bei sich und müsse nach Hause eilen; aber ehevor noch die Leute aus der Kirche kamen, lag sie in der Grube und Steine und Erdschollen rollten über sie nieder. Der schwarze Tod war versöhnt und wich bald darnach aus der Ortschaft und der ganzen Umgegend. Auf den aufgeworfenen Grabhügel wurde ein Hollunderstrauch gepflanzt, zum Zeichen, daß das Opfer der Seuche da unten begraben liege. Als der Strauch größer wurde, haben sie ihn immer fleißig abgestutzt; denn man sagte, wenn er über den Dachfirst der nahen Kramer-Keusche hinaufwächst, kommt die Pest wieder.

Der Linsenacker.

Kärntische Volkssage.

In der Nähe von Guttaring, an einem Bergesabhänge, trifft man ein Stück Ackerland, das, wie die Leute sagen, ziemlich unfruchtbar sein soll, das jedoch durch seinen Reichthum an Petrefacten unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselt. Da findet man versteinerte Linsen, von denen einige wie durch einen äußeren Einfluß plattgedrückt, andere aber ganz voll und rund sind, als ob sie eben erst aus den Schöttchen ausgefallen wären, und das in solcher Menge, daß man Hände voll aufheben kann. Wie ihre äußere Form blieb beim Umwandelungsproceße auch ihre natürliche weißbraune Färbung vollkommen erhalten. Auffallend ist es, daß in den nahe gelegenen Gründen der beste Humus, aber keine Spur von Petrefacten vorkommt.

Dieser Acker heißt beim Volke allgemein der „Linsenacker“ und man erzählt sich davon nachfolgende Sage:

„Am heiligen Gertruds-Tage säete der Bauer auf diesem Felde Linsen aus. Da sagte Einer zu ihm: „Wie könnt Ihr denn am heiligen Gertruds-Tage Linsen säen?“ — „Gertruds-Tag hin, Gertruds-Tag her,“ entgegnete der Bauer, „gesäet muß doch sein.“ Aber die Linsen gingen nicht auf und als er nachschaute, wo's fehlt, waren alle Linsen in Steinchen verwandelt, wie man sie noch heute auf dem Acker findet.

Mitgetheilt von **F. Fraunisci**.

Gedichte.

Nesplers Heimweh.

Bunderholde Klänge wallen
Durch die linde Abendluft,
Und ein Waldhorn hör' ich hallen
Das mich weit von hinnen ruft;

Und die holden Klänge singen
Sich so traut mir in's Gemüth —
Und wie Grüße mir sie klingen
Aus der Heimat, fern im Süd!

Ach, sie füllen — ach, sie heben
Mir das Herz so wonniglich —
Möchte frei in Lüften schweben,
Hin zur Heimat schwäng' ich mich:

Wo die blauen Hirnen glühen
Prangend hoch im Himmelsblau,
Frische, frohe Quellen sprühen
Nieder in die grüne Au;

Wo die lieben Hütten stehen,
Dran der Bach vorüberrauscht,
Und die hohen Fichten wehen
Und das Wild im Walde lauscht;

Wo von Häusern, Wegen, Wiesen
Freunde und Bekannte viel —
Wo mich Alle freundlich grüßen
Bei der Arbeit und beim Spiel;

Wo wir fischten, wo wir jagten
In den Thälern, auf der Höh' —
Hoch uns auf die Felsen wagten,
Tief uns in den blauen See —

Wo wir auf den Höhen standen,
Zauchzten in die Thäler all',
Die den Widerhall uns sandten
Uns zu grüßen tausendmal!

Wo die Heerdenglöcklein klingen,
Auf der Alm die Sennin haust,
Gemsen froh mit Weidlein springen,
Und der Staubbach niederbraust;

Wo die Berge wider tönen
Freien, frohen Plederschall,
Wo in biedern Alpensöhnen
Wad're Herzen überall —

Dort in deinen Thalgewinden,
Du, mein herrlich Heimatland,
Laß mich, ach, den Frieden finden,
Den die Fremde mir entwand!

Doch des Himmels Rosen bleichen,
Und die Klänge, und mein Glück —
Ach — die Träume — alle weichen,
Lassen mich allein zurück!

Schaymayr.

Blick' in den See.

Blick' in des See's bewegte Wellen,
Wenn über seinen Spiegel sanft
Die sichten Perlenperle quellen
Aus Mondes gold'nem Schalenranft.

Und kannst du nicht den Grund erschauen
Von all der Bluth, dann sei bedacht:
So tief, wie hier die Wasser blauen,
Ist meiner Seele Schmerzensnacht.

Mit ihren leisen Silberfloren
Spielt d'rauf der Sehnsucht Dämmerlicht,
Lezt sprühend, lezt in Nacht verloren,
Wie sich der Strahl am See hier bricht.

Und schaut dir durch der Wellen Schwärze
Dein eigen Bild entgegen hell,
So kennst du auch von meinem Schmerze
Den unermesslich tiefen Duell.

Ludwig Goldmann.

Letzte Bitte.

Nicht der Erde! Schöpfer! Deine Gaben
Spendest reichlich du wie Meeresand;
Laß sie Alle an dem großen Born sich laben,
Sind nur schenk' mir deine Vaterhand:

Sieh'! als einst am süßen Mutterherzen
Ich empfand des Daseins erste Schmerzen,
Sah ich lächeln um mich all' die Meinen;
Ich allein begrüßte sie mit Weinen! —

Und so steh' ich, Vater!: Laß beim Scheiden
Aus dem Thal' der kurzen Erdenteiden
Alle weinen, die mich dann umreißen,
Und mich lächeln nur allein! —

Isidor Proske.

Von den Blutkörperchen der Menschen und Thiere.

Ueber die Beschaffenheit der Blutkörperchen, die als rothe und weiße mikroskopische Scheibchen und Kügelchen im Blute der Menschen und der Thiere schwimmen, haben die zahlreichen Untersuchungen der letzten Zeit ganz neue Aufschlüsse gegeben, welche die bisherigen Vorstellungen wesentlich umgestaltet haben.

Seitdem der große Naturforscher Schwann die Zelle als die Ur- und Grundform aller organischen Wesen erkannt und beschrieben hatte, galten auch die Blutkörperchen für solche Zellen. Man nahm an, daß sie, wie alle anderen Zellen, von einer zarten gleichmäßigen Haut umschlossen wären und einen flüssigen Inhalt besäßen, der mit der Umgebung durch die Zellwand hindurch in Beziehung steht. Die Blutkörperchen, meinte man, tauschen durch ihre Haut hindurch ihre chemischen Bestandtheile mit denen der Blutflüssigkeit, in welcher sie schwimmen, aus. Man glaubte, dieses Ein- und Austreten der verschiedenen Stoffe unterhalte den Ernährungsvorgang im Blute und in den Organen, zu welchen dasselbe strömt.

Das Verhalten der rothen Blutkörperchen zum Wasser und beim Eintrocknen des Blutes diente namentlich zur Stütze dieser Anschauung. Bringt man nämlich zu einem unter dem Mikroskop befindlichen Bluts-

tropfen etwas Wasser, so sieht man die rothen Körperchen, die als platte Scheibchen erschienen waren, erst kugelförmig und blasf werden und schließlich ganz verschwinden, während die umgebende Flüssigkeit röthlich gefärbt wird. Hieraus wurde geschlossen, daß die Haut der Blutkörperchen den rothen Inhalt gegen das farblose Wasser ausgetauscht habe, daß das Körperchen selbst von dem eindringenden Wasser zur Kugel prall ausgebeut, dann blasf und endlich unsichtbar werde.

Zählt man andererseits einen Blutstropfen an der Luft vertrocknen und untersucht ihn dann unter dem Mikroskop, so sieht man statt der regelmäßigen rothen Scheibchen viel kleinere, unregelmäßige, mit Zacken und Unebenheiten besetzte Körperchen, welche nach der alten Vorstellung als die zusammengeshrumpften und unregelmäßig gefalteten Häutchen der rothen Zellen angesehen wurden.

Allein mit dieser Vorstellung von den Blutkörperchen konnte man die scheibenförmige Gestalt der rothen Blutkörperchen nicht erklären, da alle freischwimmenden Zellen kugelförmig sein müssen.

Auch eine andere Erscheinung an den rothen Blutkörperchen war nur durch willkürlich angenommene Voraussetzungen zu deuten. Man hatte nämlich gesehen, daß die rothen Körperchen in jedem Blute, das kurze Zeit still gestanden, geldrollenartige Säulchen bilden, indem sie mit ihren flachen Seiten sich aneinander legen und fest heften. Als Grund für diese Erscheinung nahm man an, es bilde sich im ruhenden Blute eine klebende Substanz, die die rothen Scheibchen an einander bade. Jedoch einen Beweis oder auch nur einen Anhaltspunkt für diese Voraussetzung konnte man aus den Beobachtungen nicht beibringen.

Diese alte Anschauung von den Blutkörperchen wurde jedoch durch die neuen Untersuchungen umgestoßen. und mit ihr mußten auch alle Erklärungen der bekannten Erscheinungen fallen.

Zuerst hat Professor Brücke in Wien die Vermuthung ausgesprochen, daß die Blutkörperchen gar keine Zellen seien und keine umschließende Haut besäßen. Es fiel ihm nämlich bei einer Arbeit über die Ursache der Blutgerinnung auf, daß er diese Haut der Blutkörperchen nie sehen konnte, er mochte dem Blute eine Flüssigkeit zusetzen, welche er wollte. Es hätte doch offenbar bei den mannigfachen Gestaltveränderungen und Schrumpfungen der Körperchen, die unter seinen Augen im Gesichtsfelde des Mikroskops vor sich gingen, diese Haut, wenn sie existirte, sich einmal vom Inhalte abheben und sichtbar werden müssen. Aber nichts von dem war zu sehen; die angebliche Haut war immer nur am Rande des Blutkörperchens zu finden. Daraus folgerte Brücke die Vermuthung, daß man eben den Rand

der Körperchen für eine Haut gehalten und daß eine besondere Haut gar nicht existirt.

Diese Vermuthungen fanden bald durch die Arbeiten des Professors Rollet in Graz ihre vollkommenste Bestätigung. Dieser Forscher setzte zu einem Blutstropfen eine sehr dünne Auflösung von farblosem Leim und erhielt, nachdem der Leim ein Wenig erstarrt war, einzelne rothe Blutkörperchen in den Lücken des festgewordenen Leimes eingeschlossen. Diese Masse wurde nun unter das Mikroskop gebracht und zeigte Blutkörperchen in den verschiedensten Lagen und Stellungen. Durch Druck konnte die Form derselben beliebig verändert werden. Rollet hat nun in keinem Falle ein Plagen der Körperchen und ein Austreten ihres Inhaltes mit Zurückbleiben einer Haut sehen können, wenn er den Druck auf die untersuchte Masse steigerte. Vielmehr zogen sich die Körperchen in die Länge, die Scheibchen und Kugeln verwandelten sich in kleine Spindelchen und langgestreckte Cylinder. Einzelne kleinere Stückchen rissen sich bei zunehmendem Drucke los und beide Theile hatten dieselbe Beschaffenheit. Es war also ganz klar, daß in den Lücken des festgewordenen Leims keine Zellen mit einer Haut und einem flüssigen Inhalte, sondern gleichmäßige zähe Massen vorhanden waren, daß also die Auffassung der Blutkörperchen als Zellen eine falsche und die Ansicht von Brücke die richtige sei.

Nachdem somit durch diese Forscher festgestellt war, daß die Blutkörperchen aus einer schleimigen, zähen Masse bestehen, welche in der dünnen wässrigen Blutflüssigkeit frei herumschwimmen — ganz so wie kleine Schleimkugeln und Fetttropfen in gewöhnlichem Wasser herumschwimmen würden — erhielten auch alle oben angegebenen Erscheinungen, welche an den rothen Blutkörperchen beobachtet worden waren, eine ganz andere Deutung.

Wenn wir zu einem Blutstropfen eine kleine Menge Wasser zusetzen und ihn dann unter dem Mikroskop betrachten, so wissen wir, daß die rothen Blutkörperchen erst kugelig und blaß werden und dann ganz verschwinden. Der Vorgang, der hiebei unter unseren Augen stattfindet, ist folgender: Der rothe Farbstoff der Scheibchen und das Wasser haben eine sehr große Anziehungskraft zu einander. Kommt das Wasser an das Scheibchen heran, so wird es von dem Farbstoffe angezogen, das Körperchen wird von dem aufgenommenen Wasser dicker und endlich ganz kugelförmig. Gleichzeitig zieht aber auch das Wasser, das draußen befindlich ist, den Farbstoff an, so daß das Körperchen blaß wird. Weil nun immer neues Wasser zukommt, so wird immer mehr Farbstoff ausgezogen, bis

das Blutkörperchen ganz farblos geworden und dann endlich mit einem Male gar nicht mehr gesehen werden kann.

Eine ganz entgegengesetzte Gestaltveränderung erleiden die Blutkörperchen, wenn Blut an der Luft verdunstet. Die Verdunstung erfolgt nämlich nicht nur von der wässerigen Blutflüssigkeit, sondern auch von den feuchten Blutkörperchen. Auch sie geben Feuchtigkeit an die Luft ab und werden dadurch wie jeder trocknende Körper kleiner. Nun erfolgt aber die Verdunstung nicht von allen Seiten der Blutkörperchen gleichmäßig, sondern nur an der Seite, an welcher sie mit der Luft in Berührung sind. Ihr Kleinerwerden und Zusammenschrumpfen ist daher auch ein ungleichmäßiges und sie verwandeln sich schließlich in die unregelmäßigen zackigen und unebenen Gestalten.

Zur Erklärung endlich des gelbrotenartigen Aneinanderklebens der rothen Scheibchen bedürfen wir jetzt bei der richtigen Erkenntniß ihrer Beschaffenheit keiner unerwiesenen, neu hinzukommenden Bindesubstanz. Die Scheiben selbst bilden eben zähe Massen, die sich mit ihren größten Flächen aneinanderlegen, wenn das Blut sich in Ruhe befindet.

Alle hier erwähnten an den Blutkörperchen beobachteten Erscheinungen haben auf diese Weise, nachdem ihr Bau richtig erkannt worden, eine einfachere Erklärung gefunden.

Von viel größerem Interesse aber als die Erkenntniß ihrer Formen ist die Frage nach dem Ernährungsproceß der Blutkörperchen. Da sie den Stoffwechsel des ganzen Organismus vermitteln, so sind die Entdeckungen in Betreff ihrer eigenen Ernährung, zu denen wir jetzt übergehen, von höchster Bedeutung.

Nach der alten Anschauung glaubte man, wie wir bereits erwähnt haben, daß der Gehalt der Blutkörperchen durch die Zellenwand hindurch mit der umgebenden Blutflüssigkeit und mit den Körpertheilen, zu welchen das Blut strömt, in Beziehung steht und daß auf diesem Wege ein gegenseitiger Austausch der Bestandtheile stattfindet. So konnte man sich vorstellen, daß die Körperchen aus der Blutflüssigkeit gelöste Stoffe in sich einsaugen, in ihrem Innern verändern, dann den so veränderten Stoff wieder ausschweigen und an die verschiedensten Gewebe des Körpers abgeben. Nachdem aber nachgewiesen worden, daß die Blutkörperchen gar keine Haut besitzen, mußte man auch diese Anschauungsweise aufgeben und den Ernährungsvorgang einer neuen gründlichen Untersuchung unterwerfen, die im letzten Jahre mit Hilfe vervollkommneter Untersuchungsmethoden eine Reihe ganz unerwarteter und wichtiger Resultate ergeben hat.

Zuerst prüfte man die Beziehung, in welcher die verschiedenen Blutkörperchen, die rothen und die weißen zu einander stehen.

Da die rothen Blutkörperchen, obgleich an Zahl und Menge den weißen weitaus überlegen, in ihrer Größe und Gestalt gar keine Abwechslung zeigen, wandte sich die Aufmerksamkeit der Forscher den seltener vorkommenden weißen Körperchen zu. Diese waren schon früher den Physiologen als regelmäßiger Bestandtheil des Blutes bekannt, aber die Verschiedenheit ihrer Größe und ihrer Gestalt konnte bei der bestehenden Ansicht von der Zellennatur aller Körperchen ihnen nicht die rechte Stelle anweisen, Sept, nachdem diese Ansicht aufgegeben war, ging man unbesangener an die Arbeit und sichtete erst das Material, das man zu erforschen strebte.

Der englische Naturforscher Barton Jones und mit ihm viele andere deutsche Physiologen unterschieden nun die weißen Blutkörperchen in vier ganz genau charakterisirte Classen.

Die ersten, sehr spärlich auftretenden sind viel kleiner als die rothen Blutkörperchen, und bilden farblose Körnchen und Kugeln von ganz gleichmäßigem Bau.

Die zweite Gruppe von Körperchen, die gleichfalls nur sehr selten gesehen werden, unterscheiden sich von den ersten bloß durch ihre Größe, sie sind so groß wie die rothen Scheiben, aber farblos und kugelförmig.

Die dritte Classe umfaßt die zahlreichsten und bekanntesten Formen der weißen Blutkörperchen. Diese haben die Größe der rothen Blutscheibchen und übertreffen diese noch um etwas, sind kugelförmig, doch nicht von gleichmäßigem Inhalte. In ihrem Innern unterscheidet man nämlich einen größern Kern und eine Menge kleinerer Körnchen.

Endlich gibt es eine vierte Reihe von farblosen Körperchen, welche gleichfalls nur sehr selten gefunden werden, viel größer, als die eben erwähnten sind und anstatt eines Kernes, wie diese, deren mehrere enthalten.

An den zuletzt beschriebenen Formen machte der Physiologe Erb in Heidelberg die Beobachtung, daß sie, wahrscheinlich in einer weiteren Entwicklungsstufe, sich in kleine gleichmäßige Körperchen theilen, die eine leichte gelbliche Farbe zeigen. Es lag ihm nahe, die so entstandenen gelblichen kleinen Körperchen für junge rothe Blutscheiben zu halten. Durch directe Beobachtung konnte er jedoch wegen des sehr seltenen Vorkommens dieser Gebilde seine ausgesprochene Vermuthung nicht feststellen.

Das Vorhandensein von größeren Kernen und kleinen Körnchen in den größern weißen Blutkörperchen, war nach der älteren Auffassung von der Zellennatur der Blutkörperchen gar nicht zu verstehen. Erst die neuesten Untersuchungen, die mit Hilfe besserer Methoden zu sehr merkwürdigen Resultaten geführt haben, gaben hierüber einen Aufschluß. Es wird nämlich durch dieselben die Annahme wahrscheinlich, daß hier eine in verschiedenen Formen sichtbare Entwicklungsreihe vorliege.

An den weißen Blutkörperchen mittlerer Größe beobachteten Häckel und viele andere Forscher schon vor längerer Zeit eine Reihe von Bewegungsercheinungen, die ganz unabhängig sind von dem Strömen der Flüssigkeit, in der die Körperchen schwimmen. Diese Bewegungen sind nur denen zu vergleichen, welche man bei einer niederen Classe von Seethieren, den Amöben, gesehen hatte. Diese Thiere bestehen aus einer hellen, gleichmäßigen, gallertartigen Masse und besitzen eine ganz besondere Art, sich fortzubewegen. Der weiche Körper wird nämlich erst etwas länglich, spitzt sich dann nach einer Seite zu durch Bildung eines Fortsatzes aus seiner Masse; der Fortsatz verlängert sich und schließlich schiebt sich die übrige Körpermasse nach, indem sie mit dem Fortsatze zusammenfließt. Die Amöben können diese Art von Bewegung, so oft sie wollen und nach jeder beliebigen Richtung, ausführen und sind dadurch im Stande ihren Ort beliebig zu wechseln. Oft schicken sie statt eines Fortsatzes deren zwei oder mehrere aus, namentlich wenn sie kleinere Thiere fangen wollen. Sie strecken dann rings um das auserkorene Opfer eine ganze Anzahl solcher Fortsätze aus, die sie weit über dasselbe hinaus verlängern. Dann lassen sie plötzlich all' diese Fortsätze zusammenfließen und bald sieht man das kleinere Thierchen in der Mitte der gallertigen Amöbe, woselbst es nach einiger Zeit, nachdem es verdaut worden, verschwindet.

Ganz dieselben Ortsbewegungen durch Vorwärtsschieben eines Theiles und Nachfließen des anderen sind nun von Häckel und Anderen an den weißen Blutkörperchen gesehen und wegen ihrer Ähnlichkeit mit den eben beschriebenen amöbenförmigen Bewegungen genannt worden. Häckel stellte ferner noch darüber Versuche an, ob diese Körperchen auch andere kleinere Gegenstände in sich aufnehmen. Zu diesem Zwecke setzte er dem Blute, das er untersuchte, fein zerriebene Indigo- und Carminstückchen zu. Unter dem Mikroskop sah er nun ganz deutlich, wie auch die weißen Blutkörperchen ihre kleinen Fortsätze um diese ihnen zugeführten Krümelchen streckten und wie dann bald das blane Indigo- und das rothe Carminkörnchen mitten in dem weißen Blutkörperchen steckte. In jeder Beziehung

war also das Verhalten der weißen Blutkörperchen ein den längst bekannten Seethieren gleiches.

Die eben beschriebenen merkwürdigen Erscheinungen waren jedoch nur beobachtet am Blute außerhalb des Körpers, das, unter's Mikroskop gebracht, sich unter wesentlich anderen Verhältnissen befand, als im lebenden Körper. Man konnte noch glauben, daß die beobachteten Bewegungserscheinungen der weißen Blutkörperchen nur die Folge davon sind, daß das untersuchte Blut an der Luft ungleichmäßig verdunstet. Oder es könnte auch die niedrigere Temperatur, die Abkühlung des Blutes, welche es erleidet, wenn es den lebenden Körper verläßt, diese Bewegungen nur vorpiegeln.

Wollte man daher beweisen, daß diese Bewegungen auch im kreisenden Blute vorhanden sind, so mußte man beide Fehlerquellen, die Verdunstung des untersuchten Blutstropfens und seine Abkühlung, vermeiden. Und dies ist nunmehr durch die verbesserten Beobachtungsmethoden der Professoren v. Recklinghausen und Max Schulze vollständig gelungen.

Professor v. Recklinghausen führte nämlich, um den störenden Einfluß der Verdunstung bei der Untersuchung feiner organischer Gewebe zu beseitigen, folgende Verbesserung am Mikroskop ein. Anstatt in gewöhnlicher Weise mikroskopischer Beobachtung das zu untersuchende Gewebe auf das Objectgläschen und darüber das Deckgläschen zu legen, setzte er auf das Objectgläschen einen kleinen hohlen Cylinder, dessen Wände mit feuchtem Papier ausgeklebt waren. In diesen Cylinder wird der zu prüfende Gegenstand und auf denselben das Deckgläschen gelegt. Es wird dadurch ein kleiner Raum geschaffen, der durch das naß gemachte Papier vollständig feucht gehalten wird, so daß dann der zu untersuchende Gegenstand nicht mehr verdunsten kann. Recklinghausen nannte diese kleine feuchte Vorrichtung die „feuchte Kammer“.

Um bei der Untersuchung des Blutes aber auch den störenden Einfluß der Abkühlung zu beseitigen, brachte Professor Max Schulze an dem Tischchen des Mikroskops, auf das die „feuchte Kammer“ gestellt wird, eine Vorrichtung an, welche es ihm gestattete, durch Spiritusflammen das Tischchen zu heizen. Ein kleines Thermometer zeigte genau die Temperatur, welche in der „feuchten Kammer“ herrschte, so daß dadurch der zu prüfende Gegenstand auch bei der Blutwärme beobachtet werden konnte.

Mit Hilfe dieser beiden Verbesserungen am Mikroskop, der „feuchten Kammer“ und des heizbaren Objecttisches, prüfte nun Professor Max Schulze all die bekannten Erscheinungen der weißen Blutkörperchen. Er

fand, daß sie bei Vermeidung der Verdunstung und bei der Blutwärme ganz dieselben Bewegungen, nur noch viel energischer und lebhafter, zeigen. Auch die Aufnahme kleiner Indigo- und Carminstückchen erfolgt bei dieser Temperatur wie bei der gewöhnlichen Zimmerwärme.

Da nun die Bedingungen im Versuche ganz dieselben waren, als sie im lebenden, kreisenden Blute sind, so schließt Prof. Schulze mit Recht, daß die weißen Blutkörperchen auch während des Lebens amöbenförmige Bewegungen machen und kleine in ihre Nähe kommende Körnchen in sich aufnehmen.

So weit sind wir den durch die wissenschaftliche Forschung sicher ermittelten Thatsachen gefolgt. Wagen wir nun einen Schritt in das Gebiet der Vermuthungen und fassen wir die verschiedenen Formen der weißen Blutkörperchen als Entwicklungsstufen auf, so können wir auf Grund der wissenschaftlichen Thatsachen uns folgende Vorstellung machen.

Die ganz kleinen Kerne und Körnerchen des Blutes, welche dasselbe aus dem Speisefaste erhält, werden von den größeren, glatten, weißen Blutkörperchen, die amöbenförmige Bewegungen zeigen, verschluckt, ganz so wie die kleinen Thierchen von den Amöben. Dadurch bekommt das glatte Blutkörperchen einen Kern und viele kleine Körnchen. In diesem Zustande nimmt es noch immer kleine Theilchen in sich auf, bis es zu den großen weißen Blutkörperchen mit mehreren Kernen herangewachsen ist. Jetzt verliert es aber die Fähigkeit, Bewegungen zu machen und neue Theilchen an sich zu ziehen, vielmehr theilt es sich nach den Beobachtungen von Erb in die kleinen gelblichen Körperchen, welche wahrscheinlich zu rothen Scheibchen heranwachsen.

Ueber das Schicksal dieser Lepteren, deren Zahl auf diesem Wege immer mehr und mehr zunehmen muß, hat die Untersuchung bisher noch keine Thatsachen ermittelt, welche einer Vermuthung zur Grundlage dienen könnten. Welche Thatsachen aber auch immer spätere Forschungen an den rothen Blutkörperchen entdecken, welche Erscheinungen ihres Lebens die Wissenschaft auch ermitteln mag: sie werden schwerlich an Interesse die an den weißen Blutkörperchen gefundenen Lebensäußerungen übertreffen und sich immer nur als weitere Ausführung den jetzt ermittelten Grunderscheinungen anschließen.

Die Rhevenhüller.

Es ist in neuerer Zeit seltener geworden, daß alte bedeutende Adelsgeschlechter ihre Geschichte schreiben und veröffentlichen lassen. Das Publicum zeigt wenig Interesse dafür und doch ist es höchst interessant, einen Blick in das innere Treiben jener Adelsgeschlechter zu thun, welche einst wichtige Positionen im Staatsleben inne hatten.

Der Pfarrer Bernhard Ezerwenka zu Ramsau in Steiermark hat nach archivalischen Quellen eine Geschichte der Rhevenhüller (Wien 1867 bei W. Braumüller) veröffentlicht.

Das Buch verdankt sein Entstehen der Liberalität des mütterlicherseits von den Rhevenhüllern abstammenden gräflich Siech'schen Hauses, das dem Verfasser die Durchforschung des Thurnauer Schloßarchives gestattete. Eine vollständige Geschichte der Rhevenhüller ist es nicht, da es thatsächlich nur einen Bruchtheil dieser Geschichte, soweit als zufällig die Thurnauer Acten reichen, enthält.

Die Rhevenhüller stammen aus Franken und wanderten — der Zeitpunkt ist unbestimmbar — in Kärnten ein. Sie erwarben in der neuen Heimat rasch Güter und Ehren. Schon 1418 war ein Rhevenhüller mit den kärntnerischen Hilfstruppen gegen die Türken gezogen und am 16. October 1566 verlieh der Kaiser dem Geschlechte den Freiherrnstand. Schon früher hatte es durch Besitz das Prädicat „von Landskron“ erhalten. Die Rhevenhüller wurden bald als das begütertste Geschlecht des kärntnerischen Adels betrachtet, und in ihren Schuldbüchern standen hohe Namen, darunter die mehrerer Erzherzoge. Auch der an Geldnöthen laborirende Kaiser ließ sich Summen aus und erhob dafür (1593) Johann Rhevenhüller zu einem Grafen von Frankenburg. Diese Erhebung hatte ein wichtiges Ereigniß zur Folge: die Erbvereinigung zwischen den vier Brüdern Rhevenhüller. Das bezügliche interessante Actenstück theilt der Verfasser mit. In demselben wird für den Fall des Absterbens der männlichen Glieder den weiblichen die Erbfolge zugesichert. Am Schlusse des Documentes befindet sich die Clausel, dem „hochlöblichen Haus Oesterreich löblich und fleißig zu dienen, aber keinem Solchen, der wider Oesterreich steht“.

Ein werthvoller culturgeschichtlicher Beitrag ist, wie auch die „N. fr. Pr.“ bemerkt, die Reise des jungen Barthelma Rhevenhüller — des späteren berühmten Sprossen — durch Europa. Im Jahre 1557 reiste Barthelma nach Frankreich und hörte auf der Tour dahin, in

Genf, Calvin predigen. Auf dem Wege nach Paris fesselte ihn die Universität Orleans; er verkaufte seine Pferde und hörte von einem Fabianus Mosser die „Dialecticam Philippi Melanchthonis“ lesen. Zu derselben Zeit war ein Studiengenosse Barthelmä's in Paris Zeuge un-menschlicher Mißhandlungen gefangener Hugenoten. Nach überstandener schwerer Krankheit zog Barthelmä am 24. December in Paris ein. Der fahrende deutsche Ritter scheint von Paris enttäuscht worden zu sein. Wenigstens nennt er mit Ausnahme des königlichen Palastes, ein „schön und gewaltig geben“, nichts, was seine besondere Aufmerksamkeit erregt hätte. Während seines Aufenthaltes sah er einen Pastetenbäcker auf das Rad flechten, der zu seinen Pasteten Menschenfleisch verwendet hatte. Barthelmä wanderte tüchtig in Frankreich herum; im Hochsommer war er in Toulouse und las dort mit einigen deutschen Freunden den Thucidides.

Die Vermählung des Königs Philipp II. mit Elisabeth von Frankreich gab Rhevenhüller den Entschluß ein, Spanien zu bereisen. Kaum über die Grenze gekommen, erhielt er in Valladolid einen Vorgesmack der Abenteuer, die seiner warteten. In der genannten Stadt wurden eben etliche Personen, darunter auch welche vom Adel, auf öffentlichem Plage lebendig verbrannt. Die große Inquisition von Castilien hielt dort Hof und hatte diese Auto-da-fés veranstaltet. Einige Tage später kam der Ritter mit seinen Begleitern in den Wallfahrtsort S. Jago di Compostella. Mit ihnen strömte eine große Menge Volkes in die Kirche, das vor den Reliquien niederfiel, an die Brust schlug und „Misericordia!“ schrie. Rhevenhüller und seine Freunde blieben stehen und erregten dadurch den Zorn der Pfaffen. Unser deutscher Edelmann sollte nun erfahren, wie gefährlich es war, den Verdacht der nach Blut lechzenden Mönche zu erregen. Die Reisenden, von einem Goldschmied gewarnt, wollten entfliehen, wurden aber von den Banden der heiligen Hermandad eingeholt und nach vergeblichen Verwahrungen verhaftet. Die Gefangenen wurden examinirt. Der Mönch, dem dies oblag, fragte Rhevenhüller, ob er an das Sacrament glaube, gleich darauf, ob in seiner Heimat auch „schöne Madlein“ wären. Trotz der klaren Schuldlosigkeit der Gefangenen wurde ihnen bei der großen Inquisition ein Proceß anhängig gemacht und sie bis zu dessen Entscheidung in ein von Ungeziefel wimmelndes Gefängniß geworfen.

Neunundzwanzig Tage saßen die Armen im Inquisitions-Kerker; auf die Berufung auf ihre Schuldlosigkeit gab man ihnen zur Antwort: das „heilige“ Gericht habe schon ansehnlichere Leute als sie verbrannt.

Nach langem absichtlichen Zögern ließ man Rhevenhüller und seine Freunde aus dem Gefängnisse. Bücher und Pferde hatte man ihnen weggenommen und den Rest ihrer Barschaft, bestehend in zwanzig Ducaten, zwang man sie, den Kerlertnechten für das von Ungezieser wimmelnde Stroh zu geben. Die Gesellschaft war einer großen Gefahr entgangen.

Rhevenhüller reiste nach Portugal. In Lissabon sah er den Sklavenmarkt, auf dem Neger neben Affen und Meerkatzen verkauft wurden. Seine besondere Aufmerksamkeit erregte die königliche Gallione, die wie „ein Schloß im Meer“ aussah. Auf der Rückreise durch Frankreich erzählt er von einem merkwürdigen Beispiele der Mirakelindustrie. In Saint Maximin, hinter Marseille, „verkaufte man der Maria Magdalena Maß, sowohl ihrer Länge als Dicke, auch von ihren Ringlen“.

Von Frankreich reiste Barthelmä in die Niederlande, von da nach Hause. Seine Wanderlust schien noch nicht befriedigt, es hielt ihn nur kurze Zeit im Vaterlande. Er ging nach Italien und später in Folge eines Gelübnisses nach Palästina. Diese letztere Reise bietet wenig Erwähnenswerthes.

In das Vaterland zurückgekehrt, gelangte Barthelmä Rhevenhüller im Laufe der Zeit bei Hofe zu hohem Ansehen. Er war Mundschenk des Erzherzogs Carl, später Landobristen, Burggraf und Erbland-Stallmeister von Kärnten. Viel mögen die glänzenden Verhältnisse des Hauses zu dieser raschen Carrière beigetragen haben. Barthelmä besaß ein fürstliches Einkommen; die Namen der ihm eigenthümlichen Herrschaften und Grundstücke füllen mehrere Octavseiten.

Im Jahre 1617 ging Rhevenhüller auf Bitte des Cardinals Khlesel als kaiserlicher Botschafter nach Madrid. Er hatte schon mit Widerwillen diesen Posten angenommen, da er die Zerrüttung seines Privatvermögens als natürliche Folge der Ambassade kannte. Die gräßliche Geldnoth des österreichischen Kaiserstaates hatte damals den höchsten Grad erreicht. Der kaiserliche Gesandte in Spanien blieb durch Jahre ohne Gehalt. Von dem zugesicherten Gehalte hatte Barthelmä nur 8000 Gulden erhalten, dagegen 105.131 Gulden zu fordern.

Rhevenhüller mußte Anlehen unter den ungünstigsten Bedingungen aufnehmen, da auf seine dringendsten Bitten und Beschwörungen keine Antwort aus Prag kam. Zuletzt schrieb er an Kaiser Ferdinand, „er habe seine und seiner Frau Kleider versehen und um einen Spott verkaufen müssen; mehr als einmal sei er des Morgens aufgestanden, ohne zu wissen, woher er einen Bissen Brod nehmen sollte“. Am kaiserlichen

Hofe hatte man taube Ohren und entschloß sich erst im letzten Augenblicke, dem Grafen einiges Geld zu senden.

Bald sollten noch schwerere Sorgen das Geschlecht der Khevenhüller treffen. Im Jahre 1628 erließ Kaiser Ferdinand das Edict, nach welchem der evangelische Adel gezwungen wurde, entweder den katholischen Glauben anzunehmen oder das Land zu verlassen. Die Familie Khevenhüller war gespalten; Hanns Khevenhüller und sein Stiefbruder Franz, ihr Vetter Sigmund und drei weibliche Glieder waren evangelisch und zogen die Auswanderung dem Glaubenswechsel vor.

Mit welcher unerbittlicher Strenge dieses finstere, willkürliche Edict vollzogen wurde, wie die kärntnerische Ritterschaft durch ein Jahr vergeblich dagegen protestirte und mit zweideutigen Ausflüchten hingehalten wurde, das bildet eine der besten Partien des Buches. Der Verfasser hat hier löblicherweise nur Urkunden sprechen lassen und so jeden Verdacht einer parteiischen Schilderung von sich abgewälzt.

Barthelma war 1613 gestorben und Franz Christoph Khevenhüller machte die verzweifeltsten Anstrengungen, das confiscirte Vermögen der ausgewanderten Glieder zu erwerben. Der Hof war undankbar. Die geleisteten Dienste, daß das Geschlecht sein Vermögen bei der spanischen Gesandtschaft gepfert — Alles war vergessen und das Stammschloß Landstern ging wirklich in fremde Hände über.

Indessen ging die Katholisirung Kärntens vorwärts. Eine Commission, bestehend aus mehreren fanatischen Priestern, begleitet von einem starken Fähnlein Musketiere, zog von Ort zu Ort und zwang die Einwohner, katholisch zu werden, oder mit Hinterlassung des zehnten Pfennigs das Land zu räumen. Die Rohheit, von der diese Bekehrungsfahrt begleitet war, ist unglauklich. — Die ausgewanderten Khevenhüller fanden in Nürnberg ein sicheres Asyl. Kurz nach ihrem Eintreffen in dieser Stadt landete Gustav Adolf an der deutschen Küste. Die österreichischen Exulanten hatten auf den tapferen Schwedenkönig ihre letzte Hoffnung gebaut und stellten sich ihm zur Disposition. Die Brüder Hanns und Paul Khevenhüller streckten dem Könige den Rest ihres Vermögens (70.000 Thaler) vor und erhielten von diesem das Commando über fünfzehnhundert Pferde. Hanns wurde in die Kriegswirren verwickelt und fiel nach kurzer Zeit bei der Einnahme von Freistadt in der „jungen Pfalz“. Er starb in Nürnberg in den Armen seiner Gattin und liegt in der Johanniskirche begraben.

Im Augenblicke als der kühne Hanns starb, befand sich die Familie in noch nie gesehenen Nöthen. Die Witwe des Gefallenen mußte, um

leben zu können, das Silbergeschmelde verkaufen und die Diener entlassen. Der Bruder Paul befand sich gleichfalls in schlimmen Geldverlegenheiten. Dazu die Nachrichten aus Oesterreich. Am kaiserlichen Hofe wurde gegen die protestantischen Rhevenhüller ein Hochverraths- und Confiscationsproceß angestrengt und deren gesammtes Vermögen dem Fiscus einverleibt. Franz Christoph Rhevenhüller, der in Prag lebte, mußte unter diesen Verhältnissen sehr vorsichtig auftreten, um sich nicht dem Scheine auszusetzen, als ob er das hochverräterische Thun seines Bruders billige.

Der nun gegen die ausgewanderten Rhevenhüller angestrenzte Confiscationsproceß bietet eine treffende Illustration zu den damaligen Rechtsverhältnissen. Ein jämmerliches Schauspiel! Durch Jahre wurde ein unendlicher Wust von Protokollen, Deductionen, Protestationen, Gutachten und Propositionen, ohne die geringste Entscheidung herverzubringen, mit Franz Christoph Rhevenhüller gewechselt. Dieser, der die Ruhe seines Alters darangesetzt hatte, die väterlichen Stammgüter zu retten, mußte endlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß gegen die Hofcreaturen, die hinter dieser gotteserbärmlichen Rechtsmaschine steckten, nicht aufzukommen sei.

Der zweite protestantische Rhevenhüller war an der Seite Gustav Adolfs geblieben und zog sich, als der König fiel, nach Schweden zurück. er stand bei der Königin-Witwe in hohen Ehren. Er erhielt das Krongut Jullela und fand im neuen Vaterlande reiche Anerkennung.

Endlich war die Kriegsfackel im Verlöschen. Die Bevollmächtigten der verschiedenen Staaten traten in Münster und Osnabrück zusammen. Nachdem sie sich einige Jahre gezankt, wer von ihnen mit goldenen und silbernen Gabeln essen sollte, schritten mit unendlicher Langsamkeit die Verhandlungen vorwärts. Paul Rhevenhüller, des schwedischen Schutzes gewiß, setzte es durch Orenstierna durch, daß der Artikel XIV, § 45 des Friedensinstrumentes auf Zurückgabe des confiscirten Vermögens lautete.

Es entspann sich ein neuer Restitutionsproceß, der einige Jahrzehnte dauerte. Von dem confiscirten Vermögen hat die Familie Rhevenhüller nie einen Heller zurückgehalten.

So weit reichen die Acten im Siedischen Archive, und hier hat der Verfasser abgebrochen.

Ueber deutsche Pflanzennamen

aus der Familie der Lippenblüthler (Labiatae).

Mit Recht hat die Wissenschaft sich von dem Gebrauche der deutschen Pflanzen- und Thiernamen emancipirt und die lateinische Nomenclatur eingeführt, weil die Trivialnamen, die den Pflanzen vom Volke gegeben wurden und werden, zu wenig dem Zwecke einer genauen Bezeichnung entsprechen und weil in unserem vielgliedrigen Vaterlande oft ein und derselben Pflanze die mannigfachsten, manchmal widersprechendsten Namen gegeben wurden. Doch was der Naturforscher von Sach mit Recht gethan, um seiner Wissenschaft mehr Einheit auch in diesem Punkte zu geben, darf uns deshalb noch nicht verführen, die deutschen, die Trivialnamen der Pflanzen unbeachtet zu lassen, denn wie in Allem, was vom reinen Geiste des Volkes ausgeht, liegt oft unbewußter Weise ein Kern der Wahrheit darinnen, welchen herauszufinden sich gewiß der Mühe lohnt. Ich habe zunächst nur eine Abtheilung des Pflanzenreichs genommen, und zwar eine solche, deren Pflanzen der vielen in ihr enthaltenen aromatischen Oele wegen, schon seit uralten Zeiten als Heilkräuter im Gebrauche waren, die Lippenblüthler oder Labiaten, weil natürlich die Menschen der näheren Berührung wegen, welche sie mit ihnen hatten, auch mehr bedacht waren, sie mit passenden, oder auch unpassenden Namen zu belegen.

Daß zunächst die äußere Form entweder der ganzen Pflanze oder einzelner auffallender Theile derselben Veranlassung gab einen Namen zu schaffen, liegt ungemeyn nahe; dieses zeigt sich in den Namen, Hohlzahn (Galeopsis), weil die untere Lippe derselben an der Basis beiderseits mit einem hohlen spitzen Zahne versehen ist; bei der Leuchte (Marrubium) stehen die kleinen weißen Blüthchen im Scheinquitl um den Stengel sehr dicht und auffallend; der Kelch der Wirbelborste, Weichborste (Clinopodium) besteht aus weichen Borsten, die nach dem Ausfallen der Blumenkrone kreisförmig (wirtelig) den Stengel umgeben; Löwenschweif (Leonurus) und Papfenkraut (Ajuga) haben ihre Namen ebenfalls von der Tracht der Blüthen erhalten, sowie die Form derselben dem Helmkräute (Scutellaria) und die gekräufelte Beschaffenheit der Blätter der Krausemünze (Mentha crispa) den Namen verlieh. Oft war der mehr oder weniger glückliche Vergleich mit anderen Pflanzen die Veranlassung zur Namengebung, wie dieß in Taubnessel, todte Nessel (Lamium), Hanfnessel (Galeopsis), Goldnessel (Galeopdolon) Marieunnessel (Marrubium) sich zeigt;

auch die Namen Erdpfeifen (*Glechoma*) wegen des Kriechens auf dem Boden und Bergpfeifen (*Marrubium*) wegen entfernter Aehnlichkeit mit dem Blütenstande des Hopfens gehören hieher.

Doch begnügte man sich nicht mit dem äußeren Anblicke, sondern unterzog die Pflanzen auch einer näheren Betrachtung, welche entweder wegen besonderer Eigenschaften oder der Totalwirkung zur Verleihung von Namen Veranlassung gab. Zu ersterer Abtheilung gehören die Namen von *Teucrium chamaepithys*, Feldcypresse, Erdliefer, Harzkrant, wegen der klebrigen Beschaffenheit und des Harzgeruches der Wurzel dieser Pflanze, wie der herbe zusammenziehende Geschmack von *Verbena*, die Namen Eisenkrant, Eisenhart, Eiserich, Stahlkrant ins Leben rief. In Bezug auf die Wirkung ist die Mannigfaltigkeit der Namen noch größer, da die Vorfahren eben einen viel reichlicheren Gebrauch von den Pflanzen bei ihren Medicamenten machten, als wir heutzutage, wovon man sich bei der Durchsicht irgend eines alten „Kräuterbuches“ leicht überzeugen kann. So wurde *Stachys annua* Veruskrant, Besckreikrant wahrscheinlich deshalb so genannt, weil man es gegen das Verschreien gebrauchte; *Leonurus cardiaca* wurde gegen das sogenannte Herzspannen der Kinder angewendet, daher ihm die Namen Herzgespann, Herzgesperr, Herzkrant zu Theil wurden; *Scutellaria galericulata* verdiente den Namen Fieberkrant, da es in dieser Krankheit als Heilmittel angewendet wurde; auch *Betonica officinalis* scheint den Namen Zehrkrant aus einem ähnlichem Grunde erhalten zu haben. Ebenso drücken die Namen Wohlgemuth (*Origanum*) und Gottheil (*Brunella*) nur die wohlthätige Wirkung dieser Pflanzen aus, während durch das Epitheton Ross in Rosmünze und Rosbalsam (*Mentha sylvestris*) der Grad der Wirksamkeit angedeutet ist. Aber nicht nur Wirkungen im menschlichen Körper gaben zur Namenverleihung Veranlassung, sondern auch Einwirkungen auf andere Wesen, wie sich dieses in den Namen Kornwuth zeigt, welcher Name der Pflanze *Galeopsis ochroleuca* wahrscheinlich deshalb ertheilt wurde, weil sie ein so häufiges Unkrant in Getreidefeldern ist; selbst die Namen Bienensaug, Kagenmünze und Innenblatt zähle ich hieher; denn Bienensaug (*Lamium*) und Innenblatt (*Melittis*) verrathen die große Vorliebe der Bienen und anderer Honigsauger zu diesen nectarreichen Pflanzen und von der Kagenmünze (*Nepeta*) ist es bekannt, daß die Kagen sich so gerne auf ihr wälzen. Auch der Standort gab Veranlassung, wie dieses der Name Lachenknoblauch (*Teucrium Scordium*) zeigt. Interessant sind endlich noch die oft so

verdrehten lateinischen Namen, welche in die Bulgarsprache aufgenommen wurden, wie z. B. Münze (Mentha) in vielen Zusammensetzungen, Bathengel (Betoica) Braunelle, Prunelle (Prunella) und Salbey (Salvia), während auch eigentliche Uebersetzungen vorkommen, wie Schildkraut (Scutellaria). Manche Namen lassen sich aber fast nicht erklären, wie Kapengesecht (Galeopsis), Gottvergessen (Marrubium), Günsel (Ajuga), Frauenbiß, Gamander (Teucrium chamaedrys) obgleich manchmal theils Fabeln theils Gebräuche der Anlaß dazu gewesen sein mögen, wie dieses die Namen Donnerrebenkraut und Hundetragenkraut (Glechoma) zu zeigen scheinen.

Prof. Carl Rom. Ried.

Waren die Urbewohner Europa's Menschenfresser?

Ueber diese Frage debattirte vor Kurzem der in Paris tagende Urgeschichtliche Congress, und Carl Vogt berichtet darüber an die „R. Z.“: Mit vollkommener Sicherheit will es Niemand behaupten, aber Andeutungen mancher Art werden beigebracht. Einer der Secretäre, Hamy, referirt über verschiedene Thatfachen, die schon in der Anthropologischen Gesellschaft von Paris besprochen wurden. Ihr Berichterstatter gibt ausführlichere Notizen über den alten Fund von Chanvaux bei Lüttich, wo Springknochen junger menschlicher Individuen ganz in ähnlicher Weise behandelt fand, wie die Knochen der Thiere, die zum Male gedient hatten; über die Knochen von Uelze in Westphalen, an welchen Professor Schaaffhausen von Bonn Aehnliches constatirt; er erwähnt eines von Messikommer in Robenhäusen ihm zugesandten menschlichen Armbknochens, dessen Bruch freilich nicht hinreichend charakteristisch ist, aber doch Zweifel an Raum läßt. Man habe gesagt, Menschenfresserei komme nur in sehr fleischarmen Gegenden und bei wahrer animalischer Hungernoth vor; allein dies sei doch nur die Ausnahme, und in den meisten Fällen seien Opfer und überhaupt religiöse und liturgische Gebräuche der Grund des Kannibalismus, der denn auch in gesegneten Ländern vorkomme. Longpérier erhebt sich, um in sehr geistreicher und witziger Rede die Ehre der historischen Voreltern wenigstens zu retten. Manche Völker hatten sehr sonderbare Gebräuche der Bestattung; man finde in Sardinien und an anderen Orten in Gräbern Thoncyliner, die man mit den zerbrochenen Knochen der Todten gefüllt und bestattet habe; anderwärts

ließen sich die Eltern von ihren Kindern todt schlagen und sahen dies als eine Ehre an, während jetzt, in unseren civilisirten Zuständen, die Söhne meist nur das Vermögen, nicht aber den Leib ihrer Eltern angreifen; die historischen Zeugnisse seien ganz zu verwerfen, es seien nur Zeugnisse außerordentlicher Wohlthaten, welche die Regierungen sich selbst ausstellten und die stets, nach alter Gewohnheit, unmäßig übertrieben seien. So erzählten griechische Schriftsteller, Alexander der Große habe die Menschenfresserei in Indien ausgerottet; ob das von einem Feldzuge glaublich sei, während die Engländer noch jetzt, nach so langem Besitze Indiens, das Verbrennen der Witwen nicht hätten ausröten können, das noch obendrein, wie man längst den indischen Schriftgelehrten nachgewiesen habe, auf einem gänzlich mißverstandenen Sage der Bedas beruhe, ganz so, wie auch das Kameel, das durch ein Nadelöhr gehe, ebenfalls eine falsche Uebersetzung sei? Der Umstand, daß man bis jetzt meist nur Knochen junger menschlicher Individuen als Mahlzeitenreste gefunden haben wolle, mache ihn mißtrauisch; denn die Alten, die man aus Ehrfurcht todt schlage, würden durch Ehrenbezeugungen nicht verjüngt. Broca erläutert die Menschenfresserei — sie sei selbst bei ziemlich hohen Culturzuständen wilder Völker, wenn auch nicht mehr thatsächlich, so doch symbolisch vorhanden. Früher habe man die Gefangenen getödtet und gefressen, wobei dem siegreichen Häuptling ein Ehrenstück, das Herz oder Auge, zugefallen sei; dann habe man sie nur noch getödtet und der Häuptling dieses Ehrenstück verzehrt, und Pomare, die unter Louis Philippe's Regierung für Frankreich so interessant geworden sei, einen Taufnamen geführt, der in guter Uebersetzung hieße: „Augenfraß“, und dies sei ein Ehrentitel gewesen, etwa gleichbedeutend mit Kronprinzessin. Was nun die Menschenfresserei in Europa in vorhistorischer Zeit betreffe, so habe er sich lange gegen die Annahme derselben gesträubt, da Knochen in der Erde häufig durch Seitendruck so gebrochen würden, daß es schiene, als habe man sie absichtlich gebrochen; aber ein Knochen, den Dr. Clement aus der Pfahlbaute von Concisa am Neuenburger See hervorgezogen, habe ihn überzeugt. An diesem sehe man Einschnitte, Hiebe von Kieselärten, Eindrücke von Zähnen, die genagt, und die Markhöhle sei sichtlich förmlich ausgekratzt. Nun kommen noch Andere: Roujou, der bei Villeneuve St. Georges Schenkelknochen und Kinnlagen aufgeklopft und angeröstet gefunden; Zullien, der in einer Grotte bei Buis die Knochen von drei Individuen in ähnlicher Weise behandelt nachgewiesen; Vorfaac, der in einem nordischen Tumulus in der einen Ecke die Thierknochen gesammelt fand, welche zum

Todtenmale gebient hatten, während in einer anderen Ecke, gesondert, ebenso behandelte Menschenknochen lagen, die Spring, der zufällig in Kopenhagen war, sogleich mit den bei Chauvaux gefundenen identificirte; Element zeigt seine Knochen vor und besteht besonders auf dem Umstande, daß dieselben, obgleich verschiedenen Individuen angehörig, sich wohlverwahrt unter der Cäplanade der Pfahlbaute auf einem Haufen zusammenfanden. Alle Beobachter bestätigen die Bemerkung Vogt's, daß sämmtliche bis jetzt gemachte Funde der letzten Periode der Steinzeit und vielleicht dem Anfange der Bronzezeit angehören, und schließlich trennt sich der Congreß nach dreistündiger Sitzung, um friedfertigeren Malen zuzuwenden, für welche wohl Thiere, aber keine Menschen geopfert worden sind. Gewißheit gewähren alle Thatfachen allerdings noch nicht: ein gewisser Grad von Wahrscheinlichkeit muß ihnen aber jedenfalls zugestanden werden, und wenn einmal Signalflaggen und Richtungs-signale nach einem gewissen Ziele hin ausgestellt sind, so werden bald vervollständigende und überzeugende Beweise gefunden. Uebrigens geht aus Allem hervor, daß die edlen Vorfahren des goldenen Zeitalters Wilde waren, Wilde in jeder Beziehung — warum sollten sie nicht, wie die meisten Wilden, ihre besiegten Feinde geopfert und getroffen haben?

Kleine Mittheilungen.

(Aus Madagascar.) Ein neu erschienenes Werk des englischen Officiers Oliver gibt Auskunft über die Bemühungen der Engländer und Franzosen, sich am Hofe von Madagascar den Rang abzulaufen. Gesandtschaften beider Nationen, für Frankreich Schiffs capitän Dupré, für England Generalmajor Johnstone, erschienen kurz vor der Ermordung des Königs Radama gleichzeitig in der Hauptstadt. Der Engländer machte sich am beliebtesten, da er werthvollere Geschenke als sein Nebenbuhler brachte, eine große Bibel in Quart, einen scharlachrothen Regenschirm, einen vergoldeten silbernen Kreuz nebst Vocalen, eine Wilkinson'sche Büchse, eine vollständige Feldmarschallsuniform, ein Porträt der Königin von England in Lebensgröße und eine Partie musikalischer Instrumente für einen Chor von fünf und zwanzig Personen. Am Hofe herrschte die sonderbarste Mischung madagassischer Barbarei und europäischer Sitten und Trachten. Dem Könige wurde auf europäische Art gehuldigt, aber neben dem Throne

stand eine Büchse, in die jeder zur Vorstellung zugelassene Madagasse einen halben Dollar zu werfen hatte. Die Hölzlinge gingen in Uniform, aber viele hatten die Rüben von gegerbter Ochsenhaut auf dem Kopfe, aus denen die Madagassen, wenn sie auf der Reise sind, trinken und essen. Die Damen erscheinen in prächtigen Toiletten von den glänzendsten Farben, mit Kränzen und künstlichen Blumen im Haar, einige sogar mit Crinolinen, aber Schuhe und Strümpfe waren bei ihnen nicht beliebt. Dabei huldigen alle der Sitte, Schnupftabak zu kauen. Bei allen Aufzügen bildete die königliche Garde mit aufgesteckten Bajonnetten ein hohles Viereck, in dessen Mitte der König mit dem Hofe ging, die Herren und Damen paarweise. Am ersten Tage durften die Mitglieder der englischen Gesandtschaft, da sie noch nicht vorgestellt waren, die Kirche nicht besuchen, in der der bekannte englische Missionär Ellis vor dem Könige predigte. Der königlichen Geliebten Mary einen förmlichen Besuch abzustatten, wurde der englischen wie der französischen Gesandtschaft zur Vorschrift gemacht. General Johnstone und Schiffscapitän Dupré hatten Madagascar nicht lange verlassen, als eine Revolution ausbrach. König Radama wurde vom Throne gestoßen und ermordet. Die Königin Rabodo und die Vornehmen des Reiches hatten sich gegen ihn verschworen. Um das Volk zu gewinnen, wurde ausgestellt, daß Radama ein Gesetz erlassen wolle, welches den Meuchelmord erlaube. Die Motive der That waren für die Königin die Liebe ihres Gatten zu Mary und für die Vornehmen seine Bevorzugung seiner jüngeren Umgebung, die ihm schmeichelte und mit ihm zechte. Von der jetzt regierenden Königin, die den Vornehmen bedeutende Vorrechte bewilligen mußte, hat England im vorigen Herbst einen Handelsvertrag erlangt, der die Ausfuhr von Madagascar nach Mauritius erleichtert.

(Photographische Landkarten.) Eine interessante Anwendung erfuhr die Photographie in England zur Verkleinerung von Landkarten, wodurch bei bedeutender Kostenersparniß aus dem 25zölligen in den 6zölligen Maßstab gearbeitet wurde und die Versuche in jeder Hinsicht als vollkommen gelungen bezeichnet werden konnten.

(Electrische Bijoux.) In der Ausstellung der Pariser Juweliere hat der Referent der „Weser Zeitung“ eine neue Curiosität entdeckt, nämlich electrische Bijoux. Es sind das Busen- oder Halstuchnadeln, deren Knöpfe verschiedene Gegenstände darstellen, insbesondere Thiere, einen Todtenkopf und dergleichen. Kauft man sich eine solche Nadel, so

erhält man ein Etui zu, das einen electrischen Apparat enthält, aber bequem in einer Westentasche getragen werden kann. Durch einen feinen Draht hängt dieser Miniatur-Apparat mit der Nadel zusammen, und sobald man das in der Westentasche horizontal ruhende Etui senkrecht stellt, wirkt der electrische Strom, der Nadelkopf wird lebendig, der Dohse auf demselben erhebt das Haupt, der Todtenkopf schneidet Grimassen, und wer den Zusammenhang nicht kennt, muß denken er habe einen Zauberer vor sich. Wenn die Erfindung sich bewährt, wird man künftig in der Unterhaltung mit einem lästigen seine Empfindungen auf diese Weise telegraphiren.

(Blutregen.) Der berühmte Naturforscher und Microscopier Ehrenberg hat darauf hingewiesen, daß der Passatstaub, welcher an der Westküste Africa's im sogenannten Dunkel-Meere sich kundgibt, in Europa als localer Staubregen — volksthümlich Blutregen — mit an deren Niederschlägen niederfällt, nicht wie man bisher glaubte, dem Wüsten-Plateau der Sahara seine Entstehung verdankt. Die durch aufsteigende Luftströme mechanisch oft weit mitgeführten Körperchen zeigen nämlich in ihren fisikalischen Eigenschaften durchaus keine Verwandtschaft mit dem Wüstenfande der Sahara. Wohl aber weist dieses Kriterium auf einen Ursprung in Süd-America (Guyana) zurück und es konnte Ehrenberg daher mit Recht die Wahrscheinlichkeit betonen, daß sie dort durch einen aufsteigenden warmen Luftstrom mit erhoben würden, welcher Strom dann durch die Erdrotation eine westöstliche Richtung erhält. Durch einen zweiten von der Sahara emporsteigenden Verticalstrom gestaut, läßt er einen Theil seiner mechanisch mitgeführten Bestandtheile fallen und wirkt so zum Entstehen des Dunkel-Meeres. Ob er sich dann seine — zeitweisen, particulären Zerplitterungen nach Europa oder Asien hin, als Blutregen, ungerechnet — noch in seiner Hauptrichtung weiter über die Wüsten von Bohara, die Gebiete zwischen Thianschan- und Kuenlün-Gebirge bis Shangai erstreckte, worauf einzelne Daten hinzuweisen scheinen (Bombert u.), ist bei der Neuheit dieser Hypothese noch zu wenig untersucht.

(Strickmaschine.) Die Strickwaaren-Industrie ist in America noch von sehr jungem Datum, und doch befinden sich schon über 4000 Maschinen daselbst im Gange und 40.000 Arbeiter werden in demselben beschäftigt, welche jährlich für 20 Millionen Dollars Waarenwerthe erzeugen. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Geschäftes liegt darin,

daß es vielen Frauen Arbeit gibt, die sie in ihren Wohnungen thun können. In allen Fabriken z. B., in welchen wollene Socken oder Stümpfe fabricirt werden, wird der Socken oder Strumpf bis auf Ferse und Spitze in der Fabrik von der Strickmaschine fertig gemacht, während Ferse und Spitze außerhalb des Hauses von Frauen und Kindern gemacht werden.

(Seidenraupenkrankheit). Der französische Gelehrte Pasteur hat nachgewiesen, daß die Seidenraupenkrankheit ihren Ursprung von parasitischen in der Magenschleimhaut des Wurmes lebenden, durch Zweitheilung sich fortpflanzenden Körperchen hat.

(Zur Käse-Fabrication.) Ein vorzüglicher Buttermilch-Käse wird, nach Haurand's Zeitschrift, durch folgendes Verfahren gewonnen: Die Buttermilch wird aufgekocht und wieder abgekühlt durch Stehenlassen. Dann wird sie in die Käseform oder in einen Sack von starker Leinwand geschüttet, damit die Molken abläuft. Ist dies geschehen, so salzt man die Käsemasse nicht allzusehr, gibt nach Belieben die gewöhnlichen heimischen Gewürze hinein mischt das Ganze durcheinander, setzt dann auf ein Pfund Käsemasse ungefähr einen Löffel voll Rum oder Cognac zu, knetet die Masse gut durcheinander und gibt ihr die beliebige Form. Sind die fertigen Käse an der Luft getrocknet, so werden sie dann zur weiteren Zubereitung in reine Leinwandlappen gewickelt, die vorher mit heißgemachten Molken naß gemacht werden. Darauf stellt man sie, in ein Gefäß gepackt und gut verdeckt, an einen warmen Ort, und sie sind schon in vier Tagen genießbar. Mit der Zeit werden sie noch schmackhafter und übertreffen die gewöhnlichen Käse.

* (Landwirthschaftliche s.) Das Abmähen des vor der Blüthe erfrorenen Roggens hat namentlich im vorigen Jahre sich wiederum vielfach bewährt, worauf wir aufmerksam machen, da es den Anschein hat, als dürfte auch in späteren Jahren dieser Fall in unserem Breitengrade vielfach vorkommen. Eine ganze Reihe günstiger Beobachtungen solcher Art hat namentlich der als landwirthschaftlicher Schriftsteller in der Fachpresse oft genannte Pfarrer Fischer in Raaden zu machen Gelegenheit gehabt. Danach erntete man überall, wo man sofort nach dem Froste (gewöhnlich Ende Mai) den Roggen abmähte, nicht nur eine ziemliche Menge brauchbaren Futters, sondern hatte auch späterhin von den abgemähten Flächen einen viel besseren Körner- und Strohertrag, als

von den ebenfalls vom Frost befallenen, mit Roggen bestandenen, aber nicht abgemähten Flächen. Selbstverständlich muß die Pflanze hinreichende Nährmittel finden, um diesen Proceß ohne erhebliche Schädigung durchzumachen.



Mittheilungen aus dem Geschichtsvereine.

Geschenke.

Ex. Excellenz der k. k. Feldzeugmeister, Großcomthur des Johanniter-Ordens, Besitzer des Gutes Osterwiy zc. zc., Herr Franz Graf v. Schevenhüller-Metsch, hat dem k. k. Geschichtsvereine großmüthigst bewilligt, auf den zum genannten Gute gehörigen Terrains des Helenen- (Magdalen-) Berges archäologische Nachgrabungen anzustellen, und zu diesem wissenschaftlichen Zwecke mit vielbewährtem Hochsinne auch einen Geldbeitrag von 60 fl. angewiesen.

Vom Herrn Dr. Cornelius Will, fürstlich Thurn-Taxis'schen Archivar in Regensburg, zc.: Ein Exemplar der von ihm verfaßten Druckschrift „Adolf von Habsburg, unter steter Berücksichtigung der neuesten Forschungen dargestellt.“

Vom historischen Vereine in Bamberg: 29. Jahresbericht des Vereines für 1865-6.

Vom Herrn Dr. Valentin Vogatschnigg, k. k. Statthalterei-Conceptspraktikanten in Graz: a) Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche der alten Völker. Aus dem Französischen des Herrn Sabbathier. 2. Theil. — b) Programm des k. k. Gymnasiums in Marburg für 1864. — c) Postkarte von Ä. Ä. Ä. Ä., gezeichnet von Ignaz Hermann in Triest. — d) Handkarte von Nieder-Oesterreich für Schulen, von M. A. Becker. — e) Generalkarte von Preußen. — f) Das Bildniß Robert Hamerlings.

Vom Herrn Alois Weiß, Archivar des k. k. Geschichtsvereines: Eine cancellirte Steinplatte und Fragmente einer schönen Vase aus Terracotta aus dem Zollfelde.

Von Frau Steiner, Gasthausbesitzerin am Zollfelde: Eine antike Silbermünze (Septimius Severus), auf dem Zollfelde gefunden.

Vom Herrn Simon Martin Mayer, f. b. G. geistlichen Rathe zc. zc.: 4 Basiscel Urkunden aus dem 16. — 18. Jahrhunderte.

Vom Herrn Joseph Costa, Gutsbesitzer in Cilli: 2 dortselbst aufgefundene antike römische Silbermünzen (Vespasianus und Lucilla Veri).

Vom Herrn Caspar Kauptner, k. k. Forstmeister: 1 kleine silberne Denkmünze und 1 kupferne Bluzermarke.

Vom Herrn Franz Tiefenbacher, k. k. Beamten in Graz: a) Portrait des kärntnerischen Dichters Adolf Ritter v. Tschabuschnigg. — b) Portrait des Gurker Bischofes Hieronymus Falko. — c) Portrait Jakob Ludwig Grimms. — d) Portrait des Dr. Vincenz Ritter v. Kern, wessland Leib-Obirurg Kaisers Franz II. — e) Abbildung des römisch-deutschen Reichswappens vom Jahre 1757 mit den Amts-

wappen der sieben Churfürsten. — f) Bevölkerungs- und Viehstands-Tabellen der Steiermark vom Jahre 1857. — g) 16 Stück verschiedene Münzen aus neuerer Zeit, darunter die Medaille auf die Errichtung des Maria Theresien-Monumentes (von Hanns Gasser) in Wiener-Neustadt im Jahre 1862. — h) „Aus den Bergen.“ Gedichte von Franz Tiefenbacher. Graz 1866. — i) „Der letzte Babenberg.“ historisches Schauspiel von Franz Tiefenbacher. Graz 1867.

Vom Herrn Dr. Ferweger, l. l. Bezirksarzt in Hermagor: Eine kleine seltene Silbermünze und Bruchstücke einer antiken Fibula aus Bronze. (Im Ober-Gailthale gefunden).

Vom Herrn Adelsö Butsch, Gasfabrikbesitzer in Klagenfurt:

A. Copien alter Drucke und Erstlinge von auf mechanischem Wege erzeugten Bildern (vom Lithographen Johann Eibenhorn in Augsburg angefertigt): 1. 16 Stück Spielarten aus dem 14. Jahrhunderte (Originale im britischen Museum). — 2. Der älteste bekannt gewordene Galgenbrief vom Jahre 1461: Nikolaus, Herr zu Abensberg (in Baiern) in esfigie am Galgen und neben ihm sein Wappen aufgehängt (Originale im Maximilians-Museum in Augsburg). — 3. Ein „Loosbuch“. In Reimen, mit Abbildungen aller durch 3 Würfel möglichen Combinationen (Nach dem in der Bibliothek des l. l. Feldzeugmeisters v. Hanslab in Wien befindlichen, aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts stammenden Originale. — 4. St. Meinrad's Legeude. Außerst seltener Nürnberger Druck aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts (Originale in der l. Bibliothek in München).

B. Münzen: 3 Stück Pratteate (aus einem bei Kaufbairern gemachten Funde). — 3 Stück ungarische Silbermünzen, gefunden an der Stelle, wo die im 9. Jahrhundert von den Hunnen zerstörte Abtei Zalavar gestanden hatte. — 20 Silber-, dann 16 Kupfer- und Bronze-Münzen aus neuerer Zeit. — 5 Stück chinesische Münzen, von der „Novara“ mitgebracht.

C. Abdruck eines alten marmornen Siegels, welches an der Stelle der einstigen Abtei Zalavar gefunden wurde.

D. „Ueber den Werth der höheren allgemeinen Bildung.“ Rede, gehalten vom l. Studiendirector Dr. Mezger in Augsburg am 6. August 1857.

E. „Schiller als Dichter der Jugend.“ Rede, gehalten von Dr. Mezger in Augsburg am Schluß des Schuljahres 1858-9.

Mittheilungen aus dem naturhistorischen Landes-Museum.

Geschenke von Naturalien.

Vom Herrn Dr. Hussa einen Fisch.

„ „ Schneerich, l. l. Bezirksvorsteher in Tarvis, einen Eucrinitentalk von Tarvis.

Vom Herrn Dr. v. Dreer in Triest eine sehr schätzenswerthe Suite von Conchilien des indischen Meeres und Landtschnecken von China.

Vom Herrn Professor Dr. Hartmann, Larven einer Notaeantha Art. (?)

„ „ Krüppel, Kaufmann, eine Rebrweiche (Circus rufus L.)

„ „ Z. Schäffer ein sehr schönes Exemplar des Insektes Melobontha fullo fab.

Roheisen- und Blei-Preise seit Beginn des Jahres 1867.

Die Preisnotirungen für rheinländisches Eisen erlitten seit Beginn dieses Jahres vorübergehende Schwankungen, stehen aber im Allgemeinen noch nieder. Noch im Mai klagte man in Preußen, daß der Eisenmarkt noch hier und da an den Folgen des vorjährigen Krieges zu laboriren hat. Auch der Luxemburger Streit blieb nicht ohne ungünstige Wirkung und die Physiognomie des rheinländischen Eisengeschäftes ist bis heute noch keine animirte, wenngleich im Handel anderer Metalle, namentlich von Blei, mancher Aufschwung bemerkbar wurde. So wurde noch vor einem Monate loco Werkgeheer Roheisen Nr. I. um fl. 4.07 — 2.18, Nr. III. um fl. 1.80 — 1.88 Stabeisen um fl. 4.35, selbst um 4 fl. verkauft. Gegen das Vorjahr sind die Eisenpreise in Preußen allenthalben und mehr noch in Schlesien als in den Rheinländern gewichen. Weit günstiger als im vorigen Jahre stellten sich für Eisen und Blei die Markt- und Preisverhältnisse in Oesterreich. Schon zu Anfang des Jahres zeigten die Roheisenpreise eine starke Neigung zum Steigen. Die beginnenden Eisenbahnbauten vermehrte die Nachfrage nach Eisen für Bahnen und Maschinenfabriken. Der Verbrauch von Roheisen für Bessemermetall ist in fortwährender Zunahme begriffen, die aus Bessemerstahlblechen gefertigten Haushaltungsgegenstände und Geschirre erfreuen sich einer zunehmenden Nachfrage von Seite des Auslandes, die Sensenfabriken erhielten für das Inland mehr Beschäftigung, der Stand des Silberagio's und der französische Handelsvertrag erwirkte selbst Nachfrage aus Frankreich, auch Draht und Drahtstiften, Schneidwerkzeuge, Sägen u. dgl. und zuletzt selbst Feilen wurden mehr begehrt und das Waffengeschäft erfuhr eine neue Belebung. Der Hochsommer brachte in diesen Aufschwung der Geschäfte keinen Stillstand, vielmehr nahm er allseits eine höchst befriedigende Gestalt an und die Aufträge für manche Fabriken häuften sich über ihre Produktionsfähigkeit. Es zogen die Roheisenpreise selbst in Kärnten der Art an, daß sie von 2 fl. 30 kr. bis 2 fl. 80 kr. per Zoll-Str., zu Anfang des Jahres auf 2 fl. 50 kr. für die ordinäre Sorte und bis zu 3 fl. für die tiefgraue Sorte zur Bessemerstahlbereitung stiegen.

Eisen-Preise im September.

Per Zollcentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlenroheisen fl. 2.25 — 2.62, Coals-Roheisen affinage fl. 2.10 — 1.80 graues zum vergießen fl. 2.10 — 2.25, Schottisches Nr. I. fl. 2.40 — 2.50, Stabeisen grobes fl. 4.87 — 6 fl.

Schlesisches Holzkohlenroheisen loco Werk: fl. 2 — 2.08, Coals-Roheisen fl. 1.70 — 1.77, Stabeisen gewalztes fl. 4.12 — 5 fl., geschmiedetes fl. 5.25 — 5.75.

Blei-Preise.

Köln: Raffinirtes Weißblei fl. 9.62 — 10 fl., Hartblei fl. 9 — 9.75.

Berlin: Sächsisches fl. 9.75 — 9.88.

Herangegeben vom Geschichtsvereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten
— Verantwortlicher Redacteur Dr. Ludwig Zehleib. — Druck v. Ferd. v. Kleinmayr
— Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

N. 10.

October

1867.

Hilda.

Erzählung von Hedwig Wolf.

Hilda schloß eben das Piano, als ihre Mutter in das Zimmer trat. Eine freudige Aufregung sprach aus den Zügen der Letzteren und verkündete der Tochter, daß sie ihr eine gute Nachricht mitzutheilen habe. Fragend sah das Mädchen auf, aber schon rief ihr die Mutter entgegen: „Hilda, ich habe einen Brief erhalten, dessen Inhalt Dich betrifft, lies und sage mir, welchen Eindruck das Schreiben auf Dich macht.“

Bei diesen Worten überreichte sie dem Mädchen einen Brief. Während sich in den Bewegungen der Mutter eine nervöse Hast und Aufregtheit verrieth, contrastirte die schöne gleichmäßige Ruhe der Tochter damit auf das Wohlthuendste; ein edles Maßhalten charakterisirte alle ihre Bewegungen und eine fast antike Ruhe sprach aus den feinen Zügen. Der Brief war vom Hauptmann Löhner; er schrieb, daß er zum Adjutanten des General D... ernannt heute noch Wien in wichtigen Angelegenheiten verlassen müsse; da es ihm unmöglich sei, persönlich von ihnen Abschied zu nehmen, wolle er sich schriftlich beurlauben, sei aber nicht im Stande Wien zu verlassen ohne seine Neigung für Hilda zu bekennen und um ihre Hand anzuhalten. Durch sein Avancement wäre er nun erst in der Lage, dem Mädchen, das er liebte, seine Hand anbieten zu können und die Hast in der er es thue, beweise wohl am Besten, wie innig seine Liebe für Hilda sei.

Ein hohes Roth färbte die sonst fast zu bleichen Wangen des Mädchens, als sie den Brief las und als sie ihn Frau von Stein zurückgab, sank sie leise weinend an der Mutter Brust.

„Was soll das, meine Hilda, Du weinst?“ sagte diese betroffen und nicht wissend, wie sie der Tochter Benehmen zu deuten habe; „muß ich Löhner eine abschlägige Antwort geben?“

„Ach! Mutter“, rief Hilda, jetzt das unter Thränen lächelnde Antlitz erhebend, „weißt Du denn nicht, daß es auch Thränen der Freude gibt?“

Frau von Stein führte seit dem Tode ihres Mannes ein stilles, eingezogenes Leben; so lange Hilda noch ein Kind gewesen, hatte sie sich nur deren Erziehung gewidmet und jetzt, da diese erwachsen war, fand sie im vertrauten Beisammensein mit der Tochter den größten Genuß.

Des Mädchens Charakter hatte sich unter der weisen Leitung der Mutter, in den einfachen Verhältnissen, die ihr eine sorglose Existenz sicherten, während sie die allzuerstrenenden Unterhaltungen von ihr ferne hielten, auf das Schönste entwickelt. Wolten auch Manche Hilda zu ernst für ihr Alter finden, so traf sie dieser Vorwurf doch nicht, denn Keine verstand mit anmuthigerer Heiterkeit im vertrauten Kreise der Freundinnen zu scherzen, und Keine besaß eine so gleichmäßig heitere Laune. Frau von Stein war, ohne eigentlich kränklich zu sein, ungewöhnlich reizbar und nervös, die kleinste Uannehmlichkeit konnte sie arg verstimmen — Alles erschreckte und ängstigte sie; doppelt wohlthuend und besänftigend wirkte daher der Tochter ruhig klarer Sinn auf der Mutter allzu erregbares Gemüth.

Sie wohnten in einer der Residenz nahegelegenen Vorstadt und von den Fenstern ihrer Zimmer sah man in den freundlichen Hausgarten, der nicht bloß im Sommer mit seinen duftigen Blumen das Auge ergötzte, sondern auch zur Winterszeit, wenn Bäume und Sträucher mit Schnee überzogen waren, einen hübschen Anblick bot. Es liegt ein ganz eigener Reiz in solch einer Gartenwohnung in der nächsten Nähe einer großen Stadt; blickt man in den stillen Gartenraum hinaus, so meinet man weit entfernt vom Gewühle des Stadtlebens zu sein; statt dem Rollen der Wagen dringt im Sommer nur Vogelgesang an unser Ohr, statt der unreinen, schweren Luft, welche die armen Städte einathmen, erfüllt eine von Blumendüften geschwängerte unser Gemach — und doch genügen nur wenige Schritte und wir sind auf belebten Gassen, vor schönen Schauläden und in der Mitte des geschäftigen Treibens einer Residenz.

Der Garten mußte Frau von Stein und ihrer Tochter das Landleben ersetzen, denn solch eine kostspielige Erholung erlaubten ihre Verhältnisse nicht; aber wenn sie in dem schattigen, gutgepflegten Garten saßen, vermißten sie das Land kaum. Mutter und Tochter waren beide gern gesellig, sie liebten den Umgang mit gebildeten Menschen, aber mieden das bewegte Leben in der Welt. In großen Sorien, wo die Menschen gleichsam nur als lebendige Puppen zur Schau ausgestellt

werden, wo man zu langweiligen Spielen seine Zuflucht nimmt, um unter artig unterdrücktem Gähnen einige Stunden zu verbringen, und aus denen man müde und abgesspannt nach Hause kehrt — in solchen Soirées sah man Frau von Stein und ihre Tochter nie.

Artig aber bestimmt lehnten sie jede solche Einladung ab, bis man sie endlich damit verschonte; aber in kleinen Kreisen, unter guten Freunden liebten sie es zu erscheinen und trugen dann beide viel zur allgemeinen Unterhaltung bei. Hilda besaß manches schöne gefellige Talent und es war wirklich ein Genuß von ihr eine Beethoven'sche Sonate vorzutragen zu hören oder dem Klange ihrer weichen Altstimme zu lauschen.

Einige Tage nach dem Empfange des Briefes ist das Schreiben des Officiers beantwortet — sein Antrag angenommen und Hilda Braut.

Heute hat er wohl der Mutter Brief erhalten, denkt Hilda mit stiller Freude, als sie am offenen Fenster lehnt und sinnend in den freundlichen Gartenraum hinausblickt. Die Fruchtbäume stehen draußen in voller Blüthe und das schneeige Weiß und zarte Rosenroth der Apfel- und Pfirsichblüthen hebt sich gar lieblich von dem frischen duftigen Grün der Gebüsche und Rasenplätze ab. Die Sonne ist untergegangen und die Vögel singen jetzt noch einmal lauter und schmelzender als bei Tage, ehe sie die kleinen Köpfschen zum Schlafe unter das weiche Gefieder stecken. Der Mond steht schon silbern am Himmel und verspricht sobald das Dämmerlicht des langen Frühlingstages dem Dunkel des Abends gewichen ist, Blüthen und Sträucher mit seinem Silberscheine zu verklären. Hilda mochte nie so recht als heute den süßen Zauber einer Frühlingsnacht empfunden haben, da auch in ihrem Herz der Liebesfrühling erwacht war. Voll heimlichen Sehns nach dem fernen Geliebten, dessen Gedanken nun wohl auch bei ihr weilen werden. Da wird die Stille, die bis jetzt um sie geherrscht, plötzlich durch ein rasches Hin- und Wibergehen in dem anstoßenden Zimmer unterbrochen und gleich darauf kommt die Magd mit schreckensbleicher Miene hereingestürzt: „Fräulein Hilda“, ruft sie, „die gnädige Frau —“

Aber Hilda läßt sie nicht ansprechen — sie erräth mit einem Male, daß ihrer Mutter etwas zugestoßen sein muß und mit dem Ausrufe: „Meine Mutter!“ eilt sie durch die Thüre in das Zimmer Frau von Steins hinüber.

Bleich und starr wie eine Leiche lehnt die Mutter in ihrem Stuhle vor dem Arbeitstischchen; das Buch liegt noch vor ihr aufgeschlagen in dem sie gelesen bis das zunehmende Dunkel des Abends es ihr unmöglich

gemacht, der Strumpf, an dem sie zuletzt gestrickt, liegt noch auf dem Schooße in den er ihren starren Händen entglitten war. Ein Nervenschlag hatte diese noch vor wenigen Minuten frische, rege Natur gelähmt und noch weiß man nicht ob diese Augen sich je wieder öffnen ob diese starren Glieder sich wieder beleben werden — ob der Tod selbst oder nur sein trauriges Counterfei sie paralytische.

Mit einem herzzerreißenden Ausruf des Schmerzes sank Hilda zu der Mutter Füßen nieder — das war ein allzuschreckliches Erwachen aus ihrem Frühlingstraume. Während neue, bis dahin ungeahnte Freuden ihr Herz höher schlagen gemacht — war der Herzschlag des Wesens, dem sie ihr Dasein verdankte, stillgestanden. —

„Gott sei Dank, sie lebt!“ das waren die Worte, die nach einer langen und angstvollen Nacht sich Hilda's Lippen entzogen.

Der junge Tag begann zu grauen und das fahle Licht des Morgens spielte gespensterhaft bleich auf den verzerrten Zügen der in dieser Nacht um viele Jahre gealterten Kranken. Die Vögel, die gestern dem glücklichen Mädchen ihren Abendgruß zugeschwemmt hatten, sie sangen jetzt wieder, erst leise, dann immer lauter und fröhlicher; der Duft der Blüten drang mit dem Vogelgesang durch das offene Fenster in das Krankenzimmer und wo sonst Mutter und Tochter in friedlichem Schlummer nebeneinander geruht, da lag nun schwer athmend die arme Dulderin die nur zu Leiden erwachen sollte, und mit ängstlich beobachtenden Blicken stand über sie das Mädchen gebeugt, das gestern noch so hoffnungsvoll der Zukunft entgegengeträumt hatte. Oh Leben, welch ein schauerliches Räthsel bist du — wie kann man dich liebgewinnen, wie sich des Daseins eines geliebten Wesens erfreuen, wenn ein Moment genügt um die kräftigste Lebensflamme anzulöschen — wenn jeder Blick, der uns aus geliebttem Auge entgegenlacht der letzte — und jedes Wort, das theuere Lippen zu uns sprechen, ein Abschiedsgruß sein kann? Wer möchte nicht den Muth verlieren, — wer nicht lieber einem Dasein entfliehen wollen, das auch nicht einen Augenblick der Freude uns verbürgt? Wer glaubt und hofft und liebt, der hat den Muth zu leben, und mag sein Blick auch oft trüb von Thränen sein, ein Stern leuchtet ihm aus dunkler Nacht entgegen und „Gottvertrauen“ heißt der helle Stern, der niemals untergeht.

Monate sind vergangen die Blüten des Bonnemonts haben sich in Früchte verwandelt, der laute Gesang der Vögel ist stiller geworden und die Sonne sendet ihre glühend heißen Strahlen zur Erde nieder.

Wir finden Frau von Stein in einem Fauteuil am Fenster ihres Zimmers sitzend; unfähig die gelähmten Glieder zu bewegen, verläßt sie diesen nur, um Abends in ihr Bett gebracht zu werden. Hilda ist mit unermüdblicher Sorge um die Mutter beschäftigt, deren Geist die ungetrübte Klarheit bewahrt hat und die mit der Ergebung einer Christin ihr Unglück erträgt. Auch Hilda hatte wieder die Fassung gewonnen, welche der erste Schmerz ihr geraubt, denn Naturen, wie die ihre, haben eine wunderbare Kraft, Leiden zu ertragen. All ihr Denken und Thun ist der Mutter allein gewidmet und so finden wir sie auch jetzt damit beschäftigt ihr vorzulesen. Die Jalousien sind dicht geschlossen, denn der Zustand der Kranken wird durch die Hitze verschlimmert. Der Arzt hatte sie eben verlassen und einen Aufenthalt auf dem Lande in einer stärkenden Luft vorgeschlagen. Und heute hatte er zum ersten Male Hilda mitgetheilt, daß sie sich keiner Hoffnung hingeben dürfe, die Mutter hergestellt zu sehen. „Alles was ich jetzt noch anordnen und vorschlagen werde“, sagte er, „hat nur den einen Zweck, die arme Kranke jetzt noch über ihren Zustand zu täuschen, sie muß sich allmählig in ihr trauriges Schicksal fügen lernen und soll sich noch nicht als aufgegeben betrachten, aber Sie müssen sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß die Krankheit Ihrer Mutter unheilbar ist; doch“, setzte er hinzu, als er die Thränen aus Hilda's Augen niederstürzen sah, „Frau von Stein kann noch viele Jahre leben und es fehlt nicht an Beispielen, daß solche Kranke ein hohes Alter erreichen.“

Alles, was sonst noch der Arzt hinzusetzte, Hilda zu trösten, verfehlte jetzt seine Wirkung; nur die Vorstellung, daß sie der Kranken nicht ihre schmerzliche Aufregung verrathen dürfe, gab ihr ihre Fassung zurück. „Nein, sie soll mich nicht traurig sehen“, sagte das Mädchen seine Thränen trocknend, und als sie bald darauf in das Zimmer der Mutter trat, war sie wieder ruhig und heiter. Ja, sie hatte die Kraft, als die Mutter von der Hoffnung sprach, die sie aus den neuen Anordnungen des Arztes schöpfte, ihre Fassung zu bewahren und die Kranke in der Täuschung zu erhalten. Aber sie dankte Gott als die Mutter, endlich des Sprechens müde, sie aufforderte ihr vorzulesen. Hilda hatte in diesen traurigen Tagen mehr als einmal empfunden, daß das Vorlesen gleich einem moralischen Opiat beruhigend auf ihr Gemüth wirkte, denn obgleich wir in ruhigen Zeiten, wo der kleinste ärgerliche Zwischenfall uns verstimmen kann, nicht begreifen können, daß in schweren, angstvollen Stunden Lectüre unsere Gedanken zu beschäftigen vermag, so ist dies doch eine Erfahrung, die so Mancher an sich selbst gemacht haben wird.

Das Eintreten der Magd, die einen Brief brachte, unterbrach jetzt die Vorleserin.

„Von Löhner“, sagte Hilda, nachdem sie einen Blick auf die Ueberschrift geworfen, und hastig erbrach sie das Schreiben.

Der Brief brachte ihr die Nachricht, daß der Hauptmann in einigen Tagen hier anlangen werde, und obwohl er sie in liebevollen Worten seiner Theilnahme an den traurigen Zustand der Mutter versicherte, verrieth sich doch fast in jeder Zeile die frohe, hoffnungsvolle Stimmung des Glücklichen. Wie ein Sonnenstrahl drangen seine Worte in das von düsteren Wolken umschattete Gemüth Hilda's; ihr Herz schlug höher, ihre Augen leuchteten und ihre bleichen Wangen färbte hohe Gluth — sie fühlte wieder, daß sie jung sei und noch ein Recht auf Glück habe.

Einige Tage später zog Frau von Stein mit ihrer Tochter nach der Brühl. Als die frische vom Dufte des Nadelholzes geschwängerte Luft der armen Kranken entgegenwehte, als sie die schönbewaldeten Berge, das saftige Grün der Weingärten erblickte, da athmete sie leicht auf und freudige Hoffnung auf Genesung belebte sie.

Sie bezogen ein Haus, das inmitten eines Lannenwaldes am Fuße eines Berges lag; die schattige Laube im kleinen Vorgarten bot ein angenehmes Ruheplätzchen für die Kranke, die sich dorthin in ihrem Rollstuhle schieben ließ. Hilda nahm dann, nachdem sie einen mit Büchern und Journalen bedeckten Tisch an ihre Seite geschoben hatte, neben der Kranken Platz, um gleich jeden Wunsch, den die Mutter äußerte, erfüllen zu können.

Die Sorge um die Mutter hatte Hilda in letzter Zeit so sehr in Anspruch genommen, daß es fast schien als habe sie darüber Löhners nahe bevorstehende Ankunft vergessen.

Eine Freundin Hilda's, Emilie Haller, eine schöne junge Frau, befand sich ebenfalls mit ihrer Familie in der Brühl. Gleich in den ersten Tagen war sie auf Besuch zu der Freundin gekommen und hatte sie aufgefordert öfter mit ihr kleinere Spaziergänge zu machen. „Du mußt Dich ein wenig zerstreuen, damit Löhner Dich nicht zu niedergedrückt finde“, hatte die junge Frau, Hilda auf ihre Einwendung, die Mutter nicht verlassen zu können, erwidert, „auch siehst Du blaß und angegriffen aus und der erste Empfang, den Du deinen Bräutigam bereitest, soll ihm nur einen freudigen Eindruck machen.“

„Ist das in meiner Lage möglich?“ fragte Hilda düster, „muß nicht vielmehr unser erstes Wiedersehen ein trauriges sein, da er die

Mutter gesund und kräftig verließ und sie jetzt in diesem Zustande wieder findet?"

„Liebe Hilda“, versetzte die Freundin ernst, „glaube mir, ich ehre und begreife Deinen Schmerz und bin überzeugt, daß auch Löhner bis auf einen gewissen Grad ihn mitempfunden wird, aber verlange nicht von ihm, daß er darüber auf sein Glück vergessen soll, die Liebe macht uns Alle mehr oder minder egoistisch, und ich zweifle, ob ein junger Mann, der Bräutigam ist, für ein anderes Gefühl als das seines Glücks, Raum im Herzen habe.“

„Diese Empfindungsweise“, sagte Hilda das Haupt schüttelnd, „kann ich weder verstehen noch billigen; es wäre undankbar von uns, würden wir auf die vergessen, deren treuer Liebe wir so viel verdanken und ich möchte kein Glück, das mich gegen fremde Leiden gleichgültig machen könnte.“

„Werde nur erst seine Gattin“, sagte Emilie lächelnd, „und dann will ich Dich wieder fragen, ob nicht in den Gedanken an ihn, an seine Liebe all Dein früheres Denken und Empfinden aufgegangen ist, bis dahin aber will ich lieber mit Dir darüber nicht streiten, um nicht für eine engherzige Egoistin gehalten zu werden. Aber erlaube mir, daß ich Dich morgen zu einem kleinen Spaziergange abhole; Deine Mutter selbst wünscht es, und Du darfst mir diese Bitte nicht abschlagen.“

Am folgenden Morgen fand der projectirte Spaziergang statt und begünstigt von dem schönsten Welter stiegen die beiden Freundinnen den Hügel hinauf, auf welchem das Schloß Lichtenstein liegt. Der Himmel wölbte sich im reinsten wolkenlosesten Blau über ihnen, die Luft war milde und erquickend und Alles vereinte sich um diesen Morgen Spaziergang in der reizenden Gegend zu einem wahrhaft genußvollen zu machen. Sie gingen durch den Wald und nahmen dann auf dem Grase am Fuße eines hohen Tannenbaumes Platz. Der heitere Sommermorgen, der Anblick der schönen Natur hatte einen wohlthuenden Einfluß auf Hilda's Gemüth ausgeübt und als nun Emilie von Löhner, seiner bevorstehenden Ankunft, ja von der Zukunft zu sprechen begann, die sie an der Seite des geliebten Mannes erwartete, dachte Hilda voll freudiger Sehnsucht des Entfernten, der nun bald an ihrer Seite sein sollte. Aber auch jetzt vergaß sie nicht darüber der Mutter und sich vom Grase erhebend mahnte sie nun zum Rückwege.

Eben waren sie aus dem Walde tretend an einer Stelle angelangt, die einen Blick in die nahegelegenen Weingärten bot und zugleich eine

weite Fernsicht gewährte, als Hilda plötzlich stehen bleibend, die Hand auf den Arm der Freundin legte und dieser zuflüsterte: „Er ist hier.“

Im selben Augenblicke trat aber auch schon ein junger Officier mit hastigen Schritten auf die beiden Damen zu und ergriff mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit Hilda's Hand.

„Endlich, endlich sehe ich Sie wieder“, sagte er und sein Auge ruhte mit einem langen, innigen Blick auf ihr, als wolle er sich für die lange Entbehrung ihres Anblicks entschädigen — „wie sehnte ich mich nach Ihnen und wie schwer ward es mir die Trennung zu ertragen, aber nun, da ich Sie wieder gefunden, ist Alles gut, denn nicht wahr“, fügte er leiser und sich zu ihr herabbeugend hinzu, „ich darf Sie nun nicht mehr verlassen?“

„Oh Löhner es ist doch nicht Alles gut!“ seufzte das Mädchen, „meine arme Mutter, die Sie gesund verließen, finden Sie in einem traurigen Zustande wieder und ich habe keine Hoffnung, daß sie hergestellt werde.“

Thränen waren in Hilda's große, graue Augen getreten und sie, die nie auf ihre Mutter vergessen konnte, war durch Löhner selbst wieder lebhaft an jene glückliche Zeit gemahnt worden, in der Frau von Stein noch gesund war.

„Ja gewiß, liebe Hilda, ich habe Sie von ganzem Herzen bedauert“, sagte Löhner, „und es ist ein großes Unglück, das die noch so kräftige Frau getroffen hat, ja ich fürchte fast, daß unser Glück dadurch getrübt werden wird.“

Löhner erzählte dann, daß er Hilda zuerst in der Wohnung aufgesucht, dort aber erfahren habe, daß sie einen Morgenspaziergang gemacht habe und Frau von Stein noch schlafe; er sei dann auf gut Glück sie suchen gegangen und habe sie nun nach einigen Herumirren gefunden. Er begleitete die beiden Freundinnen bis zu Hilda's Wohnung und sollte erst, nachdem Hilda die Mutter auf seine Ankunft vorbereitet, wiederkommen.

Noch am selben Tage empfing Frau von Stein den Hauptmann; der Anblick der so traurig veränderten Frau that dem jungen Officier sichtbar wehe. Er gehörte zu jenen Naturen, die peinlich berührt von fremden Leiden schein die Gelegenheit zu meiden suchen, wo sie mit Unglücklichen in Verührung kommen, denen sie nicht helfen können.

Durch die Anwesenheit Frau von Hallers war es möglich den Wunsch des Officiers zu erfüllen und öfter kleinere Spaziergänge zu unternehmen; fiel es Hilda auch schwer, die Mutter stundenlang der

Pflege einer Dienerin zu überlassen, so wollte sie doch Löhner nicht seine Bitte abschlagen. In der freien Natur, mit der Geliebten am Arme war er glücklich, während an der Seite der gelähmten Frau ein Druck auf seiner Stimmung zu lasten schien.

Tage auf Tage vergingen und Löhners Liebe zu Hilda äußerte sich immer leidenschaftlicher; aber in demselben Maße wurde er immer fordernder in seinen Ansprüchen und jede Stunde, die sie der kranken Mutter widmete, betrachtete er als eine ihm geraubte.

Als Löhner eines Nachmittags wieder aus der Stadt kam und Hilda allein in der Laube fand, theilte er ihr mit, er habe heute die Nachricht erhalten, daß er in einigen Monaten von Neuem werde Wien verlassen müssen und dann zwar nicht auf kurze sondern auf völlig unbestimmte Zeit „Ja, es ist möglich“, setzte er hinzu, „daß ich nie mehr nach Wien zurückkehre, und Hilda, Sie dürfen jetzt nicht länger den Zeitpunkt unserer Vermählung verschieben wollen. Sie werden mich zu lieb haben, um zu verlangen, daß ich Wien ohne Sie verlassen soll.“

Hilda hatte ihm ihre schmerzliche Bewegung bei dieser Mittheilung nicht verbergen können. Mit thränenfeuchtem Blick sah sie zu ihm auf und sagte traurig: „Eduard, Sie wissen nicht, wie sehr mich das betrübt — ist es den nicht selbst meine Pflicht bei der kranken Mutter zurückzubleiben?“

„Und Ihr mir gegebenes Wort zu brechen?“ fragte Löhner mit Bitterkeit.

„Mein Eduard, Sie mißverstehen mich“, erwiderte Hilda erröthend, „ich könnte selbst den Gedanken nicht ertragen dem Glücke, ihre Gattin zu werden, zu entsagen; aber ebensowenig möchte ich das Unglück meiner armen Mutter durch eine Trennung von mir noch schwerer machen.“

„Diese ist aber unvermeidlich, wenn Sie meine Gattin werden wollen“, erwiderte Löhner, „denn meine Karriere bringt es mit sich, daß ich nirgends eine bleibende Wohnstätte habe und der Zustand Ihrer Mutter macht es dieser unmöglich uns zu begleiten.“

Hilda mußte allerdings die Richtigkeit seiner Bemerkung einsehen, aber es that ihr in der Seele wehe, ihn in so ruhiger, bestimmter Weise von ihrer Trennung von der Mutter sprechen zu hören, als wäre es eine gleichgültige Sache. Unausprechliche Bangigkeit schnürte ihr das Herz zusammen, wenn sie an das einsame traurige Leben der gelähmten Frau dachte, die, sie wußte es, sich auch noch pecuniäre Opfer ihretwegen auferlegen mußte.

Löhner verließ sie zum ersten Male tief verstimmt; er machte ihr bittere Vorwürfe, daß sie nur an die Trennung von der Mutter denke und keine Gedanken für das Glück ihrer Vereinigung habe.

Hilba fehlte der Muth der Mutter diese Mittheilung zu machen und Löhner bereitete sie am folgenden Tag darauf vor, indem er zugleich die Bitte hinzufügte, seine Vermählung mit der Tochter vor seiner Abreise stattfinden zu lassen.

Der Eindruck, den diese Mittheilung auf Frau von Stein machte, war offenbar ein erschütternder. „So bald soll ich mich schon von Dir trennen“, sagte sie, einen wehmüthigen Blick auf die Tochter werfend, und brach dann plötzlich ab, denn es fehlte ihr die Kraft weiter zu sprechen.

Aber schon war Hilba aufgesprungen, zu der Mutter geeilt, die sie mit ihren Armen liebevoll umschlang. Sie drückte Küsse auf ihre Lippen und ließ ihre Thränen mit denen der Mutter fließen; sie hätte schon jetzt die Kraft in sich gefühlt, der Mutter ihr Glück zum Opfer zu bringen, aber sie wußte, daß sie von Löhner nicht eine gleiche Entsagung verlangen konnte.

„Wenn Hilba sieht, daß Sie den Gedanken der Trennung so schwer aufnehmen“, sagte Löhner endlich, die ihm so peinliche Scene unterbrechend, „so darf ich mich darauf gefaßt machen, der Hoffnung, sie mein nennen zu können, entsagen zu müssen.“

„Nein, nein“, rief Frau von Stein sich aufrichtend, „das soll nicht sein, und wenn ich einen Augenblick schwach war, so verzeihen Sie es mir. Hilba's Glück ist mein einziger Wunsch und ich habe mich schon lange mit dem Gedanken vertraut gemacht, dies durch eine Trennung von mir erkaufen zu müssen.“

Und es ward nun zwischen Löhner und Frau von Stein festgesetzt, daß die Trauung noch diesen Carneval stattfinden solle; Hilba machte keine Einwendung, aber sie blieb still und traurig, während die Mutter in einer ungewöhnlich lebhaften Stimmung war. Zu Hilba's Beruhigung hatte diese Aufregung keine schlechten Folgen auf der Mutter Gesundheit gehabt, ja im Gegentheil es war fast, als ob ihre alte Lebhaftigkeit wieder erwacht wäre. Sie ordnete Alles zur Aussteuer ihrer Tochter an, ließ sich von Emilie Haller, die in diesen Angelegenheiten ihre Vertraute war, die gemachten Einkäufe zeigen und nahm den eifrigsten Antheil daran. Emilie wußte auch allein von den Einschränkungen, die Frau von Stein sich auferlegen wollte, um Hilba eine bessere Mitgift geben zu können; die Tochter selbst durfte am wenigsten davon

wissen, da sie nie ihre Einwilligung dazu gegeben hätte. Die freudig erregte Stimmung, die wir so oft bei der Mutter einer glücklichen Braut bemerken, schien sich auch Frau von Stein mitgetheilt zu haben, die in dem Glücke ihrer Tochter sich noch einmal verjüngte. Sie wollte nicht die Andere mit ihrer Heiterkeit täuschen, sondern sie täuschte sich selbst, da sie zu aufgeregt war, um den Gedanken der Trennung zu fassen.

Mittlerweile war man nach der Stadt gezogen, da der eintretende Herbst sich besonders in der Brühl durch frühzeitige Kühle fühlbar machte.

„Morgen ist Hilda's Geburtstag“, hatte Frau von Stein eines Tages zu Löhner gesagt, „und diesen Tag müssen Sie und Emilie mir schenken — es ist vielleicht der letzte, den wir zusammen erleben und wir müssen ihn heiter zubringen.“

Aber eben an diesem Tage war die Kranke Anfangs ungewöhnlich wehmüthig gestimmt. „Ich hatte es mir so schön gedacht bei Euch zu sein“, sagte sie der weichen Stimmung nachgebend, „und hätte der Welt so gern gezeigt, daß eine Schwiegermutter sich mit dem Manne ihrer Tochter vertragen kann.“

„Und kein Sohn soll Sie mehr verehren als ich, der Sie nun bald seine Mutter wird nennen dürfen“, sagte Löhner, „doch sehen Sie“, setzte er leiser hinzu, „Hilda weint und an dem heutigen Tage sollen ihre schönen Augen keine Thränen vergießen — es wäre mir ein böses Omen.“

Man bemühte sich die traurige Stimmung, die sich Aller zu bemächtigen drohte, zu verbannen und wenn auch Anfangs die Heiterkeit der Frauen eine erzwungene war, so beschloß man doch das kleine Fest in fröhlicher Laune. Löhner war so liebenswürdig in seiner Heiterkeit, daß man dieser Frühlingsnatur gegenüber nicht traurig bleiben konnte.

Und doch sollte dieß der letzte glückliche Abend für Löhner gewesen sein!

Wie hingebend, wie liebevoll war Hilda nicht heute gegen ihn gewesen! sie hatte ihn so recht empfinden lassen, wie innig sie ihn liebte. Als er sie spät am Abend verließ, begleitete sie ihn bis zur Hausthüre, drückte ihn noch zärtlich die Hand und trat dann an das Fenster, um ihm noch einmal ein Lebewohl zuzuwinken!

Und doch sollte er morgen wiederkommen — aber wie verändert er sie dann finden werde — das ahnte der glückliche Bräutigam nicht!

Als Hilda das Fenster schloß, hörte sie die Mutter im Nebenzimmer mit ungewöhnlicher Aufregung mit der bei ihr zurückgebliebenen Emilie sprechen. „Was liegt daran“, sagte sie, „ob ich in einem kleinen un-

freundlichen Zimmer wohne, ob ich einigen Comfort entbehre, ist doch mein Leben nach der Trennung von Hilda so elend, daß ich nur den einen Wunsch habe, Gott möge mich bald sterben lassen."

"Sie waren eben in der letzten Zeit so gefaßt und heiter", erwiderte Emilie, "daß ich hoffte, Sie hätten den Gedanken ertragen gelernt, getrennt von Hilda zu leben."

"So lange ich für ihre Aussteuer Alles zu ordnen und zu bestellen hatte", versetzte die Kranke, "konnte ich nicht so viel an mich denken — aber jetzt, da Alles geschehen ist, zieht eine Bangigkeit in mein Herz, daß ich oft meine, es nicht ertragen zu können, — doch", setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu, "Hilda soll nichts davon erfahren — sie soll nicht wissen, wie theuer meinem schwachen Mutterherzen ihr Glück zu stehen kommt."

Das Eintreten der Magd unterbrach hier das Gespräch der beiden Frauen und Hilda mußte sich fassen, um mit ruhiger Miene vor der Mutter zu erscheinen.

Lange schloß schon wohlthuernder Schlummer die Augen der Kranken als Hilda noch in schmerzliches Sinnen verjenkt, auf saß. Sie kämpfte einen schweren Kampf mit sich. An der Seite des geliebten Mannes lachte ihr eine schöne, glückliche Zukunft entgegen — getrennt von ihm schien ihr das Leben eine schwere, unerträgliche Last. Und doch fragte sie sich: "Gibt es denn noch eine Wahl für mich, nach den Worten, die ich heute vernommen habe, müßte nicht jeder Augenblick des Glücks für mich zur Qual werden, wenn ich an die Mutter dünkte?" Heiße Thränen entstürzten ihren Augen. Und was sollte sie Löhner sagen, wenn sie wirklich stark genug war das Opfer zu bringen — war sie denn frei — stand es noch bei ihr das Verhältniß zu lösen, nachdem sie einmal ihr Wort gegeben? Sollte sie an Löhners Großmuth appelliren und ihm mittheilen was sie gehört? nein, das durfte sie nicht, denn er begehrte in seiner Leidenschaft, daß die Liebe zu ihm ihre erste und heiligste Empfindung sein sollte und wollte der Mutter nur den zweiten Platz in ihrem Herzen angewiesen sehen.

Da durchzuckte sie plötzlich ein Gedanke — wenn ihr gelänge Zweifel an ihrer Liebe in ihm zu erwecken; sie wußte wie empfindlich Löhner, — wie leicht sein Gemüth zum Mißtrauen geneigt war, um überzeugt sein zu können, daß er dann der Erste wäre das Verhältniß zu lösen. Sein gekränkter Stolz würde es ihm selbst leichter machen sie aufzugeben, sie als eine Unwürdige zu vergessen; und unwürdig mußte sie ihm in ihrer Unbeständigkeit erscheinen. Sowohl die Mutter als

Emilie mußten getäuscht werden. Gott aber sollte ihr verzeihen, wenn sie zum ersten Male zur Verstellung ihre Zuflucht nahm.

Und Hilda führte ihren Vorfaß aus. Kalt und zurückhaltend wies sie jede herzliche Annäherung des Geliebten ab; schweigsam saß sie an seiner Seite und gab auf seine Fragen nur kurze einsilbige Antworten. Ach ihr Herz war so schwer und traurig, daß sie nur weinen hätte wollen! Nur manchmal, wenn er geänztigt von ihrem seltsamen Benehmen ihre Hand ergriff und sie in weichen, liebevollem Tone bat, ihm zu sagen was sie so verändert habe, drohte sie ihre Kraft zu verlassen und wenn sie auch jetzt noch schwieg, sprach doch ihr Auge mit dem alten Blicke der Liebe zu ihm, bis auch dieser Blick in Thränen unterging. Oftmals war sie zu den Stunden, in denen er zu kommen pflegte, abwesend und wenn er ihr dann das nächste Mal darüber Vorwürfe machte, entschuldigte sie sich in so kühler Weise, als hätte er kein Recht diese Aufmerksamkeit von ihr zu fordern. Früher hatte sie mit großem Eifer an ihrer Aussteuer genäht, jetzt ließ sie die schon begonnenen Arbeiten liegen, um in düstern Träumen versenkt vor sich hinzustarren. Auch die Mutter bemerkte diese Veränderung, und so gerne Hilda ihr die Aufregung erspart hätte, war es ihr doch nicht möglich; als sie sie aber einmal darum befragte, bat Hilda ihr zu verzeihen wenn sie mit ihrem Benehmen unzufrieden war und nur noch ein wenig Geduld mit ihm zu haben, bald sollte ihr Alles klar werden. Waren schon in der Mutter und in Emilie Zweifel an Hilda's Liebe aufgestiegen, so mußte dieser Zweifel in dem Herzen des Geliebten noch viel mehr erwacht sein. Leidenschaftlich und heftig wie er war, vermochte er nicht lange eine solche Spannung zu ertragen und als er sich eines Abends wieder von Hilda's seltsamen Benehmen beleidigt fühlte, brach er in die verhängnißvollen Worte aus: „Hilda, sagen Sie, lieben Sie mich nicht mehr?“

Er war mit ihr allein; die Mutter schlummerte im Nebenzimmer. Den Blick zu Boden gesenkt saß Hilda schweigend da — was sie in diesem Augenblicke litt, war mehr als sie ertragen zu können meinte.

„War Ihre Liebe für mich nur eine Täuschung?“ fragte er mit bebender Stimme weiter, „hat ihr Herz sich von mir gewendet?“

Dieses Roth deckte des Mädchens Wangen, Thränen traten in ihre Augen aber sie zerdrückte sie und starr den Blick zu Boden gesenkt, schwieg sie noch immer, nur das Zucken ihrer Lippen, das schnelle Athmen ihrer Brust verrieth ihre tiefe innere Bewegung.

„Hilda, brechen Sie endlich dieses Schweigen“, bat Köhner mit steigendem Affecte. „Wenn Sie mich nicht mehr lieben, will ich nie

— nie mehr vor Ihre Augen treten, nie mehr ein Wort an Sie richten, denn ich bin zu stolz, um Ihre Liebe zu betteln.

Bei den letzten Worten hatte seine Stimme scharf und hart geklungen, das Gefühl des getränkten Stolzes war in ihm erwacht und der schöne, junge Officier für den so manches Frauenherz in unerwiderter Liebe geschlagen hatte, stieß den Gedanken mit Abscheu von sich, seine Neigung dem Mädchen aufzudringen.

Jetzt öffneten sich Hilda's Lippen — ihr Bild aber hob sich nicht vom Boden. — „Verzeihung“, stammelte sie, „aber ich kann Ihre Gattin nicht werden.“

„Sie lieben mich also nicht mehr?“ sagte Löhner mit dumpfer Stimme.

„Ich täuschte mich — ich liebe Sie nicht genug, um Ihnen zum Altare folgen zu können.“

Nur mit Anstrengung und mühsam hatten sich diese Worte ihren Lippen entzungen, sie empfand es nur zu tief, welchen Schmerz sie dem Geliebten damit bereiten mußte.

„Sie lieben mich nicht!“ wiederholte Löhner und seine Stimme klang wie ein verhaltenes Weinen, — aber im nächsten Augenblicke hatte auch schon der Stolz über sein Gefühl gesiegt, er erhob sich und sagte mit erzwungener Ruhe: „Dann will ich Sie von meiner Gegenwart befreien und mich bemühen, Ihrer nur mehr als einer Fremden zu denken.“

Fast im selben Augenblicke sprang Hilda von ihrem Sitze auf — sie wollte dem Geliebten an die Brust stürzen — ihm sagen, daß sie ihn unaussprechlich liebe — aber schon hatte er das Zimmer verlassen — und weinend sank sie in die Kniee. — Das Opfer war gebracht und sie flehte nun zu Gott um Kraft, die Last ihres Schmerzes ertragen zu können.

Jahre sind vergangen; Frau von Stein lebt noch, aber ohne daß ihr Zustand sich gebessert hat; der Ausspruch des Arztes ist zur Wahrheit geworden. Hilda ist nach wie vor ihre treue, unermüdlige Pflegerin und so unerklärlich Allen ihr Benehmen Löhner gegenüber war, so überzeugte die Mutter bald die Ruhe und Heiterkeit, mit der sie ihre Pflichten erfüllte, daß ihre Liebe zu Löhner wirklich nur eine flüchtige Neigung gewesen sein mußte. Hilda hatte die Kraft gefunden, um die sie gefleht, und ihre Mutter ahnte nie, welches Opfer sie ihr gebracht und wie viele Thränen — wie viele schwere Kämpfe es sie gekostet. Ein Ereigniß, das ein Jahr später, nachdem sie das Verhältniß gelöst, eintrat, ließ es

Frau von Stein als ein doppeltes Glück empfinden, daß aus ihrer Tochter Verbindung mit Löhner nichts geworden war. Es zeigte sich, daß des Officiers Charakter nicht die Achtung verdient hatte, die er bis dahin genossen. Schon vor der Zeit, als er um Hilda's Hand geworben, war er ein Spieler und damals schon in bedeutende Schulden verwickelt. Er verließ Wien noch als allgemein geachteter Officier und ein Jahr später erfuhr man, daß er Gelder aus der ihm anvertrauten Regimentscasse entwendet habe, allerdings in der Absicht, diese, sobald das Glück ihm günstig war, wieder zu ersetzen. Die Veruntreuung wurde jedoch früher entdeckt — und Löhner ward infam cassirt und zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilt.

Wie ein Blitzstrahl aus blauem Himmel traf diese Nachricht Alle, die ihn gekannt. So sehr man früher Hilda getadelt hatte, das Verhältniß mit Löhner gelöst zu haben, so sehr gratulirte man ihr jetzt dazu. Und wie dies immer zu geschehen pflegt, so waren eben Jene, welche früher nicht genug Worte der Anerkennung für den liebenswürdigen, jungen Officier gefunden hatten, nun die Ersten, zu erklären, daß ihnen schon früher Manches an seinem Charakter Mißtrauen eingeflößt habe. Auf Hilda selbst hatte diese Nachricht einen erschütternden Eindruck gemacht und als Emilie es ihr zuerst mittheilte, hätte ihr fassungloser Schmerz darüber bald der Freundin des Mädchens Geheimniß verrathen. Ach! sie hatte ihn noch nicht vergessen gelernt — und erst nachdem die ersten Wellen ihres Schmerzes sich gelegt, vermochte sie an sich zu denken und zu erkennen, wie Gott, indem er ihr Opfer annahm, sie vor einem schrecklichen Unglücke bewahrt hatte.

Folgen wir an einem Winterabende, wo der Schnee in wirbelnden Flocken zur Erde fällt und der Wind mit zudringlicher Hast die kleinen, nassen Dinger den Wanderern in das Gesicht jagt, Emilien Haller in das Theater. Es ist ganz besonders behaglich, an solch einem Abende die hell erleuchteten, durchwärmten Räume zu betreten und unter den vielen gepuppten Leuten behaglich Platz zu nehmen. Emilie ist in eine Loge getreten, ihr Gatte und ein Freund desselben folgen ihr. Letzterer lehnt den vorderen Sitz ab und nimmt im Hintergrunde der Loge hinter Emilien's Stuhle Platz. — „Sie wollen nicht gesehen sein“, sagte Emilie lächelnd zu ihm gewandt, „um nicht durch Ihre Persönlichkeit die Aufmerksamkeit des Publicums von Ihrer Dichtung abzuziehen.“

Der Herr, zu dem Emilie sprach, war der berühmte dramatische Dichter Dorn, dessen Schauspiele sich mit Recht der größten Beliebtheit erfreuten.

„Wer ist die junge Dame, die Sie so freundlich grüßten,“ fragte Dorn Emilien während des ersten Zwischenactes.

„Diese Frage ist etwas zu allgemein gehalten, als daß ich sie beantworten könnte,“ versetzte Emilie, „ich grüßte mehrere junge Damen und muß Sie schon ersuchen, die, welche Sie interessirt, etwas genauer bezeichnen zu wollen.“

„Ich meine jene Dame uns gegenüber mit dem ernstern, fast klassischen Profil; ihre ganze Erscheinung verräth eine seltene Anmuth und Einfachheit und dies sind Eigenschaften, die sie vor den meisten anderen jungen Damen auszeichnen, so daß Sie wohl schon errathen haben werden, wen ich meine.“

„Ach freilich“, sagte Emilie und nickte dabei freundlich lachend der jungen Dame zu, „das ist meine Freundin Hilda Stein und gewiß gibt es nicht viele so interessante und schöne Mädchen als sie.“

Emiliens Gemahl mischte sich nun ebenfalls in das Gespräch und man begann von dem Drama, dem Beifalle, den es auch heute wieder fand, und den darin beschäftigten Schauspielern zu sprechen. Darüber ging der kurze Zwischenact zu Ende; als aber der Vorhang aufgezogen ward, wandten sich des Dichters Blicke wieder auf Hilda, deren Erscheinung einen ungewöhnlichen Eindruck auf ihn zu machen schien. Er sah, daß Hilda mit gespannter Aufmerksamkeit seine Dichtung verfolgte, daß sie bei der Abschiedscene zwischen den Liebenden, deren schöne Verse von den beiden Darstellern mit ergreifendem Pathos gesprochen wurden, gerührt war und das Tuch vor die Augen drückte.

Unter rauschendem Beifalle rollte der Vorhang herab und mit strahlenden Blicken wendete sich Emilie zu dem Dichter; kaum hatte sie aber bemerkt, daß er sein Vorznon noch immer auf Hilda gerichtet habe, als sie neckend ausrief:

„Hat es Ihnen meine blasse Hilda angethan, daß Sie den Blick von ihr nicht wenden können und selbst den Beifall des Publicums — diese Sphärenmusik für das Ohr des Theaterdichters — nicht beachten.“

„Ich läugne nicht, daß es mir von großem Interesse war, zu beobachten, welchen Eindruck meine Dichtung auf Ihre Freundin machte, und glauben Sie mir, die stille Thräne eines Frauenauges ist für den Dichter viel schmeichelhafter als der schallendste Beifall.“

„Sagen Sie doch die Thräne in den Augen eines schönen Mädchens“ bemerkte Emilie lachend, denn ich zweifle, ob er Ihnen halb so schmeichelhaft wäre, wenn die alte Hofrätin dort im ersten Rang vor Rührung geweint hätte. Doch ich warne Sie, mein Freund, Hilda ist

eine moderne Coreley und es bringt Gefahr, ihr goldiges Haar und ihre schönen Augen zu bewundern — sie kann nur Leidenschaften einflößen, aber vermag sie nicht zu theilen.“

„Lassen Sie das Reden“, bat Dorn, „aber gewiß ist eine Erscheinung wie die Ihrer Freundin selten, denn ohne eine auffallende Schönheit zu sein, liegt in dem Ausdrucke ihrer Züge ein so mächtiger, seelischer Reiz, daß man fühlt, hier einer ungewöhnlichen Natur gegenüber zu sein — die zu ergründen und kennen zu lernen für den Dichter eine interessante Aufgabe wäre.“

„Sie haben Recht“, erwiderte Emilie, „und dieses Studium dürfte um so interessanter sein, da eine Seite ihres Charakters selbst mir, ihrer ältesten Freundin, räthselhaft ist.“

„Sie haben meine Neugier rege gemacht“, sagte Dorn, „erzählen Sie mir nun auch, was Ihnen an diesem schönen Mädchen unklar geblieben ist.“

„Ein junger, allgemein geachteter Officier“, begann Emilie, „ward vor einigen Jahren um Hilda's Hand; das Mädchen, das seine Reizung erwiderte, nahm seinen Antrag an und ward seine Braut. Kurz darauf traf sie ein schweres Unglück; ihre Mutter, an der sie mit seltener Zärtlichkeit hängt, wurde vom Schlage gerührt und an Händen und Füßen gelähmt. Hilda zog mit ihrer kranken Mutter nach der Brühl und da auch ich dort den Sommer zubrachte, begleitete ich die jungen Leute meist auf ihren Spaziergängen und konnte mich davon überzeugen, daß beide sich innig liebten. Der Officier, welcher in einigen Monaten in eine andere Garnison versetzt werden sollte, wünschte, daß seine Vermählung noch im Winter stattfinde, um Wien nur mit ihr verlassen zu dürfen. Nachdem Hilda anfangs aus zärtlicher Besorgniß für die kranke Mutter seinen Wunsch nicht erfüllen wollte, willigte sie endlich doch darein. Schon war Alles festgesetzt und die Aussteuer beinahe fertig, als mit einem Male eine seltsame Veränderung in dem Mädchen vorging; sie wurde kalt und unfreundlich gegen ihren Bräutigam und als er endlich seinen nur zu gerechtfertigten Zweifel an ihrer Liebe äußerte, gestand sie ihm, daß sie sich über ihre Gefühle getäuscht und ihn nicht genug liebe, um seine Gattin werden zu können. Das Verhältniß ward gelöst und Hilda war frei; so seltsam es mir dünkte, daß sie eine vorübergehende Reizung für ein ernsteres Gefühl gehalten — ja, so wenig ich überhaupt gedacht hätte, daß sie einer solch flüchtigen Empfindung fähig wäre — mußte ich mich doch mit dieser Erklärung zufrieden geben, da sie auch für mich keine andere hatte. Als aber einige Zeit darauf die Nachricht

zu uns drauz, daß Hilda's einstiger Bräutigam ein Spieler sei und wegen Veruntreuung einer Geldsumme aus der Regimentscasse zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilt sei, da überraschte mich des Mädchens heftiger, fassungeloser Schmerz, die diese Katastrophe als seine Braut nicht schwerer hätte empfinden können."

"Wäre es Ihnen nicht möglich, mir Gelegenheit zu verschaffen, Ihre Freundin näher kennen zu lernen?" fragte Dorn.

"Nichts leichter als das", versetzte Emilie, "sobald Hilda mir einen Abend schenkt, werde ich es Ihnen zu wissen machen — aber noch einmal, lieber Freund, wahren Sie Ihr Herz, denn so zärtlich und warm Hilda für ihre Mutter und Freunde fühlt — einer anderen Neigung scheint sie nicht fähig."

"Seien Sie unbesorgt", lachte Dorn, "mir ist es nur um ein psychologisches Studium zu thun."

Der Wunsch des Dichters wurde erfüllt und er war bald nicht nur darauf beschränkt, Hilda im Hause ihrer Freundin zu treffen, sondern durfte auch ihre Mutter besuchen; und es blieb nicht bei vereingelten, förmlichen Besuchen, sondern er sah sich bald in den kleinen Kreis der Freunde aufgenommen, der sich um Frau von Stein zu versammeln pflegte. Ob es ihm um ein psychologisches Studium zu thun ist, bezweifelt Frau von Haller sehr, obgleich sie als kluge Frau sowohl den Dichter als die Freundin jezt mit Redereien verschont; sie wünscht, die Herzen der Beiden möchten sich finden, und besorgte, jedes Eingreifen einer Dritten könnte sie nur entfremden.

Ein neues geistig anregendes Leben ist seit des Dichters Bekanntschaft in Hilda's Seele geweckt worden; er liebt es, mit ihr über seine Arbeiten zu sprechen, sich mit mancher Frage an sie zu wenden, um, wie er sagt, von ihren Lippen zu hören, wie ein edles Frauenherz empfindet. Manche sonst trübe Stunde der Kranken verschönert er, indem er aus seinen oder fremden Werken vorliest; Hilda sitzt dann mit einer Arbeit an seiner Seite und ihr großes, seelenvolles Auge ist oft mit bewunderndem Blicke auf den Vorleser geheftet.

Aber selbst Emilie Haller, die sich rühmt, einen sehr scharfen Blick in Herzensangelegenheiten zu besitzen, ist noch nicht zur Klarheit über die Gefühle der Beiden gekommen: — ist es nur Freundschaft, Sympathie zweier gleichgestimmter Seelen oder eine wärmere Empfindung. In des Dichters Benehmen mahnt nichts an den galanten Ton eines Verliebten und die zarte Aufmerksamkeit, mit der er Hilda hilft, die Kranke zu erheitern, läßt sein Verhältniß zu ihr als ein fast brüderliches erscheinen.

Aber welcher Mann, fragt sich Emilie, bringt einer alten, kranken Frau, die noch vor Kurzem eine Fremde für ihn war, solche Opfer, wenn nicht ein wärmeres Gefühl für die Tochter ihn leitet.

In dem freundlichen Hausgarten, den wir schon von Hilda's Fenster kennen, finden wir an einem schönen Sommernachmittag eine kleine Gesellschaft versammelt. Frau von Stein war in ihrem Rollstuhle hinabgetragen worden, um die wohlthuende Lust unten einzuathmen, und unter den Freunden, die sie und ihre Tochter umgeben, ist auch der Dichter Dorn.

Duftige Geranien- und Rosenbeeten nehmen die Mitte des wohlgepflegten Rasenplatzes ein, der von einigen seltenen exotischen Bäumen besetzt ist. Da breitet die dunkle Blutbuche ihre düsteren Zweige aus, neben der die Platane mit ihrer lichten Rinde und schöngeformten hellgrünen Blättern sich vorthellhaft abhebt, und etwas entfernt davon contrastirt das matte Grün des Delbaumes mit dem dunklen Grün der Kastanie. Der Garten ist äußerst geschmackvoll angelegt und mit schönen Bäumen, duftigen Blumen und Bosquets geziert, so daß es ein wahrer Genuß für die armen Städter ist, dort behaglich plaudernd im Grünen zu sitzen.

Nachdem man den Kaffee eingenommen hat und immer tiefere Schatten den Garten einhüllen, trennt sich die kleine Gesellschaft, um sich in Gruppen zu vertheilen oder auf und nieder zu wandeln. Nur die älteren Frauen bleiben bei der Hausfrau zurück. Dorn hat sich auch heute wieder, wie fast immer, Hilda's Gesellschaft zu sichern gewußt; in diesen dämmerigen Stunden, wo das scheidende Tageslicht noch mit dem einfallenden Abenddunkel ringt, ist er sonst am meisten zur Mittheilung gestimmt. Doch heute hat er schon einige Gänge schweigend an Hilda's Seite gemacht; er ist still und gedankenvoll und auch Hilda macht keinen Versuch, ein Gespräch einzuleiten; sie sind schon so vertraut miteinander, daß ein in ihrer Stimmung liegendes Schweigen durch keine gleichgiltige Conversation unterbrochen werden muß.

„Hilda“, sagte er plötzlich, mit ihr in eine Laube tretend, und es war das erste Mal, daß er sie nur bei ihrem Taufnamen nannte, — aber gleich darauf brach er wieder ab und schwieg — es war, als wollte er sprechen und fände nicht die Worte.

Sie hatten einstweilen auf der Bank in der Laube Platz genommen.

„Ich habe“, fing er von Neuem an, „so oft dem Gefühle, das mich jetzt bewegt, beredte Worte geliehn — und nun, da ich zum ersten Male es selbst empfinde, stehe ich verlegen und verwirrt vor Ihnen.“

*

Hilda sah nicht auf; das Dunkel des Abends war schon so tief, daß es ihr Errotthen verbarz, und er fuhr fort:

„Doch bedarf es denn vieler Worte, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe — aber nicht mit der blinden Leidenschaft eines jungen Mannes, den der Zauber Ihrer äußeren Erscheinung blendete — nein, ich liebe und verehere Sie, weil ich in Ihnen das Ideal der echten Weiblichkeit verwirklicht fand — weil Sie meine schönsten, kühnsten Träume von dem wahren Wesen eines edlen Weibes zur Wahrheit machten. — Sagen Sie mir, Hilda,“ setzte er nun leiser hinzu, ihre herabgesunkene Hand ergreifend, — „können Sie mich lieben?“

Sie ließ ihm ihre Hand; mit leuchtendem Blicke sah sie zu ihm und ihr Busen hob sich schnell auf und nieder — sie rang nach einem Worte und konnte es nicht aussprechen — das eine beglückende kleine Wort „Ja“.

„Liebst Du mich?“ fragte Dorn und aus seiner Stimme klang der Jubel seines Herzens — denn ihre Verwirrung hatte ihm Alles verrathen.

„Ja“, hauchte sie jetzt. —

Eine Pause folgte diesem Geständnisse — Beide schwiegen zu seltsam, um sprechen zu können.

Hilda war die Erste, welche das Schweigen brach. Sie entzog ihm ihre Hand, die er bis jetzt in seiner gehalten, und sagte leise:

„Nicht mir sollen Sie Ihr Herz schenken — nicht mir, die man die Braut eines Mannes nannte, dessen Name nun mit Schande bedeckt ist.“

„Ihr Herz ist frei“, erwiderte er; „ich weiß es“, setzte er im Tone der sichersten Ueberzeugung hinzu, „Sie können keinen Unwürdigen lieben — Mitleid werden Sie für den Gefallenen empfinden, aber nicht Liebe. — Ich habe Sie aufmerksam beobachtet“, fuhr Dorn fort, als Hilda noch immer schwieg, „und von dem Abende an, da ich Sie im Theater sah und Ihre Freundin mir von Ihnen erzählte, waren Sie erst der Gegenstand meines Studiums — bis Sie der meiner Verehrung und Liebe wurden. Ich weiß, Ihre Liebe für Löhner erlosch erst, als Sie erfuhren, daß er Ihrer unwürdig war; — als Sie ihm sagten, daß Sie in Ihren Gefühlen sich getäuscht — sprachen Ihre Lippen wohl die erste Unwahrheit damit aus, aber es war ein erhabener Gedanke, der Sie leitete — die Liebe zu Ihrer Mutter.“

„Wer, wer konnte Ihnen sagen, was ich Niemandem auvertraute?“ fragte Hilda betroffen.

„Sie zählen zu jenen seltenen, edlen Naturen,“ fuhr Dorn fort, „die willig sich zum Opfer bringen, wenn es sich darum handelt, Andern dadurch Kummer zu ersparen. Sie haben dem größten Glück, das ein Weib auf Erden erwartet, entsagen wollen, um das Leben Ihrer armen Mutter zu erheitern, Sie wollten sie nicht allein zurücklassen, um dem Gatten zu folgen — und doch liebten Sie Löhner damals tief und innig. Ist's nicht so, meine Hilda?“

„Ist es die geheime Sympathie der Liebe, die Sie in meinem Herzen lesen läßt?“ fragte sie unter Thränen lächelnd zu ihm aufblickend.

„Und ich will Sie nicht von Ihrer Mutter trennen“, sagte Dorn mit Innigkeit, „sie soll, statt ihre Tochter zu verlieren, noch einen Sohn in mir gewonnen haben, einen Sohn, dessen heiligste Pflicht es sein soll, Sie in Ihrem edlen Streben, der Mutter trauriges Dasein zu verschönern, zu unterstützen.“

„Ja, ich weiß“, sagte Hilda, „Sie werden es mir nie zum Vorwurfe machen, wenn wir uns der Mutter willen manche kleine Entbehrung auferlegen müssen.“

„Gewiß nicht, war es doch eben ihre kindliche Liebe, die mich zuerst mit Bewunderung für Sie erfüllte,“ versetzte Dorn.

„Sehen Sie“, sagte Hilda stolz, „auch ich habe Sie richtig erkannt und hätten die Verhältnisse zwischen mir und Ihnen eine Trennung erfordert, würde ich Ihnen offen gestanden haben, daß ich es als meine Pflicht betrachte, bei der Mutter zu bleiben, statt, wie Löhner gegenüber, zu einer Unwahrheit meine Zuflucht zu nehmen. Sie hätten mich verstanden und würden darum nicht schlechter von mir gedacht haben; ja, wäre ich nicht damals zu verblendet von meiner Neigung gewesen und hätte es mir nicht zu sehr geschmeichelt, selbst der Gegenstand einer solch mächtigen Leidenschaft zu sein, so hätte mir schon damals Manches in Löhners Charakter mißfallen sollen und ich sehe erst jetzt deutlich an der rücksichtsvollen Weise, mit der Sie meiner Mutter entgegenkommen, wie unedel es von Löhner war, meine ganze Zärtlichkeit nur für sich zu begehren.“

„Wer meine Hilda liebt, hat sich auch ein Recht auf meine Dankbarkeit erworben,“ sagte Dorn, den Arm um ihren Leib schlingend. — „Darf ich vor die Mutter treten“, setzte er hinzu, „und sie bitten, den Bund unserer Herzen zu segnen und auch mich wie ihren Sohn zu lieben?“

„Mein Gott, hab' ich es denn verdient, noch so glücklich zu werden,“ sagte Hilda und erröthend senkte sie ihr Haupt auf des Geliebten Brust.

Benige Monate nach diesem Abende finden wir Hilda als Dorn's Gattin. Frau von Sein ist zu den Neuvermählten gezogen, die in demselben Hause, in welchem Hilda mit ihrer Mutter bis jetzt gelebt, eine größere Wohnung mietheten. Mit dem feinen Tacte edler Herzen haben die Gatten mehr für die Bequemlichkeit und den Comfort der Kranken gesorgt als Rücksicht auf Eleganz genommen, und im schönen Wettstreit vereinen sich Beide, der Mutter Leben zu erheitern.

„Wie reich vergilt mir Gott, was ich an jenem Tage litt, da es mir zum ersten Male klar wurde, daß es unrecht von mir wäre, die Mutter zu verlassen!“ sagte Hilda eines Abends, als sie mit dem Gatten am Fenster stand und in den so wohlbekannten kleinen Gartenraum hinausblickte, der jetzt in eine Schneedecke eingehüllt war. „Siehst Du“, fuhr sie fort, sich zärtlich an den Gatten schmelegend, „auch in meinem Herzen war es dann kalter, starrer Winter geworden, bis Dein warmer, liebevoller Blick ein neues, schöneres Leben darin erweckte.“

„Und ich kann mir nicht denken, was mein Leben ohne Dich geworden wäre,“ sagte Dorn, sich zu der Gattin beugend und einen Kuß auf ihr blondes Haar drückend, — „seit ich Dich mein nenne, weiß ich erst, welch ein Segen die Liebe eines edlen Frauenherzens ist. — Doch komm' Liebste“, setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, „die Mutter wird schon auf uns warten — ich will ihr vorlesen, während Du den Thee bereitest.“



Gedichte.

Mahnung.

Fort zum Henker mit den Klagen
 Ueber schlechte, böse Zeit,
 Grad im Winseln und Verzagen
 Liegt ja die Erbärmlichkeit!
 Aller Jammer auf der Erden
 Ist der Sünde krankes Kind,
 Und sogleich wird's besser werden,
 Wenn wir selber besser sind!

Sage Keiner, daß alleine
 Nicht zu brechen sei das Joch;
 Ist der Ein' nicht die Gemeine,
 Diebt er stets der Eine doch!
 Mag das Niedrige und Schiechte
 Auch des Trostes Räder sein,
 Steht der Kämpfer für das Rechte
 Doch gewiß auch nicht allein!

Herrschaft kann nur dort verbieten,
 Wo der Knecht die Ketten liebt,
 Und die Tyrannei wird euden,
 Wenn es keine Sklaven gibt! —
 D'rum zum Henker mit den Klagen
 Ob der Zeit und ihrer Schmach —
 Frisch gewollt und ohne Zagen,
 Die Erlösung folget nach.

Ring' sich Jeder, der unglücklich
 Im Getrieb' sich fühlt, empor:
 Mit dem Drang bricht augenblicklich
 Auch ein neues Hoffen vor!
 Frage Keiner erst den Andern —
 Frage bringt nur Zweifel ein
 Und des fest Entschloss'nen Wandern
 Wird ein herrlich Beispiel sein!

Hoffe Keiner zu gewinnen
 Von Gewalt und Raserei:
 Freiheit kommt allein von Innem
 Und der Freie nur ist frei!
 Wenn die Zwingherrs zu verspotten
 Brechen soll der Tag herein:
 Muß den Knechtsinn anzuretten
 Jedes Bef'ren Lösung sein!'

Ludwig Bowitzsch.



Byron.

Byron, erhebst du wieder das Haupt aus stogischem Dunkel,
 Dem ich als Jüngling einst Staunen und Liebe geweiht?
 Sei willkommen Titan dem Manne von Neuem, zu lang nur
 Grunzte und greint ein Geschlecht schwächlicher Affen nach dir!
 Schwing ihn wieder den Bliß durch düst'res Gewölbe, laß rollen
 Donner mächtig und dumpf über das Bogengebraus.
 Sing' unsterbliche Hymnen der Freiheit unserm Geschlechte,
 Huldigt es feig dem Erfolg, lehr' es den lödlichen Hiß,
 Wo du für Hellas starbst, aus Mesolonghi's Gefilden
 Zeige den Vorbeerkranz, heiligen Kampfes Panier

Ad. Pichler.

Ein zeitgemäßes Thema.

Wenn nicht der langen Knechtschaft Sumpf
 Das Volk gemacht hat dumm und stumpf,
 So muß es jetzt in Zorn aufwallen.
 Noch nie hat eine Herrscherfaust
 So höhnißch ihm den Bart gezauet —
 Das Concordat, es muß jetzt fallen.

Wo man von unserm Staate spricht,
 Da höhnt man uns in das Gesicht
 Und schlägt ins Herz des Spottes Krallen.
 Wir geh'n, so heißt's, in Geistesnacht —
 Wer hat uns in Verruf gebracht?
 Das Concordat, es muß jetzt fallen.

Sagt nicht, es sei der ganze Streit
 Nur eine Ausgeburt der Zeit
 Und werde allgemach verhallen;
 Das Volk weiß längst, daß Clerisei
 Und Christenthum nicht einerlei —
 Das Concordat, es muß jetzt fallen.

Jetzt oder nie — ein Krieg,
 Das man recht gut versteht in Rom
 Und dennoch ruft man dort zu allen
 Beschwörden laut: non possumus
 Der Reim, der darauf paßt, ist „muß“,
 Das Concordat, es muß jetzt fallen.

Am 20. October 1867.

Eudwig Zschick.

Aus dem kärntischen Volksleben.

Von Dr. V. P.

Erntebräuche.

Nicht bloß der Culturhistoriker, sondern jeder aufmerksame Beobachter der Zeit wird die Wahrnehmung machen, daß die Herrschaft der alten Formen und Gewohnheiten raschen Schrittes ihrem Verfall entgegenzueile und Stück für Stück der alten Poesie des Volkslebens in den Schutt sinke. Nirgends hat der zerstörende Geist der Zeit schon mehr aufgeräumt als auf dem Gebiete der agrarischen Bräuche. Während die alten Gewohnheiten mehr religiöser Färbung, sowie jene des medicinischen Aberglaubens immer noch ziemlich üppig wuchern, haben die landwirthschaftlichen Verrichtungen des Bauers auf der Wiese und auf dem Felde sich bereits des meistens ceremoniellen Schmuckes entkleidet. Man mag an der großen Heerstraße bleiben oder in die Thäler und Gebirgsdörfer hinaufsteigen, man findet wohl überall mannigfache Gebräuche, welche sich bei Geburt, Ehe, Tod und den einzelnen Festzeiten des Bauernjahres abspielen, aber nur sehr wenige, welche sich lebiglich auf Ausaat und Ernte beziehen. Am meisten haben davon die Gegenden Ober-Kärntens, das Gail- und Lesach-Thal, das Drau- und Möll-Thal bewahrt. Aber was uns davon auch da noch begegnet, sind eben meist nur vereinzelte Findlinge, Raritäten, denen man es gleich ansieht, daß sie einer aussterbenden Gattung von Gebräuchen angehören; sie entbehren jener Kraft und sinnlichen Frische, welche uns bei anderen als Zeichen eines noch stark pulsirenden Lebens so wohlthuend anmuthen. Und doch müssen auch jene ehedem auf kärntischem Boden zahlreich gediehen sein; darauf weist sowohl die Analogie anderer Gegenden hin, welche noch Manches davon in die Gegenwart gerettet haben, sowie auch die Erfahrung, daß alle hervorragenden Momente des Lebens stets eine dicke Saat von Gebräuchen zu erzeugen pflegen.

Doch es sei dem Leser selbst überlassen, diese Reflexionen an der Hand des hier zusammengestellten Materials zu prüfen und weiterzuspinnen.

Ich lasse zuerst jene Bräuche und Sitten folgen, welche die Heumahd begleiten. Wenn diese auch streng genommen nicht zum Kreise der eigentlichen Erntegebräuche gehören, so besitzen sie gleichwohl viel mit diesen Verwandtes und sind zugleich ziemlich gut erhaltene Exemplare ihrer Gattung.

Bis Ende des vorigen Jahrhunderts ging keine Heumahd auf der großen Mooswiese des Gail-Thales, welche sich zwischen Windisch-Feistritz, Wasserleonburg und Bodenhof ausdehnt, vorüber, ohne daß sich mit ihr ein förmliches Volksfest verband. Schon während die Leute auf derselben mähten, harkten, aufluden, zogen Musikbänden von Schuppen zu Schuppen, um mit ihren Klängen die Arbeiter anzueifern. Das dauerte so lange, bis das letzte Heu in den Schuppen untergebracht war. Und nun begann erst die eigentliche Aufgabe der Bänden, wenn das Mähl, welches die Herrschaften gaben, die Leute auf den Höfen vereinigte. Hier kam dann, wie bei allen Vergnügungen des Gailthaler Slovenen, das sinnliche Naturell des Völkchens zum Ausbruche. Man wetteiferte im Genuße des Augenblickes, bei Gelage und Tanz, sich für den saueren Schweiß der Tagesarbeit zu entschädigen.

Ebenso ging es ehedem auf den Mooswiesen des oberen Glan-Thales bei derselben Gelegenheit lustig her. Aber hier war es nicht Musik und Tanz, was den Kern des ländlichen Vergnügens bildete, sondern vielmehr die Uebung eines eigenthümlichen Brauches. Wenn nämlich das letzte Fuder Heu die Wiese verlassen hatte, traten die jungen Bursche zum Weiberbade zusammen. Man schleppte nämlich ein junges Mädchen aus dem Dorfe, dessen Insassen an der Wiese antheilsberechtigt waren, zur Glan, tauchte sie in den Fluß und führte sie dann, nachdem sie recht tüchtig mit Wasser bespritzt worden, im Triumphe nach dem Dorfe. Obwohl darauf gesehen wurde, daß dem Mädchen dabei kein Leid geschehe, so war diese Behandlung für sie immerhin unangenehm, da sie manche Sticheleien hören und sich gefallen lassen mußte, wenn sie nicht jungensfertig genug war, dieselben rasch heimzuzahlen. — Anderwärts wieder, wie im oberen Drau-Thale, herrschte vordem die Gewohnheit, wenn das letzte Fuder Heu zur Einfuhr kam, Pferde und Wagen zu bekränzen und eine Puppe aus Heu in das Wasser zu werfen.

Der Mittelpunkt der eigentlichen agrarischen Bräuche ist natürlich Anfang und Ende der Getreidesehung. Obwohl jede Getreideart ihre eigene Zeit zur Fehung hat, so gilt doch im Allgemeinen als Regel, daß der Schnitt selbst wo möglich bei aufnehmendem Monde begonnen und längstens mit dem großen Frauentage beendet sei. Hierzu bedient sich der Bauer Unter-Kärntens meist gedungener Schnitter, die zahlreich um diese Zeit aus Steiermark und Krain herüberkommen und arbeitssuchend von Dorf zu Dorf ziehen. Nur in den Gegenden des oberen Drau-Thales, im Gail- und Lesach-Thale verwendet der Bauer meistens die eigenen Arbeitskräfte seiner Wirthschaft auch zum Geschäfte des Schneidens und,

wo diese nicht ausreichen, helfen sich die Nachbarn gegenseitig aus. Diesem Umstande dürfte es auch zuzuschreiben sein, daß sich mehr Erntebräuche im Ober- als im Unterlande erhalten haben, da fremde, nur vorüberziehende Schnitter kein Interesse haben, alte Gewohnheiten zu bewahren.

Der erste Schnitt wird an der Ackerde im Namen Gottes gemacht; erst wenn die Vorschnitterin in dieser Weise die Arbeit eröffnet, drei Garben geschnitten und in Kreuzform niedergelegt hat, dürfen die andern der Reihenfolge nach weiter schneiden. Während der Arbeit controliren sich die Schnitter gegenseitig; wer am langsamsten mit derselben vorwärts kommt, kann gewiß sein, daß die anderen ihm diese Faulheit nicht immer ruhig hingehen lassen. Wenn nichts Schlimmeres ihm geschieht, so wird ihm doch ein Spitzname, wie z. B. fauler Peter etc., angehängt, den der Betreffende einige Zeit hindurch führen muß. Gewöhnlich geschieht dies gerne demjenigen, welcher die letzte Garbe schneidet. Im oberen Drau- und im Möll-Thale führt diese und davon jener, der sie schneidet, den Namen „löser“. Sonst geht die Arbeit ohne viel Förmlichkeit vor sich. Nur hie und da ist es üblich, daß der Muthwille der Schnitterinnen ein kleines Intermezzo hervorbringt, wenn ein vorübergehender Bursche durch seine Frage, ob die Sichel gut schneiden, denselben Gelegenheit gibt, ihn aufzufordern, daß er Sichel wegen komme. Dieser Einladung darf sich Niemand entziehen, wer vorübergeht, am wenigsten, wer dieselbe durch seine eigene Frage heraufbeschworen hat, wenn er nicht ein Hagelwetter von Neckereien über sich entladen und mit Schande und Spott abziehen will. Aber auch wer ihr Folge leistet, hat dabei schweren Stand, mit den Schnitterinnen abzukommen, da er nur zu häufig die Bemerkung machen muß, daß die Zungen gewöhnlich schärfer sind als die Sichel. — Ist der Acker ganz abgeschnitten und das Getreide „getöckelt“, so nehmen an manchen Orten die Schnitterinnen eine symbolische Handlung vor; sie setzen sich nämlich alle auf den Acker nieder, um diesem anzudeuten, daß er jetzt ausruhen dürfe.

Besondere Aufmerksamkeit wird dem letzten Gebunde geschenkt. Zwar kommt es in Kärnten nur höchst selten vor, daß diese Garbe eine besondere Gestalt oder wohl gar einen eigenen Namen wie der „löser“ im Drau-Thale erhalte; aber der Moment selbst ragt aus der ganzen Berrichtung immerhin hervor, indem die letzte Garbe stets noch mit einem gewissen Ernste aufgestellt zu werden pflegt. Im Lesach-Thale ist der Schnitt derselben sogar Vorrecht der ältesten Schnitterin. Ist die letzte Aehre unter ihrer Sichel gefallen, so kommt gewöhnlich der Besizer des

Feldes, nimmt die Garbe, um sie nach Hause zu tragen und aufzuheben, da sie besonders gutes Korn zum Samen enthalten soll.

Ehedem fand in den meisten Gegenden des Landes am Schluß des Schnittes ein eigentliches Erntefest statt. Alte Leute erinnern sich noch daran, daß dabei Abgaben an die Herrschaften entrichtet zu werden pflegten. Sept geht der Moment ohne besondere Aufmerksamkeit vorüber; ein Mahl ist Alles, was vom alten Feste übrig geblieben. Aber auch dieses kommt mehr und mehr außer Übung und so wird bald vom ganzen ehemals sehr ceremoniellen Acte des Abschlusses des Getreideschnittes nichts mehr leben, als höchstens der hie und da gehörte Name „die Sichelent“, „das Sichelauflalten“.

Ein besonderer Brauch findet in slavischen Gegenden bei der Flachs-ernte statt. Das „Haar“ bedeckt, nachdem es aus der Erde gerissen wurde, in offenen Zeilen eine Wiese; am Ende dieser Zeilen wird dasselbe dann in Kreisform ausgebreitet und ein Blumenstrauß in die Mitte gestellt.

Die nächst wichtige Arbeit des Bauers bei der Getreidbeernte ist das Dreschen; es beginnt, sobald das Getreide eingehemst und die Feldarbeit überhaupt ihr Ende erreicht hat. Wie beim Schneiden, so wird auch der Schluß des Dreschens zu einem feierlichen Momente. Am Martini sucht jeder Bauer mit dem Dreschen fertig zu werden. Dabei müssen natürlich die Diensthöten oft ziemlich stark herhalten und so lange es Tag ist, auf der Tenne sein. Den Säumigen und Faulen trifft ein gleicher Tadel wie beim Schneiden; wer den letzten „Drischelschlag“ macht, heißt im Gail-Thale „pfischt“, im Glan-Thale „hengaut“, im Möll-Thale „sauschwä“ oder auch „niggl“. Manchmal, und dies ist im deutschen Gail-Thale und Gitsch-Thale der Fall, wird dem Faulsten eine Puppe unter den „Drischel“ (Flegel) geworfen. Ein eigenthümlicher Brauch spinnt sich gerade im Möll-Thale ab; ich gebe über dieses dort übliche „Niggeldreschen“ die Schilderung eines Kenners des Möllthaler Volkslebens: Franz Franziszi.

„Wenn das Dreschen des spärlichen Kornes von Hafer und Gerste auf der Tenne seinem Ende naht und die letzten Schöber unter die Dreschflegel geworfen werden, da entspinnt sich ein förmlicher Wettkampf unter den Aelplern, die Drischel fliegen in hastiger Eile. Mit dem letzten Schläge beeilt sich ein Jeder, seinen Drischel so behende als möglich an den Nagel zu hängen. Der Langsamste wird mit großem Gefauchze als Niggl begrüßt, ein aus Stroh geflochtener Kranz wird ihm aufs Haupt gesetzt. Während der Mahlzeit darf er sich am Tische nicht blicken lassen,

ein ganzer Regen von derben Wipen über seine Schwerfälligkeit würde ihm die Mahlzeit verderben. Sein gewöhnlicher Platz während der Essenszeit ist unter dem Tische, wo er zusammengelauert sich mit dem beznügen muß, was ihm die Milbthätigkeit einiger Tischgenossen zukommen läßt. Aber was sind diese Demüthigungen gegen die Schande, die ihn erwartet, wenn die Häfcher mit einem langen Seile, das vielleicht schon etliche „Niggl“ umschlungen hält, vor dem Hause erscheinen. Die neuen Ankömmlinge begeben sich gerne in die Stube, um auf einige Zeit dem Gelächter und Spotte der Menge, das sie bisher auf die unangenehmste Weise begleitete, entziehen zu können. In der Stube wird gezech, wobei sich der aufgeweckte Charakter der Aelpler mit seinem Lärm und seiner Derbheit in nervenerschütternden Wipen geltend macht. Der neue „Niggl“ wird nun zu den alten gebunden, um mit einer Ruhglocke und anderen Flitterwerken geschmückt mit seinen Leidensgefährten durch die Gassen des Dorfes und in dessen Umgebung zu wandern.“

Mit dem letzten „Drejschet“ oder der „Drischelle g“, wie dieser Moment auch genannt wird, ist in der Regel ein Dreschermahl verbunden. Der Bauer gibt es seinen Diensthoten und es kommen dabei wieder manchenorts eigene Speisen auf den Tisch. Im Mäll-Thale heißen die zu diesem Zwecke servirten Krapsen die „Drischelkrapsen“; der aber, welcher den Titel „Sauschwäz“ erhielt, wird dabei auch wieder ausgezeichnet, indem er einen ganz besonders gestalteten Krapsen von der Form eines Mannes oder eines Weibes erhält, je nachdem es eben eine Drescherin oder ein Drescher ist. — Andernwärts werden „loika flockon“ gebacken und beim Dreschermahle aufgetischt. — Im Rosen- und slovenischen Gail-Thale ziehen um diese Zeit die Kinder von Haus zu Haus, um die Drescherkrapsen einzusammeln.

Schließlich sei noch eines Brauches verwandter Art gedacht, dessen Uebung vorigen Jahres für das Dorf Weisbriach im Gitsch-Thale so verhängnißvoll werden sollte. Hier pflegen nämlich, wenn die Ernte vorüber ist, die Halterbuben von Haus zu Haus zu ziehen und da um Hafer zu bitten. Der Erlös dieser Sammlung wird von den Jungen dann dazu verwendet, eine Art Ball zu veranstalten, wobei es lustig und toll hergeht. Dies Fest heißt der Habertanz. Im Gitsch-Thale ist dieser Brauch ein sehr alter; von Seite der katholischen wie protestantischen Pfarrvorsteherung hatte man schon wiederholt versucht, denselben zu beseitigen, ohne daß es gelungen wäre: In der Zeit Maria Theresia's und des Kaisers Joseph II. wurden sogar strenge Verordnungen gegen

denselben erlassen. Aber alles das half nichts und der Brauch lebt noch immer fort. *)

Der Leser wird aus dem Mitgetheilten ersehen haben, daß die Auslese von Erntebräuchen in Kärnten nur schwachen Ertrag gibt. Man ist nüchterner, ökonomischer geworden und vermeidet Alles, was nicht seine ökonomische Berechtigung hat. Eigene Erntefeste, wie sie anderwärts üblich sind (z. B. in Steiermark zu Frohnleiten u.) kennt die Gegenwart in Kärnten keine mehr **) und was noch von agrarischen Bräuchen alter Erntefeste etwa lebt, hat sich in den Schuß des kirchlichen Dankfestes geflüchtet, das bei allen Kirchen am Zachäus-Tage, bei einigen zu Michaeli oder am Patrociniumstage des betreffenden Pfarrheiligen begangen wird. In dieser Verbindung haben aber die alten Uebungen ihr eigentliches Gepräge verloren und haben einen mehr religiös kirchlichen Anstrich bekommen.

Eine Alpenreise.

An einem schönen Juli-Nachmittage zogen wir, ich mit meinen Freunden R. und N. aus, um der Königin unserer heimathlichen Alpenflora, der Wulfenia, auf ihrer einsamen Wohnstätte, auf der Kühweger-Alpe einen Besuch abzustatten.

Zu Lebzeiten unserer kärntnerischen Botaniker Rainer und Hohenwart konnte keine botanische Reise nach Ober-Kärnten unternommen werden, ohne beim Vorüberfahren in Velden an der Post auf eine kleine Weile Pferd und Wagen einzustellen, um auf der Sumpfwiese hinter dem Posthause sich an dem Anblicke der güldenen Kreuzwurz (*Senecio Doria*) für die Beschwerden einer Reise in die unwirthsamem oberkärntnerischen Alpen zu stärken. Heutzutage, wo der Reisende kaum Zeit hat, sich während der unerbittlich streng bemessenen Zeit von vier Minuten Velden von der Höhe des Bahnhofes aus zu betrachten und allenfalls dem gebieterisch herabbllickenden Mittagsgogel einen ergebnen Gruß

*) Wir glauben, daß man auf dem Verordnungswege denselben kaum unterdrücken kann. Man lasse ihn bestehen und er wird mit der Zeit selbst fallen, während das Verbot einer harmlosen Uebung nur entzogengeehrte Wirkung hat.

**) Neuer ist in Maria Saal wieder ein Erntefest gefeiert worden, das sehr hübsch arrangirt war und jedenfalls im nächsten Jahre wiederholt werden wird.

zugufenden, hatten auch wir nicht Zeit, die Gewohnheit unserer Vorfahren nachzuahmen, blieben daher nothgedrungen dieser schönen Pflanze mit unserem mörderischen Botanikermesser und der alles Vegetabilische ver-
schlingenden Büchse ferne.

In Villach angelangt, mußten eiligst noch die mitgenommenen Trocken-Papier-Vorräthe der Post zur Beförderung nach Tarvis übergeben werden, weil wir die reizende Tour nach Arnoldstein per pedes apostolorum zurücklegen wollten. Der Abend war herrlich und großartig, der Anblick auf die von der Abendsonne beleuchtete Kette der Karawanken, die man auf dem Wege zum Villacher Warmbade von der kühn aufgebauten Pyramide des Mittagsglockens bis zum gewaltigen Schlußsteine der Alpe Wegen bei Bleiburg ohne Unterbrechung übersehen kann, während fast in gerader Richtung über den Föderauner-Berg der mächtige Stoc des Mannhart seinen noch mit blendenden Schneeflecken gezierten Gipfel hinter der grünen Bergwand des Wurzen-Ueberganges erhebt, Landkron, Bernberg und Finkenstein, wahre Perlen echt kärntnerischer Adelsitze und reich an geschichtlichen Momenten, begegnen dem Blicke nach Osten und in diesem Kreise landschaftlicher Reize das regsame Villach hingestreckt an den Ufern unseres größten heimatlichen Stromes, dem es nicht wenig seine Lebensfrische und Geschäftigkeit zu verdanken hat.

Unter Sing und Sang, an dem es wohl nie wanderlustigen jungen Seelen fehlt, erreichten wir auf dem sogenannten, sehr einladenden Römerwege Föderaun und mit diesem das Gelände der zerstörungslüchtigen Gail, durch das wir, abwechselnd bald Auen, bald Dörfer passirend, den Blick stets durch den imposanten Felsenabsturz des Dobratsch gefesselt, Arnoldstein erreichten, von wo wir auf einem lustigen Einspänner dem Canalthale zuellten.

Wer jemals die Strecke von Arnoldstein nach Tarvis auf der neu und prachtvoll angelegten Reichsstraße passirte, muß gestehen, daß die Gegend ungefähr von Thörel an zu den großartigsten unserer Heimat zählt. In wahrhaft geisterhafter Weise stiegen die Bergriesen des oberen Save- und Raibler-Thales in die vollmonderhellten Lüfte, und kaum der drückenden Hitze des unteren Thales entronn en, mahnte uns die kalte Abendluft des Alpenthales, nach dem schützenden Plaid zu greifen. Gerade in der letzten halben Meile vor Tarvis erreicht der Anblick das Höchste an Großartigkeit, denn was man sieht, sind die Felsenhäupter der Kronauer-Wände, des Mannhart und Wisch-Berges, meist über 3000 Fuß hoch, welche über düstere Nadelwälder und tausende Alpentwässer hinweg stumm und unverrückbar zum Himmel sehen.

Bald erglänzt jedoch ein Licht nach dem anderen im tiefen, von der krystallinen Schlipa durchbrausten Graben; es ist Unter-Tarvis in stiller Nachtruhe, welche nur hier und da durch monotones Pochen eines arbeitenden Eisenhammers unterbrochen ist. Eine Allee von schlanken Pappelbäumen nimmt uns auf und bald war unser Nachtquartier in Ober-Tarvis erreicht.

Nachdem wir die Kühweger-Alpe von Pontafel aus durch den Bombasch-Graben besteigen wollten, so lag es in unserem Zwecke, sobald als möglich vorwärts zu kommen, und wir setzten deshalb unsere Reise schon bei anbrechendem nächsten Tage wieder fort.

Das Canalthal bietet dem Touristen viele landschaftliche Reize und dürfte in manchen Beziehungen kaum seines Gleichen in Kärnten finden, namentlich wenn man auch die ethnographischen Verhältnisse desselben beobachtet. Im raschen Zuge eines flinken Gespannes passirten wir Saisnitz, bewunderten das herrliche Wolfsbach-Thal, dessen Schluß die imposanten Abfälle des Bisch-Berges, genannt Seissera, bilden, und schenkten auch dem Denkmale am Fuße der Feste Malborghet für die im Jahre 1809 heldenmüthig Dahingeshiedenen unseren Besuch.

Jede Wendung der Straße brachte uns neue Ansichten und neue Berghäupter zeigten sich; auch das kleine Schwefelbad Euhnis wurde im Fluge besucht und so langten wir nach einer dreistündigen, an Abwechslung landschaftlicher Bilder reichen Fahrt in Pontafel an, in dessen gastlichem Posthause wir beste Aufnahme fanden.

Nachmittag verließen wir an der Hand eines guten Führers Pontafel und wandten uns gleich außerhalb des Dorfes, den kaum rieselnden Bach passirend, dem Bombasch-Graben zu. Nach einer kurzen Strecke Weges gelangten wir in denselben und ein Bild furchtbarer Verwüstung startete uns von allen Seiten entgegen. Ruhig rieselte das krystallene Wässerchen dahin über die rein gewaschenen Kiesel seines Bettes, und kaum ahnt man, daß es in einer Nacht zu einem rauschenden Bache anwachsen könne, viel weniger noch, daß die vor unseren Augen liegende Verwüstung ein Werk seiner und der vernichtungsfüchtigen, durch Regengüsse erst entstehenden Nebenwässer ist.

Sowie das ganze Canalthal, einst üppig bewaldet, den Bewohnern eine nicht unerhebliche Einnahmsquelle durch den Holzreichtum verschaffte, so war auch der Bombasch-Graben reich mit Holz bewachsen. Der Mensch, unerfättlich in dem Begehren, selbst da den größten Nutzen zu ziehen, wo der Nachkommenschaft gedacht werden soll, hat den Elementen selbst die Hand geboten, das Vernichtungswerk zu beginnen, und

diese haben es so meisterhaft durchgeführt, daß an den meisten Orten die Felsen, die einst mit Wäldern bedeckt waren, derart bloßgelegt sind, daß an eine Aufforstung nicht mehr zu denken ist; nicht einmal das mit dem magersten Boden vorliebnehmende Heidekraut vermag in solchen Steinwüsten zu gedeihen. Der Besizer hat den Verfall seines Eigenthums Jahr aus, Jahr ein beobachtet, an eine geregelte Ans- und Aufforstung seiner Wälder hat er so lange nicht gedacht, bis dieselben sich zu erschöpfen begonnen haben, und jetzt hat ihm die Natur jenen Weg in den meisten Vertlichkeiten für immer abgeschnitten, durch den er vor Zeiten sich und seinen armen Nachkommen das kostbarste Gut eines Gebirgslandes, dessen Wälder, hätte erhalten können.

Hätten unsere Vorfahren und — mit Bedauern müssen wir es bekennen — selbst Zeitgenossen die Devise:

„Was uns Noth thut, uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern;
Aber das ist unser Theil,
Daß wir gründen für die Spättern.“

stets vor Augen gehabt, so würden die enormen Schuttmassen, welche sich Jahr für Jahr in unsere schönen Alpenthäler, die besten Gründe zu ewigen Geröllhalben verwüstend, niederwälzen, noch einem üppigen Baumwuchse zur Grundlage dienen und wir würden die jetzt so häufig wiederkehrenden furchtbaren Gewitterverheerungen kaum dem Namen nach kennen. — Doch zu unserem Excurse zurück.

Theils über nur spärlich mit *Aquilogia thalictrifolia* und *Scrophularia Hoppei* bewachsenem Gerölle, theils durch chaotisch unter einander geworfene Felsblöcke zog sich der Pfad durch den steilen Graben hin, bis wir in ungefähr zwei Stunden Weges das sogenannte Nashfeld, eine zwischen der Treßdorfer- und Watschiger-Alpe gelegene moorige Alpentriste, erreichten, über welche der Uebergang in das jenseitige Gail-Thal führt und als nächste Verbindung zwischen diesem und dem Canalithale gelten kann. Es ist ein imposantes Hochthal, südlich von dem mächtigen Stocke des 7000 Fuß hohen Hoch-Kofels, gegen Norden von den zackigen Wänden des 6900 Fuß hohen Gartner-Kofels eingeschlossen, während der Blick gegen Westen durch das langgestreckte Gail-Thal schweift, aus dessen linksseitigem Thalgelände der fast unerklärbar scheinende Reiß-Kofel seine nackte Spitze in die Lüfte hebt.

Hier mußten wir den Weg verlassen, um unser heutiges Nachtlager in der Treßdorfer Schwaig aufzusuchen, und wir hatten bei der einbrechenden Dunkelheit wirklich Zeit, dies zu thun, da die umherliegenden

vermorrten Holzstämme und Moorgräben, sowie das Dickicht der Segsöhre uns überall sträubend in den Weg traten.

Ziemlich ermattet langten wir in der Hütte an, die rüstige Sennerin sagte uns willkommen und bald war Alles in Bereitschaft gesetzt, um gemüthlich zwischen den geschwärtzen vier Wänden beim dampfenden Theetopfe bis Mitternacht zu plaudern.

Wenige Stunden Ruhe auf dem uns aus frisch gehacktem Krumholze (sogenannten Tassen) bereiteten Lager genügte zur Stärkung für die uns bevorstehende Tour. Der früheste Morgen fand uns auf den Beinen und mit frischem Geschnitzte, daß die tiefe Stille der Alpengegend durchhallte, zogen wir dem Roth-Kofel zu.

Schon waren wir mit größter Beschwerlichkeit über schlüpferiges Gestein von einem Felsblocke zum andern setzend fast auf die halbe Höhe gelangt, als sich über die Höhen des Roth- und Trog-Kofels unheimlich graue Nebel herüberschoben. Schon die verhältnißmäßig wärmere Temperatur des Morgens erfüllte mich mit Sorge für den kommenden Tag und ich hatte mich hierin nicht getäuscht; Donnerrollen wurde vernehmbar und bald mahnten große Regentropfen zur schleunigen Rückreise. In Eile legte ich noch die seltene *Iberis rotundifolia* und *Valeriana elongata* ein; dann ging es über Stoc und Stein der Alpenhütte zu und kaum dort angelangt ergoß sich der Himmel in wahren Strömen. Daß die üble Witterung nicht anhalten würde, war aus der Behemung des Regengusses zu entnehmen, doch mit der Besteigung des Roth-Kofels war es aus und mußte ich meine Passion, alle drei *Saussureen* der deutschen Flora, nämlich *Saussurea alpina*, *discolor* und *pigmaea*, auf Einer Höhe zu sammeln, für diesmal aufgeben. Nun wurde berathen, wie der bereits wieder heiter gewordene Tag zu benützen wäre, und beschlossen, auf die Watschiger-Alpe hinüber zu steigen, um die Krone unserer heimathlichen Flora, die *Wulfenia carinthiaca*, aufzusuchen, dann aber über die westliche Einsattelung des Gartner-Kofels zur Kühweger-Alpe hinabzusteigen, um dort das zweite Nachquartier noch vor einbrechender Nacht zu erreichen.

Obwohl es unangenehm genug war, durch das vom Regen noch triefende Gras zu steigen, so konnten wir es nicht unterlassen, noch einen kleinen Abstecher zur Schwefelquelle zu unternehmen, welche unweit der Treßdorfer-Alpe auf dem nordsseitigen Abhange des zwischen dem Roth- und Gartner-Kofel liegenden Bergrückens hervorquillt. Wir waren über den Schwefelreichtum dieses Wassers sehr überrascht, da wir nicht nur alle umliegenden Moose, Steine zc. mit Schwefel überzogen, sondern auch

den Geschmack des Wassers vollkommen schwefelig fanden; doch ist die Mächtigkeit der Quelle so klein, daß in hygienischer Beziehung von derselben wohl kein großer Gebrauch zu machen wäre.

Auf dem Wege zu der Trefsdorfer-Hütte überraschte uns fast noch ein heftigeres Gewitter als am Morgen, doch hatten wir wieder das Glück, rechtzeitig die Hütten zu erreichen. Die Wolken trieben gegen Nordwesten und schauerlich mußte es im sonnseitigen Thalzelände gehagelt haben, da alle Höhen momentan in ein winterliches Kleid gehüllt wurden und eiskalte Nebel herüber zogen. Da wir noch die Nachmittagsstunden vor uns hatten und wieder alle Spitzen klar wurden, versuchten wir abermals, ins Freie zu kommen, und von jetzt an verschönte uns wirklich Jupiter pluvius mit seinem unerbittlichen Grimme, nachdem er sich jenseits ordentlich ausgetobt hatte.

Über den Hütten zogen sich gegen die Geröllhalden und einzelnen Felswände des Gartner-Kofels kurzgrasige Alpentristen, welche, je näher dem Gerölle, ein desto intensiveres Grün annahmen.

Hier, dachte ich, muß unser Schatz verborgen blühen, und so war es; denn als wir näher kamen, wurde aus diesen grünen Flecken eine Anzahl prächtig blühender Wulfsenien sichtbar. Kaum wußte ich, mit welcher Pflanze ich das Einlegen beginnen sollte, ein Exemplar schien schöner als das andere, und in kurzer Zeit waren Mappe und Büchse gefüllt, selbst unsere Hüte schmückte ein Kranz azurer Blütenköpfe. Wir konnten uns von dieser schönen Pflanze kaum trennen, doch der Frost, dieselben in der Kühweger-Alpe, jenseits des Gartner-Kofels, wieder zu treffen, vermochte uns, nun raschen Schrittes, dieser zuzuwandern.

Die Geröllhalden am Uebergange brachten meiner Mappe noch manche seltene Pflanze; *Papaver alpinum*, *Saxifraga Hohenwurti*, *Valeriana elongata*, *Pedicularis rosea* und *Jaquini* wurden eingelegt und wie im Fluge ging es am stützenden Bergstocke über die jähe, wohl an 1000 Fuß hohe Sandlehne hinab in den Kühweger-Graben, in welchem wir bald die Käseerei erreichten.

Ein Nachtquartier in der Kühweger-Alpe zu nehmen ist nicht rätlich, da die wenigen Hütten sehr klein und unreinlich sind. Nur die Ermüdung konnte uns zwingen, in einer derselben ein schlechtes Lager aufzusuchen, um für die Beschwerden des kommenden Tages, wenigstens einer kurzen Ruhe zu pflegen. Wir waren herzlich froh, zeitlich früh das Nachtlager verlassen zu können; der Morgen war herrlich und versprach uns die Höhe des Gartner-Kofels eine schöne Aussicht zu bieten. Obwohl es anfangs ziemlich langsam auf der entsetzlich steilen, aber mit zahllosen

Wulfenien bewachsenen Berglehne hinanging, so kamen wir doch allmählig wieder in unseren gewöhnlichen Tact, und erreichten nach ungefähr $1\frac{1}{2}$ Stunden das östliche Boch des Gartner-Kofels, in dessen tiefen Scharten wir ein Rudel von mehr als zwanzig Gemsen überraschten. Der Gipfel ist von hier leicht zu erklimmen und nur hier und da sind einige Felswände zu übersteigen, die wohl nur von schwindelfreien Personen passiert werden können; doch ist selbst diesen mit einem kleinen Umwege auszuweichen. Ueberall winkte uns das freundliche Blutrösel, *Nigritella angustifolia*, mit seinem herrlichen Vanillien-Geruche entgegen, und nicht wenig erstaunte ich, hier auch *Primula longiflora* nebst *Draba frigida tomentosa* und die eleganten pfirsichroth blühenden *Potentilla nitida* zu finden.

Auch die Aussicht von der höchsten Felskuppe über die zahllosen Berghäupter des ganzen Canal- und Gail-Thales ist imposant, die Uebersicht des ganzen Gail-Thales von Luggau bis Föderaun hinab reizend genug, um derselben wenigstens eine Stunde zu schenken.

Gegen Mittag wurde der Rückweg über die Kron-Alpe nach Pontafel angetreten und hier fand ich den dritten noch unbekanntem Standort unserer Wulfenia, bei der ich noch mit einigen Worten verweilen will.

Nach aller Botaniker Wissen, wächst unsere schöne *Wulfenia carinthiaca* einzig in Kärnten, und es wäre die Angabe der Floristen, daß sie nur auf der Kühweger-Alpe wachse, dahin zu berichtigen, daß eigentlich alle, den sogenannten Gartner-Kofel umschließenden, ungefähr 5000 Fuß hohen Alpen, nämlich die Kühweger-, Watschiger- und Kron-Alpe, als ihre Heimat zu betrachten sind. Die *Wulfenia* auf diesen Alpen tritt stets dort auf, wo sich ein fetter, aus der Verwitterung schwarzer Kalkschiefer entstandener Boden mit Nord-West-Exposition befindet, und ihr Gedeihen ist derart, daß es große, mit dieser Pflanze bewachsene Abhänge gibt, wo nicht ein Grassalm das Durdicht der Wurzelblätter durchdringen kann, und man von der Ferne ein üppiges, dichtes Salatfeld zu erblicken glaubt, was namentlich dem Umstande zugerechnet werden dürfte, daß das Vieh das Kraut unberührt läßt. Allerdings gibt es auch wieder Orte, wo ihre Bestände lockerer werden, und dann gefällt sich das schöne *Rhododendron hirsutum* und *Geranium sylvaticum* hinzu, welche zur gleichen Zeit blühen und einen unvergleichlich schönen Anblick bieten. Da Angaben über das Vorkommen der *Wulfenia* im Dogna-Thale im Venezianischen nicht constatirt sind, so können wir diese schöne Anthyrhineae als eine Kärnten eigenthümliche Pflanze betrachten, und wird ihre Heimat noch dadurch interessant

gemacht, daß gleichzeitig mit ihr auch ihre zwei nächsten Verwandten, nämlich *Paederota Bonarota* und *Paederota Aggeria* auf diesem Gebirgszuge gemeinschaftlich zusammen zu treffen sind, welche Erstere den oberen Gail-Thaler- und südlichen Tiroler-Alpen, Letztere aber allen Gebirgen Unter-Kärntens, der Steiermark, Kroatiens, Krains und Dalmatiens angehörig sind. Indem ich somit das Vorkommen dieser, den Namen unseres großen Botanikers Wulfen verewigenden Pflanze, Freunden der Alpenflora etwas näher vorgeführt habe, finde ich nur noch dieselben einzuladen, kommenden Mai derselben in unserem botanischen Garten, wo eine hinreichende Anzahl Exemplare verpflanzt und selbst solche aus Samen schon mit Erfolg gezogen wurden, einen Besuch abzustatten.

Jakob Schabus. †

Es war in den letzten Tagen des vorigen Monats, daß die Trauerkunde aus Wien hier eintraf, Professor Jakob Schabus, einer der geschätztesten Lehrer der Wiener Handelsakademie, habe sich Freitag den 27. September, Nachts, in seiner Wohnung mit Cyankali vergiftet. Die Kunde war leider nur zu wahr. Schon lange hatte man an Schabus Zeichen von Geisteszerrüttung, die ihren Grund in einem krankhaften Zustande des Gehirns hatte, beobachtet. Mittwoch kam er von einer Urlaubreise zurück; er war in seiner Heimat gewesen, in Dellach, wo er seinen Bruder als Abbrändler fand, was ihn tief erschütterte, und zu der fixen Idee Anlaß gab, er werde als Brandlegler verfolgt. Als Samstag sein Neffe zu ihm ins Zimmer trat, fand er ihn als Leiche. Nachstehende Daten entnehmen wir einem Nekrologe, den einer seiner Schüler in der „Klagenfurter Zeitung“ veröffentlichte.

Jakob Schabus, der Sohn unbemittelter Bauerleute, wurde am 14. October 1825 zu Dellach im Ober-Gailthale, jenem Orte, der durch das heurige große Brandunglück bei jedem Kärntner die künigste Theilnahme hervorrief, geboren. Wenn wir aus dem regen, charakterfesten Vorwärtstreben des jungen, und unvergesslichen Gelehrten auf eine einfache und ernste Erziehung von Seite seines Vaters schließen, so ist gewiß sein herzlich-offenes, menschenfreundliches Entgegenkommen, namentlich in früheren Jahren, das Erbtheil einer innigliebenden Mutter. Die theuersten Bande gegenseitiger Reizung fesselten ihn an seinen um zehn

Jahre älteren Bruder Georg, den im Jahre 1860 verstorbenen, wegen seines Wohlthätigkeitssinnes, seiner Menschenliebe und wissenschaftlichen Bildung bekannten und beliebten praktischen Arzt; Letzterer unterstützte im Vereine mit einem Fräulein R. . . , gleichfalls wegen ihres oftmals bewährten Wohlthätigkeitssinnes im Lande geschätzt, den jüngeren Bruder Jakob während seiner Real- und technischen Studien am Joanneum zu Graz und am k. k. polytechnischen Institute zu Wien und sorgte sonst durch Rath und That für das Vorwärtstommen des braven fleißigen Studenten.

Manch' erhebender Augenblick der Freude mochte dem wackeren Elternpaare zu Dellach beschieden sein, wenn es von dem schönen Wirkungskreise des älteren und von den überraschenden Fortschritten in naturwissenschaftlichen Studien des jüngeren Sohnes, des nun weit über die Grenzen seines Heimlandes gekannten Lehrers und Fachmannes, Jakob Schabus, Kenntniß erhielt. Insbesondere waren es die Fächer Chemie, Physik, Mineralogie und Mathematik, welche er mit dem Eifer, der Ausdauer und genialen Auffassungskraft eines lebendigen, geweckten Talentes kultivirte. In Folge dessen erregten seine Arbeiten bald die besondere Aufmerksamkeit seiner Professoren, und er wurde nach vollendeten technischen Studien zum Adjuncten der allgemeinen Chemie am k. k. polytechnischen Institute in Wien ernannt. Auf Anrathen seines älteren Bruders schlug er einen ehrenden Antrag zur Uebernahme eines Chemikerpostens in einem industriellen Etablissement aus und widmete fortan seine Geisteskräfte der Wissenschaft und dem Lehramte. Der strebsame Fachmann machte sich bald durch chemische, krystallographische und krystallographische Arbeiten einen ehrenvollen Namen, und zwar fallen in diese Zeit seine Akademiepublicationen über eine Reihe von Gemischen, in der Technik wichtigen Verbindungen, welche theils in die Sitzungsberichte, theils in die Jahrbücher der Akademie der Wissenschaften aufgenommen sind. Die hervorragendsten sind: Monographie des Euklases (1854), über die Krystallform des Bleicyanursulfürs (1850), des Bleichlorids, Eisenchlorürs und Eisenchlorür-Kaliumchlorids, des Barium-Platin-Cyanürs und Kalium-Eisen-Cyanürs, des zweifach weinsäuren Kalis und des Zinnober. Ferner über die Anwendung des zweifach chromsauren Kalis zur Eisen-Braunstein- und Chloralk.-Probe (1852).

Poggendorff's Annalen, Jahrgang 1857, enthalten seine Abhandlung über die Krystallform des kärnthner Vanadinit.

Aber auch dem Fortschritte in der Physik wendete er seine volle Aufmerksamkeit zu, und insbesondere suchte er im Vereine mit seinem

Freunde S. J. Pohl, dem damaligen Adjuncten der technischen Chemie, das barometrische Höhenmessen durch wissenschaftliche und praktische Arbeiter zu fördern. Das Besteigen der Gebirge seiner schönen Heimat mag ihn hierzu wohl vielfach ermuntert haben. Er veröffentlichte in den Jahrbüchern der k. k. Akademie: „Tafeln zur Reduction der Barometerstände auf 0 Grad“ (1852) und „Tafeln zur Bestimmung der Capillardepression in Barometern“ (1853).

Wie Eingang erwähnt, wurde Schabus im Jahre 1851 zum Lehrer der Physik und Mineralogie an die k. k. Oberrealschule am Schottenfeld in Wien ernannt. Hier galt es, in einem Kreise von strebsamen Männern des Unterrichtes und der Wissenschaft als Collegen, der ersten und mustergiltigen Oberrealschule des Kaiserstaates in pädagogischer und wissenschaftlicher Beziehung einen Namen zu verschaffen und wahrlich — Schabus ist hinter den Anforderungen seiner Zeit nicht zurückgeblieben. Als liebevoller Freund der Jugend erwarb er sich rasch die Herzen seiner Schüler; als eifriger, strebsamer und begeisteter Fachmann die Achtung seiner Collegen. Wer je Gelegenheit hatte, ihn in seiner Lehramtsthätigkeit zu beobachten und insbesondere zu hören, wie er, frei von allen pädagogischen und methodischen Effectmitteln, bloß durch die Klarheit und Fäßlichkeit seiner anziehenden Vorträge sich die ungetheilte Aufmerksamkeit einer Schaar von achtzig bis hundert Schülern in den Unterclassen der genannten Lehranstalt zu erwerben mußte, wer das freudige und lebhafteste Interesse beobachtete, welches das junge, geweckte, für alles Neue und Wissenswerthe empfängliche Gemüth seiner Jünger jedem neuen physikalischen Apparat oder Experiment und den Wahrheiten, die er daran erklärte, entgegenbrag, — dem wurde klar, daß Schabus zu den besten Lehrern seines Faches zu zählen sei, und daß sein Gedanke, zehn- bis dreizehnjährigen Knaben an der Hand des Versuches die wichtigen, schwer verständlichen Gesetze der Physik begreiflich zu machen, zur Wirklichkeit wurde.

Das Wirken des Lehrers und Fachmannes Schabus in den Oberclassen der genannten Lehranstalt, einer mehr gereiften Jugend gegenüber, war mindestens so erfolgreich, wie jenes des Pädagogen in den unteren Jahrgängen, denn hier fand er Gelegenheit, durch eine umfassende mathematische Begründung die physikalischen Wahrheiten in einer dem heutigen Zustande der Wissenschaft entsprechenden Weise zu unterstützen und so dem angehenden Techniker oder künftigen Industriellen für seinen Beruf eine werthvolle Handhabe zu bieten. Seine Vorträge wurden von den Oberrealschülern stets mit großer Sorgfalt nachgeschrieben und bleiben für sie,

die nunmehr größtentheils in den verschiedenen Sphären der Technik und Industrie eine ehrenvolle Lebensstellung errangen, ein geschätztes Andenken.

In die engen Grenzen des Lehrzimmers gebannt, wären die pädagogischen Leistungen unseres Gelehrten nur zur Hälfte geblieben, jedoch durch die Herausgabe seiner „leichtfaßlichen Anfangsgründe der Naturlehre“ (1854), welche bereits in zehnter Auflage erschien, erhielten Lehrer und Schüler der ganzen Monarchie, und selbst über die Grenzen der selben hinaus einen werthvollen Behelf zum physikalischen Unterricht; die methodisch und sachlich richtige Anordnung des Lehrstoffes, sowie eine klare, faßliche und doch dabei dem heutigen Zustande der Wissenschaft entsprechende Darstellung haben ihm seinen Werth verschafft und bis heute ungeschmälert erhalten; diesem folgte bald (1858) die Herausgabe seines „Grundriß der Physik“ und „Lehrbuch der Mineralogie“ für Oberrealschulen und Obergymnasien, wovon Ersteres bereits in vierter Auflage erschien.

Von dem außerordentlichen Fleiße und der Ausdauer des jungen Fachmannes stand zu erwarten, daß er neben seiner Lehramtsthätigkeit auch seine Bestrebungen zur Erweiterung der Wissenschaft fortsetzen werde, und in der That sind es wieder zunächst eine Reihe von Akademie-Publicationen, welche ihm einen ehrenvollen Namen und das Doctor-Diplom verschafften, u. z. vor Allem seine von der k. k. Akademie gekrönte Preisschrift über „Bestimmungen der Krystallgestalten in Gemissten Laboratorien erzeugten Verbindungen“ (1855); ferner „über die Krystallbildung des Eises“ (1853), Krystallform des Zink-Oxydes (1853), Krystallologische Untersuchungen (1855, 1858), „Meteorologische Beobachtungen und Höhenmessungen am Detscher“ (1857) u. s. w. Schabus wurde für seine wissenschaftlichen Leistungen von Sr. Majestät durch die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet.

Im Jahre 1857 wurde Schabus als Professor der Physik an Wiener Handelsakademie berufen. Die pecuniär und social-gedrückten Verhältnisse, in welchen sich der österreichische Mittelschullehrer bewegt, sowie der Wunsch, die ganze geistige Kraft und wissenschaftliche Thätigkeit einem einzigen Lehrfache zuwenden zu können, mag zunächst die Veranlassung gewesen sein, daß Schabus sein Realschullehramt mit jenem an der Handelsakademie vertauschte.

Da das Interesse an dieser Lehranstalt kein so allgemeines ist, wie jenes für die nach einem gemeinsamen Lehrplane organisirten Realschulen, so mag im folgenden, bezüglich der Lehr- und wissenschaftlichen Thätigkeit unseres Gelehrten nur erwähnt werden, daß er auch an diesem

Institute Gelegenheit fand, in dem Umfange, wie an den oberen Classen der Realschule seine hervorragende Lehramtsfähigkeit für Physik zu bekunden und die Mehrzahl seiner freien Stunden seinen Studien und Arbeiten, der Einrichtung seines physikalischen Cabinetes, ferner der für jede neue Auflage nöthigen Durchsicht und Verbesserung seiner Lehrbücher, sowie der Bearbeitung einzelner Fachartikel in verschiedene Zeitschriften zu widmen.

Der Mangel eines eigenen, herzlichen Familienkreises und vielleicht auch so offener Freunde, wie er sie nur in seiner Heimat fand, manch' bittere Kränkung und Täuschung in seinem Lebensberufe, reger Ehrgeiz, der nicht immer die nöthige Ruhe den mehr oder weniger verdienten Anerkennungen für andere gleichfalls aufwärts strebende Talente entgegenstellte, der Contrast im Leben zwischen den Bergen und Thälern seiner schönen Heimat und dem geräuschvollen Treiben der Großstadt, endlich die anhaltend sitzende und geistig beschäftigte Lebensart des vollblütigen Mannes und die wie bei seinem älteren Bruder Georg eigenthümliche Inklination zu Lungenleiden — mögen zunächst die Ursachen seiner immer mehr und mehr überhand nehmenden Melancholie gewesen sein, welche endlich eine perniciöse Geisteszerrüttung zur Folge hatte.

Am 29. September Morgens fand im gerichtlichen Secirsaale des allgemeinen Krankenhauses zu Wien die Obduction der Leiche statt. Die Section wurde von Dr. Scheuthauer, Assistenten des Professors Rokitanzky vorgenommen. Die Untersuchung der Leiche zeigte ein dickwandiges Schädeldach, die äußere Hirnhaut verdickt, die Gehirnwindungen schmal und dünn, das Gehirn selbst atrophisch, die rechte Lunge mit dem Rippenfell verwachsen, das Herz contrahirt. Das Gehirn, ebenso die im Magen vorgefundenen flüssigen Speisereste verbreiteten einen starken Bittermandelöl-Geruch. Diese Erscheinung bestätigt die Thatsache, daß Sch. an Vergiftung mit Cyanalium gestorben. Die im Gehirne vorgefundenen pathologischen Veränderungen machen vollkommen geeignet, Melancholie und Lebensüberdruß hervorzurufen.

Jakob Schabus war wirkliches Mitglied der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, des Geschichtsvereines in Kärnten, des siebenbürgischen Vereines für Naturwissenschaften in Hermannstadt, auswärtiges Mitglied des naturwissenschaftlichen Vereines für Sachsen und Thüringen in Halle, correspondirendes Mitglied des physikalisch-medicinischen Vereines in Erlangen, des physikalischen Vereines in Frankfurt am Main, der oberheßischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, des naturhistorischen

Bereines Lotos, des Vereines für Naturkunde im Herzogthume Nassau, der k. k. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues und der Industrie in Kärnten.

An ihm verloren seine Verwandten einen warmen, herzlichen Freund, die Wissenschaft einen talentvollen eifrigen Forscher, die Schule einen liebevollen, für sein Fach begeisterten Lehrer und endlich seine Heimat, die er mit der ganzen Sanigkelt eines Gebirgssohnes liebte, einen treuen biederen Kärntner. Friede seiner Asche.

Kleine Mittheilungen.

(Baumwollene Häuser.) Die Benützung von Baumwollabgängen, die einer anderen Verwendung nicht fähig sind, zu Bauzwecken ist in den Südstaaten America's nicht nur patentirt, sondern auch schon im vollen Gange. „Der Süden“, sagt eine Charlestoner Zeitung, „braucht keinen Granit mehr, um Häuser zu bauen; die mineralische Architektur muß einer vegetabilischen das Feld räumen.“ Die Technik selbst besteht darin, daß man die Baumwollfaser in einen Teig verwandelt, der nach dem Trockenwerden steinhart werden soll. Die Hauptsache hierbei ist also das hierzu passende, nicht angegebene Bindemittel und die Sache erscheint plausibel, wenn man sich vergegenwärtigt, daß aus Papiermasse ja auch Tische, Stühle u. dgl. gefertigt werden, die eine große Festigkeit besitzen. Die solchergestalt erbauten Häuser erhalten äußerlich einen Ueberzug, der sie völlig regendicht macht; als mit der neuen Bauart verbundene Vortheile werden aber gerühmt, daß erstlich ein solches Haus in der halben Zeit von unten bis oben fertig wird, die man zu einem Ziegelbaue brauchen würde, daß es nur ein Drittel der gewöhnlichen Kosten beansprucht, daß es feuerfester ist und in seiner Construction die erwünschteste Solidität gewährt. Unter solchen Umständen ist es glaublich, daß bei den Americanern die Luft, sich in dieser Art in Baumwolle setzen zu lassen, so groß ist, wie sie geschildert wird.

(Künstliche Obstreife.) Eine pomologische Zeitschrift bringt Meldung von einer zufällig gemachten Erfahrung, deren große Annehmlichkeit einleuchtet. Man hat nämlich gefunden, daß unreife Früchte merkwürdig schnell zeitigen, wenn sie einzeln in Papier gewickelt hingelegt

werden. Durch dieses einfache Mittel wird es möglich, z. B. Winterbirnen, die sonst erst im neuen Jahre genießbar werden, schon im November oder October reif zu haben. Man kann ferner die Früchte, z. B. Pfirsiche, sobald sie ihre ziemliche Größe erreicht haben, grün vom Baume nehmen und einwickeln und bekommt sie dann immer noch ein paar Wochen früher reif und noch dazu schöner als die, welche sich später am Baume selbst ausbilden. Ist eine Sorte Winterobst in gewöhnlicher Art zur Reife gekommen, so muß sie auch bald consumirt werden und da so ziemlich alles auf einmal reif wird, so dauert das Vergnügen nicht lange; nimmt man sich aber die leichte Mühe, etwa alle 14 Tage eine anderweite Partie des Obstes einzuwickeln, so kann man die Genußzeit, die sonst vielleicht 14 Tage dauern würde, auf 12 und mehr Wochen ausdehnen.

(Künstlicher alter Wein.) Die Franzosen glauben ein Mittel gefunden zu haben, um jüngerem Weine rasch die Beschaffenheit des gelagerten zu ertheilen. Es besteht dies darin, daß man den Wein in Flaschen von weißem Glase, zu $\frac{1}{6}$ gefüllt, der Sonne aussetzt. Es sind die bezüglichen Versuche zu Toulon, und zwar in Sommer- und Winterzeit, angestellt worden. Hierbei hat sich gefunden, daß die Winter Sonne nichts bewirkt, vielmehr die Qualität der Weine verschlechtert, dagegen die Sommer Sonne, die freilich in Toulon wärmer scheint als bei uns, die Farbe und den Geschmack des Weines so energisch umwandelt, daß eine sechstägige Aussetzung sich schon als ein Ziel erwies und einen überalten Wein ergab. Man hat daher gefunden, daß je nach der herrschenden Tagestemperatur zwei oder drei Tage die rechte Zeit sind, um dem Weine sein Alter zu geben. Bedenkt man, daß es die Sonne war, die den Saft der Traube kochte, und daß die Mutter in der Regel des Kindes beste Erzieherin ist, so erscheint es naheliegend, daß die Sonne auch die beste Helferin sein könnte, um das Kind zum Manne zu machen.

(Zur Käsefabrication.) Ein vorzüglicher Buttermilchkäse wird — nach Haurand's Zeitschrift — durch folgendes Verfahren gewonnen: Die Buttermilch wird aufgekocht und wieder abgekühlt durch Stehenlassen. Dann wird sie in die Käseform oder in einen Sack von starker Leinwand geschüttet, damit die Molken abläuft. Ist dies geschehen, so salzt man die Käsemasse nicht allzusehr, gibt nach Belieben die gewöhnlichen heimischen Gewürze hinein, mischt das Ganze durcheinander, setzt dann auf ein Pfund Käsemasse ungefähr einen Löffel voll Rum oder Cognac zu, knetet die Masse gut durcheinander und gibt ihr die beliebige Form.

Sind die fertigen Käse an der Luft getrocknet, so werden sie dann zur weiteren Zubereitung in reine Leinwandlappen gewickelt, die vorher mit heiß gemachten Molken naß gemacht werden. Darauf stellt man sie in ein Gefäß verpackt und gut verdeckt an einen warmen Ort und sie sind schon in vier Tagen genießbar. Mit der Zeit werden sie noch schmackhafter und übertreffen die gewöhnlichen Käse.

Meteorologisches.

Witterung im Juli, August und September 1867.

Der Witterungscharakter des Juli war stürmisch und kühl; kein anhaltender Regen, aber Gewitter mit Stürmen. Diese hatten meistens geringe Ausdehnung, waren aber hier und da sehr heftig, wie z. B. das am 16. zu Klagenfurt mit Sturm und Hagel. Am 28. aber trat allgemeines Gewitter auf, in Sachsenburg und Euggau mit Hagel, in Tisen mit Nordsturm und schwachem Schneefall in den Centralalpen, darauf bedeutende Temperaturabnahme, so daß an mehreren Stationen das Minimum, am 29. in Hausdors sogar Reif beobachtet wurde; am Faulenberg war die tiefste Temperatur -20 , am Hochobir -30 . — Im Vergleiche mit den aus vieljährigen Beobachtungen abgeleiteten Normalen für Klagenfurt war der Luftdruck etwas über, die Luftwärme um fast einen halben Grad unter denselben.

Der August behielt diesen Witterungscharakter im ersten Drittel bei, am 8. allgemeiner Nordweststurm mit schwachem Gewitter und Schneefall bis 6000 Fuß, worauf aber totaler Umschlag der Witterung erfolgte: bei hohem Luftdrucke anhaltend warm und schön, locale Gewitter. In Klagenfurt ging nur das am 24. über den Beobachtungsort mit schwachem Niederschlage. vom 15. an sah man täglich nach allen Weltgegenden intensives Wetterleuchten: an anderen Beobachtungsstationen waren Gewitter häufiger und intensiver, so fiel Hagel in Bölling am 22., in Würmlach am 23., in Euggau am 22., in Hüttenberg am 28. mit Plagregen, 18" in einer halben Stunde. — Die Temperatur war überall, die höchsten Stationen ausgenommen, über 20 Grad über und nirgends unter 0; in den nieder gelegenen Stationen war der August wärmer als der Juli. In Klagenfurt war der Luftdruck um 0.6", die Luftwärme um 0.5° über, der Niederschlag um 8.2 unter dem normalen.

Derselbe Witterungscharakter, mit localen Gewittern, Wetterleuchten und hoher Mittags-, fast immer und überall 20° nachkommender Temperatur dauerte in der ersten Hälfte des September fort. Am 15. breiteten sich Gewitter über fast ganz Kärnten aus (in Würmlach mit Sturm und Hagel) und dauerten am 16. und 17. fort. Am 24. aber trat allgemeines, durch die ganze Nacht bis zum 25. anhaltendes Gewitter ein, mit Südweststurm und Regen am 24. und Nordoststurm am 25. Früh mit starkem Schneefall bis zu 3000' Seeshöhe (in Raibl Regen und Schnee 5', Zoll, um 1 Zoll mehr als in Klagenfurt im ganzen Monate), am 26. anhaltender Nordost mit Aufheiterung, am 27., 28. und 29. starker Reif und Frost bis -20

unter Null), frostfreie Zeit vom 26. April bis 27. September, 153 Tage (normal vom 25. April bis 5. October, 163 Tage).

Im Mittel für Klagenfurt war die Temperatur 1°, Grad über der normalen, so daß der September nur 1861, 1840, 1839, 1836, 1834 noch wärmer war, dagegen aber doch nur 1854 die Temperatur noch tiefer, — 2·3, sank. Der Niederschlag von 4·5 Zoll ist 1·5" über dem normalen und nur in 12 der letzten 55 Jahre noch mehr verzeichnet (1864: 8·6") ist.

Am 16. Abends wurde im Gurl-Thale, Station Hausdorf und Micheldorf um 8½ Uhr Abends ein starker Erdstoß verspürt, dessen Erschütterungskreis jedoch über den zwischen Gurl und Metnitz gelegenen Gebirgszug sich nicht erstreckt zu haben scheint, indem die nahe gelegenen Stationen Tiffen, Hüttenberg, Bölling nichts davon bemerkten.

Mittheilungen aus dem Geschichtsvereine.

Geschenke.

Von der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften in München: Sitzungsberichte. Jahrgang 1867. Hefte I — III.

Vom histor. Vereine für Nieder-Balern: Dessen Verhandlungen. XII. Band, Hefte 2 — 4.

Von der hochlöbl. k. k. kärnt. Landesbehörde in Klagenfurt: 54 Stück Bücher und Broschüren (sämmtlich Klagenfurter und Villacher Drucke).

Vom Herrn Jakob Kucher, Pfarrer zu Etmazach: Alterthümer vom Magdalen-Berge: a) 1 Griffel (Stylus) aus Bronze. — b) 1 große Nadel aus Bronze. — c) Bruchstücke einer beinernen Nadel. — d) 3 Münzen (2 Subaerati, 1 Augustus aus Bronze).

Vom Herrn Thomas Hermanig, k. k. Finanzdirections-Official: 3 Stück Assignatscheine der französischen Republik.

Beiträge zur älteren deutschen Sprache und Literatur von Dr. Joseph Diemer. VI. Theil: Ezzo's Rede von dem rechten Aneenge. (Geschenk vom Herrn Verfasser.)

Von der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien: a) Fontes rerum austriacarum. 25. und 26. Band. — b) Archiv für österreichische Geschichte. 36. Band, 2. Hälfte. — c) Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe. 53. Band, 1. Heft. Mai 1866.

Vom Herrn Vincenz Zandonati, Gutbesitzer in Aquileja, Ehrenmitglied des kärnt. Geschichtsvereines:

A. Alterthümer aus Aquileja: Ein Piedestal, ein Schlüssel, ein Gewicht und eine Fibula aus Bronze, — ein Thränenfläschchen, verschiedene Pasten aus Glasfluß, — ein Gewicht aus Basalt, — Fragmente schöner farbiger Mosaik, — vier Rechensteine, — ein Urnendeckel aus Blei, — 6 verschiedene Nadeln aus Bein, — eine kleine thönerne Urne, — drei Grablampen, drei Nadeln aus Bronze.

B. Druckwerke: Dictionario compendioso d'antichità del Sig. E. J. Monchablon. 1769. — Guida storica dell' antica Aquileja, compilata da Vinzenzo Zandonati. 1849.

Vom Herrn Krauth, Diener des k. k. Geschichtsvereines: Ein Tabakspfeifenkopfs (Bambus) aus Mexico.

Von der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale: Mittheilungen. Jahrgang 1867, Doppelheft März — April.

Vom Herrn Simon Treiber, Pfarrer in Timenitz: Ein antiker Sarkophag vom Magdalen-Berge.

Vom Herrn Zippe, k. k. berghauptmannschaftlichen Caissier und Landmünzprobirer in Klagenfurt: 9 Stück sehr schöne große Denkmünzen in Bronze: a) Denkmünze der k. k. Akademie der schönen Künste in Venedig — b) Medaille auf den Cardinal Fabius Aquino. 1847. — c) Denkmünze auf Dante Alighieri. — d) Medaille auf den italienischen Bildhauer Ant. Fabris. — e) Medaille für das k. k. Institut der Wissenschaften in Venedig. 1848. — f) Medaille auf den Maler S. Giuseppini d'Urbino. 1862. — g) Medaille, den S. Johannes den Evangelisten darstellend; von Scuola. — h) Medaille auf Kazinczy Terencz; gestochen von A. Fabris 1859. — i) Medaille auf die Uebergabe Venedigs an Victor-Emmanuel. 1866.

Vom Herrn Johann Rühler in Klagenfurt: Den Lauf eines großen Gewehres (Doppelhaken) mit der Jahreszahl 1571.

Vom Freiherrn Peter v. Sardagna, k. k. Major in Pension: Militär-Schematismus des österr. Kaiserstaates für 1865.

Vom histor. Kreisvereine von Schwaben und Neuburg in Augsburg: a) Jahresbericht für 1866. — b) Katalog der Vereinsbibliothek.

Vom Herrn Dr. Georg Göth, Director des histor. Vereines für Steiermark, u. in Graz: 10 Exemplare des von ihm verfaßten Nekrologes des verstorbenen Dr. Karlmann Langl, k. k. Universitäts-Professors u.

Von der k. k. statistischen Central-Commission in Wien: Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik. 13. Jahrgang, 4. Heft.

Von der k. baier. Akademie der Wissenschaften in München: a) Abhandlungen der historischen Classe. 9. Band, 3. Abtheilung — b) „Ueber einige ältere Darstellungen der deutschen Kaiserzeit.“ Vortrag, in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie am 28. März 1867 gehalten von Dr. W. v. Giesebrecht.

Mittheilungen aus dem naturhistorischen Landes-Museum.

Geschenk.

Herr Baron P. Herbert schenkte 100 fl. an das Museum zur Vermehrung der Sammlungen, wofür von Seite des Ausschusses hiemit der wärmste Dank ausgesprochen wird.

Naturalien.

Vom Herrn Paul Hauser, k. k. Schiffelieutenant der k. k. Fregatte Belona, ein Prachteremplar einer Meander-Koralle.

Vom Herrn B. Levitschnigg, Dechant in Hermagor: Luff-Kalk von Sadersdorf im Gailthale.

Vom Herrn J. Ullepitsch in Prag ein Prachteremplar einer Calymene Blumenbachii aus der Eburformation Böhmens.

Vom Herrn Franz v. Rothhorn eine Suite Felsarten des Hellathales.

„ „ K. Pampel eine Baumratte.

Druckschriften.

Vom Herrn J. Barande Pteropodes siluriens de la Bohème III.

Von der I. geographischen Gesellschaft in Peteröburg: Reisen im Süden von Ost-Sibirien in den Jahren 1855 — 1859, angeführt von Gustav Rade, ein Prachtwerk in 2 Bänden.

Pollichia XXII. — XXIV. Jahresbericht; Verzeichniß der in der Bibliothek der Pollichia enthaltenen Bücher.

Boston society of natural history: Memoirs I. Part I. e II.; Journal of natural history VI.; Proceeding Vol. II. — VII.; Manual raport of the trustees of the Museum of comparative zoology.

Smithsonian Institution: Annnal Report for 1865.

Temple Prime Monograph of American Corbiculadae.

Binney Land and Fresh Water Shells of N. A. Part II. e III.

W. Stimpson Researches in the Hidrobiinae.

Buys Ballot Nederlandsch meteorologisch Jaarboock voor 1866.

L'Academie royale des sciences de Belgique Bulletins 1866 et 1867.

Annuaire de l'academie royale 1867.

Von der königl. bairerischen Akademie der Wissenschaften zu München Sitzungsberrichte.

Von der I. physikalisch-öconomischen Gesellschaft zu Königsberg Schriften 1865 II. Abth. 1866 I. und II. Abth.

Von der I. I. Central-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus Jahrbuch neue Folge II. Band.

Societe Vaudoise des sciences naturelles Bulletin Nr. 57. Juni 1867.

Von der I. preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin Monatsberichte Mai, Juni.

Dr. F. G. Koll zoologischer Garten VIII. Nr. 1 — 6.

Von der steiermärkischen landschaftlichen Oberrealschule 16. Jahresbericht.

Von der technischen Hochschule am Joanneum Programm 1867.

Vom I. I. Gymnasium Klagenfurt Programm für 1867.

Vom physikalischen Vereine zu Frankfurt a. M. Jahresbericht 1865 — 1866.

Vom naturhist. medizinischen Vereine zu Heidelberg Verhandlungen III. u. IV.

Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur 44. Jahresbericht.

Vom österreichischen Alpenvereine Jahrbuch III.

Vom Herrn Dr. A. Hussa: Lehrbücher der Geburtshilfe von J. Streng, Franz Bartich, Dr. Bernhard Schulze, G. Martin, C. C. Th. Lipman, Dr. W. v. Grenser und Dr. A. Hussa.

Vom Herrn Ritter v. Eisenstein, I. I. Hauptmann: Flora von Nieder-Oesterreich von A. Neikreich; Taschenbuch der deutschen und Schweizer Flora von Dr. W. D. J. Koch. 6. Auflage.

Roheisen- und Blei-Preise zu Anfang October.

In den Rheinländern übte auf das Metallgeschäft die Aufregtheit der politischen Lage noch einen Einfluß durch größere Zurückhaltung der Käufer; übrigens besserte sich die Nachfrage nach Roheisen. In Preussisch-Schlesien übte jedoch die verbesserte Lage des österreichischen Marktes einen günstigen Einfluß auf den Eisenverkehr. Dagegen lassen die Berichte aus Frankreich dort eine bedeutende Abmagerung in Eisen erkennen. In Charleroi sind viele Hochofen kalt gelegt, mehrere Walzwerke außer Betrieb, beinahe alle Walzwerke der Haute-Marne haben ihre Production beschränkt und eine Menge Arbeiter entlassen; selbst im Lütticher Bezirk ist die Lage nicht besser und im Moseldistrikt klagt man über die beträchtliche Anhäufung von Vorräthen. Mehrere Puddelöfen wurden außer Thätigkeit gesetzt. Weißes Roheisen zum Verpuddeln wurde dort schon loco Hütte sogar um 1 fl. 34 kr. per Zollcentner, ebenso Coaks-roheisen aus dem Bezirke Neurtzhe zu St. Dizier um 1 fl. 47 kr. angeboten. In Holzschlen-Edmiedeisen für Hufnägel ist Nachfrage und es wurde mit 6 fl. per Zollcentner, von der Sambre und Maas um 6 fl. 60 — 6 fl. 80 kr. begeben. Es steht zu erwarten, daß die jetzige Friedensrichtung in der französischen Politik den Eisenmarkt wieder belebt. In O e s t e r r e i c h können die böhmischen und mährischen Eisenwerke dem Begehr nach Eisen nicht genügen; die steierischen und kärntnerischen Eisensabriken sind größtentheils schon und können noch mehr in lebhaften Betrieb, wenn namentlich in Kärnten die Roheisenproduction der Nachfrage folgen könnte. Leider ist dies, so lange nur eine Holzschlen-Eisenproduction besteht, nicht erreichbar, und dauert der Friede, so ist mit Gewißheit einer wachsenden Roheisennoth oder einer Preissteigerung bis zu dem Grad, welcher ausländische Eiseneinfuhren möglich macht, entgegenzusehen. Für die kärntnerischen Eisenwerke ist dann nur zu besorgen, daß sie weniger durch Einfuhren von Roheisen in lebhafteren Betrieb gesetzt, sondern eher durch Einfuhren von Streckeisen im Betriebe eingeschränkt werden. Die jetzige Roheisennoth ist durch die Preissteigerung gewöhnlicher Sorten Roheisen bis zum Betrage von 3 fl. per Centner, anderseits durch die Betriebshemmung einiger Verfeinerungswerke thatächlich.

Eisen-Preise:

Per Zollcentner in b. W.:

Köln: Holzschlenroheisen fl. 2.25 — 2.60, Coaks-Roheisen affinage fl. 1.80 — 2.10, Braues zum Vergleßen fl. 2.10 — 2.25, Stabeisen grobes fl. 4.80 — 6 fl.

Schleissches Holzschlenroheisen loco Hütte: fl. 2.12 — 2.22, Coaks-Roheisen fl. 1.78 — 1.80, Stabeisen gewaltes fl. 4.12 — 5 fl., geschmiedetes fl. 5.25 — 5.75, alte Eisenbahnschienen zu Bauwerken fl. 3.75 — 4.50.

Blei-Preise.

Köln: Raffinirtes Weichblei fl. 9.62 — 10 fl., Hartblei fl. 9 — 9.75.

Berlin: Sächsisches fl. 10 — 10.12

(Berichtigung: Im 9. Hefte pag. 412, Zeile 9, statt loco Wertgießerei Roheisen Nr. I um fl. 4.07—2.18, lies: loco Wertgießerei Roheisen Nr. I um fl. 2.07—2.18).

Herausgegeben vom Geschichtsvereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten
— Verantwortlicher Redacteur Dr. Ludwig Zschib. — Druck v. Ferd. v. Kleinmayr
— Geschäftsleiter Rudolf Vertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

N. 11.

November

1867

Die alte Tänzerin.

Skizze nach der Wirklichkeit von J. G. Jacobi.

Der Tanz war ihr Beruf. Nicht etwa weil sie zur Tänzerin erzogen worden war, tanzte sie so gern, nein, von klein auf war der Tanz ihre Lieblingsbeschäftigung gewesen und nun liebte sie ihre Kunst, die ihr Ehre, Ruhm, Geld gebracht, über Alles, und nur für den Tanz, nur tanzend lebte sie.

Nicht nur Anbeter, auch Freier hatte Jeannette K. gehabt, und zwar solche, die sich gar eifrig um ihre Hand bewarben. Keinem von ihnen aber war es gelungen, ihr Herz zu rühren; beharrlich hatte sie alle abgewiesen, einfach aus Liebe zum Tanze. Denn so combinirte sie, wenn ein Mädchen heirathet, so wird es Gattin und Mutter, Ersteres möchte noch hingehen, Tänzerin aber und Mutter sein zu gleicher Zeit, das ist unmöglich; und weil das eben unmöglich ist, so zog sie es vor, unverheirathet zu bleiben.

So hatte sie ihre Jugend vertanzt und in Italiens, Frankreichs und Deutschlands größten Städten war zu Anfang dieses Jahrhunderts Jeannette K. mit Beifall überschüttet und hoch gefeiert worden. Ihre Schwestern wie ihr Bruder, die ihr eigentlich nur zur Folie dienten, gingen dabei doch nicht ganz leer aus, es hieß immer die Geschwister K. und wo sie hinkamen und wo sie sich sehen ließen, überall erregten sie den gleichen Enthusiasmus, der das Theater, die Theatercasse und ihre eigene füllte.

Die Geschwister K. hatten ein schönes Vermögen zusammengesetzt, die Eltern aber, welche immer mit ihnen umherreisten, waren doch endlich des unflüchtigen Lebens müde geworden, die Sehnsucht nach der Heimat regte sich in ihnen und so beschloßen sie denn, das Perumziehen aufzugeben und mit den berühmten gewordenen Kindern zurückzukehren in ihre liebe

Vaterstadt Wien, welche sie vor einer langen Reihe von Jahren verlassen hatten.

Der alte K., das Haupt der Familie, war ein vorsichtiger Mann; das schöne, von seinen Kindern erworbene Geld vertraute er nie fremden Händen an, er führte es vielmehr auf allen seinen Reisen mit sich herum, doch nicht in einer Brieftasche und in zinsenbringenden Staatspapieren, wie das jetzt wohl Jeder thut, der Geld hat und es nicht etwa in Grundstücken anlegen will, sondern in lauter guten, vollwichtigen Ducaten, welche nach jeder Vorstellung seiner Kinder von der Einnahme einzuschwefeln er nie ermanzelte. Diese Goldstücke wurden in Rollen gepackt, selbe in Säcke und diese wiederum in e'nen großen, eisenbeschlagenen Koffer gethan, zu dem Silberzeug der Familie und den vielen werthvollen Geschenken, welche die Geschwister von fast allen Mächtigen Europa's, die, wie bekannt, eine große Vorliebe für Ballet und Tänzerinnen haben, erhalten hatten.

Damals gab es noch keine Eisenbahnen und wer nicht etwa die ordinäre Post benutzen wollte, welche übrigens schlecht genug war, der mußte mit Extrapost und in eigenem Wagen reisen. Das that auch die Familie K. und außerdem führte sie noch einen Packwagen mit sich, in welchem sich ihre ganze, sehr kostbare Garderobe befand und wo ihr Diener und eine französische Kammerjungfer ihre Plätze hatten. Auf diesem Wagen auch wurde unterwegs der obgedachte Koffer mit eisernen Ketten befestigt und selbe vermittlest starker Schlösser angegeschlossen, zu welchen, wie zu dem Koffer selbst, nur Herr K. den Schlüssel hatte, den er nie aus den Händen gab, sogar des Nachts ihn unter seinem Kopfkissen verwahrte.

So und auf diese Weise dachte der fürsorgliche Mann sein und seiner Kinder Eigenthum wohl bewahrt und geborgen. Es sollte überdies nach allseitigem Uebereinkommen nicht lange mehr so nutzlos daliegen. Die Familie K. beabsichtigte nämlich, nachdem sie ihre Vaterstadt erreicht haben würde, daselbst ein schönes Haus und in der Umgegend Wiens ein einträgliches Gut zu kaufen. Auf diesem gedachten sie die schöne, in jenem die rauhe Jahreszeit zu verbringen. Einmalhundertundfünfzigtausend Florin lagen in wohlgezählten, vollwichtigen Goldstücken da in dem Koffer, sie konnten schon zu jener Zeit, wo Grund und Boden nicht so theuer waren, als heut zu Tage, zur Verwirklichung solcher Pläne reichen.

An einem heiteren Herbstmorgen des Jahres 18.. hatte die Familie Berlin verlassen, wo ihr eine berühmte Seiltänzergruppe Concurrenz gemacht, sie aber trotzdem Beifall und Geld geerntet hatte, und

achtete sie nun ihren Weg über Leipzig und Dresden zu nehmen, wofelbst einige Vorstellungen zu geben beabsichtigt wurde. Vergnügt saßen die Mitglieder der Familie in ihrem bequemen Reisewagen und besprachen, durch das schöne Wetter, mehr aber noch durch die kürzlich gehaltenen Erfolge heiter gestimmt, gar fröhlich die so glückliche Vergangenheit und die lachende Zukunft. Dabei blickte Eins um das Andere hinans zum Wagenfenster nach dem einige Schritte vorausfahrenden Packwagen, um ja das in demselben befindliche Eigenthum der Familie nicht aus den Augen zu verlieren. Auf diese Weise hatte man, ohne je den geringsten Unfall zu erleben, beinahe ganz Europa durchreist und so erreichte man auch jetzt wohlbehalten die erste Station hinter Berlin.

Schnell waren hier die Pferde gewechselt und während der Packwagen, wie gewöhnlich, sich zuerst in Bewegung setzte, sagte der Postillon, den Bock des herrschaftlichen Reisewagens besteigend: „Wir weisen heute hier im Städtchen eine gestern fertig gewordene Kirche ein, an welcher unser Weg vorüberführt; wenn die Herrschaften sich die Sache mit ansehen wollen, so halte ich einige Augenblicke, die kurze Versäumniß hole ich dann rasch wieder ein.“ Herr R. jedoch, an welchen der Postillon seine Rede gerichtet hatte, bedeutete diesem, ohne Verzug und Aufenthalt durch das Städtchen und dem Packwagen nachzukommen.

Nach diesem Bescheide schwang der Postillon seine Peitsche, worauf die Pferde anzogen und der Wagen, so rasch dies auf dem holperigen Straßenpflaster möglich war, unter den schmetternden Klängen des Posthorns davonrollte; an der nächsten Straßenecke jedoch blieb er plötzlich wieder stehen.

„Was soll denn das, warum fahren wir denn nicht weiter?“ frug, den Kopf zum Wagenfenster herausstreckend, sehr ärgerlich Herr R.

„Ja“, erwiderte achselzuckend der Postillon, „wir müssen uns schon einen Augenblick gedulden, der Wagen kann unmöglich durch die Menschenmenge, die sich hier vor der Kirche versammelt hat, hindurchkommen.“

So war es in der That, trotz der Ungebuld des Herrn R., dem um seinen Packwagen bange wurde, den er seit einigen Minuten aus den Augen verloren hatte, und trotz der Anstrengungen des Postillons entwirrte sich der Menschenmäuel doch nur sehr langsam, um den Wagen durchpassiren zu lassen.

Als dieser endlich am Thore angelangt und es dem Postillon wieder möglich war, Trab zu fahren, sah Herr R. nach seiner Uhr und sagte in sehr unmutzigem Tone:

„Wir haben eine halbe Stunde verloren, diese muß wieder eingebracht werden, fahrt zu, Schwager, wenn es auf der Station ein Extratrinkgeld setzen soll.“

Der Postillon befolgte den erhaltenen Befehl; mit Wort und Peitschenknaall trieb er die Pferde an und fort ging's in größter Eile; doch so sehr auch die im Wagen Sitzenden ihre Sehkraft anstregten, so ungeduldig sie auch hinausblickten auf die vor ihnen liegende, ebene Straße, von ihrem Packwagen vermochten sie nichts zu erblicken.

Da sauste im schärfsten Galopp ein Reiter an ihnen vorüber.

„War das nicht Rizzini, der Director der Kunstreitertruppe in Berlin, der uns aufforderte, in seinem Circus zu tanzen und dessen Anfinnen wir gebührendermaßen zurückgewiesen haben?“ frug Herr K's jüngstes Töchterlein, Franzisca, ihre Frage, damit die Eltern sie nicht hören sollten, mit leiser Stimme an Jeannette richtend. Bejahend nickte diese, auch sie hatte den Italiener sofort erkannt und fast wollte es ihr scheinen, als habe, da er im Vorbeireiten ihr ins Gesicht geblickt, ein höhnisches Lachen seine Züge verzerrt.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief plötzlich die Mutter der beiden Mädchen, „dort mitten auf dem Wege sehe ich helle Flammen lodern!“

„Großer Gott! Unser Wagen!“ schrienen die Töchter, welche jetzt gleichfalls hinausgeblickt hatten. „Fahrt zu, fahrt zu, Postillon!“ Dieser hieb auf die Pferde ein und in wenig Minuten hatte man den brennenden Wagen erreicht; um diesen herum lagen einige Koffer und Kisten auf der Landstraße. Der Diener und das Mädchen hatten sie mit Hilfe des Postillons von dem Wagen, den sie, wie sie erzählten, plötzlich in Flammen gesehen, herabgerissen. Wie und wodurch das Feuer entstanden war, davon hatten sie keine Ahnung. Ein vorübersprengender Reiter — es konnte kein anderer als Rizzini gewesen sein — hatte ihnen zugeschrien: „Euer Wagen brennt!“ Da waren sie eiligst herabgesprungen und mühten sich, die Koffer zu retten, der aber, in welchem sich das Geld befand, war zu fest angefettet und die glühenden Ketten hatten sie nicht losmachen können. So weit die drei bei dem Wagen befindlichen Leute, mit welchen vereint Herr K. und seine Angehörigen sich jetzt vergeblich abmühten, das mühsam erworbene Eigenthum den Flammen zu entreißen, welche, von allen Seiten aus dem schwer bepackten Wagen hervordrechend, ihrer Anstrengungen zu spotten schienen.

Der Postillon hatte hastig die Pferde losgeschirrt und war auf einem derselben davongesprenzt, um Hilfe und Wasser zu holen; es dauerte jedoch, so sehr er auch eilte, geraume Zeit, ehe er mit den Leuten

und Tonnen voll Wasser zurückkehrte. Die Hilfe kam zu spät, verglimmend brach unter dem darauf gegossenen Wasser das Gestell des Wagens mit Allem, was darauf befindlich gewesen, als schmutzige, klebrige, ruhige und verkohlte Masse zusammen.

In sprachlosem Jammer umstand die Familie K. die Trümmer ihres Vermögens; die aus dem Städtchen herbeigeritten Leute aber machten sich daran, aus der verkohlten Masse das Gold und die Werthsachen, von welchen sie schon gehört hatten, herauszusuchen; doch — es fand sich, vielleicht weil sich allzu Viele diesem Geschäfte unterzogen, nur sehr wenig und das Wenige erwies sich als werthlos oder unbrauchbar. So waren denn in Zeit von einer Stunde der Familie K. die Früchte jahrelanger Anstrengung verloren gegangen.

Was war zu machen? — Hier war nichts mehr zu retten, auch mußten die Postillone entweder zurückkehren oder sich beeilen, die nächste Station zu erreichen; Herr K. befahl daher, ohne sich in unnützen Klagen zu ergehen, die wenigen geretteten Sachen auf einen der leeren Leiterwagen zu legen, auf welchen die Wassertonnen herbeigebracht hatte, bestieg mit den Seinen den Reisewagen und fuhr weiter.

„Wir werden noch eine Tour durch Europa machen, nochmals ein Vermögen erwerben,“ unterbrach endlich Jeannette die Schwelgsamkeit der von Kummer und Schreck betäubten Eltern. Die Mutter seufzte schwer auf bei diesen Worten der Tochter, der Vater aber sagte:

„Mein liebes Kind, Gott erhalte Dir den frohen Muth und die freudige Zuversicht, ich jedoch kann sie nicht theilen. Wir Alle sind, auch Du bist älter geworden und müde des unstillen Lebens. Ueberdies ist es sehr die Frage, ob man Dich, wenn Du von vorne beginnen solltest, überall mit demselben Beifall empfangen würde, wie vor fünfzehn Jahren, als Du zum ersten Male hinausstratest in die Welt.“

„Ich hoffe doch,“ meinte Jeannette zuversichtlich, „es hat uns in letzter Zeit ja keineswegs an Bewunderern gefehlt.“

„Gewiß nicht, ein Vermögen aber wie das, welches wir soeben verloren haben, läßt sich durchaus nicht so leicht und so rasch wieder erwerben, als Du es Dir denkst,“ erwiderte der Vater; doch nur natürlich war es, daß die Tochter, welche das Leben nur von der rosigsten Seite kennen gelernt hatte, die Sache weit leichter nahm, als der viel-erfahrene Mann. Sie aber dachte, sie brauche nur die Füßchen zu heben, um das so plötzlich verlorne Gold wieder herbeizuzaubern. Die Mutter indes sagte kein Wort; zu unerwartet war ihr das Unglück gekommen, es hatte sie ganz betäubt, ja krank gemacht; ihre Sehnsucht

nach der Heimath war so groß gewesen und auch nach einem ruhigen, behaglichen Familienleben hatte sie sich gesehnt. Und jetzt — jetzt sollte das ruhelose Umherirren wieder beginnen. Das war ihr schrecklich und sie, die bisher immer so gesund gewesen, fühlte plötzlich heftige Schmerzen, besonders im Kopfe; um aber die Andern nicht zu betrüben, verschwieg sie ihr Unwohlsein, lehnte sich zurück in die Wagendeckel, zog den Schleier über das Gesicht und that, als ob sie schlief. Da verstummte das Gespräch zwischen Vater und Tochter und die vor wenig Stunden so hoffnungsvoll und fröhlich begonnene Reise wurde in dumpfem Schweigen jetzt fortgesetzt.

Selten kommt ein Unglück allein. In Leipzig angelangt legte sich Frau K. aufs Krankenlager; der Schreck, der Kummer hatten ihr ein Nervenfieber zugezogen, welches sich gleich Anfangs sehr bössartig zeigte.

Dennoch mußten die Töchter, die so gänzlich erschöpfte Casse zu füllen, sofort ihre Vorstellungen beginnen, mußten, trotz der Angst um die Mutter, im phantastischen Duse, mit fröhlicher Miene und lächelndem Gesichte sich abmühen, das Publicum zu amüsiren. In abmühen, denn der innere Kummer hing bleierne Gewichte an die sonst so leichten Füßchen der Schwestern.

Wenn der Tanz den inneren Frohsinn, die das ganze Wesen elektrisirende Glückseligkeit, deren Ausdruck er eigentlich ist und sein soll, zur Anschauung bringt, dann wird er dem Darsteller nicht nur leicht, sondern ein zauberischer Genuß. Tanzen aber mit Thränen im Herzen, das ist über allen Ausdruck traurig, ein solcher Tanz kann zum wahren Tanze sich nimmer gestalten.

Zum ersten Male in ihrem Leben empfanden das die Geschwister, und mißfielen sie auch nicht geradezu, dazu waren sie zu lieblich und zu sehr Meisterinnen ihrer Kunst, so gelang es ihnen doch auch nicht, das Publicum mit fortzureißen; es sollte ihnen zwar den wohlverdienten Beifall, im Ganzen jedoch blieb es kalt bei den Leistungen der Geschwister K.; hin und wieder wurden sogar Stimmen laut, welche ihre Verwunderung ansprachen über den ungewöhnlichen Ruf, der ihnen vorangegangen war und sich jetzt keineswegs zu rechtfertigen schien.

Die Mutter starb. Dem ersten harten Schicksalsschlage war der zweite, härtere gefolgt. Ein verlorenes Vermögen kann möglicher Weise wieder erwerben werden, zwei Augen aber, die sich für immer geschlossen, die haben wir unwiederbringlich für immer verloren. Wer das einmal im Leben so recht tief empfunden, für den hat das Leben seine Rosen verloren.

Den Tag nach dem Begräbniſſe der Mutter tanzten nothgedrungen die Geſchwifter; hatte doch die Krankheit, das Begräbniß ſo viele Koſten verurſacht. Dieſmal jedoch war das Theater wenig beſucht, ihr Auftreten wurde ihnen verübelt, ſie ſelbſt gefühllos genannt. Ein Wendepunkt war eingetreten in ihrem Leben, das Glück hatte ihnen den Rücken zugekehrt; tief betrübt über den unerſeßlichen Verluſt, den ſie hier erlitten, voll Beſorgniß wegen der Zukunft, verließ die Familie die Stadt, in welcher ſie kaum was ſie verbraucht verdient hatten.

Auch in Dresden, wohin ſie ſich nun begaben, wurde ihnen keine Freude, wohl aber manche Unannehmlichkeit zu Theil. Hier fanden ſie eine Rivalin in der Primadonna des Ballets, welche zu gleicher Zeit Primadonna im Herzen eines vornehmen Herrn war.

Dieſer Dame war natürlicher Weiſe ſehr viel daran gelegen, das Auftreten jüngerer, ſchönerer und betterer Tänzerinnen, als ſie ſelbſt eine war, zu verhindern. Sie beſtürmte mit Bitten und Thränen ihren vornehmen Herrn, und dieſer wiederum bearbeitete ſo lange und ſo nachdrücklich andere vornehme Herren und Damen, welche ein Wort mitzureden hatten in dergleichen Angelegenheiten, bis endlich, wie das meiſt zu gehen pflegt im Leben, wo Protection mehr gilt als Verdienſt, den fremden Künſtlerinnen das Auftreten unmöglich gemacht wurde.

Jetzt wandten ſie ihre Schritte einer größeren deutſchen Provinzialſtadt zu, deren Namen zu verſchweigen mir verzönt ſein möge. Der dortige Theaterdirector hatte ſie freundlich eingeladen, auf ſeiner Bühne gegen angemessenes Honorar einige Gaſtvorſtellungen zu geben. Ein Anerbieten, welches ſie, die gewohnt waren, nur in Reſidenzſtädten aufzutreten, wahrſcheinlich vor Kurzem ausgeſchlagen haben würden, jetzt aber, da das Unglück ſie verfolgte, freudig annahmen.

In B. fanden ſie zwar Manches weniger glänzend als in jenen Hauptſtädten, ſie fanden aber auch keinen Hof und keine Hofintriguen, wohl aber, trotz mancher mangelhaften Einrichtung des Theaters, in deſſen Director einen freundlichen und rechtlichen Mann und ein wenig verwöhntes Publicum, das ihre Leiſtungen mit großem Enthuſiaſmus aufnahm.

Das hieſige Theater beſaß damals noch kein eigentliches Ballet und auf allgemeines Verlangen entſchloß ſich die Familie K., vorläufig das Umhertreiben aufzugeben und hier am Orte zu bleiben, um ein ſolches Inſtitut, deſſen oberſte Leitung ſie übernehmen ſollte, ins Leben zu ruſen. Die Abſicht, nochmals ein Vermögen zu erwerben, wurde deßhalb nicht

aufgegeben, die Schwestern waren ja noch jung, sie konnten die nochmalige Tour durch Europa wohl später beginnen.

Der junge K. aber, welcher sich gleichfalls einen Ruf als Tänzer erworben, trennte sich jetzt von der Familie, um die Stelle eines Balletmeisters an einer fernern Hofbühne zu übernehmen.

„Wissen Sie es schon, ist Ihnen die Neuigkeit schon bekannt?“ so fragten sich eines Tages — es mochte ein Jahr vergangen sein, seitdem die Schwestern sich in B. niedergelassen hatten — alle Klatschbasen der damals noch vom schönsten Kastengriffe besetzten Stadt, „der reiche Kaufmann G. heirathet ja die Tänzerin K., ist das nicht unerhört?“ — „Gewiß ist es unerhört“, erwiderten in gerechtem Unwillen und voller Entrüstung über solchen Verstoß gegen alles Herkömmliche die stolzen Bürger- und Kaufmannsfrauen, welche sich alsbald vornahmen, die Tänzerin in ihre Sirkel nicht aufzunehmen, und sollte ihr Mann es versuchen, sie mit ihnen in Berührung zu bringen, sie gebührend zurückzuweisen.

Das Gerücht, welches einem Lauffener gleich die ganze weibliche Einwohnerschaft der Stadt B. in Aufruhr gebracht hatte, war nicht erfunden, doch weit entfernt von den Mitgliefern der Familie K., die dabei theilhaftige Franzisca ausgenommen, dieses Ereigniß als ein großes Glück zu betrachten, erschien es ihnen, besonders dem Vater, der eine Verbindung seiner Tochter mit einem Manne, den man ihr nicht gönnte, keineswegs gern sah, nur als unheilvoll für sie selbst und als nachtheilig für das fernere Fortkommen der älteren Schwester.

Zwar überragte diese ihre Geschwister an Schönheit sowohl als an Talent, sie hatten aber vereint mit ihr ein reizendes Ensemble gebildet; schon vor längerer Zeit war dieses insofern gestört worden, als eine der Schwestern K., deren ursprünglich drei gewesen, eine sehr gute Partie gemacht und folglich das Tanzen ganz aufgegeben hatte, dann war ja auch der Bruder fortgegangen, nun heirathete Franzisca. — Jeannette blieb allein — würde es ihr gelingen, allein durch ihre Schönheit, ihr Geschick die Leute zu entzücken — würde es ihr gelingen, auch ohne die gewohnte Mitwirkung der Geschwister ein Vermögen zu erringen?

Bergebens stellte der Vater alle diese seine Befürznisse der jüngeren Tochter vor, er stellte ihr auch vor, daß das Leben einer einfachen Kaufmannsfrau weit weniger glänzend sei, als das einer berühmten Tänzerin Franzisca achtete dessen nicht. Ihr Herz hatte gewählt und gern entsagte sie dem Ruhme, den, wie sie meinte, die Schwester sich auch ohne sie bewahren würde.

Der Vater gab endlich ihren Bitten nach und willigte, wenn auch ungern, in die ihm mißfällige Heirath, welche alle seine Zukunftspläne vernichtete; hierauf unternahm er eine Kunstreise mit Jeannette, die nach der Schwester Verheirathung in B. zwar ein festes Engagement angenommen, sich dabei aber einen alljährlichen, mehrmonatlichen Urlaub ausbedungen hatte.

Was der Vater vorhergesehen, das fand sehr bald seine Bestätigung in der Laubeit, mit welcher Jeannette nun in den größten Städten Deutschlands aufgenommen wurde. Wohl war sie noch immer eine anziehende Erscheinung, es ließ sich jedoch nicht verbergen, daß sie eine bereits alternde Tänzerin sei, dennoch tanzte sie noch während einer Reihe von Jahren, sowohl in B., als an vielen anderen Orten, an das Wiedererwerben eines namhaften Vermögens aber konnte nicht gedacht werden und endlich trat sie von der Bühne zurück, nur die Stelle einer Balletmeisterin in B. behaltend, wo man sie noch immer gern sah und ihren Rücktritt bedauerte. Jahre vergingen und kamen; die große Welt, in der sie einst so großes Furore gemacht, vergaß ihren einstigen Liebling. Der alte K. konnte es jedoch nie vergessen, daß jener unglückselige Wagenbrand, den er nur der Bosheit des rachsüchtigen Rizzini zuschrieb, seinem und der Seinigen Schicksal eine so unglückliche Wendung gegeben hatte.

Ob er Rizzini ungerechter Weise beschuldigte, oder ob dieser wirklich, weil die Schwestern es verweigert hatten, in seinem Circus zu tanzen, durch Bestechung des Postillons die Verzögerung auf der Station veranlaßt und dann im Vorüberreiten den Wagen in Brand gesteckt hatte, muß dahin gestellt bleiben. Rizzini's Schuld oder Unschuld ist nicht erwiesen und die Entstehung des Feuers bis zur Stunde ein unlösbares Räthsel geblieben.

Auch mit dem Schwiegersohne, welcher die jüngere Tochter der Kunst abwendig gemacht und dadurch dem Fortkommen der älteren geschadet, konnte der alte K. sich nicht befreundet; sein Vermögen war überdies lange nicht so bedeutend, als man gedacht. Daß Franzisca kein großes Glück gemacht hatte, zeigte sich bald, außerdem auch, daß sie keineswegs eine tüchtige Wirthin war, was von Seiten der Angehörigen ihres Mannes übel vermerkt wurde und Veranlassung zu mancherlei Unannehmlichkeiten gab.

Jeannette war gleichfalls nur Tänzerin; wie vor Jahren, so lebte sie auch jetzt noch nur ihrer Kunst und leichten, frohen Sinnes nur dem Augenblicke, ohne je der Zukunft oder gar an Sparen je zu denken. Daß

Theater beschäftigte sie größtentheils, da gab's immer zu arrangiren, zu probiren und einzuüben; außerdem aber war sie auch, da es zum guten Tone gehörte, nur von ihr Tanzstunden zu nehmen, als Tanzlehrerin vielfach in Anspruch genommen. So blieb ihr denn, selbst wenn sie zum Nachdenken geneigt gewesen wäre, was durchaus nicht der Fall war, wenig Zeit zum Denken; sie nahm ihr Geschick, wie es sich ohne ihr Zut thun gestaltet hatte, viel leichter als der Vater, der jahrelang grämelte, grübelte, sich kummerte über das verlorne Glück seiner Töchter, bis er endlich die Augen schloß zum ewigen Schlafe.

Da wurde plötzlich Alles ganz anders für die völlig vereinsamte Jeannette, welche bald nach diesem, sie so schwer treffenden Todesfalle ihre Stelle als Balletmeisterin gleichfalls verlor.

Die Direction hatte, da andere, -jüngere Tänzer und Tänzerinnen aufgetaucht waren, der wechselnden Geschmacksrichtung nachgeben und ihr die Stelle kündigen müssen. Veraltet erschienen jetzt dem Publicum ihre einst so beliebten Tänze und Pas, sie vermochten nicht mehr wie ehemals die Menge zu locken, die Casse zu füllen, so mußte sie denn Anderen weichen, die vielleicht weniger ehrenwerth und brav waren, als sie, der man nie etwas Unrechtes hatte nachsagen können, welche aber, trotz ihres lockeren Lebenswandels, oder wohl gar eben deshalb, eine große Anziehungskraft auszuüben vermochten auf das in dieser Hinsicht sehr nachsichtige Publicum. Jeannette zog jetzt zur verheiratheten Schwester und fing an, in unbeschäftigten Stunden mit Wehmuth der entschwundenen Jugendzeit und der frohen Vergangenheit zu gedenken. In solchen Augenblicken schloß sie sich in ihr Zimmer ein und holte aus Schubladen und Kästchen die Andenken jener Tage hervor.

Zuerst kamen die vielen Portraits an die Reihe, welche deutsche, französische und italienische Maler in Del-Miniatur und Kreide von ihr gefertigt hatten. Hatten es doch unzählige Künstler als eine große Ehre erachtet, sie abconterfeien zu dürfen, und sie besaß eine ganze Galerie der verschiedensten Bilder, die alle nur sie und wieder nur sie darstellten; aber jedes in anderem Costüm und in anderer Stellung, meist den Ballets entlehnt, in welchen sie brillirt hatte. Dann nahm sie die alten Zeitungen hervor, worin ihr Weibrauch in vollem Maße gestrent worden und sie mit allen denkbaren Göttinnen des Olymps verglichen war. Zuletzt aber erquickte sie ihre matten werdenden Augen — Jeannette hatte bereits die Fünzig hinter sich — an dem Funkeln mancherlei Pretiosen, unter welchen ein Schmuck, der bei jenem Brande glücklicher Weise nicht mit den anderen Werthsachen in dem gedachten Koffer ge-

wesen, ein wahres Prachtstück war, sowohl an künstlicher Arbeit, als auch an kostbaren Steinen und Perlen. Und welche Erinnerungen knüpften sich an diesen Schmuck! Ein hochstehender Herr hatte ihn ihr verehrt, da sie als sehr junges Mädchen vor ihm getanzt, und vielleicht waren die Worte, welche dieser hohe Herr damals zu ihr gesprochen, mehr noch als ihre Liebe zum Tanze mit Schuld daran, daß sie unverehelicht geblieben war.

In diesem Schmucke hing ihr ganzes Herz, und ihr verstorbener Vater, dem dies wohl bekannt gewesen, hatte selbst in Zeiten der größten Bedrängniß ihr nie zugemuthet, ihn herzugeben.

Immer öfter verschloß Jeannette sich in ihr Zimmer; je älter sie wurde, um so stärker regte sich in ihr die Erinnerung an das Ehemals, um so lieber auch und um so schmerzlicher gedachte sie jetzt bei dem Herannahen eines einsamen Alters der vielbewegten und so glückseligen Jugend, die so rasch vorübergerauscht, die auf immer verschwunden war. So sah sie wiederum eines Tages, da stürzte sie in ihrem Sinnen ein leises Klopfen an der Thüre. In ihrer Verwunderung war es ihr Schwager, der gar dringlich Einlaß begehrte.

Ohne die ausgekrantten Sachen wegzuräumen, beeilte sie sich, die Thüre aufzumachen, und unter einem Chaos der verschiedensten Gegenstände blickte dem Eintretenden der prachtvolle Schmuck entgegen. Diesen hatte der Schwager noch nie gesehen, denn anstatt ihr theuerstes Gut zur Schän zu tragen, verbarz es Jeannette sorgfältig vor Aller Augen.

„Jeannette“, hob der Schwager mit sichtlich Verwirrung an, „ich komme, Sie um Ihren Beistand zu bitten.“

Die ehemalige Tänzerin sah ihn verwundert an, womit konnte sie, die Alternde, Hilflose, ihm, dem reichen Schwager, behilflich sein?

„Sie erstaunen“, fuhr er fort, „und dennoch wüßte ich außer Ihnen Niemanden, an den ich mich wenden könnte. Doch, um es kurz zu machen, es geht seit einiger Zeit schlecht in meinem Geschäfte — daß er durch gewagte Speculationen sein ganzes Vermögen verloren hatte, verschwieß er wohl weißlich — Sie sehen mich augenblicklich, doch hoffentlich nur vorübergehend, in großer Verlegenheit. Sie haben doch jedenfalls ein Capital bei Seite gelegt, helfen Sie mir mit einigen tausend Thalern aus der Noth und ich werde mich ihnen ewig verpflichtet fühlen.“

Jeannette erschrack heftig bei dieser Rede ihres Schwagers; er, den sie immer für sehr vermögend gehalten, wollte von ihr, die nicht einmal einen Nothgroschen besaß, Geld borgen.

„Sie irren sich, lieber Schwager,“ erwiderte sie, „wenn Sie denken, daß ich Geld liegen habe, so sehr ich es bedauere, Sie in Geldverlegenheit zu sehen, so unmöglich ist es mir auch, Ihnen zu helfen, denn nie habe ich es möglich machen können, einen Pfennig zu erübrigen.“

Forschend blickte ihr der Schwager ins Gesicht, er mochte ihren Worten keinen Glauben schenken, dennoch aber sprach sie nur die lautere Wahrheit, sie hatte ihr Einkommen stets verbraucht und nie ans Sparen gedacht.

„Und doch könnten Sie mir helfen“, begann der Schwager wieder, „es handelt sich augenblicklich nur um eine kleine Wechselschuld, eine wahre Lumperei, deren ich bedarf, sie beträgt nur 300 Thaler, der Schmuck aber, den ich hier sehe, ist mindestens 1500 Thaler werth; leihen Sie ihn mir auf einige Wochen, ich werde ihn versehen und sobald ich Geld bekomme, was binnen Kurzem geschehen muß, da ich welches ausstehen habe, löse ich ihn ein und Sie erhalten ihn unverfehrt zurück.“

Mehr noch als vorhin erschrad jezt Jeannette über diese Zumuthung ihres Schwagers; ihren theueren Schmuck, den sie während so vieler Jahre sorgfältig aufbewahrt, der ihr so zu sagen ans Herz gewachsen war, den sollte sie aus den Händen geben? Nein, das konnte sie nicht, das war, selbst ihrer großen Gutmüthigkeit gegenüber, zu viel verlangt. Rasch packte sie ihren Schmuck zusammen und erklärte mit dürren Worten, in dieser Angelegenheit dem Herrn Schwager nicht dienen zu können. Dieser aber war ein hartnäckiger Mann und ließ sich nicht so leicht abweisen, er bat, er beschwor, er flehte so lange, bis Jeannette, der es überhaupt schwer war, Jemandem etwas abzuschlagen, sich endlich erweichen ließ und ihm den Schmuck gab, doch nur, nachdem er ihr feierlich versprochen hatte, ihr denselben nach acht Tagen wieder zustellen zu wollen.

Noch war diese Frist nicht verstrichen, als ein unheimliches Gerücht die Stadt durchlief. „Wissen Sie es schon, haben Sie es schon gehört?“ hieß es wieder, wie vor Jahren, „der G., der damals die Tänzerin geheirathet hat, ist ganz plötzlich gestorben. Er war bankerott und konnte seinen Fall nicht überleben; er hat sich vergiftet,“ fügte man ganz im Geheimen hinzu. Solche und ähnliche Reden hörte man allgemein, man wollte sogar noch viel mehr und nicht viel Gutes wissen und gewußt haben von dem so plötzlich gestorbenen Manne. Hatten die bösen Zungen Recht? Hatte er sich wirklich das Leben genommen, nachdem er seinen und der Seinigen Ruin verschuldet hatte? Wer könnte das mit Bestimmtheit behaupten? — Daß seine Vermögensverhältnisse seit langer

Zeit bereits zerrüttet gewesen, war bekannt in der Stadt, ebenso, daß er es versucht hatte, durch gewagte Speculationen sich wieder aufzuhelfen, diese waren mißlungen, sein Eigenthum so ziemlich auf Null zusammengeschrumpft und der jetzt nach seinem Tode ausbrechende Concurß ließ die über ihn umlaufenden Gerüchte glaubwürdig erscheinen. Thatsache war, daß seine Frau und seine Kinder in der traurigsten Lage zurückgeblieben waren, daß Jeannette und die Schwester kummervoll berathschlagten, wovon sie leben, was sie beginnen sollten. Unwillkürlich dachten da Beide an den verstorbenen Vater und an jene Zeit, wo jede Sorge ihnen fremd gewesen, die Zukunft so vielversprechend vor ihnen gelegen hatte.

Wie so ganz anders, das mußte die bekümmerte Witwe sich sagen, würde sich ihr beiderseitiges Geschick gestaltet haben, hätte sie nicht die Bühne verlassen und dadurch auch der Schwester ein ferneres, erfolgreiches Auftreten unmöglich gemacht. Was jedoch mußte es, sich mit Vorwürfen das ohnehin schwere Leben noch mehr zu verbittern, das einmal verscherzte Glück war und blieb doch unwiederbringlich verloren. Nicht der Vergangenheit, der drohenden Zukunft mußte man jetzt gedenken.

„Laß Deine Töchter unserer Kunst sich weihen“, rath wohlmeinend Jeannette, die Schwester jedoch wies diesen Vorschlag entschieden zurück. Für den Augenblick würde dessen Ausführung auch wenig genützt haben; die Mädchen standen noch in sehr zartem Alter, weshalb an einen Verdienst ihrerseits vorläufig nicht gedacht werden konnte. Die Witwe war in weiblichen Handarbeiten sehr geschickt; sie suchte und fand Beschäftigung und somit die Mittel, sich und die Ihrigen kümmerlich zu ernähren. Jeannette ertheilte Tanzunterricht nach wie vor, doch allzu viele Lehrer und Lehrerinnen dieser Kunst hatten sich im Laufe der letzten Jahre in B. niedergelassen. Diese thaten ihr großen Schaden; Jeannette verstand es nicht wie jene, den Leuten Sand in die Augen zu streuen; in ihren ganz einfachen Aufforderungen zum Tanzunterrichte, welche sie alljährlich in die Zeitungen einrücken ließ, stand nichts von Aesthetik, Gymnastik und ähnlichem modernen Schwindel. Die alte Tanzlehrerin konnte weder prahlen noch lügen, daher war es auch ganz natürlich, daß die Schüler von ihr ab- und jenen zuflüchten.

Die Sorge, der Kummer pochten an ihre Thüre, und über all dem Kummer hatte Jeannette ihren Schmuck ganz vergessen, bis der Moses Aron, der ein Geschäft daraus machte, Geld auf Pfänder und Wechsel und zwar gegen unerhörte Wucherzinsen zu leihen, eines Tages zur Witwe des verstorbenen Kaufmannes kam und sie frag, wie es mit den dreihundert Thalern werden solle, welche er ihrem Manne auf einen

Diamantschmuck geliehen habe, ob sie, die Witwe, gesonnen sei, den Schmuck einzulösen, oder ob sie diesen für die gedachte Summe ihm überlassen wolle.

Jeannette, welche gerade zugegen war, als der Jude sein Anliegen vorbrachte, beanspruchte sofort die Zurückgabe des Schmuckes als ihres Eigenthums, Moses Aron aber lachte ihr ins Gesicht.

„Der Witwe“, sagte er, „hätte ich den Schmuck, versteht sich gegen Erstattung der ihrem verstorbenen Manne darauf geliehenen Summe, zurückgeben müssen, mit Ihnen aber, mein Fräulein, habe ich gar nichts zu schaffen, womit auch wollten Sie,“ schloß der Jude, den plötzlich die Idee eines Profits beschlich, an den er bis jetzt noch nicht gedacht hatte, „beweisen, daß der Schmuck Ihnen gehört?“

Leider hatte Jeannette gar keinen Beweis dafür in Händen, eben so wenig aber das zum Einlösen des Schmuckes nöthige Geld. Der Verstorbene, welcher mit seiner Frau nie von Geschäften oder überhaupt von seinen Verhältnissen gesprochen, hatte dieser kein Wort davon gesagt, daß er den Schmuck von der Schwägerin genommen und versetzt hatte; sie war, als sie es nun erfuhr, höchlichst erstaunt darüber, erbot sich aber sofort, da ihr der Schmuck wohl bekannt war, das Eigenthumsrecht der Schwester zu beschwören.

Der Jude jedoch wollte hievon nichts hören. „Sie wußten nichts davon, folglich geht Sie die Sache gar nichts an,“ jagte er höhniisch. „Das Fräulein mag immerhin vor Gericht ihr vermeintliches Recht verfolgen, ich aber betrachte, wenn Sie ihn nicht baldigst einlösen, den Schmuck als mein Eigenthum, mit dem ich nach Belieben schalten werde.“

Jeannette gerieth außer sich vor Zorn. Ihr höchstes Gut, ihren kostbaren Schmuck sollte sie verlieren. Es versteht sich von selbst, daß sie von ihrem Schwager, der durch seinen Leichtsinn solch schweren Kummer über sie gebracht hatte, nicht besonders freundlich sprach, die Witwe hingegen suchte ihren Mann zu entschuldigen.

Das gab aber Veranlassung zum Streite zwischen beiden Schwestern. Bald sahen sie ein, daß es ihnen fortan unmöglich sein würde, ferner im Frieden beisammen zu bleiben, sie trennten sich daher und jede von ihnen bezog eine besondere Wohnung.

„So schwören Sie doch, daß der Schmuck Ihnen gehört, daß Sie ihn nur Ihrem Schwager geliehen haben, damit er sich durch dessen Verjaß aus der Verlegenheit helfe,“ so sprach der Rechtsanwalt Merlein zu der vor ihm stehenden ehemaligen Tänzerin und Balletmeisterin

Jeannette R., welche zu ihm gekommen war, um ihn um seinen Beistand zu bitten in ihrer Proceßsache wider den Pfandleiher Moses Aron.

„I kann nit schwören“, erwiderte Jeannette, die, je älter sie wurde, um so mehr auch den Wiener Dialekt, den sie in ihrer frühesten Kindheit gesprochen, wieder annahm, „i kann wahrhaftig nit schwören, mein Vater selig hat gesagt, es sei a Sünd, und a Sünd mag i nit begeh'n, selbst nit, wenn i dadurch meinen lieben Schmuck zurück erlangen könnt'.“

„Warum kommen Sie denn aber zu mir, liebes Fräulein, wenn Sie nicht gesonnen sind, Rath von mir anzunehmen?“ frag sehr gelassen Herr Nerlein.

„Will mir schon rathen lassen, schwören aber kann i nit,“ wiederholte Jeannette, die leider mit dem nahenden Alter anfing, vergeßlich und auch schwachsinzig zu werden, „wissen's denn gar keinen anderen Rath nit, lieber Herr Juriste?“

„Nun so geben Sie Ihrer Frau Schwester das Geld und lassen Sie den Schmuck einlösen,“ rieth der Rechtsanwält.

„I sollt' meinen eigenen Schmuck zurückkaufen? Und wenn i's auch wollt', i hab' ja kein Geld nit, borgen aber will mir Niemand, und auf Abschlagszahlungen, wie meine Schwester dem Juden vorgeschlagen, will er sich nit einlassen.“

„Nun, wenn es Ihnen recht ist, will ich den Schmuck für Sie einlösen, wir verkaufen ihn dann sofort und nach Abzug meines ausgelegten Geldes bleibt Ihnen dann noch immer ein hübsches Sümmechen, denn wie ich gehört habe, sollen die Steine das Dreifache der Verfassungsumme werth sein.“

Nerlein, welcher die Länzerin vor Jahren gekannt und sie in ihrer Glanzperiode bewundert hatte, machte ihr, wie wir sehen, einen sehr uneigennütigen und wohl annehmbaren Vorschlag. Jeannette aber, deren Gesicht sich bei den ersten Worten ihres Rechtsfreundes freundlich verklärt hatte, schüttelte jetzt trübe den Kopf und sagte kleinlaut und mit kläglichem Miene:

„Geht nit, geht nit,“ Herr Juriste, kann den Schmuck nit verkaufen, hab' ihn, als i noch sehr jung war, von einer sehr hoch stehenden Person erhalten, da i die Ehre hatte, mit meinen Geschwisteru in dem Ballet „die Amoretten“ an dem Hofe zu M. vor den hohen Herrschaften mich zu produciren. Ist ein gar theures Andenken dieser Schmuck, ruft er mir doch, wenn i ihn ansehe, die fröhlichen Tage meiner wundervollen

Jugend zurück in das trüber werdende Gedächtniß, müßt' i ihn verkaufen, so ging ein Stück von meinem Herzen mit fort." —

„Aber, liebes Fräulein,“ unterbrach der Advocat, die Redseligkeit des Alters wohl kennend, die langathmige Rede, „wenn Sie den Schmucl nicht verkaufen, ihn auch nicht einlösen können und eben so wenig Ihr Eigenthumsrecht beschwören wollen, so kann ich Ihnen weder rathen noch helfen, weshalb aber, das muß ich Sie nochmals fragen, wünschen Sie denn überhaupt mich zu Rathe zu ziehen?“

„Die Leute haben halt g'sagt, Sie würden mir schon an' Rath geben, und dann möcht' i Ihnen auch an' Vorschlag machen, den nämlich, ob Sie nit die große Güt' haben wollten, das Geld für mich auszuliegen; i möcht' s abzahlen nach und nach; denn wenn i auch auf dem Theater nicht mehr tanzen thu', so hab' i doch noch viele Tanzstunden, und daß i a redlich G'müth bin und Wort halten thu', das weiß ja Jeder in der Stadt.“

„Auch ich bin überzeugt davon“, unterbrach sie wiederum der ungeduldig werdende Advocat, dessen Zeit sehr in Anspruch genommen und daher ihm viel zu kostbar war, um sie nutzlos zu vergeuden — „aber auf Abschlagszahlung kann ich mich eben so wenig einlassen, wie Moses Aron; ich brauche mein Geld jeden Augenblick und bin nicht im Stande, es auf mehrere Jahre auszuleihen. Indessen halte ich es für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn Sie bei Ihrem Eigensinne beharren, der Schmucl übermorgen früh, wo Ihre Angelegenheit vor Gericht verhandelt wird, dem Moses Aron zugesprochen werden muß.“

„Einer solch schreienden Ungerechtigkeit können sich doch die Herren Richter nicht schuldig machen“, sagte Jeannette mit zitternder Stimme.

„Ungerechtigkeit?“ wiederholte Merlein, — „Sie sind, liebes Fräulein, in einem arzen Irrthum befangen, der Jude hat doch Ihrem Schwager das Geld wirklich geliehen und nach dessen Tode, wie es gesetzlich ist, die Erben zur Einlösung des Pfandes aufgefordert, auch dazu ihnen die gehörige Zeit gelassen, ehe er sich an das Gericht gewandt; wenn dieses nun ihm zu seinem Rechte verhilft, so vollzieht es nur eine von der Gerechtigkeit gebotene Handlung.“

Jeannettens Gesicht, so schön es auch gewesen sein mochte, hatte nie viel Geist bekundet, jezt war nicht nur keine Spur von Schönheit mehr vorhanden, es zeigte auch in diesem Augenblicke nicht das geringste Verständniß für das, was der Advocat ihr zu erklären sich so eifrig bemühte; nein, sie konnte es nicht verstehen, denn es war ihr unbegreiflich,

daß sie ihren nur ihr gehörigen Schmuck entweder verkaufen oder verlieren müßte.

Wer wollte sich hierüber wundern? Begegnen wir nicht täglich Menschen, welche nicht begreifen können, was sie nicht begreifen wollen, selbst ohne schwachfinnig zu sein, wie die alte arme Tänzerin es doch war.

Gedankenvoll blickte Merlein Jeannetten nach, als diese, nachdem sie ihm eine tiefe Reverenz gemacht, das Zimmer verlassen hatte.

„O, ihr thörichten Menschenkinder,“ sagte er zu sich selbst — „da fügen sie sich alles mögliche Böse zu in ihrer Einfalt, ihrer Verkehrtheit und Verblendung, dann aber klagen sie wegen der so natürlichen schlimmen Folgen ihrer eigenen verkehrten Handlung das Schicksal oder andere Menschen an, als ob“ — hier jedoch wurde des Advocaten Selbstgespräch durch einen eintretenden Clienten unterbrochen und bald hatte er über anderer Leute Thorheit die der alten Tänzerin vergessen.

Diese aber erschien nicht zu dem in ihrer Proceßsache wider Moses Aron anberaumten Termin vor Gericht und der Schmuck wurde von Rechtswegen dem Juden zugesprochen.

War das ein furchtbares Wetter, keinen Hund hätte man hinausjagen mögen. Abwechselnd geregnet und geschneit hatte es den ganzen Tag. Der Nordost aber brauste, heulte und pfiß, daß die verschiedenen Schilder an den Häusern klapperten und knarrten, und wo die alten Dachziegeln oder die modische Bedachung, die Dachpappe, nicht niet- und nagelfest war, da flog dort ein Stück und hier mancher Felsen herab von den Häusern, in die sonst um diese Zeit wohl noch belebten, heute aber, des bösen Wetters wegen, ziemlich verödeten Straßen.

Wer nicht hinaus mußte, der blieb gewiß daheim am warmen Ofen; die Beiden aber, die trotz Sturm, Regen und Schnee dort um die Ecke biegen und gerade dem Winde entgegen, der Sand-Vorstadt sich zuwenden, die dürfen das Wetter nicht scheuen, sie können nicht daheim bleiben, sie müssen hinaus, denn „Noth kennt kein Gebot“ sagt ein altes Sprichwort, und der blondlockige Knabe sowohl als auch die alte Frau mit dem grauen Haar — der im Windhuche flackernden Straßenlaterne Schein wirft gerade ein ungewisses Licht auf die beiden Gesichter — wissen, was das heißt, kein Brod haben, für's Brod arbeiten müssen.

Der früh verwaiste Knabe ist Musicus und er erwirbt, da und dort zum Tanze oder bei sonstigen Gelegenheiten aufspielend, sich seinen kärglichen Unterhalt; die an seiner Seite fest in ihr dünnes Mäntelchen sich hüllende Frauengestalt aber ist unsere alte Freundin, Jeannette K.,

welche da draußen auf dem Sande Tanzunterricht erteilt, wozu sie des Knaben Violinbegleitung, die er mit wenigen Groschen bezahlt erhält, nothwendig bedarf.

So gering auch das Honorar im Fräuleinstifte sein mag, es bildet doch ihre Haupteinnahme, nicht nur für den Winter, sondern für das ganze Jahr. Ihre Methode sei veraltet, sagen die Leute; nur Mäherinnen und Putzmachermamsellen, die halb umsonst tanzen lernen, oder solche, die hoch hinaus und als Ballettänzerinnen ihr Glück machen wollen, suchen sie noch auf, mit der Bitte, sie vorläufig unentgeltlich unterrichten zu wollen, und sie thut es und läßt sich auf die künftige Bezahlung vertrösten, welche erfolgen soll, wenn jene bei irgend einer Hoffühne ihr Glück gemacht haben würden. Manche dieser Dämchen — möchten diese Beuten ihnen wirklich in die Hände kommen — haben wirklich, vermöge der ihren Beinen beigebrachten Geschicklichkeit, das ersehnte Ziel erreicht, sie sind reich und — auch vornehm geworden, der alten darbenenden Tanzlehrerin aber, die ihnen dazu verholfen, gedenkt keine, eben so wenig des dieser noch schuldbenden Honorars.

Gewiß kümmerlich und schon seit mehreren Jahren bildet, wie schon erwähnt, das Honorar im Fräuleinstifte ihr hauptsächlichstes Einkommen. Das alte Fräulein von Binck, die Vorsteherin des Stiftes, kennt die alte Tanzlehrerin aus früherer, besserer Zeit; gerne gönnt sie ihr den Verdienst und weist die Anerbietungen anderer Tanzlehrer Jahr für Jahr beharrlich zurück; zuvörderst zwar, weil jedes unsaubere Element der frommen Heerde im Stifte fern gehalten werden mußte, wohl aber auch, weil Jeannette eine lebendige Erinnerung war für das alte Fräulein an dessen eigene schöne, fröhliche Jugend. Hatte sie doch als junges Mädchen die Garotte, den Shawltanz, die Redowa ganz auf dieselbe Art und Weise getanzt, wie Jeannette sie noch jetzt die jungen Damen ihres Stiftes lehrte. Daher mochte es wohl kommen, daß Fräulein Binck ihre Methode nicht veraltet fand und die ehemalige Ballettänzerin lieb und werth hielt. Sie emangelte nie, selbe nach beendetem Tanzunterrichte da zu behalten, zum Abendessen, und dieses bestand dann nicht, wie sonst allabendlich im Stift, aus Kartoffeln und Fastensuppe, sondern aus kräftiger Bouillon, ein in Fleischgericht und Kuchen. Lauter Eckereien für Jeannette, welche oft die ganze Woche kein Fleisch auf dem wackligen Tische ihrer elenden Kammer erblickte. Es waren deshalb die Tage, an welchen sie Unterricht im Stift erteilte, stets Festtage für sie, und selbst das schlechteste Wetter konnte sie nicht verhindern, den weiten Weg nach dem Sande zu machen.

„Wir hätten heute wohl auch einmal die Stunde ausgehen können“, meinte der junge Violinist, da der Wind eine kleine Pause machte. Der Knabe bekam nur Butterbrod und Bier, während Jeannette mit Fräulein Binck und deren Hözlingen tafelte.

Die Tanzlehrerin schüttelte heftig den Kopf — „bin noch bei weit schlechterem Wetter ausgegangen“, sagte sie kurz — und Thna, so 'nem jungen Bub' wird's nicht schaden, wenn's a Bissel an jede Art von Bitterung sich gewöhnen thun“. — Nach dieser kurzen Unterredung schritten sie dann fürbaß, und endlich standen sie leuchtend vor dem mächtigen Thore des ehemaligen Klosters, das, nachdem die Klöster, bis auf wenige Orden, im ganzen Lande aufgehoben, in ein Stift für verwaiste adelige Mädchen umgewandelt worden war.

Heftiger als sonst hier gebräuchlich — der in seinen langen blonden Haaren zausende Wind mochte ihn dazu veranlaßt haben — zog der Knabe an der Glocke, doch wohl wissend, daß Niemand anders als die Tanzlehrerin und deren Begleiter an diesem Tage und um diese Stunde Einlaß begehren, beeilte man sich von innen zu öffnen.

Nicht nur für Jeannette, auch für die Kostgängerinnen des Stiftes war die Tanzstunde immer ein Fest. Zuvörderst unterbrach sie doch die schreckliche Einsamkeit des fast klösterlichen Lebens und dann war es schon ein ganz absonderliches Vergnügen, sich über der alten Tänzerin altmodisches Aussehen und Benehmen, sowie über ihre fremdartige Wiener Aussprache lustig zu machen, freilich ohne daß dieselbe, oder gar Fräulein Binck, die in solchem Falle keinen Spaß verstand, das Geringste davon merkte.

Dies Vergnügen entschädigte sie für die tödtliche Langeweile einer ganzen langen Woche, deshalb suchten sie sich immer, nicht aber aus Liebe zu ihr, wie Jeannette sich einbildete, auf deren Stunde. Ueberdies auch durften sie sich an diesem Abend herausputzen, da eine Blume, dort eine Bandschleife anstecken; zwar ward ihnen außer der gegenseitigen Bewunderung nur noch die sehr verstoßene des alten tabaksnupfenden, rothnasigen Domherrn, der die Oberaufsicht hatte über das Stift, zu Theil, aber auch das war schon für die jungen, von aller Welt abgesperrten Dämchen ein Vorgeschmack der künftig im Leben sie erwartenden Freuden, deshalb war die Tanzstunde ihnen doppelt lieb und gern putzten sie sich — was, beiläufig gesagt, des weiblichen Geschlechtes liebste Beschäftigung ist — an dem dazu bestimmten Tage.

„Sieh, der leibhaftige Samiel“ flüsterte die vierzehnjährige Adelsheid von Selcho, welche einmal während der Ferien mit ihrer Tante einer

Aufführung des „Freischütz“ beizewohnt hatte, als unter Jeannettens sadenscheinigem, schwarzen Mäntelchen ein großes rothes, sehr verblühenes Tuch zum Vorschein kam, welches ihr mit anscheinender Dienstfertigkeit abzunehmen die Spöttlerin sich beille.

„Sage lieber Samiels Großmutter, alt genug ist sie dazu,“ erwiderte in derselben Weise, doch mit holdselig lächelndem, der Tanzlehrerin zugewandtem Gesicht Agnese von Berg, dabei bückte sie sich, als wolle sie der Tanzlehrerin behilflich sein, die Galloschen und die schwarzwollenen Strümpfe auszuziehen, die selbe über die vielfach geflickten Atlasstiefletten und die darunter befindlichen Jourstrümpfe zu tragen pflegte. Eigentlich beabsichtigte Agnese nur ihre Freundinnen auf die Strümpfe aufmerksam zu machen, da sie in der letzten Stunde bemerkte, daß diese allzu durchsichtig, das heißt, gar sehr schadhaft waren.

„Bitte, bitte, gnä' Fräule, es wär' doch halt der Ehr' gar zu viel, wollten Sie mich alte Person noch bedienen“ — in ihrem Innern jedoch nahm sie die Freundlichkeiten ihrer jungen Schülerinnen für baare Münze, und nicht genug wußte sie dort draußen in der Welt ihren wenigen Bekannten zu erzählen, wie liebenswürdig und gefällig all' die „Fräule's“ im Stifte gegen sie wären.

Endlich hatte sie sich ausgeschachtelt, wie Agnese es nannte, und sich in den, aus dem ehemaligen Refectorium hergestellten Saal begeben, wo die Vorsteherin der Anstalt sie erwartete.

Auf dem Tische, hinter welchem Fräulein Binel Platz genommen, stand schon die dampfende Theekanne, und war der chinesische Trank auch stets etwas schwächlich im Stifte: Jeannette fand ihn, und das war kein Wunder, nach dem in solchem Wetter zurückgelegten weiten Wege dennoch vortrefflich.

Während sie ihren Thee behaglich schlürfte, der Violinist am andern Ende des Saales seine Geige stimmte, stellten sich die jungen Dämchen in Positur und unterhielten sich dabei in höchst ergötzlicher Weise über Jeannettens lange und ihrer würdigen Vorsteherin ein wenig kurz gerathene Nase, bis die Tanzlehrerin sich erhob, ihre Tasche auf den Tisch stellte und dann mit beiden Händen ihr Kleid anfassend, vor Fräulein Binel hintret und dieser nach allen Regeln der Tanzkunst einen tiefen, sehr zierlichen Knix machte, welcher von der Vorsteherin des Stiftes zum größten Gaubium ihrer Pflegebefohlenen in derselben Weise erwidert wurde. Jeannettens „commençons mes dames“ — sie bediente sich bei ihrem Tanzunterrichte gern der französischen Sprache, wenngleich nicht immer in correcter Aussprache — steigerte aufs Höchste die Lust der

jungen Damen, welche nun nach der wenig künstlerischen Begleitung des kleinen Violinisten ihre Pas und Entrechats begannen.

Die Tanzstunde war beendet, auch das Abendessen war vorüber. Jeannette aber schickte sich noch nicht zum Fortgehen an. Hier war's so geräumig, so hell, so warm und behaglich; in ihrer Behausung aber war nichts von alledem, je später sie heimkehrte, um so besser. Wie vorhin, trat sie jetzt wieder vor Fräulein Binet mit einem tiefen Knix und „Wenn's ihnen recht wäre,“ sagte sie, „so möchte ich Ihnen die Stelle vortanzen aus dem Ballet „la tempête“, deren Sie sich leztthin erinnern und die Ihren Beifall in so hohem Grade gefunden!“

Agnese und Adelheid konnten bei diesem Vorschlage ein leises Nichern nicht unterdrücken; wie, die siebenzigjährige Person wollte ihnen etwas vortanzen, das war doch gar zu komisch; Fräulein Binet aber, welcher gerade dieses, in ihrer Jugend sehr beliebte Ballet besonders süße Erinnerungen zurückrief, willigte gern ein, und auf ein von Jeannette gegebenes Zeichen fing der Knabe an, eine längst vergessene Weise zu spielen, welche sehr leise und langsam beginnend, nach und nach zu immer rascherem Tempo sich steigerte, und die Jeannette ihm in ihrer einsamen Klause so oft vorgesungen, bis er sie endlich behalten hatte, und im Stande war, da sie ihm selbst gefiel, auch ziemlich gut zu spielen.

Wie, war das die siebenzigjährige Tanzlehrerin, welche jetzt bei den zitternden Klängen der Geige, einer Sylphide gleich, im Saale auf und abschwebte?

In athemloser Bewunderung hielten die Anwesenden, auch Agnese und Adelheid, welche ganz ernsthaft geworden waren, ihre Blicke unverwandt auf die Tänzerin gerichtet. Wie hob und senkte sie in unvergleichlicher Grazie die Arme, die wohl geformten Füße, den in seinen elastischen Bewegungen jugendlich scheinenden, wirklich sehr zierlich und ebenmäßig gebauten Körper. Wer sie so tanzen sah in höchster künstlerischer Vollendung und sich das von Kummer, Alter und mannigfachen Entbehrungen durchfurchte Antlitz als reizend und blühend zu denken vermochte, der konnte leicht begreifen, wie sie einst nur die berühmte R. . . geheißen und ganz Europa entzückt hatte.

Und jetzt und jetzt?

Endlich verstummte die Geige, erschöpft sank Jeannette auf einen von Agnesen nun in aufrichtiger Dienstsfertigkeit herbeigeholten Sessel und lauschte mit verklärtem Gesichte den von Fräulein Binet und dem Domherrn ihr gespendeten Lobsprüchen wie den Ausrufungen der Be-

wunderung von Seiten ihrer Schülerinnen, die von da ab sie mit ganz andern Augen betrachteten.

Ach, sie hatte, wie vor so vielen Jahren, so recht nach Herzenslust getanzt, und wie vor Jahren auch hatte sie die, welche sie tanzen gesehen, entzückt; was wollte sie mehr? — Wir vor Jahren war sie, in ihren Gedanken, die große Künstlerin, die sie ehemals gewesen, und gehoben von diesem beseligenden Gefühl schien ihr der Heimweg nicht beschwerlich, das Wetter nicht rauh, ihre düstere Kammer ein freundlich Gemach, und froh der froh verlebten lezten Stunde, schließ sie ein zu lieblichen Träumen.

Träume, arme Jeannette, träume, möchtest Du zur traurigen Wirklichkeit nicht erwachen, möchtest Du in süßen Träumen hinüberschlummern in den ewigen Schlaf.

„Kann denn mein Aug' gar nicht mehr gut werden?“ Diese Frage richtete Jeannette an den Hofrath Verl, der sie ehemals als Theaterarzt behandelt hatte und den sie seit jener Zeit stets in Krankheitsfällen um Rath und Beistand bat; er war ja immer gütig und freundlich gegen sie gewesen, hatte nie Honorar von ihr angenommen, wovon auch selbstverständlich jezt gar keine Rede sein konnte.

Mitleidig blickte der Arzt sie an: „Leider“, sagte er kopfschüttelnd, „kann ich Ihnen auf Besserung keine Hoffnung machen, in ihrem vorgerückten Alter wäre eine Operation nicht rathsam; auch fürchte ich fast, es könne der schwarze, nicht der graue Staar sein, mit welchem Ihr Auge behaftet ist, und dieser ist nicht zu operiren. Sie müssen sich überdies sehr schonen, vor Erkältung und Rauch hüten — es mochte ihm wohl aufgefallen sein, daß Jeannette einen eigenthümlichen Rauchgeruch um sich verbreitete — es könnte sonst leicht auch das andere Auge leiden.“ Daß bei diesem gleichfalls der Staar schon im Anzuge sei, das wollte, konnte der gefühlvolle Mann ihr nicht sagen, that es ihm doch ohnehin weh, sie, die er einst so schön, so gefeiert, so glücklich gekannt hatte, jezt so verkommen, so verlassen, so elend zu sehen.

Blink! Blink! Blink! Allmächtiger Gott, was sollte aus ihr werden, wenn sie gänzlich erblindete? Daß dies schreckliche Schicksal ihr bevorstehen dürfte, das hatte sie doch aus des Arztes Worten herausgehört — ja, was sollte dann aus ihr werden, die Niemand hatte, der sich ihrer annahm, ihr nur die geringste Dienstleistung erwies? Mußte sie nicht, da sie zu arm war, sich eine Bedienung halten zu können, seit vielen Jahren bereits auch die größte Arbeit ihres kleinen Haushaltes mit ihren früher so geschonten, jeglicher Arbeit ungewohnten Händen —

wie waren sie jetzt rauh, aufgesprungen und von der Gicht geschwollen — allein verrichten?

„Sie müssen sich heftig erkältet haben“, so hatte der Hofrath gesagt. — Gewiß, sie hat sich unzählige Male erkälten müssen, sie war ja von den Tanzstunden sehr erhitzt, ohne sich gegen die scharfe winterliche Nachtluft gehörig schützen zu können, den weiten Weg nach Hause gegangen. Und hier — sie sank, in der elenden Kammer angekommen, bitterlich weinend, auf den einzigen in derselben befindlichen Stuhl, von dem schon vor langer Zeit die Lehne abgebrochen und den sie, um sich in dem engen Raume bewegen zu können, den Tag über auf das Bett zu legen pflegte, wenn sie ihn nicht, wie das jetzt der Fall war, um darauf auszurufen, benutzen wollte. Eine eisige Luft herrschte hier, wer hätte auch in ihrer Abwesenheit Feuer machen sollen, damit sie es warm fände bei ihrer Nachhausekunft? Vor Feuchtigkeit und Rauch sollte sie sich in Acht nehmen, hatte der Hofrath gemeint. — Wie war das möglich? Die schlecht schließenden Fenster in diesem Loche, das sie ihre Wohnung nannte, ließen Wind und Regen freien Einzug in dieselbe, und was den Rauch anbelangte, so hatte sie sich daran gewöhnen müssen, ihn bei sich einheimisch zu sehen; rauchte doch immer der tückische Ofen, sowie man nur Feuer darin anmachte; so oft aber auch Jeanette wegen dieser Uebelstände ihre Klagen bei der Wirthin angebracht hatte, es war immer vergebens gewesen; diese ließ ein für allemal auf Reparaturen sich nicht ein. Eine andere Wohnung suchen, ausziehen — wie gerne hätte Jeanette dies gethan. Wer sie aber sah in dem, viele Jahre zurück datirenden Anzuge, sah ihr die große Armuth auch an. Schwerlich würde sich Jemand willig gezeigt haben, sie in sein Haus aufzunehmen. Nein — sie mußte, trotz des immer rauchenden Ofens, trotz der Spalten in Thür und Fenster, bleiben, wo sie eben war, und — hier sterben.

Die Wirthin, welche sie seit vielen Jahren kannte, duldete sie ja doch, und auch die Mitbewohner des alten, lauffälligen Hauses, die, wie dessen Eigenthümerin, nicht zu der vom Schicksale besonders begünstigten Minderheit der menschlichen Gesellschaft gehörten, hatten Mitleid mit der verlassenenen alten Tänzerin und bezeugten ihr wenigstens nicht mit Verachtung.

Ja, sie fühlte, sie wußte es, hier in dieser elenden Kammer mußte sie bleiben, hier mußte sie ihr ferneres Schicksal abwarten, sollte es selbst sie mit gänzlicher Erblindung bedrohen.

Ein Jahr ist um. Der Herbst ist wieder da, es raschelt und rauscht das welke Laub, von des Windes eisigem Athem herabgeweht auf die feuchte Erde, um selbst wieder Erde zu werden.

Der Tag Aller Seelen ist heute und nach alter Sitte gehen Diejenigen, welche ihrer Hingeshiedenen gedenken, hinaus auf den Friedhof und weihen eine Thräne ihren Todten.

Auch Jeannette war drauhen gewesen an des Vaters eingesunkenem Grabe sie fand schon die Stelle, besuchte sie selbe doch alle Jahre an diesem Tage und auch diesmal hat sie mit einem Kranze von Immortellen das einfache Holzkreuz geschmückt.

Doch der Tag Aller Seelen, der zweite November, ist auch der Tag, an welchem vor zweieundsiebzig Jahren die alte Tänzerin das Licht der Welt erblickte. Wer freut sich dessen, wer denkt daran? Ihre Schwester und deren Kinder, welche ihr gewiß gern ein frohes Alter bereiten möchten, kämpfen selbst mit dem widrigen Geschick, es wird ihnen schwer genug, sich durchzubringen; sie können beim besten Willen nichts thun für ihre alte Verwandte.

Die aber muß noch leben und um zu leben, sich des Lebens Bedarf erschwingen. Daher wendet sie, nachdem sie den Friedhof verlassen, ihre Schritte nach dem Saude, dem adeligen Stifte zu, denn, wie alljährlich um diese Zeit, denkt sie drauhen anzufragen, wann wieder in diesem Winter die Tanzstunden ihren Anfang nehmen sollen.

Unsere Vorsteherin, Fräulein Binet, ist schwer erkrankt.“ Dieser Bescheid wird ihr zu ihrem Kummer und Schreck schon an der Thüre zu Theil.

„Ich werde wiederkommen und nachfragen“, sagt sie endlich mit bebenden Lippen. Und sie kommt nach kurzer Frist wieder, doch zu fragen braucht sie nicht mehr, denn sie kommt gerade zur rechten Zeit, um ihre Gönnerin zur letzten Ruhestätte zu begleiten.

Die neue Vorsteherin des Stiftes ist der alten Tanzlehrerin nicht hold; sie beeilt sich, sobald sie ihrer nur ansichtig wird, ihr das gänzliche Aufhören der Tanzstunden zu verkünden.

So hat sie denn ihren letzten Erwerb verloren, und doch, doch muß sie leben!

Winter, Winter, Winter! und es ist ein strenger, harter Winter dieses Jahr. Hoch liegt der Schnee auf der Erde und scharf braust der Nordwind darüber hin.

Dort oben in der Dachkammer des alten, baufälligen Hauses lauert an ihrem tücklich qualmenden Ofen die ehemals so gefleierte

Tänzerin; das letzte Stück Brod hat sie zum Abend verzehrt, das letzte Stück Kohle legt sie nun in das verglimmende Feuer.

„Das letzte Stück Brod, das leg'ie Stück Kohle, wo, wo soll ich Geld hernehmen, um andere Kohlen, um Lebensmittel zu kaufen?“ Und sie senkt schwer auf und birgt das Gesicht in beide Hände.

Das Feuer ist erloschen, es wird kalt in der Kammer; zusammenschauernd erhebt sich Jeannette.

„Schlafen, ja, ich will schlafen gehen, der Schlaf ist doch das Beste, was Gott uns armen Menschenkindern verliehen hat,“ — und sie blickt hinauf in den Mond, der unbehindert seine Strahlen in die Kammer wirft. „Gute Nacht, du holde Himmelsleuchte, gute Nacht,“ sagt sie leise, dann geht sie zur Ruhe.

Zwei Tage und zwei Nächte waren seitdem vergangen.

„Ein Mensch ist verhungert, ein Mensch ist erfroren!“ Dies schauerige Gerücht durchlief die ganze Stadt; ob Mann, ob Frau, ob erfroren, ob verhungert, dessen war man nicht gewiß; unten aber, vor dem banfälligen Hause, in welchem die Sängerin wohnte, drängten sich die Leute, um den genaueren Hergang des traurigen Vorfalls zu erfahren, denn hier war Jemand erfroren oder verhungert.

Glücklicher Weise war diesmal das Gerücht übertrieben gewesen.

Während zweier Tage war die alte Tänzerin nicht aus ihrer Kammer herausgekommen; das war doch den anderen Bewohnern des Hauses aufgefallen; sie waren in ihre Behausung eingedrungen und hatten daselbst Jeannette, anscheinend leblos, in ihrem Bette liegend gefunden.

Den Bemühungen des herbeigerufenen Arztes gelang es, sie ins Leben zurückzurufen.

„Mich hungert so sehr“, das waren ihre ersten Worte und leicht erriethen die Anwesenden, daß sie nahe daran gewesen war, zu verhungern, zu erfrieren. Denn der bitterste Mangel und eine unerträgliche Kälte herrschten hier in der Kammer.

„Also nur scheinodt“, sagten gleichzeitig die unten vor dem Hause versammelten Leute, worauf sie, nachdem sie neugierig zusammengelaufen waren, theilnahmslos auseinandergingen.

Die alte Tänzerin, deren trauriges Leben ich in dieser Skizze, bis auf wenige Abweichungen, der Wirklichkeit gemäß, zu schildern versuchte, lebt heute noch und ist in ihrem siebenundsiebenzigsten Lebensjahre dem äußersten Elend preisgegeben.

„Die verkeeste Alm.“

Kärntische Volkssagen vom Glend-Gletscher.

1.

Im „Glend“ siehst Du jetzt freilich nichts als Eis und Schnee; aber vor Zeiten, als diese Alpe noch nach Malnig gehörte, da war's dort ganz anders, da waren weit hinauf die schönsten Weiden und Bäume, standen aber, daß Du sie kaum umspannen konntest. Einmal haben die Halter, als das Vieh abgetrieben wurde, den Stier übersehen, der blieb zurück und weil ein hoher Schnee fiel, mußten sie ihn eben seinem Schicksale überlassen. Im „Langes“, als es „aper“ wurde, zogen sie wieder hinauf auf die Alm. Als sie die Höhe erreichten, da hörten sie brüllen — es war der Stier, der ihnen fröhlich entgegen sprang — im dichten Nadelholz hat er den Winter über reichliche Nahrung gefunden.

2.

Im Hochalmkeesboden da waren vor Zeiten gar freundliche Wiesen, die dort weidenden Kühe sollen „Tutten“ über den ganzen Bauch hinauf gehabt haben. In der Bräntlerhütte war Alles im Ueberfluß: die Milch floß in Strömen; aber der „Halter“ und die „Sennnerin“ trieben, weil es ihnen zu gut ging, allerlei Muthwillen — so schoben sie einmal mit Käseläiben auf Kegeln von Butter. Da entstand ein furchtbares Ungewitter, der Blix schlug links und rechts ins „Felszesehröff“ und gedonert hat's, daß die Berge „hillberten“, da verschwand die schöne Alm und wurde in ein ödes Schneefeld, der „Halter“ und die „Sennnerin“ sammt ihrer Hütte aber in Stein verwandelt. — Noch heutigen Tags stehen die zwei „stauern Mandl'n“ im Keesboden oben; sie wären wohl zu erlösen, wenn Einer sich die Mühe nehmen wollte, einen schwarzen Hahn, eine schwarze Käse und einen schwarzen Stier ins Kees hinauf zu treiben.

3.

Vor Zeiten waren da drinnen viel reiche Erzgruben, jetzt ist völlig nichts mehr davon zu sehen. Die Knappen in der Feistrig, wo die Schmelz war, waren halt auch all zu muthwillig. Einem armen Weibe nahmen sie einmal die einzige Kuh weg und zogen ihr lebendig die Haut ab. Das Weib klagte und jammerte, fand aber kein Mitleiden, sondern nur Spott bei den Leuten. Um sich an ihnen zu rächen, nahm es, da es ein Wehretes kannte, einen eisernen Hahn und grub ihn vor den Augen der Knappen ins Moos ein. „So wenig“, rief es mit lauter Stimme, „als dieser Hahn je verwesen wird, so wenig sollt ihr in den

Erzgruben mehr etwas finden.“ Und es fing an zu schneien, immer dichter und dichter; der Schnee reichte schon über das Dach der Schmelz hinauf; wohl riefen die Knappen um Hilfe, aber weil ihnen Niemand helfen konnte, gingen alle zu Grunde. Und seit der Zeit her sind alle Erzgruben unter Schnee und Eis vergraben.

G. Franzlchl.

Gedichte.

Thangbrand der Pfaff.

Klein, von starkem Gliederbau,
 Rothbebartet, dicker Mien',
 Nach ihm gaffte jede Frau,
 Als in Isoland er erschien.
 Nidend thät
 Sie sprechen: „Seht!“
 „Dort geht Thangbrand, Dlaf's Pfaff.“

Konnt' auswendig jedes Gebet,
 Gleich Chrysostomus predigt' er,
 Wußt', was in den Vätern steht,
 Kam von Rom erst kürzlich her.
 Gar hochgelehrt,
 Ein Mann von Werth
 War der Thangbrand, Dlaf's Pfaff.

Liebte Lärm und suchte Streit,
 Haßte Widerstand und Zwang,
 Auf dem Markt voll Hestigkeit
 War er wie beim Becherklang,
 Trank und such't',
 Wo man ihn such't',
 Praßler Thangbrand, Dlaf's Pfaff.

Ward geduldet der Rebell,
 In des Königs Hand nicht mehr
 Und gesandt nach Isoland schnell,
 Daß er Heiden dort bekehr',
 In die Welt'
 Zur Sommerszeit
 Segelt Thangbrand, Dlaf's Pfaff.

Da in Island, Tag und Nacht,
 War die Menge buchovertieft,
 Dies verdros ihm, ihm behagt
 Schlecht nur ihre Piederchrift.

„All der Wust
 Ist Zeitverlust!“

Brummte Thangbrand, Olaf's Pfaff.

All das Volk in Alstafiord
 Rühmte seine Insel hoch;
 Sprach es aus in Einem Wort,
 „Aller Länder schönstes doch
 Island ist,

D'rauf Sonn'schein schießt!“

Laut lacht Thangbrand, Olaf's Pfaff.

Und er sagte: „Hitlefang!
 Dies Geprahle früh und spat,
 Wenn drei Weiber und eine Hans
 Macht einen Markt in eurer Stadt!“

„Schmiert jeder Scald'
 Spottkreise bald

Auf Arm-Thangbrand, Olaf's Pfaff.

Kerg's thaten sie, als dies;
 Und was ihn zumeist in Wuth
 Prachte, war ein Kohleu'rig,
 Auf der Mauer mit Schaufelhut,
 Darunter klar

Gekriegt war:

„Das ist Thangbrand, Olaf's Pfaff.“

Selbst kaum wissend, was geschleht,
 Traf er sie mit kräft'gem Schlag,
 Thorvald Beile und Vete'rlid
 In der Ehen' erschlagen lag.

„Heut' sind wir roth
 Und morgen todt!“

Murmelt Thangbrand, Olaf's Pfaff.

Fürchtend sich vor Art und Schur,
 Nach Norwegen heim er kehrt.

„Herr! geringe Hoffnung nur
 Dieß Inselvolf gewährt!“

Reigend sich
 Demüthiglich

Sprach Fromm-Thangbrand, Olaf's Pfaff.

Nach H. W. Longfellow's „Sage von König Olaf“. Uebersetzt von
 Ernst Hauscher.



Mutterklage.

1.

Wohl zwanzig Meilen und noch mehr
 Von hier weiß ich ein Grab,
 Das birgt, was ich geliebt so sehr
 Auf dieser Erde hab'.

Mein Kind, das ich geliebt so sehr,
 Mein Leben und mein Blut,
 Mein Kind, mein Kind, es ist nicht mehr,
 Weil's dort begraben ruht.

O daß es dort begraben ruht,
 Das schafft mir bitt're Noth,
 Gebrochen ist mein Lebensmuth,
 Mein einzig Kind ist todt.

Mein Kind, das so geliebt ich hab',
 Der Bube frisch und roth,
 Er schläft im kalten schwarzen Grab,
 Mein armes Kind ist todt!

2.

Was schälst December-Tag du noch
 Heraus dich hell und blau?
 Was scheinst du Winterfonne doch
 So sonntäglich und lau?

O hütle, hütle dich geschwind
 In Wolken kalt und grau,
 Man hat begraben mir mein Kind,
 Den Buben blond und blau.

Was Andern Leid, das ist mir lind:
 O Frost, du bitt're Lust!
 Frier' ein den Schmerz um's todt' Kind
 Mir in der heißen Brust.

Albert Zele.



November-Bild.

So streut der Baum die weißen Blätter
Verdrücklich in den rauhen Wind.
Nun steht er in dem trüben Wetter
Wie ein zerlumptes Bettlerkind.

Er streckt die nebelseuchten Kette
Frostklappernd aus mit hohlem Blick;
Doch keiner jener lust'gen Gäste
Des Sommers kehrt zu ihm zurück.

Sie kommen nicht, um sich zu gatten
Mit Sing und Sang im Blätterhaus,
Sie suchen nicht den kühlen Schatten;
Denn er — er streut ja keinen aus.

Sie priesen ihn mit süßen Worten,
Als er noch offene Tafel hielt;
Doch nun, da er selbst arm geworden,
Hat er sein Anseh'n ganz verspielt.

Sie lassen ihn vereinsamt stehen
Und eilen milden Lüften nach;
Und nur die alten, grauen Krähen
Auf seinen Zweigen krächzen: Ach!

Ludwig Tieck.



Pompeji.

Studie von Wissen.

Die Beschreibung der Katastrophe, durch die Herculaneum und Pompeji den Untergang gefunden haben, ist von den vielen Schilderungen vulcanischer Ausbrüche die erste und nicht die schlechteste. Sie ist in zwei Briefen des jüngeren Plinius an Tacitus enthalten. Und Allen ist geläufig, wie der ältere Plinius, als er sich mitten in die bedrohte Gegend hinein begab, seinen Tod fand. Als unter entsetzlichem Donner der Lavaström hervorbrach, unter dem Herculaneum verschwinden sollte, wollten die Begleiter des naturforschenden Admirals sich nicht länger auf die

großen Rissen verlassen, welche Jeder zum Schutze gegen den Steinregen auf den Kopf gebunden hatte, und ergriffen die Flucht. Der ältere Plinius wollte folgen, aber der beleibte und kurzathmige Mann wurde in der mit Gasen und Asche verdickten Luft von einem Schlaganfalle getödtet.

Heute gelangt man von Neapel nach Pompeji zu Wagen in zwei Stunden, mit der Eisenbahn in fünfzig Minuten. Die Fahrt geht an der Küste des Golfes hin, zur Linken die Abhänge des Vesuv, gerade vor die Halbinsel von Sorrent, durch eine der fruchtbarsten und bevölkerlichsten Gegenden der Erde. Man passirt auf dem Wege St. Giovanni, Portici, Resina, Torre del Greco, Torre del Annunziata, lauter Ortschaften von zehn- bis zwanzigtausend Einwohnern. Die Industrie ist gering, aber der Bodenreichtum um so größer. An den Abhängen wächst edler Wein, auch die Felder sind von Baumreihen durchzogen, an denen die Rebe raukt, und gewähren nach dem Winterforn noch eine zweite Ernte; dazwischen wird das Auge erfreut durch schattige Gärten voll Orangen- und Citronenbäume. Weiße, kaum begrünzte Schutthaufen schließen von dieser lachenden Natur eine andere Welt ab; sie umgeben die Ruinen von Pompeji. Es liegt am Südennde der campanischen Ebene, die zwischen den Apenninen und dem Meere sich hinzieht, im Mittel vier Meilen breit und zwölf Meilen lang, im Süden durch den Ausläufer des Apennin, der die Halbinsel von Sorrent bildet, abgeschlossen. Campania felix, das glückliche Campanien, wie es seit dem Alterthum heißt, verdankt den Ablagerungen der Vulcaue am Golf von Neapel und einer zweiten, nördlichen Gruppe zwischen Capua und Gaeta, der Rocca Monfina, seine Entstehung. Der rothbraune Tuff ist der charakteristische Bodenbestandtheil, gebildet unter dem Einflusse des Wassers zu einer Zeit, als das Meer noch den Fuß des Apennin bespülte. Er besitzt einen geringen Härtegrad und verwittert leicht an der Luft; daraus entsteht dann jene unerhöflich reiche Erde, von deren Gaben die Alten in begeisterten Tone reden.

Der Golf von Neapel bildet den schönsten und am höchsten entwickelten Theil dieses Landes. Flach ausgeschnitten wie alle Busen Italiens, hat er einen Umfang von sieben bis acht Meilen; die Grundform nähert sich einem unregelmäßigen Viereck, das mit der breiten Basis in südwestlicher Richtung sich auf das Meer öffnet und dessen Seiten durch bald flache, bald tiefer eindringende Buchten belebt werden. Die Nordseite von Cap Misenum bis zu den Hügeln, an denen Neapel sich anlehnt, wird von einem zusammenhängenden System vulcanischer

Höhen eingenommen, deren höchste Erhebung das Kloster Camaldoli mit seiner weltberühmten Aussicht trägt. Man zählt hier nicht weniger als siebenundzwanzig erloschene Krater, deren Thätigkeit seit Jahrhunderten ruht. Die Gegend, jetzt theilweise verödet, ist übersät mit den Trümmern antiker Civilisation. Unweit des gleichnamigen Cap lag die Stadt Misenum mit einem großartigen Kriegshafen, in dem die Mittelmeer-Flotte des römischen Kaiserreiches stationirte; dann Baiä, unter allen Badeorten der vornehmste und besuchteste. Weiter die Handelsstadt Puteoli, welche den Hauptverkehr zwischen Italien und dem Orient vermittelte; ihre heutige Nachfolgerin Pozzuoli ist tief herabgesunken, aber von der alten Größe zeugen das Amphitheater, der Tempel des Serapis, Hafengebäuden und andere Reste. Der mit Villen bedeckte, langgestreckte Rücken des Posilipp, unter dem zwei große, von den Römern gebrochene Tunnel, der eine tausend, der andere zwölfhundert Schritte lang, hindurch führen, trennt sie von Neapel, der neuen Stadt, wie ihr Name besagt. Neapel war von Griechen gegründet und behauptete bis in die späteste Zeit, diesem Ursprunge getreu, griechische Sitte und Sprache. So die Nordseite. Im Süden des Golfes springt ein Ausläufer des Apennin als Halbinsel von Sorrent vor, dergestalt den Busen von Neapel und den von Salerno scheidend. Er steigt über dem heutigen Castellamare, in dessen Nähe das antike Stabiä lag, in dem Monte St. Angelo bis gegen fünftausend Fuß und fällt dann in mehreren Kuppen bis zur Spitze della Campanella ab, welche im Alterthum Vorgebirge der Minerva nach einem Tempel dieser Göttin hieß. Die Abhänge dieses Bergrückens senken sich im Norden wie im Süden steil zum Meere und lassen nur einzelne kleine Thäler frei, in denen dann, von Felswänden geschützt, die üppigste Vegetation gedeiht. Der nördliche Höhenzug des Golfes wird fortgesetzt durch die beiden vulcanischen Inseln Procida und Ischia, die erste flach, die zweite mit dem Berge Epomeo weithin sichtbar. Ihnen entspricht als Verlängerung der Halbinsel von Sorrent die Felseninsel Capri, welche, steil aus der Fluth hervorragend, mit ihren grotesken Formen den Blick auf allen Punkten stets von Neuem festhält. An der dritten Seite nach Osten tritt der Golf unmittelbar an die Ebene. Aus ihr steigt ringsum frei der Vesuv auf. Zu seinen Füßen am Meeres- liegt unter dem heutigen Resina das alte Herculaneum, in südlicher Richtung landeinwärts, eine Stunde von ihm entfernt Pompeji. Der Vesuv ist es, welcher der ganzen Gegend einen so eigenen und schwer zu beschreibenden Charakter von höchster Lieblichkeit und großartiger, fast melancholischer Schönheit gibt. Die weißen Dampfwölkchen, welche seinem

düsteren Aschenkegel entsteigen, geben Kunde von den furchtbaren Mächten, die hier gebannt liegen, deren Entfesselung stets aufs Neue dieses paradiesische Land mit Untergang bedroht. Der furchtbarste Ausbruch unter allen, von denen wir Kunde haben, begrub im Jahre 79 Herculaneum, Pompeji, Stabia, das ganze Land weit und breit verheerend. Wer vor dieser Katastrophe von der Mauer Pompeji's den Blick über den Golf schweifen ließ, sah noch größeres Glück und Reichthum als gegenwärtig zu seinen Füßen ausgebreitet. Die böse Fieberluft hatte noch nicht die Gegend bei Misenum und Baiä entvölkert, noch prangten die jetzt nackten Bergspitzen im Schmucke kräftigen Baumschlags. Ringsum ein Kranz von blühenden Städten und prächtigen Villen in ununterbrochener Folge, daß man meinen konnte, eine einzige Stadt sei an diesen Gestaden ausgebreitet. Und in ihr verkehrten die Hauptvölker des Erdkreises, hier berührte sich die politische Tüchtigkeit Italiens mit der Kunstvollendung Griechenlands und der religiösen Tiefe des Orients; aus ihrer Verbindung entstand eine eigenthümliche, zukunftsreiche Cultur. Den Abglanz derselben findet die Gegenwart in den Ruinen von Pompeji.

Ueber ein Jahrtausend waren die begrabenen Städte ver'stollen. Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts wurde ein Canal angelegt, um Wasser vomarno nach Torre Annunziata zu leiten. Er führt quer durch die Ruinen Pompeji's und ist noch jetzt in Thätigkeit. Allein man nutzte die Gelegenheit, weitere Nachgrabungen anzustellen, nicht. Auch den Gelehrten war die Lage der Stadt gänzlich unbekannt. Ein Zufall führte 1719 die Entdeckung Herculaneums herbei, indem man beim Bohren eines Brunnens in die Tiefe von 266 Metres auf den Grund des Theaters stieß und eine Anzahl schöner Bildsäulen fand. Dreißig Jahre später wurden die Ausgrabungen mit einigem Eifer wieder aufgenommen. Von Pompeji war mittlerweile gar keine Rede, bis 1748 zufällige, in einem Weinberge gemachte Funde weitere Nachforschungen veranlaßten. Man begann am Amphitheater zu graben, später am Theater. Doch ging Alles mit einer erstaunlichen Nachlässigkeit und Langsamkeit. Jahrelang waren nur vier bis fünf Arbeiter, oft selbst auch nicht diese beschäftigt. Die Ruinen wurden durchwühlt, um Statuen und Geräthe zu finden, nachher schlecht conservirt oder einfach wieder zugeworfen. Die Verwaltung stroßte von Mißbräuchen, Unterschleife waren an der Tagesordnung. Es offenbart sich eben auch hier die totale Schwäche und Unfähigkeit des Bourbonen-Regiments. Einen rühmlichen Gegensatz zu diesem Treiben bildet die kurze Regierung der französischen Könige Joseph Bonaparte (1806) und Murat (1808—1815). Unter ihnen fing man die planmäßige

Ausgrabung der Stadt an. Die Mauer wurde in ihrem ganzen Umfange bloßgelegt, das Forum mit den Tempeln und öffentlichen Gebäuden; zeitweise waren mehrere hundert Arbeiter thätig. Die Resultate sind niedergelegt in der Beschreibung der Ruinen Pompeji's durch den trefflichen französischen Architekten Mazois, dessen Werk seither die Grundlage unserer Kenntniß der Stadt gebildet hat. Nach der Restauration der Bourbonen konnte man nicht auf der Stelle von einem so rühmlichen Vorbilde abfallen. Doch allmählig erschlaffte der Eifer und die alten Mißbräuche schlichen sich von Neuem ein. So kommt es, daß von 1815 bis 1860 trotz der Bemühungen einzelner einsichtiger Männer, namentlich des Directors Avellino, die Ausgrabung nicht in dem Maße vorge-schritten ist, wie man wohl hätte erwarten dürfen. Die Revolution von 1859 führte auch hier eine Wendung zum Besseren ein; die italienische Regierung warf ein jährliches Hirum von sechszigtausend Francs für die Nachgrabungen aus und stellte in Joseph Fiorelli einen Mann von so eminenten praktischer Befähigung an die Spitze, wie er nicht besser hätte gewählt werden können. Die Arbeiten werden nach bestimmten Normen verlictitet und gehen wegen der geringen Schwierigkeiten, die der lose vulcanische Schutt darbietet, rasch vorwärts; man hat Schienen gelegt, um den Schutt ganz abseits zu schaffen; eingehende Sorgfalt wird auf die Conservirung der Gebäude verwandt. Ein militärisch organisirtes Corps von 32 Custoden und mehreren Oberaufsehern sorgt für die Bewachung und zugleich haben die Ersteren das Amt, an Wochentagen, wo der Eintritt nur gegen Erlegung von 2 Francs gestattet ist, die Besucher herumzuführen. Ferner ward in den Ruinen ein Museum von kleineren und weniger kostbaren Gegenständen, bezgleichen eine Bibliothek errichtet, so daß den Gelehrten alle äußeren Mittel zur Verfügung stehen, um die wichtigen Aufschlüsse, welche Pompeji der Alterthumsforschung noch zu gewähren im Stande ist, an Ort und Stelle zu gewinnen.

Wer mit dem Begriffe Ruine die Vorstellung des Malerischen verbindet, wird sich in Pompeji getäuscht finden: von einem höheren Stand-orte aus macht dieses Labyrinth von nackten, halbeingestürzten Mauern, das sich nicht über die umgebenden Felder erhebt, einen verwirrenden, unerfreulichen Eindruck. Auch Derjenige, welcher die Straßen der Stadt durchwandert, bedarf überall der Phantasie, um Bilder vergangener Zeiten aus diesen Grundmauern wachzurufen. Denn allein diese stehen, in der Regel nur bis zur Höhe von 12 bis 15, selten von 16 bis 20 Fuß; sämtliches Holzwerk ist durch die Verschüttung vollständig verkohlt. Die Auffassung der Gebäude wird namentlich erschwert durch das Fehlen der Dächer.

Die im Inneren aufgefundenen Gegenstände, desgleichen die besseren Wandgemälde, sind in das Nationalmuseum zu Neapel geschafft. Dieses Verfahren verdient nicht den Tadel, welcher dagegen erhoben worden ist; denn der Witterung ausgesetzt verblässen die Farben rasch und Schutzdächer, wie man sie jetzt errichtet, halten zwar den Regen ab, können jedoch den Einfluß der Luft nur zum Theile aufheben. Auch der Wunsch, ein ganzes Haus so hergestellt zu sehen, wie es im Alterthum bewohnt war, läßt sich kaum realisiren. Denn man gräbt mit Nichten die Stadt in dem Zustande auf, in dem sie von ihren Bewohnern verlassen wurde. Vielmehr haben gleich nach der Verschüttung die Ueberlebenden der lockeren Aschendecke, welche nicht über zwanzig Fuß maß, an Kostbarkeiten und Werthgegenständen entzogen, was sie nur immer vermochten. Dann sind Jahrhunderte hindurch besonders die öffentlichen Gebäude, an denen theure Steinarten, wie Marmor und Travertin, verwandt waren, als Steinbrüche ausgebeutet worden. Und so finden wir gegenwärtig Pompeji in der Gestalt vor, wie es von den Alt:n, als für weitere Nachgrabungen nicht lohnend, bei Seite gelassen worden ist. Und doch genügen diese Ruinen, die Seele des Besuchers mit Eindrücken zu erfüllen, denen an Stärke und Lebhaftigkeit wenig andere an die Seite gestellt werden können. Eine vergangene Cultur tritt uns hier halb fremd, halb vertraut entgegen. Wir belauschen die antike Welt in ihren intimsten Aeußerungen, und zwar aus einer Zeit, welche zur Gegenwart die wirksamsten Beziehungen und unverkennbare Analogien zeigt, die Periode der römischen Kaiser.

Die Stadt liegt auf einer Erhöhung, welche in Urzeiten durch einen Lavaström des Vesuv entstand. Dem Besucher wird dies durch den Umstand veranschaulicht, daß, von welcher Seite er auch kommen mag, alle Wege zu den Thoren ansteigen. Das Meer war nur eine halbe Stunde, vielleicht noch weniger entfernt, und in nächster Nähe floß der Sarnus, der damals, wie alle Flüsse Italiens, einen größeren Wasserreichthum besaß und der Schifffahrt einen gesicherten Hafen darbot. So war Pompeji durch seine Lage auf das Meer hingewiesen und berufen, den Handel des Binnenlandes zu vermitteln. Der Reichthum seines Gebietes bot eine weitere Quelle des Gedeihens; durch die Bewässerung der Ebene aus dem Sarno ward, wie dies noch heute der Fall, der Ertrag verdoppelt und verdreifacht. Der Grundplan der Stadt, der sich von der Gründung an unverändert erhielt, ist sehr einfach und regelmäßig. Mit einem Umfang von reichlich $\frac{1}{3}$ einer deutschen Meile (2600 Meter) hat sie die Form eines Ovals und ist von einer doppelten starken Mauer

umgeben, durch welche sieben, in späterer Zeit acht Thore führten. Zwei parallele Hauptstraßen von Ost nach West, eine sie durchschneidende von Süd nach Nord begrenzen die verschiedenen Quartiere, die wiederum von einer Anzahl enger, hiezuweilen auch krummer Gassen, nach eigenthümlichen festen Principien eingetheilt sind. Der Name Pompeji wird in der geschichtlichen Ueberlieferung zum ersten Male 308 v. Chr. genannt. Damals wüthete der große Krieg zwischen den Römern und den Samniten, Etruskern und deren Verbündeten, von dessen Entscheidung es abhing, ob Rom die Hauptstadt und Herrin Italiens werden sollte. Die Pompejaner standen treu zu den ihnen stammverwandten Samniten und schlugen eine Landung der römischen Flotte, welche im Meerbusen von Neapel operirte, tapfer zurück. Aber als in jahrelangen Kämpfen das Glück immer entschiedener auf die Seite Roms trat, mußten die italischen Völker ihren Frieden machen und wiewohl selbstständig in ihrer Verfassung und Verwaltung, doch nach Außen als römische Bundesgenossen ein Abhängigkeitsverhältniß eingehen. So auch Pompeji: es theilte fortan die Schicksale des übrigen Italiens, seine Anstrengungen und Leiden in dem Riesenkampfe, der um die Weltherrschaft zwischen Rom und Carthago geführt ward. Nach der Besiegung Hannibals begann eine neue Periode des Friedens und des Glücks. Wir ersehen aus den Bauwerken, wie kräftig das städtische Leben aufblühte; man fing an, die bisher ungepflasterten Straßen mit großen viereckigen Basaltsteinen zu pflastern, errichtete eine Basilica für Gerichtshandlungen, ferner ein Theater, auch die Privathäuser wurden erweitert und ausgeschmückt. Diese Periode ungetrübten Friedens dauerte wenig mehr als hundert Jahre, als neue Stürme sich erhoben. Die innern Zustände Italiens verschlechterten sich immer mehr, je weiter die siegreichen Legionen seine Herrschaft nach Außen trugen. Zu Rom lagen Reichthum und Macht in der Hand einer kleinen bevorzugten Classe, der bäuerliche Mittelstand verwandelte sich in ein städtisches Proletariat. Die italischen Bundesgenossen hatten alle Lasten römischer Bürger zu tragen ohne ihre Rechte. Ihre Unzufriedenheit stieg von Jahr zu Jahr, sie forderten politische Gleichstellung, Ertheilung des römischen Bürgerrechtes. Und wieder waren es die ostlichen Völkerschaften in Süd-Italien, welche für diese gerechte Forderung die Waffen ergriffen und an beharrlichsten führten. In dem großen Kriege (90, 89 v. Chr.) schloß sich Pompeji den italischen Bundesgenossen an und theilte mit ihnen das Loos der Besiegten.

Sulla gewann unter seinen Mauern eine entscheidende Schlacht und verlegte später eine Abtheilung seiner Soldaten als Colonie in die

Stadt, der ein Stück des Gebietes überwiesen werden mußte. Fortan standen sich in Pompeji zwei einzeln geschlossene Gemeinden verschiedenen Stammes gegenüber. Langjährige Streitigkeiten erfolgten, und erst allmählig ward eine Ausgleichung angebahnt. Dieser Zustand entspricht im Kleinen den gewaltigen Zuckungen, welche das ganze römische Reich im letzten Jahrhundert vor Christus bewegten. Ströme von Blut mußten fließen, bevor unter Augustus und seinen Nachfolgern eine neue Friedensperiode anbrach. Die Menschheit athmete auf nach den Kämpfen des Marius und Sulla, des Cäsar und Pompejus, der Triumvirn mit den Mördern Cäsars, des Augustus mit Antonius, nach den Gräueln so vieler und so einschneidender Revolutionen. Zwar die republicanische Freiheit war ersetzt worden durch das Soldatenregiment eines Einzigen. Allein diese Freiheit hatte nur bestanden für die privilegierte Classe der römischen Bürger und bestanden auf Kosten der übrigen Länder, welche in barbarischer Weise unterdrückt und ausgezogen wurden. Es war ein wahrer Segen für die Letzteren, daß fortan an die Stelle vieler kleiner Tyrannen ein Herr für Alle trat. Und mochte auch dieser Eine den kaiserlichen Thron schänden durch unnatürliche Grausamkeit und Laster, wie dies nur zu oft vorkam, so durfte doch die Menschheit im Großen und Ganzen ihr Loos preisen, wenn sie es mit demjenigen im letzten Jahrhundert der Republik verglich. Diese neue Friedensära erfüllte den weiten Umkreis des römischen Reiches mit großartigen Denkmälern; sie ist es, welche in Pompeji zu uns redet.

Das Hauptinteresse der Ruinen Pompeji's liegt weniger in den öffentlichen Gebäuden, deren auch anderen Orts eine große Menge erhalten sind, als vielmehr in den Privatwohnungen. Unsere Kenntniß des antiken Wohnhauses ruht ausschließlich auf dieser Stadt, und vor ihrem Bekanntwerden war es nicht möglich, eine richtige Vorstellung von demselben zu gewinnen. Wenn man die nicht breiten, aber sorgfältig gepflasterten und mit Trottoirs versehenen Straßen durchwandert, wird man gleich eines großen Unterschiedes in den Wohnungen gewahr, je nachdem nämlich diese mit ihrer ganzen Breite sich nach der Straße zu öffnen oder derselben eine nackte fensterlose Mauer darbieten. Die ersteren sind Läden, die letzteren gehören größeren, ausgebildeten Häusern an. Die Läden sind viereckige Räume von bescheidener Ausdehnung und werden gegen die Straße durch eine Bretterwand, die bei gutem Wetter fortgenommen wurde, abgeschlossen. Sie erinnern an die heutige Sitte italienischer Städte, wo die Erdgeschosse an der Straße an Handwerker oder Handeltreibende vermietet werden. Man arbeitet halb im Hause, halb

auf der Straße, und es entfaltet sich jenes bewegte Straßenleben, welches dem Nordländer so fremd, dabei so anziehend erscheint. Wir dürfen annehmen, daß diese Classe meistens zu den dahinter liegenden Häusern gehörten und von den Besitzern an Sklaven, Freigelassene und ärmere Leute vermietet wurden. In nicht seltenen Fällen stehen die Läden direct mit den Häusern in Verbindung, so daß wir in deren Besitzern größere Kaufleute und Gewerbetreibende zu erkennen haben. Im Unterschied von der Gegenwart kommen große Fabriketablissemens in Pompeji gar nicht vor. Die Concentration des Capitals in wenig Händen würde, möchte man glauben, darauf hingeführt haben. Allein das Fehlen der Maschinen und die ausschließliche Benutzung der Handarbeit ließ eine ähnliche Entwicklung der Industrie im Alterthum nicht aufkommen. Es muß im Ganzen vortheilhafter gewesen sein, eine Anzahl kleiner Werkstätten, jede mit einer beschränkten Anzahl Arbeiter, zu unterhalten, als diese sämmtlich in eine einzige zu vereinigen. Unter den Gewerken stehen einige noch auf der Stufe der Kindheit, andere und namentlich diejenigen, bei denen die künstlerische Anlage des Auges und der Hand zur Geltung kam, in hoher Vollendung da. Die gewöhnlichen Gewerke der Renzeit finden sich bereits in Pompeji vor. Besonders häufig sind die Bäckereien, in denen zugleich auch das Korn gemahlen wurde. Die Mühlen, von Menschen oder Zugthieren getrieben, sind noch sehr einfach. Einen Backofen fand man vor einigen Jahren auf, noch voll von Brod; es waren deren einige achtzig, alle natürlich vollständig verfault. Eine der ausgedehntesten Werkstätten ist die Iulionica, Wollerei, in der die Tuchröcke und Mäntel, welche man damals ausschließlich trug, gewaschen und gepreßt wurden. Neben dem Handwerk ward ein sehr verbreiteter Kleinhandel betrieben. Die Läden haben häufig gemauerte Brüstungen an der Straße, in welche große Krüge eingelassen sind für Del und Früchte aller Art; auch Ecken und größere Birtshäuser zum Uebernachten sind reichlich vertreten. Die große Masse des kleinen Handwerker- und Handelsstandes wohnte nun theils in diesen Läden, mit denen oft andere Zimmer im Erdgeschoß oder oberen Stock verbunden waren, theils auch in eigenen kleinen Häusern.

Von diesen an bis zu den Palästen der Großen findet eine reiche Abstufung statt. Auch hat sich der Plan und die Einrichtung des Hauses allmählig dergestalt verändert, daß es nicht ganz leicht ist, eine kurze und überall zutreffende Beschreibung zu geben. Die Grundabweichung desselben vom modernen Hause beruht auf der Nichtanwendung des Glases. Während unser Haus mit seinen Glasfenstern von der Straße Licht und

Luft erhält, schließt sich jenes bis auf die Thüre gänzlich von der Straße ab. Die Zimmer gruppiren sich sämtlich um einen inneren Hof, der halb vom Dach geschützt, aber in der Mitte offen, ihnen die nöthige Helle vermittelt. Das Dach ist nach innen gesenkt und so fließt der Regen im Mittelpunkte des Hauses in einem kleinen Bassin zusammen, von dem aus er in eine unterirdische Cisterne geleitet wird. Die Zimmer sind gewöhnlich im Umfange beschränkt, man lebte und arbeitete in dem Hofe, der seiner Bestimmung und seinem Gebrauche nach am besten mit den großen Dielen oder Tennen verglichen werden kann, wie sie sich noch in unseren altbäyrischen Bauernhäusern finden. Wie bei diesen fehlte auch der Schornstein; erst in späterer Zeit kommen Rauchfänge in den Küchen vor; Ofen waren und sind durchgängig in Süd-Italien noch jetzt unbekannt. Das älteste italische Haus beschränkte sich auf einen einzigen von Zimmern umgebenen Hof, das Atrium. Mit dem Eindringen griechischer Sitte im dritten Jahrhundert v. Chr. reichte dieser beschränkte Raum nicht mehr aus und man erweiterte das Haus durch einen zweiten, von Säulenhallen eingefassten Hof, den man Peristylon nannte. Doch auch diese Erweiterung genügte der späteren Zeit nicht mehr und wir finden bis zu vier Höfen in einem Hause verbunden . . . Was an Geräth sich im Hause fand, ist bis ins kleinste Detail künstlerisch behandelt und geformt. Die Marmortische, Bronzeseffel, Candelaber enthalten eine Fülle entzückender Kunstmotive. Es fällt uns schwer, eine Anschauung zu gewinnen von einer Cultur, wo der künstlerische Sinn für Form und Farbe die größten wie die kleinsten Lebensrichtungen erfüllt: eine Stadt voll von Statuen und Säulenhallen, sie selber ein Kunstwerk wie jedes ihrer Gebäude, und wenn man sich aus dem öffentlichen Leben in den engen Kreis des Hauses zurückzieht, dieselbe Erscheinung wiederholt. Hier ist es vor Allen die Malerei, welche zur Ausschmückung in einem Maße verwandt ist, dessen Gleichen man nirgends findet. Die Fußböden bestehen in Italien nicht aus Brettern, sondern aus einem geschlagenen Estrich. Er ward in Pompeji von rothen Ziegelstückchen, die man in eine Mörtelmasse einließ, gefertigt, aber man unterließ nicht, durch Einfügung weißer Steinchen in regelmäßigen Zwischenräumen auch da, wo er häufigem und gemeinem Gebrauche ausgesetzt war, gefällige, das Auge erfreuende Muster hervorzubringen. In den Zimmern dagegen ward der Estrich in ein künstlerisch gebildetes Mosaik verwandelt. Eine erstaunliche Fülle von Mustern, ausgelegt mit bunten Mosaikstiften, tritt uns hier entgegen. Sie steigern sich zu selbstständig componirten Gemälden, unter denen wir nicht unerwähnt lassen dürfen das große Mosaikbild der

Alexander-Schlacht: es stellt die Schlacht bei Issos (333 v. Chr.) dar, in dem Moment, in welchem Alexander an der Spitze seiner Ritter un- widerstehlich vordringend den Perserkönig Darius in die Flucht jagt.

Die eigentliche Wandmalerei kommt erst in der Zeit des Augustus auf. Man hatte wohl schon früher begonnen, den Wänden einen far-igen Anstrich zu geben, und in einigen der älteren und prächtigsten Häuser beschränkt sich hierauf die Decoration. Die Zubereitung des Pusses zur Aufnahme der Farben zeugt von großer Sorgfalt. Ueber einer dicken Schicht Puzzolanmörtel werden mehrere Lagen feinen Kalkes gelegt, die oberste mit Marmorpulver vermengt, wodurch die Wand ein eigenthüm- liches Lustre erhält. Die Grundfarben werden *al fresco*, d. h. auf den nassen Kalk aufgetragen, so daß die Farbe mit demselben eine innige chemische Verbindung eingeht. In dieser Art werden nicht bloß die Zimmer, sondern auch die Hofwände, Säulen, Gebälk, kurz alle sicht- baren Theile des Hauses, bemalt. Indes ließ man sich nicht an einfacher Bemalung genügen, sondern belebte die Wände durch zierliche Arabesken und setzte in die Mitte der so gebildeten Felder selbstständig componirte Gemälde. Die hierbei angewandte Technik ist noch nicht vollständig er- gründet, jedenfalls sind die Bilder nicht *al fresco*, wohl eher mit Leimfarben gemalt. Von der Zierlichkeit und Schönheit der Wanddecorationen läßt sich nicht Lobes genug sagen. Unsere Anerkennung wird zur Bewunderung, wenn wir bedenken, daß diese Malereien für jene Zeit ungefähr das Gleiche bedeuteten, was für uns die Tapeten, und daß in Pompeji Decorationsmaler, halb in der Mitte zwischen Kunst und Handwerk stehend, dies Alles geschaffen haben. Die dargestellten Gegenstände sind von der mannigfaltigsten Art, Genre, Stilleben, Landschaften, Architektur- stücke. In der Landschaft zeigt sich die damalige Kunst befangen und unfrei: Perspective wird selten richtig verwandt, Gebäude und Menschen drängen die eigentliche Natur in den Hintergrund. Ganz anders, wo es galt, Scenen des menschlichen Lebens zur Anschauung zu bringen. Die Schönheit des menschlichen Leibes ist mit einer Kraft und Glut dargestellt, die von der neueren Malerei kaum hat erreicht werden können; in ihr ruht das Lebelement der antiken Kunst. Man stellt Begeben- heiten aus dem Leben der griechischen Götter und Helden dar, ohne die geringste Rücksicht auf die religiösen Vorstellungen, die hier ursprünglich ihren Ausdruck fanden. Die künstlerische Gestaltung ist das allein Be- stimmende und Maßgebende. Man vermeidet Stoffe, welche große Leidenschaften und tragische Affecte enthalten, und wählt mit Vorliebe leichte, sinnliche, welche, üppige Scenen. Die Liebesabenteuer der griechischen

Mythologie haben der Malerei wie der römischen Dichtkunst den Hauptstoff geliefert und beide sind treue Spiegel ihrer Zeit, einer Zeit, fern von großen politischen Aufgaben, bestimmt das Erbe der Kämpfe und Leiden vergangener Geschlechter in mühelosem Besitze zu genießen. Sinnlichkeit und Schönheit, Ruhe und Genuß erfüllen das Leben, die alte Welt hatte ihren Kreislauf nahezu vollendet, und das Bewußtsein erfüllter Bestimmung erzeugte Uebersättigung und Unruhe. Man glaubte nicht mehr an die alten Götter und suchte im Aberglauben und der unverstandenen Theologie des Morgenlandes den Seelenfrieden zu erhaschen. So war der Boden bereitet für die Aufnahme des Christenthums. Pompeji erscheint von dem Geiste der allgemeinen Zersetzung kaum berührt. Hier offenbart sich noch die volle Schönheit und Harmonie des verfunkenen Heidenthums, Genuß und Glück reden aus seinen Manern. Allein der Mensch ist nicht zum Genuß geboren. Die Gegenden, welche von der Natur mit ihren reichsten und schönsten Gaben geschmückt sind, entbehren nur gar zu oft der sittlichen Kraft und Gediegenheit, zu der die Bewohner rauherer Himmelsstriche durch die Arbeit erzogen werden.

Beiträge zur Flora von Steiermark.

Jünger der Naturwissenschaften aus dem Priesterstande werden immer seltener, der Studienplan der Knaben- und theologischen Seminarien ist diesen Disciplinen um so mehr abhold, je mehr sie sich mittelalterlicher Anschauungen entlediget hatten, und wer weiß, ob nicht schon consequente Anhänger des Syllabus in Jünglingen, welche von der Naturwissenschaft mehr wissen, als daß die Kabelaia's eine empfohlene Fastenspeise bilden, die Keime höchst gefährlichen Repertthums erblicken. Daher kommt es, daß man von den abgelegenen Seelsorgestationen auf dem Lande wohl manchmal eine wenig erbauliche Excommunicationsaffaire u. dgl., höchst selten aber eine naturwissenschaftliche Mittheilung vernimmt; es ist dies um so mehr zu bedauern, als gerade solche Stationen in ihrer ganzen Umgebung und zu jeder Jahreszeit wissenschaftlich zu durchforschen kaum irgend Jemandem als dem Seelsorger, meist dem einzigen der gebildeten Classe angehörigen Manne an solchen Orten, ermöglicht ist.

Der uns vorliegende heutige Jahresbericht des Obergymnasiums in Graz enthält nun eine naturgeschichtliche Abhandlung: „Die Gefäß-

pflanzen der Umgebung von Graz", von Professor Thaisilo Beymayr aus dem Benedictiner Stifte Admont, eine Arbeit, die wir mit doppelter Freude begrüßen, einmal als die eines sich mit Liebe den Naturwissenschaften widmenden Priester³ und dann als eine ihrem vollen Inhalte nach gelungene. Die Arbeit war keine geringe, zumal als der Vorrath von Quellen ein sehr beschränkter ist und außer der eigenen Beobachtung fast nur die von dem vereinigten Professor Dr. Malý im Jahre 1838 herausgegebene Flora styriaca sammt den 1864 in den Mittheilungen des naturwissenschaftlichen Vereines von demselben Verfasser veröffentlichten Nachträgen benützt werden konnten, Letztere aber aus einer Zeit datiren, wo dieser treffliche Botaniker schon seit lange an den Krankenstuhl gefesselt war und sich nur mehr auf fremde, meist in anderen Theilen des Landes gemachte Beobachtungen verlassen mußte.

Als bearbeitetes Gebiet erscheint das Mur-Thal von Peggau bis Wildon mit den dazu gehörigen Seitenthälern. Mit den Grenzpunkten, mit der Aufzählung der Thäler und der sie durchfließenden Wasseradern, der wichtigsten Höhenpunkte, der geographischen und klimatischen Verhältnisse und einer ziemlich erschöpfenden Angabe der wichtigsten Culturgewächse des Gebietes wird die Abhandlung dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft vollkommen entsprechend eingeleitet; daran reiht sich die eigentliche systematische Aufzählung der im Gebiete beobachteten Gefäßpflanzen nach Koch's Synopsis würdig an; durch besondere Bezeichnung der auch auf dem Gr.zer Schloßberge wachsenden Pflanzen ist auch eine Flora dieses interessanten Feisenkogels gegeben. An Vollständigkeit dürfte diese Arbeit von wenigen Specialflora übertriffen werden. Verfasser dieser Zeilen, welcher seit vielen Jahren die Umgebung von Graz durchstreift, vermisse außer der am Schöckel vorkommenden *Orchis sambucina* L. und *Cistopteris montana* L. keine von ihm oder von einem anderen ihm als sicher bekannten Gewährsmanne vorgefundenen. Es mögen dagegen unter den 1176 aufgezählten Arten wohl einige sein, die, durch die Cultur verdrängt, dem Gebiete nicht mehr angehören, doch ist in solchen Fällen mit Streichung noch weit vorsichtiger vorzugehen, als mit der Aufnahme neuer Entdeckungen, insbesondere wo es sich um Beobachtungen anerkannter Autoritäten aus jüngerer Zeit handelt, da das Verschwinden gewisser Pflanzenarten und deren plötzliches Wiederauftauchen nach einer Reihe von Jahren nicht zu den Seltenheiten gehört. — Jedenfalls müssen wir die vorliegende Abhandlung als einen trefflichen Beitrag zu einer in demselben Sinne zu bearbeitenden vollständigen steirischen Flora dankbar entgegennehmen und können nur wünschen, daß

dieselbe auch im Separatabdrucke für jene Verehrer der Botanik erscheinen möge, denen an der Kenntniß des Professorencollegiums und Studienplanes am Grazer Gymnasium, sowie der dajelbst gefeierten Messen, Beichten und Leichenbegängnisse, weniger gelegen ist.

Vor Kurzem erschien in Graz im Selbstverlage des Verfassers ein Werk „Die Giftgewächse der Steiermark“ von Ant. Weditzka, k. k. Förster in Lantowitz, auf welches aufmerksam zu machen wir nicht unterlassen können. Obwohl der Titel der Verbreitung dieses Werkes leider selbst Grenzen zu ziehen scheint, so hat es nicht allein für Steiermark, sondern für alle seine Nachbarländer den vollkommen gleichen Werth, der außer einem leicht faßlichen Texte vorzüglich in den durchwegs gelungenen, gut colorirten Abbildungen besteht, ohne welche der Zweck eines solchen Buches allgemein auf unsere Feinde aus dem Pflanzenreiche aufmerksam zu machen und vor ihnen zu warnen, doch nie wirksam erreicht werden kann. Ein solches Buch sollte in keiner Familie und besonders in keiner Schule fehlen; Letztere sind leider gewöhnlich zu schlecht dotirt, um auf Lehrmittel etwas verwenden zu können, darum halten wir es hauptsächlich für Aufgabe der Bezirksvertretungen auch in dieser Beziehung nachzuhelfen, denn vielleicht sind durch schlechte Straßen und verfallene Uferschuttbauten nicht mehr Menschen gefährdet, als durch die Unkenntniß der schädlichen Pflanzen und Thiere, welche alljährlich mehr Opfer fordert, als man ahnt. Der Preis des Werkes ist verhältnißmäßig billig, doch ist dessen vollständiges Erscheinen von einer größeren Theilnahme im Publicum bedingt, die wir dem wackeren Verfasser und der Sache selbst vom ganzen Herzen wünschen.

Ferdinand Graf.

Kleine Mittheilungen.

(Der Töpferbaum.) Im botanischen Museum zu Kew befindet sich eine geschmackvoll gemalte Vase eigenthümlichen Ursprunges. Ihr Material besteht nämlich aus der mit etwa 1/2 Hon gekneteten Asche einer gewissen Baumrinde. Der betreffende Töpferbaum wächst in der brasilianischen Provinz Para und ist ein schönes schlankes Gewächs, das erst in einer Höhe von 100 Fuß Zweige ausstreckt und bis dahin kerzengerade aufstrebt. Dabei ist sein Durchmesser am Boden nur 1 Fuß oder nicht viel mehr. Das Holz ist hart und dauerhaft, aber der Hauptwerth

liegt in der Rinde. Diese ist nämlich so kieselhaftig, daß der Bestandtheil meist schon mit bloßem Auge erkannt werden kann, und daraus erklärt sich auch die ungewöhnliche Härte derselben, die nur durch schwere Hammerschläge zu überwinden ist. Die Indianer haben immer einen großen Vorrath von Rinden in ihren Hütten, um sie behufs des Verbrennens zu trocknen, und die Asche besteht dann zumeist aus der von der Natur aufs Feinste präparirten Kieselerde, die nur etwas Thon als Bindemittel verlangt. Die Indianer verfertigen ihr sämmtliches Geschirr aus diesem Material; es ist im höchsten Grade dauerhaft und verträgt jeden Hitzeegrad.

(Baumwollspinnerei.) Aus einer zu Birmingham kürzlich gehaltenen Vorlesung über die englische Baumwollspinnerei erfahren wir, daß dort zur Zeit 36 Millionen Spindeln im Gange sind. Diese erzeugen bei voller Arbeit in einem 10stündigen Arbeitstage eine Fadenlänge von 64 Millionen englische Meilen, was in jeder Minute einen Faden ergibt, der genau viermal um die ganze Erde herumreicht.

(Vegetabilisches Menschenhaar.) In Californien ist eine Pflanze entdeckt worden, deren Fasern bei entsprechender Zurichtung dem Menschenhaar täuschend ähnlich sind. Die Pariser Haarkünstler erwarten mit Spannung die erste, schon avisirte Sendung aus jenen bevorzugten Lande, das erstlich pures Gold in Massen senden konnte und nun einen Artikel bringt, den die heutige Mode eben auch mit Gold aufwiegt. Wünschen wir, daß die Sache einschlägt und das neue Wolstmaterial nachhaltig genug ist, damit es nicht am Ende noch über die Strohvorräthe unserer Landwirthe hergeht.

(Der Salon eines Vogels.) Die australische Natur offenbart immer mehr eigenthümliche, überraschende Züge. Ein Thier, das über Bedarf und Nothdurft hinaus arbeitet und Anlagen macht, die lediglich auf Vergnügen berechnet scheinen, möchte, wie man glauben sollte, kaum anzutreffen sein. In Australien aber findet sich eine Vogelart, die *Chlamydera*, die in dieser Art ihrem Dasein einen höheren Reiz zu geben versteht. Der Vogel nistet wie gewöhnlich, macht aber außerdem noch eine Anlage, die man nicht anders als einen Gesellschaftsraum, Besuchszimmer oder Puffstube nennen kann. Dieser Bau, der gewöhnliche Aufenthalt der Vögel, besteht aus einem breiten Fundament von ineinandergesflochtenen Ruten. Inmitten dieses Podiums erhebt sich von aufrecht

eingesteckten Ruthen der Saal, oft an drei Fuß lang; die Ruthen stehen sehr dicht aneinander, sind mit eingeflechlenen Grasshalmen eng verbunden und oberhalb zu einer Wölbung vereinigt. Die innern Wandungen sind ganz glatt und eben. Damit aber der Bohnurg auch Eleganz und Schmuck nicht fehlen, sammelt der Vogel emsig allerhand kleine, hübsch in die Augen fallende Dinge, bunte Vogelfedern, Schneckenhäuser, Muscheln u. dgl. Er macht zu diesem Zwecke weite Ausflüge und kann auch Manches brauchen, was Menschen weggeworfen oder verloren haben. Alle gesammelten Schätze werden zierlich rangirt an den Eingängen und im Innern der Laube umhergelegt, und selbst an den Wänden und der Decke wissen sie bunte Federn als Fahnen und Wimpel anzubringen. So finden wir ein heiteres Bild thierischen Lebens an einer Stelle, wo der einheimische Mensch selbst eine gar klägliche Rolle spielt.

Meteorologisches.

Witterung im October 1867.

Ungewöhnlich früh stellten sich heuer die Herbststürme ein; schon am 4. waren allenthalben Stürme aus Süd-West, im westlichen Theile des Landes (Würmlach, Raibl, Saisnitz) mit Gewittern, in Raibl sogar mit wiederholtem Hagelsturz und 30 $\frac{1}{2}$ Linien Niederschlag, am 5. schlug der Wind in Nord um und es fiel über das ganze Land Schnee, der auf kurze Zeit auch liegen blieb. Darauf am 6. und 7. überall Frost von — 1 bis — 2 Grad (Fellach — 3, St. Peter — 4 $\frac{1}{2}$, Tauferberg — 7 $\frac{1}{2}$, Obir — 8. Vom 8. bis 11. abermals Süd-Weststürme mit Schneefall bis circa 2500'; worauf einige schöne angenehme Herbsttage folgten. Am 29. wieder Schneefall bis in die Ebene.

Für Klagenfurt waren die Anomalien des October folgende: Der Luftdruck war um 0.1 Linie zu hoch, die Temperatur um 0.9 Grad zu tief, der Niederschlag fast ganz normal. Noch kälter war der October 1860, 1854, 1851, 1842 (4.7) — in 15 von 53 Jahren. Schnee fiel im October 1864, 1853, 1850, 1843, 1839 (in 2 Tagen 6 Zoll hoch), 1838, 1836, 1835, 1829, 1825 (an 4 Tagen), 1817 und 1813.

Mittheilungen aus dem Geschichtsvereine.

Geschenke.

Vom Herrn Albin Gustav Nepomukky in Klagenfurt: Beschreibung der Erbthronigung Kaiser Karl's VI. in Graz am 6. Juli 1728. (Großfolio mit Kupfern.)

Oesterreichische Ehrenhalle 1866. Von Herrn v. Hoffinger verfaßt und dem Geschichtsvereine (im Separat-Abdruck aus dem oesterreichischen Volks- und Wirtschaftskalender für 1866) zum Geschenke gegeben.

Vom Herrn Johann G. Hofrichter, k. k. Notar in Windisch-Gratz: Die von ihm verfaßten Druckchriften: a) Die Mautner-Bahn im Bereiche der Steiermark. Historisch-topographisch geschildert mit Andeutung der Nebenwege. 1863. — b) Die Eisseler-Bahn im Bereiche der Steiermark. Ein Vademecum für Reisende. 1863. — c) Lebensbilder aus der Vergangenheit. Ein Beitrag zu einem Ehrenspiegel der Steiermark, besonders der Stadt Warburg. 1863. — d) Arabesken. Reise-, Zeit- und Lebensbilder aus Steiermark. II. Heft. 1866.

Repertorium der steierischen Münzkunde. Von Dr. Friedrich Pichle r. II. Band. (Geschenk vom Herrn Verfasser.)

Von den Directionen der evangelischen Gymnasien zu Schäßburg und Mühlbäch in Siebenbürgen: Die Programme am Schluß des Schuljahres 1866-7.

Von Seiner Excellenz dem Herrn Landeshauptmannе r. r. c., Anton Grafen von Goss: 2 römische Inschriften und 1 römische Ara, welche bisher auf den Schlößern Kraigh, Hünzerbrunn und Niederndorf sich befunden haben.

Vom Museum Carolino-Augustinum in Salzburg: Die Jahresberichte für 1865 und 1866.

Von der antiquarischen Gesellschaft in Basel: Ueber die Minerven-Statuen. Von Dr. J. J. Bernoulli.

Vom histor. Vereine von und für Ober-Balern: a) Jahresbericht für 1865. — b) Oberbairisches Archiv für vaterländische Geschichte. 27. Band, 1. Heft.

Von der Direction des k. k. akad. Gymnasiums in Wien: Jahresbericht für das Schuljahr 1866-7.

Von der Direction des evangelischen Obergymnasiums in Vistritz: Programm vom Schluß des Schuljahres 1866-7.

Von der antiquarischen Gesellschaft in Zürich: Mittheilungen. 31. Heft und Band XV., Heft 6.

Vom Herrn G. Widter, k. k. Postdirector in Villach: 4 Siegelstempel aus der Zeit der französischen Occupation Ober-Kärntens.

Vom Herrn Theodor Weiß, Doctoranden der Rechte: a) 4 antike griechische Kupfermünzen (1. Caracalla — Alexandria Troas R. — 2. Ballaeus rex. R. — 3. Syraeusae. — 4. Alexandria. Claudius Gothicus.) — b) Urkunde des Gottfried Freiherrn v. Stadt auf Riegeroburg ddo. 3. April 1619 über den Verkauf eines Weingartens am Püchlberge bei Luttenberg an die Gattin des Wallasch Schaltschitz. (Orig. Perg. Siegel abgerissen.) — c) 7 Siegelabdrücke.

Vom Herrn Dr. Valentin Pogatschnigg, k. k. Statthalterei-Conceptspraktikanten in Graz: Abdruck des Siegels der Familie Ramschüfel.

Von Fräulein Hermine Samiy in Oberndorf: Ein kleines eisernes Rohr welches im Steinkohlenbergwerke bei St. Philippen nächst Sonegg in bedeutender Tiefe gefunden wurde.

Vom hochlöbl. mährischen Landesauschuße: Urkundenbuch der Familie Teuffenbach. Im Antrage des mährischen Landesauschußes herausgegeben von Vincenz Brandl, mährischem Landes-Archivar. 1867.

Vom Herrn Dr. Heinrich Well, Hof- und Gerichts-Advocaten in Wien: Oesterreichs kirchliche Kunstdenkmale der Vorzeit. Von Fr. Springer und R. v. Waldheim. Lieferungen III—VI. (Enthaltend das Schloß am Peterberge und die Kirchen in Trielach.)

Von der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale: Mittheilungen. XII. Jahrgang, 2. Doppelheft, März und April 1867.

Vom Herrn Schiagenhauser, Sections-Ingenieur der Rudolf's-Bahn in Feldkirchen, wurden dem Gesichtsvereine nachbenannte, bei den Erdarbeiten an der Rudolf's-Bahn nächst Feldkirchen aufgefundenen Alterthümer gütig zugesendet:

a) Ein kleiner Grabstein mit der Inschrift:

D. M. VALER .
... ECVNDO .
ET . PRIMVLE .
VIV SECVV .
DIANVS . P . . . F .

(Dies Manibus. Valerio Secundo et Primulae vivae Secundianus parentibus fecit.)

b) Das Capital einer corinth. Säule.

c) Ein Säulenschaft.

d) Eine Grablampe aus Thon mit dem Töpfernamen Vibianus.

e) Eine (beschädigte) Fibula aus Brenze.

f) 2 Bronze-Münzen (1 Faustina, 1 unkenntlich).

g) Eine (sehr beschädigte) Urne aus schwarzem Thone mit vielen halbverbrannten Knochenresten.

h) Menschliche Schädelknochen.

Hienebst ein Tiroler Kreuzer aus der Regierungsperiode K. Ferdinand's II. (Ebenfalls kein Bahnbau gefunden.)

Mittheilungen aus dem naturhistorischen Landes-Museum.

Geschenke an Naturalien.

Herr K. Baron v. Longo, k. k. Landesgerichts-Präsident: einen Habicht.

Herr Dr. Burger: eine Varietät des Sperlings.

Herr Eduard Vlegi: eine coluber matrix.

Druckschriften.

Jahresheft des naturwissenschaftlichen Vereines für das Fürstenthum Pünzburg II.

Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt 1867. XVII. 3.

Jahresbericht des germanischen National-Museums zu Nürnberg. Nr. 12.

Jahresbericht des Museums Carolino-Augustinum der Landeshauptstadt Salzburg. 1865—1866.

Notizblatt des Vereines für Erdkunde und des mittelhheinischen geologischen Vereines zu Darmstadt.

Sitzungsberichte der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München. 1867. I. 4. und II. 1.

Druckchriften der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien, 26. Band, und Sitzungsberichte, LIV. B. 1. Abth. 4. u. 5. Heft. 2. Abth. 5. G. LV. B. 1. Abth. 1. u. 2. G. u. 2. Abth. 1—3. G.

Monatsbericht der I. preussischen Akademie der Wissenschaften. Juli 1867. Zeitschrift des Vereines für heftigste Geschichte und Landeskunde. I. Band, 2—4. G. Suppl. 2. G.

Sitzungsberichte der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Dresden. 1867. Jänner — Mai.

Zeitschrift des Ferdinandeums. 13. Heft.

Eisen- und Blei-Preise zu Anfang Novembers.

Die Lage der Eisenindustrie im nördlichen und nordöstlichen Frankreich hat sich noch nicht gebessert. Die Werke der Mezel und der Meurthe verkauften Roheisen zu fl. 1.48 — 1.52 pr. Zolcentner (74—76 Fr. pr. Tonne), Stabeisen zu fl. 3.90 loco Hütte, reines Holzkohleneisen mit fl. 4.40 — 5 fl., Kettenisen zu fl. 4.40, daher in Haute-Marne bei einem Preise der Holzkohlen zu 12 — 13 Fr. pr. Cubikmeter, d. i. 15 Fr. pr. Cubikfuß österreichisches Maß oder fl. 2.36 pr. kärntisches Schaff, die Erzeugung von Holzkohlenroheisen unthunlich wurde. Stabeisen ordinärster Sorte aus Nr. 2 Coakroheisen wurde zu Paris mit 180 Fr. die Tonne, d. i. um fl. 3.60 pr. Zolcentner, notirt. Dagegen hat sich in den Rhein-Provinzen die Nachfrage nach Eisen etwas gebessert und in Preussisch-Schlesien ist Roheisen lebhafter gesucht.

Blei behauptet allenthalben gute Preise.

Eisen-Preise.

Per Zolcentner in ö. W.:

Ödn: Holzkohlenroheisen und Spiegeleisen fl. 2.25 — 2.62, Coak-Roheisen raffin. fl. 2.10, graues zum Vergießen fl. 2.10 — 2.25, Stabeisen grobes fl. 4.88 — 6 fl.

Preuss. Schlesien loco Hütte: Holzkohlenroheisen fl. 2.08 — 2.20, Coakroheisen fl. 1.70 — 1.73, Stabeisen gewalztes fl. 4.13 — 5 fl., geschmiedetes fl. 5.25 — 5.75.

Blei-Preise.

Ödn: Raffinirtes Weichblei fl. 9.75 — 10.13, Hartblei fl. 9.38 — 9.75, Goldglätte fl. 9.30, Silberglätte fl. 8.70.

Berlin: Sächsisches fl. 10.12, Tarnowiser fl. 10.50, spanisches Rein & Comp. fl. 10.50.

Herausgegeben vom Geschichtsvereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten
— Verantwortlicher Redacteur Dr. Ludwig Fleib. — Druck v. Ferd. v. Kleinmayr
— Geschäftsleiter Rudolf Vertsinger in Klagenfurt.

Carinthia.

N. 12.

December

1867.

Martin Zeiller.

Erzählung von Friedrich Pichler.

Wer vor zwei, dreihundert Jahren hat eine Reise thun wollen, wär' er gleich ein König gewesen, der hat es nicht so leicht gehabt wie heutiges Tages ein Meister Schuhmacher. Da galt es zuvor seinen letzten Willen aufs Papier bringen, ehe man denn in den Wagen stieg, wenn man schon so edelmannsreich war, die Schneckenpost des heiligen römischen Reiches zu benützen. Wie lang auch dazumal eine Wanderung nach dem nächstgelegenen „Reich“ schien, noch länger, riesenmäßiger und leberner waren gleichwohl die Reisebücher in Folio. Gutermaken an vierzig solcher Reisebücher, angezeichnete und vielgesuchte, die man auch zur Stunde noch liest, ob man sie gleich nicht wie den ziegelrothen Bäderer einzusacken vermag, hat eben auch ein Sohn des obersteirischen Mur-Thales geschrieben. Das ist Martin Zeiller, wie allerwegen bekannt. Aber wir erzählen jetzt nicht von ihm, sondern von seinem Vater, dem alten Pastor zu Ranten.

Von Murau aufwärts nach dem Rantenbache fort, der zwischen schönen Berggewänden herankommt und auf den dichte Hochwaldungen und einzelne feldumzirkte Ansitze friedlich herabblicken, gelangt man in ein um's Kennen breiteres Seitenthal, welches nach rückwärts hinauf einige langgestreckte Durchbrüche hat, bis zur großen Söll und zum Schöber-Berge. Da drinnen liegt, beiläufig dem Gschöder-Berge gegenüber, das Pfarrdorf Ranten mit seiner alten Bartholomäus-Kirche; in ein paar Stunden ist man von da im Salzburgerischen des Weges nach Lamsweg. In dieser anmuthigen Thaleinsamkeit, in welcher es vermuthlich den alten Rittersn auf der alten Burg hinter dem Dorfe viel zu wenig drunter und drüber gegangen ist, war Pastor Zeiller so recht herznüßlich zu Hause, wiewohl er auch ein paar Häuser zu Murau, der Stadt, hatte. Immer athmete er wieder hoch auf, wenn er aus den weiten Gassen und Höfen

wieder draußen war bei seiner Thalkirche, in seinem Wirtschaftshause, bei seiner Katharine. So hieß, wie Melanchthons Lebensgefährtin aus Wittenberg, seine liebe Hausfrau; so hatte auch sein Töchterchen geheissen, das ihm vor geraumen Zeiten, zwei Jahre zählend, gestorben. War es in seiner Wahl gewesen, die erinnerungsreiche Benennung für den kleinen Hausengel zu bestimmen, dessen Grab die stillsinnige Mutter nicht einmal jährlich mit Blumen bekränzen konnte (denn es lag das Kind mütterseelen allein und ganz vergessen zu Obermannstedt in Ober-Franken), so war es anderseits, und Zeiller dachte so gerne daran, eine wundersame Fügung des Himmels, daß der Frauenname, der ihm aus Melanchthons unvergessenem Hause so heilig geworden, ihm auch für seinen eigenen Herd so unauslöschlich theuer erscheinen sollte. Das hatte sich also zugetragen. Zeiller war ein wackerer Schüler der hohen Schule zu Wittenberg gewesen; dem Licentiat der Gottesgelahrtheit zugewendet, ging er gleichwohl den weltlichen Kreisen nicht aus dem Wege und war in mehreren Häusern der Stadt, wo man gute Bücher las, und nicht bloß die seit der neulichen Verbesserung gedruckten, ein gar wohl erwünschter Gast. In einem derselben hatten die Studiosi und einige Fährleinführer von der kaiserlichen Guardia einen Hof gebildet um ein Mägdelein, das gut Lieder vom Stegreif zu sagen verstund und dabei schön von Gestalt und schmachttenden Ansehens war. So sehr auch das genannte Mägdelein bescheiden und friedlichen Sinnes schien, der Hof hatte sie alsbald aufgehetzt gegen Zeillern, als denke und sage dieser unglimpflich von ihr. Sie begann ihm nun auch zu zürnen und einer der Kriegsteute (er war aber zufällig nie im Handgemenge gewesen), der setzte dem jüngsten der Studiosen gar gewaltig zu, so zwar, daß es bald einen Zweikampf gab. Dazu hatte unser Zeiller, der wohl mit Buch und Feder, nicht aber mit dem Stohdegen umzugehen geschickt war, so wenig Beruf, als die Nachtigall zu einem Strauß mit dem Geiër; weil er aber eben auch noch jung und unbekannt war, so wies er den Ausforderer nicht mit Ruhe, wie er gesollt, von der Thüre, sondern in dem Gedanken, jeder tüchtige Mensch müsse zunächst kein Hasenfuß sein, ging er daran, die Schlägerei aufzunehmen. Aber so mir nichts dir nichts hatte er sich auch nicht wollen todt oder zum Krippel stehen lassen, um so minder, als der andere lange Studiosus der Jurisprudenz kein Geld auszuwerfen hatte für seine lebenslängliche Sickenhaftung, auch die heßenden Kriegsteute mehr Schulden denn Ehrgefühl besaßen. So wandelte denn unser Theologus gutes Muthes zum städtischen Rüstmeister und Zeugwart. Der war ein Franzmann und aus dem letzten Kriege

rückgeblieben im gehafteten deutschen Land; er wachte über gemeiner Stadt Karthannen, Spiße und Piken und Donnerlächsen und lehrte den müßigen Cavalieren nebenbei, wie sie sich auf die handsamste und leichteste Weise gegenseitig die Augen anzustechen, die Nasen zu zerhacken, die Wangen zu versehren und um ein bis zwei Paare überflüssiger Finger die Hände zu erleichtern hätten. Für diese Menschenfleischhauerei, so sie dazumal (es sind reichlich dreihundert Jahre her) eine ritterliche Kunst nannten, nahm der Rüstmeister und Zeugwart ein erkleckliches Geld ein, mehr als der Stadtschulmeister, der von den herangewachsenen weitland A-B-C-Buben oft kaum eine Mehlsuppe oder einen Lebkuchen sich erbat. Kaufbold Franzmann ward also von unserem Zeiller aufgezucht und unterwies jetzt den mehr gottes- als menschenfürchtigen Streiter in der desperatesten Kunst, die er sich je hat zu eigen machen müssen. Nach wenigen Tagen kam er erst daran, zu erfahren, daß ebenderselbe, übrigens sehr gefällige Franzmann auch seinen sauberen Gegner in einigen Stunden zu einem speerwerfenden Achilleus hatte ausbilden müssen; da hatte er dem Anderen höchst wahrscheinlich das Gleiche an die Seele gebunden wie ihm selber, nämlich vor Allem den von Cäsar bei Pharsalos mit beispiellosem Glücke angewandten Grundsatz: „Faciom feri, milos!“ (Haut ins Gesicht, Soldaten!) Allerdings hatte sich Zeiller dem Gegner, und zwar in der Stube eines nicht wenig erschrockenen Malers, gestellt; er hatte den käsebleichen, furchtsam schlotternden Jüngling dreimal bis an die Wand zurückgetrieben, hatte, um Blut zu sehen, sich selber in die Hand geschnitten, war endlich (zur großen Herzerleichterung des Gegners und seiner Genossen) ganz leicht am rechten Oberarm verwundet worden, so daß er kaum ein paar Tage einer Wundbinde bedurfte. Aber Rüstmeister Franzmann blieb mit seiner Allerweltsfreundlichkeit dem friedlichen Theologus fortan ein Dorn im Auge. Seit die blutige Waffe zurückgestellt war, mit welcher ein sechsjährig Mädchen, wohl ein Töchterchen des Rüstmeisters, sogleich in allem Kindesfrieden zu spielen begann, seitdem hat Zeiller jene Hallen nicht mehr betreten. Er absolvirte eben die hohe Schule, kam dann ans Land, hielt seine Probepredigt zu Ebermannstedt in Ober-Franken, wo mit einer Pastorsstelle auch eine reiche, aber sehr herrische Pastorswitwe zu erlangen war, ging aber, da er nichts in den Kauf nehmen und nichts erheucheln wollte, lediglich mit der Versicherung zweiter Anwartschaft, wieder weiter ins Oberland. Hier erreichte er inner der nächsten zehn Jahre ein kleines Hirtenamt mit eben ausreichender Wirkhschaft. Sowie aber in der Fülle der Jahre sein glücklicher Mitbewerber an der Ueberfülle kantippiischer Einflüsse gestorben

und die abermalen Verwittelte von der friedeholden Gemeinde über alle Zäune gebracht worden war, traf Zeillern zu seiner größten Freude die Berufung an den genannten Ort. Es versteht sich, daß er sogleich wanderte. Aber zuvor zog es ihn, noch einmal die Hochschulstadt zu sehen. Und wie er da wanderte zwischen den alten, wohlbekannten, hochgiebeligen, altergrauen Häusern, da traten ihm alte Zeiten und alter Zeiten Geheimnisse aus Herz und er mußte sich fragen, was aus all den Leuten von einstmal geworden. Wie sehr er sich auch Mühe gab, von jenem Mädchen, um dessentwillen man ihn verkehren mußte, zu erfahren, er erfuhr doch nichts. Es war aus der Stadt verschwunden, man hörte nichts mehr von ihm, auch nicht einmal, ob es gestorben, ob es sonst glücklich geworden. Dafür aber fand Zeiller jenes Kind des Rüstmeisters als ein sechzehnjähriges, blondhaariges Jungfräulein wieder. Das war, freudig möcht' ich nicht gar sagen, erschrocken gewesen, als bei der Hinterstube (nicht vorne hinaus, wo der Alte handthierte) der schüchterne, männlichreife Neupastor anpochte und hereintrat zur Mutter, fragend nach dem Vater Zeugwart. Da erst kam an den Tag, daß Katharine (so hieß das Töchterlein) der Mutter liebes Kind aus erster Ehe und im Hause natürlicher Unfreundlichkeit des Stiefvaters angesetzt sei; es ward von jener blutigen Waffe erzählt, die wir schon kennen und deren Ausblick vor Jahren dem Kinde Ohnmachtszufälle zugezogen hatte, die, zum großen, sachmännischen Aerger des Zeugwarts und diesem rein unbegreiflich, bis ins letzte Jahr sich häufiger wiederholt hatten. Wie eigen doch Natur ihre Wesen bildet! Ist sinniger Friede der Grundton eines Menschen, kleidet ihn in Eisen und umgibt ihn mit Kriegsgedröhne, er wird doch verrathen allüberall, daß ihm Friede ist tief in die Seele geschrieben. So hatte es Zeiller bei Melanchthon befunden, den sie wahrlich zum ärgsten Streitmann hätte machen können, die arge streitsüchtige Welt; so neuerlichst bei Katharinen. Und ein Mann des sinnenden Friedens, der heimathlichen Einkehr war er ja selber unser Zeiller. Und wie er des Defteren gekommen die folgenden Tage, da gefiel es ihm ferner wieder, zu hören, daß Katharine ihre liebe deutsche Sprache gar manchmal zu vertheidigen habe und solches warm und fleghaft ausführe gegen den kalten Stiefvater, der sein Französisch zu dreien Vierttheilen vergessen und das Deutsch nicht zu einem Vierttheil erlernt hatte. Wie viel ihm sonst noch wohl gefiel und besser und besser von Tag zu Tag, das magst du selber errathen, lieber Leser, wenn Du einmal weißt, Pastor Zeiller hat sich wirklich entschlossen, der guten Sitte wegen auch dem Meister Hansbold ein gutes Wort zu geben und in aller Form Rechtsens um die Katharine

anzuhalten. Doch (im Geheimniß zu sagen) diese war ihm durch Mütterchen schon drei Tage zuvor, unter alleiniger Mitwissenschaft des silbernen Mondenscheines hinter den Stubenfensterscheiben hoch droben, richtig zugesagt und zugeeignet worden. Daß er nun alsbald Hochzeit gehalten, nach Ebermannstedt gezogen, dort eines zarten Hausgenossen durch zwei Jahre sich erfreut, ist hier leicht kurz zu sagen; lang, lang aber war Beider Leid um das erbleichte Herzensmädchen, die frühverwelkte Blume, um so länger, als dieser Blüthe keine erneute mehr nachfolgen zu sollen schien. Ehler mehr auf dem waldbumschlossenen Friedhofe, wo „da ruhet die Saat, von Gott gesät, den Tag der Garben zu reifen,“ war die verlassene Mutter beschäftigt, als im Hausgarten, wo der zierlichen Blumen so viele wuchsen, dem lebenden Kindlein einst zur seligen Freude, zur lustigen Augenweide im Windgewoge, ihm jezo eine Todtengabe von liebender blasser Hand. Das ging dem Gatten genug zu Herzen. Es war noch ein Werk, daß er eben dazumal hörte, wie ferne an den Südmarken deutschen Wesens und deutscher Sitte das neue Kirchenregiment sich unter landständischem Schutze und fürstlicher Gewähr immer mehr und mehr ausbreitete und festen Boden gewann. Es geschah dies gleich nach der Zeit, daß in Oesterreich die Eschladinger mit den Salzburgern in hellen Haufen über die Mammen des Dietrichsteiners hergefallen, durch sie mehr als dreißig Adelige enthauptet worden, sie selber aber auch wieder durch den Grafen Niklas von Salm genugsam hart bestraft worden waren. Auch der Aufrühr der zwanzigtausend Bauern im Steierer-Unterland unter Illia war vorüber, seit dieser zu Agram mit einer glühenden Krone war gekrönt worden. Jetzt begünstigten die besten Adelsfamilien der Steiermark die neue Strömung und zogen Lehrer für Haus, Schule und Kirche vom Herzen Deutschlands an sich, weil die alte Priesterschaft in geistiger Schwäche selber das Feld räumte; denn diese, angeblich nicht durch Weibes Macht an irdischen Haushalt gebunden, war doch zumeist gebundener als andere Stände und hatte sich dem Volke häufig verhaßt gemacht dadurch, daß sie mit dem Papste gegen den Landesfürsten conspirirte. „Steht doch treu zu Euerm Landesvater“, so sprach in den Hallen der Bartholomäi-Kirche der neue Seelenhirt die versammelte Gemeinde von Ranten, Freiberg und Reineck an, „steht treu zu Euerm Landesvater, der Euch hier eine segenspendende Heimat bereitet mit guten Gesetzen und guter Gewalt, Euch und mir. Schön sind die Lande, herrlich Berg und Au, und wahrlich, so klaren blauen Himmel hab' ich dort nicht gefunden, wo ich daheim, und ungetrübt soll er sich hinfort wölben über uns Allen. Laßt uns einander

treu sein im Gemüthe; mit Haus und Hof bin ich der Cuere und wir wollen als gute Brüder neben einander und mit einander arbeiten und wirken, bis der Tod uns ruft. Und im Tode noch lieben wir den milden Fürsten, der unser weltlicher Schuß ist, unser Gesetz, unsere Macht.“

Mit der ersten Rede schon hatte Vater Zeiller sich siegreich eingeführt in die Herzen seiner Dorfkinder und bis auf die Einsichtskütten der Kulmer-Alm und des Bärengartens hinauf und in die Köhlersiedelungen des Senkfogels hinein ward sein Lob getragen von geschäftigen Lippen. Dafür aber hatte auch Frau Katharine, als sie das erste Mal vom Kirchzuge nach Hause gekommen war, alle Schränke und Schreine voll gefunden von Gaben, die man einer funkelnagelneuen Hauswirthschaft wohl entgegenzubringen pflegt in deutschen Landen. Wie wohl thut doch zarte Gastfreundschaft, doppelt wohl zumal einem Herzen, das ein Verlornes in der Ferne noch immer nicht vergessen hat. So war denn Alles ganz recht darnach angethan, neue Blumen im Hause Zeiller aufsprossen zu machen. Und die schönste Blume war das Knäblein, das der Storch nach manchem Jahr und Tag aus dem Rantenbache ins Pastorhaus gebracht hat. „Der Mensch hat doch eine Heimat“, so rief Vater Zeiller aus, da er seinen ersten Jungen emporhob im morgen sonnigen Eckzimmerlein; „hier sind wir, hier bleiben wir und du mit uns, unser liebes kleiner Martin“.

Der kleine Martin aber weinte hell auf; denn die Begeisterung seines Vaters hatte ihn in den grellsten Sonnenstrahl gehoben und das Auge schmerzte. Und wie es wieder im Dunklen lag, das rosiges Knäblein, da war's ihm behäbig und es schlief und schlief, als fürchtete es, sein Lebelang damit zu kurz zu kommen. Lassen wir's schlafen. Vielleicht besser, es wachte nicht mehr auf. Im Hause aber drängten sich wieder zarte Geber; der Sonnwirth hatte ein Fäßlein Wein geschickt und der alte pistracher Hofbauer stand mit einem abgetragenen Caputrocke draußen, den ihm einst der Pfleger von Ober-Murau geschenkt hatte; den Caputrock schenkte er jetzt dem jungen Märt. Und so gieng es denn fort; das Wohlseinvernehmen und der Segen wuchs von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. In den siebziger Jahren, daß ich's genau sage, war es am besten gewesen; in den achtzigern war das Knäblein gekommen und hatte die gute Wirthschaft erlaubt, mit flinken Rößlein und grünem Wäglein nach Murau, der Stadt, zu fahren und dort abwechselnd zwei der besten Häuser zu bewohnen; in den neunzigern lernte der kleine Martin jenes Schwert führen, so man nicht in Blut, sondern in Galläpfelsaft tauchet, und damit man Siege erzieht,

stärkere und ehrlichere denn mit dem rothbemakelten. Da kam der Wendepunkt des Jahrhunderts und der alten Zeit und die Banern hatten, sollte man es ja dahin bringen, zu schreiben, „1600“, sie hatten erwartet Krieg, Pest, Erdbeben, wenn nicht Weltuntergang. Nun freilich, die Welt ging nicht unter, dessen freute sich der eilfjährige Martin aufrichtig und zwar nachdem er in seiner neugierigen Weise auf den Kirchturm gestiegen war, um den Untergang traurig genug, aber auch deutlich genug anzuschauen. Die Welt ging nicht unter, im Gegentheil, sie hielt so köstlich fest im Alpenhochbau und vom Steingrat, wo der Geier horstet, bis in den tiefsten Schacht, wo der Knappe einsam verloren hämmert, war kein Riß in der Weltkugel. Der junge Martin fand vielmehr seit jener Thurmschau her, daß es in Allem noch wohl festsettel sei mit der prächtigen Schöpfung, daß sie wohl noch auf Tausende und aber Tausende von Jahren hin vorgesehen mit aller möglichen Zauberkraft. Er fand nun leider auch, daß die Welt viel größer sei, als wie weit die Thalsicht reiche, und selbst als er einmal die höchste Almkuppe erklettert hatte zur nicht geringen Beängstigung der Mutter Katharine, da durfte er sich gestehen, er müsse einmal gar weit hinausgreifen, wollte er das Erdende beim Gipfel fassen. Und doch, er wollte weit, weit hinaus — und ja wiederkommen, sicher und balde wiederkommen. Solch ein Stimmlein hörte der sinnige Knabe aus dem Rantener Schlosse rufen, dem Schlosse mit den vielen Gangbogen, ganz benachbart dem Pfarrhause, dem Schlosse des salzburgischen Erzbischofes, der aber nicht selber hie die Wirthschaft führete, sondern sie übergeben hatte dem edlen und gestrengen Paare Abraham und Maria Ehzartner. Die würdigen Alten hatten ein zartes und liebes Töchterlein, das hieß mit Namen Kennchen und war, um ein paar Jahrlein nach dem Martin gekommen, ihrem Gespielen und Lerngenossen gar sehr zugethan im Herzen; im Sinne sollt' ich sagen, denn vom Herzlein wußte sie ja nichts, die herzige Kleine mit den kohlschwarzen Augen und nußbraunen Haaren. Und am Ende, was wußte auch der Thurmwächter, der Martin? Er brauchte nichts zu wissen; Vater, Mutter, schöne Heimat und schönes Kennchen, die verstanden sich als Eines zusammen, als ob es immer so bleiben müßte. Die beiderseitigen Aeltern sahen's nicht gerne; denn — nun, das liegt auf der Hand. Der Erzbischof war persönlich ein guter Herr, aber seine Lehensträger hatte er im Falle der Noth in seiner Gewalt, das war klar. Dem kühnen Martin ist aber der Erzbischof einmal im Traume erschienen und hat ihm gesagt, er solle sich nicht fürchten vor ihm, er wolle ihm das Kennchen nicht wegnehmen. Und das war genug Sicherheit und die jungen Leute hatten sich um so inniger lieb, seit

ihnen der Weltuntergang von anno 1600 nichts Leides angethan hatte. Der Mensch hat doch eine Heimat, das zu ahnen ließ sich der alte Pastor wiederholt verleiten, wenn er das kleine treue Pärlein sah, spielend im Schloßhofe, spielend auf Feld und Flur; und „Laß sie gewähren!“ rief Katharine und begann die Geschichte vom Schwert des Waffnenmeisters und vom Vollmond in der Stube zu erzählen — zum hundertsten Male!

Drei Jahre waren noch nicht völlig um, seit die Welt nicht untergegangen war, da begann sie wenigstens stark zu pusten und zu krusten und zu toben und zu wüthen. Das heißt nicht sie, aber die Menschen. Die waren selbst nicht verschluckt worden, so verschluckten sie einander. Der Teufel war in die Menschen gefahren und beurlaubte sich von den Verdammten in der Hölle. Da gab es unten gute Tage, desto schlechtere auf Erden. Hier richtete der Frühergenannte die Kegerverfolgungen ein und trat bei Hof in Dienste, verkleidet bald als Jäger, bald als General, bald als — nun, das weiß ja jedes Kind, wie vielerlei Garderobe dem Leibhaftigen zu eigen ist. Bald ritten die schweren Dragoner durch die österreichischen Lande und sie und die Büchschützen und die kaiserliche Quardia und etliche gelegentlich auf Sold genommene Gewaltige, sie predigten mit ihren Säbeln und Flinten und Kugeln und Pechkränzen die alte Lehre des Friedens und der christlichen Milde! Viel Menschen starben zwar daran und viel Rauch stieg zum Himmel wie Kains Opfer, aber die Keger waren wenigstens zu Tode gehämmert, die schändlichen, die uns soviel Bücher und soviel Weltkenntniß und soviel Lehrer und soviel fleißige Hände ins Land gebracht hatten. Umsonst die freisinnigen Reden des Untermarschalls im Steirer-Land, Ehrenreich von Saurau, umsonst der überlegte Widerstand aufgeklärter Bürger. Die Uebergwalt von drüben zeugte Uebermüthigkeit von hüten und wer sollte da Maß halten auf beiden Seiten. In der Hauptstadt war das Stift mit allen Mitteln zersprengt worden, im flachen Lande riß man die Kirchen zu jännuerlichen Schutthausen nieder und verbrannte werthvolle Bücher in Unnasse; Eisenerz, Schladming, Rottenmann, Pöckau, Bruck, Judenburg und Neumarkt waren mit mehr oder minder Widerspruch, wie man sagte, bekehrt worden. Nun galt es auch Ranten „zu erobern aus der Gewalt der Prädicanten“, so schreibt ein altes Buch. Da ritt der sedauer Bischof Martin Brenner, ein Schwabe, genannt der Kegerhammer, und der Ritter Christoph von Prant im Thale ein; ihnen folgten dreihundert Büchschützen, woflansgerüstet vielleicht aus des Bischofs eigener Rüstkammer auf Schloß Sedau. Schrecken allerorten. Der Schwarm hält vor dem Dorfe; das treue Volk wird aufgefordert, der sanftangewohnten

Lehre zu entsagen, sich der Bücher zu entäußern, des alten Pastors Haus zu räumen und diesen sammt Weib und Kind zu verjagen. Die Menge schweigt, der Bischof prediget senrig, der finstere Ritter Christoph heißt die scharfen Flinten erheben; schon knarrt der Hahn, die Säbel klirren — da wendet sich die Menge — aus dem Schlosse werden längstgebor-gene Paramente hervorgetragen — Söldlinge dringen durch den Garten auf Kirche und Pfarrhof zu. Vor ihnen her läuft, den hulldigenden Aeltern entflohen, ein blühendes, glühendes Mädchen mit hellem Weh-geschrei; es sucht das Pfarrhaus vor Allen zu gewinnen. Vor dieses heraus tritt, bewehrt mit kurzer Flinte, der hochgemuthte Knabe, die Flucht seiner Aeltern zu decken, die bei der jenseitigen Thüre hinausgezogen. Er empfängt glücklich das Mädchen in seinen Arm und feuert auf die Rotte; deren erste Antwort aber trifft Aennchen ins Herz und ihm selbst ins linke Auge. Ein treuer Knecht, aus dem Hause springend, entriß ihm noch den Heranstürmenden, die Aennchens Leiche getreten; Martin wird seinen weinenden Aeltern nachgebracht und ihre Flucht aus Thal und Land, sie gelingt.

In fernen Gauen aber zeigte der Vater den Seinen schwere Sackel Geldes; vorsichtig hatte er alle Hän'ler und Höfe verkauft und das kam ihnen Allen gar sehr zu gnte. Martin ging glänzend durch alle Schulen und ist ein berühmter, gelehrter Mann worden, eine Zierde deutscher Hochschulen. Aber dieweil er für ewig verloren seine schöne, süße, herrliche Kindesheimat und in derselben auf Nimmer-, ach! Nimmerwiedersehen die Einzige, die er je heilig und inniglich geliebt, das arme, treue Aennchen, dieweil er Alles verloren und nach der Aeltern baldigem Tode auch jeden letzten Trost, so nahm er für stets und immerdar den Wanderstab zur Hand und wanderte und wanderte und suchte das Glück, suchte es und fand es nicht. In Baiern, Schwaben, Braunschweig, im Elsaß, in Lüneburg, in Böhmen, in Ungarn, in d. r. Schweiz, Frankreich, Spanien, England, ja bis in den tiefsten Norden hinein ist er gewesen, der Mann mit dem ewigen Wanderstabe, der Sohn der Heimat, der sich schrieb Muraviensis; aber rosenfarben leuchtete ihm überallhin die Heimat nach mit der Kindheit unvergleichlichem Purpurlichte. Die Waffe, die schlimme Waffe hatte schon die Mutter gefürchtet; das Leben des Sohnes ist durch sie zerstückt worden. Und bevor er die Augen zuschlug, schrieb er mit einer herben Thräne in das letzte seiner Bücher: „Der Mensch hat keine Heimat.“

Gedichte.

Die Prairie.

(Aus dem Englischen des amerikanischen Dichters W. C. Bryant.)

Dies sind der Wüste Gärten, dies die Felder,
 Die ungemähten, schön und grenzenlos,
 Für die die Sprache Englands keinen Namen —
 Prairies! — Zum ersten Male seh' ich sie;
 Es schwillt mein Herz, indes der Blick so frei
 Hinans schweift in die ungeheuren Fernen.
 O schau! sie strecken sich so weit, so weit
 In luft'ger, wellenförmiger Gestalt;
 Wie, wenn das Meer in seinem sanftsten Wallen
 Mit allen seinen Wegen festgebannt
 Stillstände und bewegungslos für immer.
 Bewegungslos? Sie sind entschelt fast!
 Es wallt und wegt und schäumt die weite Fläche!
 Die Wolken segeln eilig drüber hin
 Und ihre Schatten gleichen dunklen Höhlen,
 Die jene sonnigbellen Streifen jagen. —
 Ihr Lüftchen, die ihr aus dem Süden kommt,
 Die ihr die schönen gold'nen Blumen schaukelt
 Und an dem Falken der Prairie, der oben
 Sich auf den breiten Schwingen langsam wiegt,
 Verüberzieht — ihr habt gefänfelt zwischen
 Den Palmen Mexico's und Texas' Wein,
 Ihr habt gekräuselt jene klaren Bäche,
 Die von Seneca's Quellen niederrinnen
 Ins stille Meer — o sagt, habt ihr umsäthet
 Ein lieblicher und schöner Bild als dies?
 Der Mensch hat nichts gethan an diesem Werk:
 Die Hand, die dort das Firmament gebaut,
 Hat auch gemacht das grünende Gefilde,
 Und hat mit Gras die Ebene besäet,
 Mit insegleichen Hainen sie bespflanzet,
 Und sie mit weiten Horsten eingehegt.
 Ein Boden, recht für solchen Himmelstempel,
 Mit Blumen, deren Anzahl, deren Pracht
 Wettfeindend sich mit den Gestirnen mißt.
 In Liebe scheint sich auch der weite Himmel
 Herabzuneigen auf dies schöne Bild;
 Ein tieferes Gewölk, ein zarter Blau,
 Als jenes auf den östlichen Gebirgen.

Wie durch die grüne Wildniß ich mein Ross
 Hinlenke, durch das hohe, dicke Gras,
 Das seine Sellen streift, da scheint mir
 Der hohle Schlag des Hufs ein heil'ger Schall.
 Ich denke Jener, die er jetzt zerstampft.
 Die Todten früh'rer Tage sind sie hier?
 Ward jennals dieser Einsamkeiten Staub
 Vom Leben aufgewirbelt und erhitzt
 Von Leidenschaft? Die mächt'gen Wälle laßt
 Erzählen, die die Flüsse überschau'n,
 Die sich erheben in dem düstern Wald,
 Wo stolz und ernst die alten Eichen ragen.
 Gebaut hat einst sie ein Geschlecht, das längst
 Vorüber ist, ein zahlreich, wohlregiert
 Geschlecht hat einst die Erde aufgehäuft
 Mit vieler Müh', indeß die Griechen noch
 Zerfchlagen haben den Pentelikus
 Und stolze Säulenbänken draus geformt
 Und aufgeführt auf jenem hohen Fels
 Das Parthenon. Ja, diese weiten Felder,
 Sie trugen ihre Ernten und ernährten
 Die Herden; hier vielleicht hat in dem Stall
 Der Bison einst gebrüllt und seinen Nacken,
 Den reichbenährten, in das Joch gebeugt.
 Am Tage rauschten wohl die weiten Strecken
 Von fleiß'gen Händen bis zum Abendroth,
 Wo dann die Liebespaare gingen, flüsternd
 In einer Sprache, die vergessen längst;
 Und alte Melodie'n, hervorgehört
 Aus Instrumenten von verlorner Form,
 Den sanften Winden ihre Klänge geben. —
 Der rothe Mann erschien! Ein wild Geschlecht
 Von Jägern, krieg'risch und voll Gluth,
 Die Wällebauer schwanden von der Erde.
 Jahrhundertlange, diese Einsamkeit
 Hat nieder sich gelassen, wo sie wohnten.
 Auf ihren Wiesen jagt der Wolf, sein Lager
 Ist frischgegraben nahe meinem Pfad;
 Die Landschildkröte wühlt jetzt den Grund,
 Wo ihre Städte standen. Alles ist
 Verschwunden — nur die Erdbäusen blieben,
 Wo ihre modernden Gebeine ruh'n —
 Die Stellen, wo die Götter sie verehrt,
 Die Schranken, die von Erde sie gebaut,

Mit denen sie den Feind abhalten wollten,
 Bis über die Verschanzungen mit Macht
 Sich die Belagerer wild hereingedrängt
 Und die Verteid'ger alle, Mann bei Mann,
 Als Leichen auf den Kampfplatz hingestreckt.
 Die braunen Geier kamen aus dem Wald
 Und setzten sich zum Mahle ungestört.
 So ändern sich die Zeiten, so entsteb'n
 Geschlechter und verschwinden wieder,
 Wie sie der güt'gen Gottheit Lebenshauch
 Erfüllet oder sich von ihnen wendet.
 So auch der rothe Mann — er hat verlassen
 Die Blumenwäldniß, die er lang beherrscht,
 Und näher nach den Felsenbergen hin
 Sucht er sich einen Jagdgrund. Biber bau'n
 Nicht mehr an diesen Strömen, und nur fern,
 Dort an Missouri's Quellen und in Sümpfen,
 Bepflüßt vom Oregon, errichten sie
 Ihr klein Benedig noch. Der Biber weidet
 Auf diesen Eb'nen nicht mehr. Vierzig Meilen
 Entfernt vom Rauch des Jägerlagers brüllt
 Das stolze Vieh in Herden, deren Schritt
 Wie Donner schüttern macht der Erde Grund.
 An diesem Teiche hier begegne ich
 Nur seinen alten eingestampften Spuren.
 Doch voller Leben ist die Lede noch.
 Insectenmyriaden, die an Pracht
 Den Blumen gleichen, über die sie streifen,
 Vierfüßler schön, und Vögel, die noch nicht
 Sich fürchten lernen vor des Menschen Näh',
 Erstkaulich schöne schleichende Reptilien
 Sind überall. Bei meinem Kommen flieht
 Das schlanke Wild ins Holz. Die Biene, die
 Ein abentheuerlicher Colonist,
 Gleichwie der Mensch, mit dem sie über's Meer
 Das östliche, hieher gekommen ist,
 Füllt die Savannen mit geschäft'gem Summen
 Und birgt in hohlen Eichen ihre Eshé,
 Wie sie zur alten gold'nen Zeit gethan.
 Ich lausche ihrem heimlichen Gesumm'
 Und denk', ich höre das Geräusch der Menge,
 Die bald die Wüste füllen wird. Dorther
 Erschallt der Kinder Lachen, sanfte Stimmen
 Der Mädchen und der ernste, schöne Klang

Der Sabbathfeier. Das Gebrüll der Herden
 Vermischt sich mit des schweren Hornes Rauschen
 Auf dunkelbraunen Furchen. Und — jedoch
 Ein Lüftchen weht mich an, mein Traum entfliehet
 Und ich bin in der Einsamkeit allein

Ludwig Bleyb.

Oliver Basselin *).

In dem schönen Thal der Vire
 Lagt die alte Mühle noch,
 Seltsam mit der Siebel Hier;
 Zwischen ihren Fenstern hoch
 Auf einem Stein
 Das Wort allein:
 Oliver Basselin lebte hier!

Oben auf dem Hügel ward
 Zur Ruine längst das Schloß;
 Von der frühern Zeiten Art
 Meidet noch das Thürmgeschloß,
 Das zum Kether mild
 Und ins Thalgefil
 Als Gespenst mit hohlen Augen starrt.

Von den Nachbarghöhen schaut'
 Den ihr nun vergeblich sucht,
 Ein Convent auf's Thälchen trant,
 Auf des Stromes rasche Flucht,
 Dessen Wellentanz
 Sich im Sonnenglanz
 An des Städtleins moos'gem Walle staut.

In der alten Mühle singt
 Unberühmt, doch sorgenfrei,
 Wie ein Vöglein leichtbeschwingt,
 Oliver manche Melodei,
 Singt manch freies Wort,
 Dessen Lustaccord
 Lieblich noch durch das Gemäuer klingt.

*) Oliver Basselin, der sogenannte „père joyeux du Vaudeville“, lebte im 15. Jahrhunderte und gab seinen Rundgesängen nach seiner Heimat den Namen „Vaux-de-Vire“, aus welchem später durch Corruption das moderne Wort Vaudeville entstand.

Kein Gefühl von Sehnsucht stört
 Seinen gold'nen Friedenstraum,
 Wie wenn ihm als Nest gehört'
 Jenes Thal mit Strauch und Baum;
 Kein leiser Flügelschlag
 Noch höher'm Ruhmestag
 Hat je ihm das bescheid'ne Herz betört.

Zeugten keine Melodien
 Auch nicht von der Himmelskunst,
 Der, wie Wälder im Sturmesziehn,
 Antwort gibt der Völler Gunst,
 Lacht holdselig traun
 Doch der Wonnelaut
 Seines Thal's durch alle Ränne hin.

In das nächt'ge Dunkel drang
 Aus den Scheunen hier und dort
 Fußgestamp und Becherklang
 Durch die engen Gassen fort;
 Rauch jubelnde Weis',
 Die dem Becherkreis
 Seiner Zeit der munt're Dichter sang.

Ritter, die jüngst aus der Schlacht
 Agincourt's gefloh'n mit Leid,
 Hielten jene Burg bewacht,
 Wohlbespornt, im Panzerkleid;
 Doch unser Sänger übt,
 Von keinem Leid getrübt,
 In sanfter'n Herzen aus des Liedes Macht!

Aus des Klosters düster'm Chor
 Scholl der Mönche Bußgesang,
 Während an des Dichters Ohr
 Das Geläut' vom Berge klang;
 Doch im Thal daheim
 blieb er mit seinem Heim,
 Der nicht über Wolken sich verlor.

Sagt, wo sind nun Straußbereiter
 Jene Ritter all' und Mannen?
 Mit des Abtes Herrlichkeit
 Auch die Mönche längst von bannen!
 Auf die Nachwelt kam
 Kein einziger Nam'
 Und in Gräften modert jene Zeit!

Nur des Dichters Name währte,
 Der des Ithales Seele war;
 Ungezählte Herzen nährte
 Gleich dem Fluße frisch und klar
 Noch sein Sängertwort,
 Das die Mühle dort
 Im Vire-Geländ' mit gold'nem Reiz verklärt!

Aus der (oben erschienenen „Blüthenlese aus Longfellow's Gedichten“ von

Friedrich Marx.

Aus Schiller's Geburtsort.

Graf im Bart! Ihr seid der Reichste,
 Euer Land trägt Edelstein.

J. Kerner.

Es gibt kaum ein zweites Stück deutscher Erde, das Geschichte und Poesie mit einem ähnlichen Glorienschein umgeben hätten, wie das Land der Schwaben. Von den stauischen Kaisern, die auf tragischem Rothurn durch die Jahrhunderte des Mittelalters schreiten, bis zu den Schwarzwaldmädchen, dem noch unererschöpften Lieberborn der Gegenwart, gibt es eine lange Reihe von Gestalten, die den Ruhm der schwäbischen Heimat verkünden. Aber keine ist tiefer in das Leben des Volkes eingedrungen, keiner ist eine höhere Verklärung zu Theil geworden, als der des Schwaben-Kindes Friedrich Schiller. Der Jubel des Jahres 1859 hat die Welt erfüllt und den geliebten Dichter zum Prototyp alles dessen gemacht, was wir begeistert verehren.

Wir haben Alle segentrich erfahren,
 Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt.

Damals, zur Zeit der Feier seiner Geburt, fiel auch ein Strahl des Ruhmes auf die unscheinbare Stätte seiner Wiege und erleuchtete die dumpfen

Räume des kleinen Hauses auf dem Marktplatz des Neckar-Städtchens Marbach. Die Pietät der Gegenwart hat eine Ehrenschuld abgetragen und die durch den Genius geheiligte Stätte zum Nationaleigenthum geweiht.

Wenn wir es nun versuchen, den Leser an die freundlichen Ufer des Neckar zu führen, so geschieht es in der Absicht, das neue Heiligthum der deutschen Nation dem Oesterreicher näher zu bringen, als es bisher geschehen zu sein scheint, und den Blick unserer zahlreichen Schiller-Freunde auf jene Stelle zu lenken, von wo das segensvolle Licht ausgegangen ist.

Marbach gleicht einer stämmigen Eiche, die im Absterben begriffen ist, welcher der Lebenssaft entzogen wurde. Die Gluthen des Neckar und die Reben seiner Ufer haben die Stadt einst heranwachsen lassen, ihr Leben und Kraft verliehen. Aber unser Jahrhundert hat den Verkehr und die bürgerliche Thätigkeit mit eiserner Gewalt nach andern Richtungen gezogen, der Dampfwagen braust eine gute Strecke westlich vorüber, der Wasserriegel des Neckar ist verödet. Man fühlt es wohl, wenn man, von Stuttgart und Ludwigsburg kommend, in die Gassen Marbachs eintritt, daß hier einst kräftigeres Leben gepulst habe, aber es muthet Einen an, als sei daselbe vor längerer Zeit ins Stocken gerathen, wenigstens sucht man vergebens nach Spuren neuer Triebkraft. Da stehen sie noch alle die alten deutschen Giebelhäuser mit ihren Miegelwänden und Erkern, mitunter ein ansehnliches Bürgerhaus mit den Rococcoschnörkeln des achtzehnten Jahrhunderts decorirt, zu denen die aufgezupften Gewerbschilder stimmen. Aber Alles trägt mehr oder weniger Zeichen des Verfalles an sich; Mörtel hat sich gelöst und die Farben des Rococco sind verblaßt, auch ist manchem Engel oder Löwen in den Schildern schon das Gold abhanden gekommen. Man könnte sich hier ins achtzehnte Jahrhundert zurückträumen, würde man nicht durch Placate der Asscuranzgesellschaften und Auswanderungsunternehmungen erinnert, daß man sich doch in der Mitte des neunzehnten befindet.

Zwischen diesen Gebäuden der Vorzeit bewegt sich eine Bevölkerung, die ein mehr ländliches als städtisches Aussehen trägt; eine durch die Gassen ziehende schwäbische Bauernhochzeit bildete eine passende Staffage.

Das Städtchen liegt fast wie unser Hallstadt, an einem Abhange, der sich zum Flussbette des Neckar neigt. Es fehlen darum ebene Plätze; die Hauptstraße selbst, über die das Gefährte des Postboten zieht, hat eine starke Steigung. Am oberen Ende erinnern noch ein Thor, das wahrscheinlich stehen geblieben, weil man die Kosten der Demolirung

scheute, und aufstohende Mauern an eine ehemalige Wehrhaftigkeit; zwei an verschiedenen Stellen über die Gasse gespannte Ketten sind, wie man mir sagte, nicht mehr zur Vertheidigung, sondern dazu bestimmt, des Abends ebenso viele Laternen zu tragen, welche den ganzen Beleuchtungsapparat der Stadt ausmachen. Gassenanschriften kennt man hier ebenso wenig, als anderen modernen Euraz, und der Reisende, welcher nach Angabe der Bücher einen Marktplatz sucht, um dort Schiller's Geburtshaus zu treffen, muß seine Vorstellung von solchen Flächen wesentlich modificiren, wenn er Marbach verstehen lernen will. Denn was man da Marktplatz nennt, ist eine ziemlich jäh zum Neckar abfallende Straße, die sich an einer Stelle zu einem kleinen Viereck erweitert. Rechts steht ein alterthümlicher Rohrbrunnen, links aber ist die Straße mit einer Schutzmauer versehen, weil dieser Theil des Vierecks um einige Fuß tiefer liegt. Da, wo sich dieser sogenannte Platz wieder zur Gasse verengt, fällt dem Auge links ein kleines Haus mit freundlichem Aeußeren angenehm auf, das eine Tafel ober dem Thore als Schiller's Geburtshaus bezeichnet.

Man bleibt sinnend stehen und freut sich bald des Publick's. Das Haus sticht von seinen Nachbarn schon durch seine Stylreinheit ab; hier schließen nicht halbverputzte Riegelwände modern geformte Fenster ein, sondern es treten die Holzbalken wie ein Ornament klar aus dem Gemäuer hervor und in den weiten Fensteröffnungen gewahrt man die traulichen runden Scheiben mit Bleieinfassung, die sich sonst nur noch in altdeutschen Bauernhäusern erhalten haben. Noch in den Fünfziger-Jahren hat die Kernlichkeit des Aussehens Joseph Rank bekommen gemacht, hente wirkt der Publick anregend, wie der eines künstlerischen Objectes. Auf dem Erdgeschosse ruht ein niedriges Stockwerk und das hohe Giebeldach schließt noch zwei Kammern ein. Neben dem anscheinlich:u Thore öffnet sich ein stattliches Fenster, das durch Quer- und Längsbalken gegliedert ist. Mit diesen beiden Oeffnungen harmoniren im Stockwerke die zwei großen Fenster, beide von gleicher Gliederung wie das untere. Das Giebelfeld enthält ein Fenster von entsprechend kleiner Dimension, weil die Fagade in eine Spitze ausläuft. Ueber das Gebäude ist eine heilige Ruhe ausgebreitet, wie über eine Kirche; das Thor bleibt immer geschlossen. Wer eintreten will, läutet an. Bald erscheint am Fenster das breite Gesicht einer gemüthlichen Schwäbin, der die Aussicht über diese Räume anvertraut ist. Sie öffnet rasch, denn sie erkennt den Fremden, der zur geweihten Stätte pilgert. Eine kleine Vorhalle empfängt uns und wir stehen vor Schiller's Colossalbüste (Gypsabzuß nach

Danneker). Sie erinnert uns gleich an den Riesengeist, der hier in die Welt eingetreten ist. Man weist uns links in eine kleine Stube, mit der Bemerkung: „Hier ist Schiller geboren; in dieser Ecke stand das Bett der Mutter.“ Dem Eintretenden blickten Schiller's Aeltern von der Wand in voller Lebensfrische entgegen, zwei Portrait's in Del aus dem vorigen Jahrhundert. Zwischen den Bildern hat man einen Brief von Schiller's Mutter unter Glas und Rahmen aufbewahrt. Gegen das Fenster hin steht ein Schreibkasten, vor demselben ein sogenanntes „Stockerl“, wie man sie in der Karlschule verwendete; ein alter Tisch und ein gepolsterter Lehnstuhl bilden nebstdem die Einrichtung. Alles stammt aus dem Nachlasse Schiller's und seiner Aeltern. Dieser Lehnstuhl mag den Leidenden oft aufgenommen haben, wenn er, müde von der Arbeit d.s. Schreibtisches, nach behaglicher Ruhe sich sehnte. Man kann sich eines heiligen Schaners nicht erwehren, wenn der Geist geschäftig diese stillen Räume mit Bildern der Vergangenheit belebt. Hier wirthschaftete die sinnige Frau des Chirurgen Schiller, die Tochter des Marbacher Bäckers und Wirthes „zum Löwen“, in den Jahren 1757—1763. Ihr Gatte war Soldat geworden, weil sein Geschäft ihn nur kümmerlich nährte, und hatte sie mit ihrem Töchterlein Christophine zurückgelassen; sie sah ihn nur, wenn er auf Urlaub kam oder in der Nähe stationirt war. 1759 wurde er Lieutenant und bezog im Herbst mit seinem Regimente das Uebungslager von Ludwigsburg. Dorthin hatte sich Frau Schiller am 9. November Besuchs halber begeben und war kaum noch im Stande gewesen, diese ihre Wohnstube zu erreichen, denn auf dem Rückwege hatten sich Anzeichen einer nahenden Entbindung eingestellt. Tags darauf, am 10. November, erblickte hier Christoph Friedrich das Licht der Welt und brachte große Freude in das kleine Haus. Der Vater betete nach des Sohnes Geburt „zu dem Wesen aller Wesen, daß es demselben zulegen möchte an Geistesstärke, was er aus Mangel an Unterricht im Vaterhause nicht erlangen könnte“. Am 11. November wurde der Neugeborne getauft. Als Zeugen führt das Marbacher Taufbuch den Commandanten des Regiments auf, bei dem der Vater diente, Christoph Friedrich von der Gablenz, und einen Vetter, Johann Friedrich Schiller, damals Studiosus philosophiae und eine Art geheimer Agent am herzoglichen Hofe von Stuttgart. Beide scheinen aber nicht wirklich zugegen gewesen zu sein. Vier Jahre wuchs hier das Kind unter der Obhut der Mutter heran, denn den Vater hatte sein kriegerischer Beruf wieder fortgezogen. Kinderkrankheiten verzögerten die physische Entwicklung des kleinen Friedrich, nur zeigte sich früh das Ebenbild der Mutter, besonders das rothe Haar

und die Sommersprossen. Die Lebensverhältnisse, unter denen das Kind aufwuchs, waren höchst wahrscheinlich beschränkte. Hat man doch das Gesamtvermögen des jungen Ehepaares auf 700 fl. berechnet und man weiß, daß der Schwiegervater, der alte Rodweiß, ehemals Gastwirth „zum Löwen“, später völlig verarmt als Thorwächter von Marbach gestorben ist; es läßt sich daher nicht annehmen, daß er seiner Tochter eine ansehnliche Aushilfe habe bieten können. Im Jahre 1763 bezog Hauptmann Schiller die Garison Ludwigsburg und ließ nun seine Familie zu sich kommen. Doch blieb Marbach nicht vergessen. Häufig wanderten Mutter und Sohn in die nahe Heimat, um den Großältern einen Besuch abzustatten.

Folgen wir indessen der Wärterin über eine hölzerne Treppe in das Stockwerk hinauf und treten wir in die obere Stube. Gardinen trennen sie nach alter Sitte in zwei Theile, den Schlafräum vom übrigen Zimmer. Hier sollen die Großältern Rodweiß gewohnt haben. Darf man aber dem eifrigen Forscher Eduard Voas glauben, so hat das Haus damals nicht ihnen, sondern dem Säcker Ulrich Schöllkopf gehört. Jetzt ist diese Stube das eigentliche Empfangszimmer für Fremde. Hier birgt ein moderner Schrank die Anfänge einer Schiller-Bibliothek, die Wände sind reich behängt mit allerlei Schiller-Bildern und Scenen aus seinen Werken. Das interessanteste darunter ist die Copie eines noch vorhandenen Portraits aus dem Jahre 1778, das den Dichter als Karlschüler darstellt. Von allem Mobiliar ist noch ein Tisch und ein Kasten übrig. Auf dem Tische liegt das Fremdenbuch, verschiedene Albums und eine Mappe mit Briefen von Schiller und seinen Angehörigen. Die Wärterin zeigt außerdem an Reliquien Schiller's Pettschaft, seine Tabakdose und eine Kapsel mit Haaren.

So ist das ehemalige Bäckerhaus zu einem anständigen Reliquien-schrein geworden, zu einem würdigen Tempel der Erinnerung. Die Metamorphose dankt es der Begeisterung des Jahres 1859. Damals wurden auf Anregung des Schiller-Comité's in Marbach Sammlungen eingeleitet zum Ankauf und zur Ausstattung des Geburtshauses und nun ist die geweihte Stätte Eigenthum der deutschen Nation. Der pietätvolle Besucher findet nun keine verbrauchte Vorhalle mehr und keine Heerschaar von Fliegen erfüllt mehr die untere Stube, worüber man ehemals klagte. Fragte Joseph Frank jetzt nach Reliquien und Merkwürdigkeiten, so wies man ihm doch etwas Anderes, als Treppenverschlag, Wandbänke und darauf große Laibe Brod, wie er es seinerzeit erfahren. Die Prosa des Handwerkes hat nun der Poesie der Geniüßverehrung Platz gemacht.

Darum bleiben diese Stuben auch unbewohnt; der Wärrerin ist im rückwärtigen Tracte eine Unterkunft angewiesen.

Bemerkenswerth bleibt, daß die relativ größte Summe für den Ankauf des Hauses von Gymnasialschülern Deutschlands gespendet wurde, deren Namen in einem Album verzeichnet sind. Zweiundfünfzig Anstalten haben beigetragen, darunter aus Oesterreich das Piaristen-Gymnasium in Krems (mit 131 Theilnehmern) und das weltliche Gymnasium in Marburg (mit 153 Theilnehmern). Von Hanau in Hessen war der Ruf ausgegangen und im Norden wie im Süden gehört worden. Nur in Wien nicht. Hier scheint Jung und Alt auf das Schiller-Haus vergessen zu haben. Sonderbar, aber wahr. Die Stadt, die vielleicht die glänzendste Schiller-Feier der Welt gesehen, der alte deutsche Kaiserthron, in welchem der Schiller-Cultus schon volksthümlich geworden, wo die nationale Schiller-Stiftung seit zwei Jahren verwaltet wird, unsere Stadt Wien ist im Schiller-Hause von Marbach durch keine Stiftung, nicht durch das kleinste Zeichen der Erinnerung vertreten. Dafür findet sich ein Album von Verehrern des Dichters aus America. Sollte nicht der Schiller-Verein „Glocke“, sollte der akademische Gesangsverein, die beide den 10. November jährlich festlich begehen, nicht geneigt sein, eine Erinnerung an ihren Dichtercultus im Geburtshause niederzulegen oder irgend etwas zur Ausstattung dieser Räume beizutragen. Deutschland zählt viele Schiller-Häuser, aber kein anderes ist wie das Marbacher geeignet, ein Centralpunkt für den Schiller-Cultus zu werden. Hier, denken wir uns, wird die Zukunft Alles sammeln, was von dem Ruhme des Dichters Zeugniß gibt, was die Pietät an Huldigung erfindet. Da darf Wien sicherlich nicht fehlen. Außer dem Geburtshause besitzt Marbach aber noch ein anderes Schiller-Denkmal, gewiß eines der sinnigsten, die existiren.

(Außerhalb des Städtchens ragt einsam ein schöner gothischer Bau, die alte Alexander-Kirche. Sie ist ein Werk des fünfzehnten Jahrhunderts und gibt Zeugniß von der volkwirthschaftlichen Blüthe Marbachs. Ehemals eine vielbesuchte Wallfahrtskirche, verfiel sie mit dem katholischen Cultus; die protestantische Gemeinde fand für Predigt und Gebet Raum in dem unansehnlichen Gotteshause mitten im Orte. Nur der Friedhof blieb noch bei der alten Kirche und bewahrte sie vor dem Schicksale einer Ruine. Denn bei Begräbnissen sammelt sich hier die trauernde Menge und die Trostesworte des Priesters widerhallen an den gothischen Bögen. Dem Innern ist jeder plastische oder malerische Schmuck abhanden gekommen und Sitzreihen nehmen die Stelle der Orgel auf dem Empore ein.) Der Bau hat eben das Schicksal der Stadt getheilt, er ist mit ihr

verödet und nur noch im Stande, mit steinerner Zunge von der poetischen Vergangenheit zu reden. Erst in neuester Zeit hat ihm seine Verbindung mit dem Schiller-Cultus eine neue Bedeutung gegeben. Der Thurm nämlich war bestimmt, die Glocke aufzunehmen, welche der Schiller-Verein in Moskau zur Erinnerung an den Dichter gießen ließ und der Gemeinde des Geburtsortes zum Geschenke machte. Ein Künstler öffnet dem Fremden die Kirche und geleitet ihn über mehrere Stiegen in den Thurm. Dabei erzählt er, wie der kleine Thurm der eigentlichen Pfarrkirche die schöne Glocke nicht zu tragen vermochte, sie darum hier untergebracht wurde, wo schon lange nur die Winde um öde Mauern heulten. Die Seitenfläche trägt Schiller's Kopfbild im Relief, den Namen „Concordia“ und den schönen Spruch des Meisters:

Zur Eintracht, zu hezzinnigem Vereine
Versammlte sie die liebende Gemeine.

Der Künstler schlägt an und der volle Ton zittert uns durch Mark und Bein. Jährlich an Schiller's Geburtstage verkündet sie laut den Ruhm des Markbacher Kindes; sonst wird sie nur auf besonderen Wunsch oder bei festlichen Anlässen geläutet.

So schwebt die Glocke über dem niedrigen Erdenleben, wie Schiller's Ideale, und ist eine Stimme von Oben, wie seine Dichtungen. Nur ewigen und ernsten Dingen ist ihr metallener Mund geweiht, wie die Sprache seiner Muse. Aber nicht an den Aubeand alles Irdischen mahnen uns ihr verhallender Klang, sondern an die Unvergänglichkeit des Weltuhmes erinnere die immer gleiche Kraft des Metalles.

Aus dem fernen Osten, dem slavischen Moskau, kam dieses sinnige Denkmal. Das sagt mehr über die Macht deutschen Geistes, als die ganze lebendige ethnographische Ausstellung abzulängnen vermag.

Ein drittes Schiller-Denkmal harret in Marbach der Vollendung, das Standbild auf der Schiller-Höhe; der Grundstein ist gelegt, aber für die Statue werden noch Beiträge gesammelt, weil der Säckel der Stadtgemeinde für die Kosten nicht ausreicht. Dieses Denkmal hat seine eigene traurige Geschichte. Seit mehr als dreißig Jahren hoffen die Markbacher dasselbe, wünscht es ihnen die Welt, und noch hat die Idee nicht Stein oder Erz werden können. Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, daß die Gemeinde Marbach 1835 mit bedeutenden Opfern auf einem günstig gelegenen Punkte Anlagen herstellen ließ und denselben Schiller-Höhe benannte. Und es war ein nicht minder natürlicher Wunsch, auf diesem Punkte ein Standbild aufgerichtet zu sehen.

Die Marbacher haben ihn ausgesprochen zu einer Zeit, wo man in ganz Deutschland noch vergebens nach Schiller-Statuen suchte, und alle Welt erkannte die Löblichkeit des Unternehmens. Doch konnte ein würdiges Werk nur mit Unterstützung des ganzen Volkes zu Stande kommen. Damals wurde es durch die Rivalität Stuttgarts vereitelt, welches 1836 seinen Schiller-Platz einrichtete. Die Säcularfeier 1859 eröffnete neue Aussichten. Man erließ 1858 einen Aufruf an „Deutschlands Männer und Frauen“ und heischte Beiträge zum Ankaufe des Geburtshauses und zur Anfrichtung des Denkmals. Ersteres ist möglich geworden, für Letzteres wurde wenigstens der Grundstein beigebracht. Seit acht Jahren harrt dieser nun seiner Bestimmung. 1865 erging vom Schiller-Vereine in Marbach abermals ein Ruf an das „deutsche Volk“, aber er verhallte wirkungslos in den Zeitungen.

Wir können nicht glauben, daß die Nation für die Geburtsstätte ihres Lieblingsdichters so wenig Interesse haben sollte. Ein Denkmal in Marbach ist recht eigentlich Sache der Nation, denn dort wurde der Dichter der Nation geboren. Stuttgart hat ihn zum Dienste des Herzogs von Württemberg erzogen und Weimar hielt ihn im Solde des Großherzogs Karl August. Nicht die glänzendsten Thaten, die anderen Orten eine Weihe geben, können die Pietät für die Heimat verdrängen, so unmanichlich diese auch sein mag.

Wien hat sich in so hervorragender Weise an der Schiller-Stiftung betheiligt, sollte es nicht auch eine Gabe bieten wollen für des Dichters Denkmal am Orte seiner Kindheit? Außer dem, was die Gymnasialschüler von Krems und Marburg geliefert, sind 1859 nur drei Beiträge aus dem großen Kaiserstaate nach Marbach gelangt und seither scheint die nationale Angelegenheit hier ganz verschollen zu sein. Kein Verein, kein Theater erinnert sich ihrer. Vielleicht bringt das wiederkehrende Decennium der Säcularfeier die Sache wieder in Gang; dann geht das deutsche Wien auch hierin Allen voran.

Das Schiller-Haus, die Glocke „Concordia“ und das Standbild des Dichters werden dann von Jahr zu Jahr mehr pietätvolle Pilger nach Marbach ziehen. Das Städtchen wird wieder ein besuchter Wallfahrtsort werden, an dem sich die Verehrer des Ideals einfänden. Nicht Stand, noch Confession od. r Rationalität wird sie scheiden, denn Alle wird in gleicher Weise die Macht des Genius binden, Alle werden der deutschen Muse huldigen, der Beherrscherin der Geister.

Prof. A. Egger.

Die Schlupfwespen.

Ein Bild aus dem Naturleben.

Die Landleute sind nachlässig gewesen. Sie haben die argen Raupenbruten und Nester nicht bei Zeiten absammeln lassen, und nun müssen sie's büßen, denn alle ihre Obstbäume sind bereits kahl gefressen, fast wie Besenreiser. Und immer weiter verbreitet sich die Plage, von einem Garten zum anderen hin, über alle Grundstücke des ganzen Dorfes. Nicht die Bäume allein, auch alle Gemüsepflanzen, Kohl, Salat u. dgl., sind wie übersät mit Raupen — und wenn der Landwirth schon mit schwerem Herzen auf sein Obst verzichtete, so blickt er jetzt auch gar verzweiflungsvoll auf den drohenden Ruin seines Gemüses und anderer Nutzpflanzen. Dazu kommen noch üblere andere Nachrichten: Der nahe gelegene große Forst erleidet unermeßliche Verheerungen durch Raupenfraß und auf den weiten Kornfeldern zeigen sich überall leider nur zu deutlich die Verwüstungen, welche die winzigen und doch so verderblichen Larven oder Maden von Fliegen- und Mückenarten (Chlorops und Cecidomyen) hervorzutringen vermögen.

Betrübten Herzens, wuthknirschend und doch völlig ohnmächtig steht der Mensch seinen Erzfeinden gegenüber — denen, die ihm sein Obst, Gemüse, Holz und Getreide, seine unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, rauben. Hunderte ihrer vermag er mit einem Fußtritte zu vernichten, Tausender durch Absammeln sich zu erwehren, aber Hunderttausende, Millionen und Milliarden erstehen immer wieder, unüberwindlich und unbekämpfbar.

Unzählige Mittel hat man zur Abwehr gegen die Kerbthierwelt vorgeschlagen, doch fast ohne Ausnahme haben sie erfolglos sich gezeigt — fast ohne Ausnahme ist seinen winzigsten und doch furchtbarsten Feinden gegenüber des Menschen Kraft und Witz durchaus rath- und machtlos. Alle künstlichen Mittel und Wege zu ihrer Bekämpfung erscheinen — beinahe durchwegs — von vornherein erfolglos und selbst die der Natur abgelauschten haben sich häufig als nicht ausreichend oder wohl gar verfehlt gezeigt.

Da hat man denn in verständiger Einsicht einen anderen Weg betreten. Man läßt die Natur selbst walten, beobachtet sie aber auf das Gewissenhafteste und sucht nun in ihrem ewig weisen Walten das zu ergründen, was Menschenkraft naturgemäß zu leisten vermag. Wahre

Wunder haben sich da den Blicken der Forscher offenbart. Die erste und segensbringendste Einsicht war die Ueberzeugung, daß fast einzig und allein nur durch die Eingriffe des Menschen das wohlthätige Gleichgewicht in der Natur gestört worden, daß durch die Fortschritte der menschlichen Cultur das Walten der Natur gehemmt und unterdrückt und damit ihre schöpferische Kraft gelähmt wurde. Der Mensch schlägt einen Wald nieder und verwandelt ihn in Ackerland — damit vertreibt und vernichtet er die dort hausende nützliche Thierwelt, die Singvögel, Kerbthierfressenden Säugethiere, Igel, Iltis, Spitzmaus u. s. w., die nützlichen Raubvögel, Eulen, Bussarde u., und die Bekämpfer der Kerbthiere aus ihren Reichen selbst, Raubkäfer, Mordwespen u. dgl. Damit vermag er nun aber nicht auch in gleicher Weise die schädlichen Thiere zu vertreiben und zu vertilgen. Im Gegentheile, ihnen deckt er gar köstlich den Tisch mit jein:n Culturgewächsen, während sie bis dahin mit wildwachsenden Pflanzen sich begnügen mußten. Hiernach wird jeder denkende, verständige Mensch es einsehen müssen, daß es die erste Pflicht der Menschheit ist, das durch ihr Thun gestörte Gleichgewicht der Natur auch wiederherstellen zu helfen.

Dies ist aber nur auf einem Wege möglich, und zwar dem, daß man alle die nützlichen Thiere möglichst genau kennen lernt, um sie von den schädlichen sicher zu unterscheiden und dann schonen, schützen und hegen zu können. Viele bedeutende Forscher und Naturfreunde haben dies Ziel bereits verfolgt und besonders an Dr. Sloger's Schriften in Betreff der Vögel und kleinen insectenfressenden Raubthiere sei hier erinnert. Auch dies Naturbildch:n verfolgt diesen Zweck — und, zur Betrachtung einer außerordentlich wichtigen Thierfamilie, wenden wir uns jetzt nach dieser Abschweifung wieder den Gärten und Feldern zu.

Lustig fächeln die Schmetterlinge im Sonnenschein; munter schmausen die Raupen an Blatt und Kraut. „Hilf Himmel!“ seufzen die Landleute; „eine Mißernte könnten wir allenfalls mühselig überstehen; allein wenn der Schaden auch im nächsten Jahre wiederkommt, dann müssen wir ja rettungslos zu Grunde gehen, mit Weib und Kind.“ Den Aermern unter ihnen droht schon jetzt Noth und Mangel; aber auch die Wohlhabenderen schauern vor der Zukunft und verlieren fast den Muth, den Acker fürs nächste Jahr zu bestellen. Doch sieh, jetzt zeigt sich uns recht überzeugend, der Werth der Naturbeobachtung und Naturforschung. Ein Sachverständiger hat schon die nahenden Helfer und Befreier aus dieser Noth bemerkt und vermag den geängstigten und verzagten Landleuten völlige Beruhigung und frischen Muth zu gewähren.

Mit verständnißvollem Blicke wollen auch wir nun diese Thierchen beobachten. Ueber den auf dem Kohl hausenden Raupe schwebt ein vierflügeliges Kerbthier ruhelos hin und her; fast unbemerktbar, nur ganz eilig, berührt es hie und da eine Raupe, sticht ihr seinen Legstachel in den Leib und legt ein Ei hinein. Hurtig fliegt es dann davon und setzt dies an anderen fort. Ein anderes, ähnliches Kerbthier sucht in dieser Weise die Blattläuse heim, noch eines die Fliegen- und Mückenmaden, oder die Waldraupen u. s. w.; einige machen sich nur an bestimmte Raupen oder Maden; andere sind nicht wählerisch, sondern besetzen mit ihren Eiern alle Insectenbruten, zu denen sie nur gelangen können; diese legen ihre Eier nur in oder an Raupen oder Larven, jene nur in Puppen oder nur in die Eier; alle aber richten unwiderruflich ihre unfreiwilligen Gastgeber damit zu Grunde. Die angestochene Raupe frisst, anscheinend ganz gesund und frisch, weiter, verpuppt sich wohl auch noch — allein kein Schmetterling kommt hervor, sondern der entwickelte Schmarotzer, der von ihrem Mark gezehrt und sie dadurch getödtet hat. Dasselbe ist mit den Jungen und Eiern der Fall.

Es sind Schlupfwespen oder Schneumonon, diese allerwirksamsten Bekämpfer der schädlichen Kerbthierwelt. In weiser Fürsorge hat die erhabene Altmutter Natur diese ihre kleinen Sicherheitswächter in wahrhaft unendlicher Mannigfaltigkeit hervorgebracht. Trotz der ungemein winzigen Größe vieler von ihnen und der daher so äußerst schwierigen Beobachtung hat man doch in Deutschland allein ihrer bereits fünf Tausend kennen gelernt, die sämmtlich, wenn auch in der Lebensweise und Entwicklung etwas verschieden, doch darin übereinstimmen, daß sie auf Kosten anderer, fast durchgängig für den Naturhaushalt schädlicher Kerbthierfamilien sich entwickeln und dieselben dadurch am allerwirksamsten vermindern. Ihre Entwicklung im Körper eines anderen Thieres ist übrigens eine höchst interessante. Nachdem aus den, in eine Raupe, Fliegenmade, Blattlaus, Spinne, Käferlarve u. s. w. (in deren Puppen oder Eier) gelegten Eierchen Larven oder Maden geworden, zehren diese nicht etwa von dem Körper ihrer Beherberger, sondern saugen nur dessen Säfte. Dadurch aber ist es dann den angestochenen Thieren noch möglich, wenigstens bis zur vollen Entwicklung der ihnen innewohnenden Larven der Schmarotzer und bis zu deren Verwandlung zu Puppen, leben zu können. Wenn eine solche Raupe oder dergleichen es nun gar bis zur Verwandlung zu bringen vermag, so ruht dann eine Puppe in der anderen. Ja, es findet zuweilen sogar statt, daß sich in den Larven oder Puppen dieser Schmarotzer wiederum noch andere einnisten, so daß dann

also ein Räuber von dem Leben des anderen Räubers lebt — als Schmarogers-Schmaroger.

Ein Schmetterlingsfreund hat nun eine große Anzahl verschiedener Raupen und Puppen eingesammelt oder ein emsiger Forscher eine Menge von vorzugsweise für den Haushalt der Natur schädlichen Kerbtieren, um sie recht gewissenhaft beobachten und ihre Lebensweise studiren zu können. Doch sie werden Beide gar arg getäuscht; nichts weiter kommt aus all den Puppen hervor, als lauter Schlupfwespen. Wie bedauert der Schmetterlingsliebhaber alle seine vergebliche Pflege und Sorgfalt und den bedeutenden Verlust, den seine Schmetterlingsammlung erlitten, statt des erwarteten Gewinnes. Anders dagegen der Naturforscher; er ist höchlich erfreut über die neue Bekanntschaft, deren Beobachtung und Erforschung ihm ja ebenso interessant erscheint und aus deren Erscheinen er sogar sehr wichtige Schlüsse zu ziehen vermag.

Nach der vortrefflichen Anleitung des Oberforstmeisters Rugeburg sammeln die Forstwirthe bei bedeutend auftretenden Raupenverheerungen im Walde eine große Anzahl Raupen und Puppen ein und bewahren dieselben in mit fein durchlöcherter Papier verschlossenen Gläsern sorgfältig auf — um neben den austretenden Schmetterlingen auch die Schlupfwespen, welche daraus hervorkommen, zu zählen. Zeigen sich dann bloß 15 bis 25 Procent der Raupen von den Schmarogern befallen, so ist fürs nächste Jahr ziemlich bestimmt eine Fortsetzung des Raupenschadens zu erwarten, während derselbe nach den sichersten Erfahrungen als ganz bestimmt beseitigt betrachtet werden darf, sobald aus nur 25 bis 30 Stück der Puppen die Schlupfwespen anstatt der Schmetterlinge hervorkommen. Man ist dann sogar so sicher, daß man das Raupenabsammeln sogleich völlig einstellt und ganz fest darauf baut, der Wald werde sich jetzt völlig von selbst reinigen.

Diese Erfahrung hat man nun auch auf andere, besonders auf die dem Getreide so furchtbar schädlich werdenden Mücken- und Fliegenarten übertragen. Deren Einsammlung ist nun freilich äußerst schwierig, nicht bloß, weil sie so sehr winzig sind, sondern auch, weil sie so sehr versteckt — im Innern der Getreidehalme oder Aehren u. s. w. — leben. Deshalb hat man ihre Naturgeschichte erst in der neueren Zeit gründlich erforschen können, immer aber noch keineswegs so eingehend, als sich im Interesse der Landwirthschaft wünschen läßt. Mit ihren kleinen Schmarogern ist daselbe der Fall; allein man ist doch bereits zu der sehr wichtigen sicheren Unterscheidung Beider von einander gelangt. Der ganz unverkennbare Unterschied zwischen der schädlichen Getreidefliege oder

Mücke einerseits und der nützlichen Schlupfwespe andererseits ist auf den ersten Blick zu finden: die beiden Ersteren haben nur zwei Flügel, während die Letztere deren vier besitzt. Und je nachdem nun die Percentzahl ihrer Bekämpfer sich zu diesen Getreideverwüsterern verhält, — je nachdem der Forscher in seinem Glase mehr oder weniger Schlupfwespen erscheinen sieht, kann er dem Landwirth gute oder böse Aussichten für die nächstjährige Ernte vorherzagen.

Alle diese zahlreichen kleineren und größeren Schmaroger theilt man in zwei große Abtheilungen: die echten Schlupfwespen und die Schlupfwespen-Verwandten. Die Ersteren hat der Volksmund in manchen Gegenden auch Wipperwespen genannt, weil nämlich ihre langen, geraden, sehr dünnen, oft mehrfach gefärbten und meistens aus mehr als sechzehn Gliedern bestehenden Fühler fast immer in zitternder, auf und nieder wippennder Bewegung sind. Von ihren vier Flügeln sind die vorderen mit starken Adern aus durchlaufenden Nerven versehen. Einige ihrer Weibchen, jedoch die wenigsten, besitzen einen sogenannten Wehrstachel, der zum Eierabsetzen und Stechen zugleich dient; die meisten anderen tragen ebenfalls einen Legestachel, der weit hervorsteht, mit dem sie aber nicht stechen können. Beide Arten bohren damit in den Körper ihres Opfers hinein, um dort innen ihre Eier abzusetzen. Die verschiedenen Gattungen dieser Schlupfwespen wechseln sehr bedeutend in der Größe und die größten von ihnen erreichen etwa $7\frac{1}{2}$ Linien Länge.

Die anderen dagegen sind ohne Ausnahme unendlich winzige Thierchen, welche kaum die Länge einer Linie erreichen. Sie haben an den Vorderfüßen nur einen Nerv, an allen Flügeln nur wenige oder gar keine Adern und sieben- bis vierzehngliedrige, fast immer vielfarbige Fühler. Im Allgemeinen ist ihre ganze Lebensweise, ihrer gar zu bedeutenden Kleinheit wegen, erst so wenig beobachtet, daß sich mit Sicherheit nichts Weiteres über sie angeben läßt.

Einerseits die also leider noch bei Weitem nicht ausreichende Kenntniß aller Schlupfwespen und Schlupfwespen-Verwandten, andererseits die ungeheure Mannigfaltigkeit derselben machen es unmöglich, sie genauer zu beschreiben, und daher würde es uns viel zu weit führen, wollten wir auf alle einzelnen näher eingehen. Dagegen möchten wir die hierbei interessirten Leser angelegentlichst dazu auffordern, sich selbst möglichst mit diesen, so sehr nützlichen Thierchen zu befreunden — und zu einem solchen wohlthunenden und nutzbringenden Verkehr wollen wir gern noch einige Anleitung geben.

Zunächst beobachte man jedes vierflügelige Insect recht aufmerksam und tödte ein solches niemals mehr aus Muthwillen oder Gleichgiltigkeit ohnweiters. Wer die Muße, Liebe und Lust dazu hat, beobachte alle dieselben im Freien oft und aufmerksam. Dann aber sammle man namentlich möglichst zahlreiche Raupen, Larven, Puppen und Insecten ein, pflege sie und beobachte alles aus ihnen sich entwickelnde Leben. Hierüber sorgsame Aufzeichnungen geführt und diese für Schulen auf dem Lande oder andere Lehranstalten zugänglich gemacht — das ist jedenfalls ein sehr verdienstliches Werk.

Wir wollen nun noch auf einen sehr wichtigen Umstand in Betreff der Schlupfwespen hinweisen. Man hat nämlich beobachtet, daß, wenn das letzte Stündlein in einer Insectenplage — Getreideverwüstung, Raupenfraß u. s. w. — zu nahen beginnt, die natürlichen kleinen Verderber dieser Plagegeister sich in reißendem, wahrhaft ungeheuerlichem Maßstabe zu vermehren beginnen. Wie nun aber der Mensch durch sein Schaffen anerkanntermaßen der Entwicklung aller schädlichen Thierbrut großen Vorschub geleistet, so kann er auch, unbewusster Weise, der Entwicklung der nützlichen Schlupfwespen wiederum gar arg entgegengetreten. Es ist dies nämlich in folgender Weise begründet: Immerhin vermag der Mensch seinen kleinen bösen Feinden einigen Abbruch zu thun; er läßt die Raupen von den Bäumen des angegriffenen Forstes scheffelweise einsammeln und tödten, er verbrennt oder pflügt die Stoppeln der Getreidefelder gleich nach der Ernte um, damit die dort hausende Brut der Getreidefliegen und Mücken vernichtet werde. Wie aber, wenn nun sämmtliche Raupen bereits von den Schlupfwespen mit Eiern besetzt, sämmtliche Larven der Getreidefeinde ebenfalls von ihnen heimgesucht sind — was vernichtet der Landmann dann in seinen angeblichen Feinden? In den bereits ersterbenden Feinden seine besten Helfer und Freunde! Deshalb bedarf er bei allen derartigen Unternehmungen gar sehr eines offenen Auges, eines richtigen Urtheils — andererseits ist ja „das Schrecklichste der Schrecken der Mensch in seinem Wahn“, in dem Wahn nämlich, er thue Gutes, während er in Wirklichkeit das Böseste thut.

Aufmerksamste Beobachtung sei daher allen Natur- und Menschenfreunden, namentlich auch unseren Schlupfwespen gegenüber, auf das Dringendste angerathen. Karl Vogt sagt in seinen „Vorlesungen über nützliche und schädliche, verkannte und verleumdete Thiere“ über dieselben: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die meisten Schlupfwespen für uns nützliche Thiere sind, indem sie die schädlichen Raupen durch

Befegung mit ihrer Brut vertilgen. Die Ueberzeugung von dieser Nützlichkeit ist sogar so weit gegangen, daß man in vielen von Raupen verwüsteten Forsten besondere Raupenzwinger anlegte, in welchen man Schwärme von Schlupfwespen zu erziehen gedachte, die dann wie die Senfchen der Apokalypse über die Raupen herfallen sollten. Heutzutage ist man von der totalen Zwecklosigkeit solcher Versuche wohl überzeugt und läßt die Schlupfwespen ziemlich ungestört ihr Wesen treiben, ohne in ihre Entwicklung weder hemmend noch fördernd eingreifen zu wollen.“ Ganz recht, keine künstlichen Experimente mit ihnen, dagegen aber den natürlichen Schutz, der ihnen gebührt! Man beobachte für diesen letzteren Zweck alle jene schädlichen Pflanzentresser möglichst genau und, wenn die Raupen bereits zu kränkeln beginnen, wenn die Blattläuse bleich und aufgedunsen werden, wenn über den Getreidestoppeln sich schon viele winzige vierflügelige Kerktiere zeigen, — dann bekriege und vernichte man alle die Ersteren nicht mehr, lasse keine Raupen mehr sammeln, streiche die Blattläuse nicht mehr von den Sträuchern ab und pflüge und brenne die Stoppelfelder nimmermehr, denn man vernichtet dann in ihnen, wie gesagt, nur seine besten Helfer und Freunde: die Schlupfwespen.

Karl Rusf.

Ueber die Vipern im Departement Haute-Garonne.

Durch die Güte eines botanischen Correspondenten aus Toulouse erhielt ich vor Kurzem eine Broschüre „Questionnaire sur les vipères de Franco“, welche weniger, was die Bewältigung des zu besprechenden Stoffes betrifft, als durch die Art und Weise, wie man derlei Fragen in Frankreich zu behandeln pflegt, verdient, einiges Interesse zu erwecken.

Der Ursprung der Broschüre ist folgender: Die kaiserliche Gesellschaft der Acclimatation in Paris übersendete der Ackerbaugesellschaft des Departements Haute-Garonne eine Zusammenstellung von Fragen über die Vipern und deren Vorkommen in Frankreich zur allfälligen Beantwortung. Behufs Letzterer setzte die Ackerbaugesellschaft eine Commission nieder, als deren Berichterstatter Casimir Roumeguère nun jene Broschüre erscheinen ließ.

Die gestellten Fragen waren folgende:

1. Existiren Vipern in Euerem Departement?
2. Beobachtet man eine oder mehrere Arten? — An welchen Merkmalen erkennt man sie?
3. Welche sind die Verticlichkeiten, welche jede Gattung vorzieht? — Findet man sie in Gebüsch oder in Wäldern? — Gehen sie in das Wasser, findet man sie schwimmen in Seen und Teichen? — Dringen sie manches Mal in die Wohnungen ein?
4. Beobachtet man sie zu jeder Jahreszeit? — In welcher Jahreszeit findet man sie am häufigsten?
5. Sind sie nächtliche Thiere, oder findet man sie zu gewissen Stunden des Tages?
6. Ziehen sie sich während des Winters in eine bestimmte Zufluchtsstätte zurück und verwickeln sie sich unter einander?
7. Was ist ihre Nahrung? — Kann man sie als Vertilger schädlicher Thiere betrachten, als: Insecten, Weichthiere, Maulwürfe, Feldmäuse, Ratten und anderer Mager? — Verzehren sie auch Vögel?
8. Sind sie den Bewohnern der Hühnerhöfe gefährlich?
9. Verwunden sie Pferde oder andere Thiere auf der Weide? — Entstehen Unglücksfälle in Folge solcher Verwundungen?
10. Welche Fälle hat man bei Hunden beobachtet?
11. Welche ist, annäherungsweise, die Zahl der in Euerem Departement gebissenen Personen?
12. Welche sicher festgestellte Unglücksfälle in Folge solcher Bisse kennt man?
13. Sind diese Bisse manches Mal von tödtlichen Folgen begleitet, beiläufig in welchem Verhältnisse?
14. Wenn dieselben nicht tödtlich sind, lassen sie gewisse Folgen oder chronische Leiden zurück? — Hat man Beobachtungen bezüglich des Alters, des Geschlechtes oder des Temperamentes?
15. Werden die durch Bisse verursachten Erkrankungen, wenn sie nicht den tödtlichen Ausgang nehmen, durch die Naturkraft selbst geheilt, oder erfordern sie eine ärztliche Behandlung?
16. Welches sind die gebräuchlichen Heilmittel in Euerem Departement? — Gibt es welche, die man im Allgemeinen vorzieht?
17. Welche sind die gebräuchlichsten Mittel zur Vertilgung der Vipern?

18. Gibt es Thiere, welche als Feinde und Vertilger dieser Reptilien bekannt sind?
 19. Setzt man in Guerem Departement Prämien auf deren Vertilgung?

Die Beantwortung der obigen Fragen ist fast durchgängig sehr oberflächlich und manches Mal fast überraschend durch ihre kindliche Naivität, und wir beschränken uns daher auch, nur jene Stellen im Auszuge mitzutheilen, welche von allgemeinerem Interesse sein dürften.

Nach Roumezuère's Bericht werden in jenem Departement von Schlangen überhaupt beobachtet: *Trapidonotus natrix*, *Tr. chersoides* und *Tr. viperinus*, dann *Coluber Aesculapii*, *Col. atro-virens*, von eigentlichen Vipern *Vipera berus* und *Vipera prester*; letztere wurde jedoch nur ein einziges Mal beobachtet. Letztere Art wird neuerer Zeit nur als eine Varietät der gemeinen Kreuzotter betrachtet, nach Roumezuère unterscheidet sie sich aber von dieser durch einen mehr abgeplatteten Kopf, ihre einzelnen Schuppen sind nach rückwärts stark verbreitert, am Scheitel beobachtet man drei Flecke, ein Wenig größer als die sie umfassenden Schuppen; wenn ihr Körperumfang nicht beträchtlich kleiner und der rotthe Fleck am Rücken charakteristisch wäre, würde man sie mit einer gemeinen Kreuzotter kleinerer Art verwechseln — Die *Vipera ammodytes* L. kommt in Haute-Garonne nicht vor.

Da die *Vipera prester* nur einmal beobachtet wurde, ist im Folgenden nur von der gemeinen Kreuzotter die Rede. Dieselbe bewohnt vorzüglich die Ebenen des Departements, wird jedoch auch im Gebirge bemerkt und ist überhaupt dort häufiger, wo die Bevölkerung eine geringere ist. (In Steiermark und Kärnten findet man die Kreuzotter vorzüglich in Gebirgs- oder wenigstens felsigen Regionen und nicht selten im Gebiete der Hochalpen.) Mehrere Beobachter verzeichnen verschiedene Stellen, wo die Vipere typisch wird. Merkwürdig ist die bestimmt ausgesprochene Behauptung, daß die Kreuzotter auch im Wasser lebe, da doch unsere besten Autoritäten darüber einig sind, daß diese Thiere das Wasser und sogar nur feuchte Stellen fliehen und daß sie, obwohl sie des Schwimmens fähig sind, diese Kunst nur in Anwendung bringen, um sich schleunigst aus dem ihnen verhassten Elemente zurückzuziehen, in welches sie gegen ihren Willen geworfen wurden, und daß ihr eigentlicher Lieblingsaufenthalt felsige, trockene Stellen sind, die, mit niederem Gebüsch bewachsen, den Sonnenstrahlen freien Zutritt gewähren. Obige Behauptung wird überdies durch ein paar Beobachtungen zu erhärten gesucht, an welche man keinesfalls einen sehr strengen Maßstab anlegen darf,

doch da sie so bestimmt ausgesprochen wurde, würde es allerdings nicht unwichtig sein, auch unsere Beobachtungen mit aller Sorgfalt fortzusetzen, um diese Frage mit Sicherheit zur Entscheidung bringen zu können.

In jenem Departement beobachtete man die Kreuzottern am häufigsten in den Monaten Mai, Juni, Juli und August, ein einziges Mal im Februar, im Canton Fausseret und den benachbarten Cantonen vorzüglich zur Erntezeit, wo ein Herr Montesquiou täglich 5 Stücke abfing.

Nach Omer Colomiés, einem Freunde des Berichterstatters, dem es gelang, eine Otter zur Hausgenossin zu machen, wäre Leptere ein nächtliches Thier. Er gebrauchte die Vorsicht, dem Thiere die Giftzähne auszubrechen, worauf er sie in einem offenen Glasgefäße verwahrte und Tag für Tag den Einfluß des Lichtes auf die Bewegungen der Kreuzotter notirte und die Ueberzeugung gewann, daß das Reptil, den Tag über dahinschlummernd, merklich lebendiger und frischer wurde, sobald die Nacht heranrückte.

Was den Winteraufenthalt der Kreuzottern anbelangt, so erzählt Roumeguère, einmal selbst bei der Demolirung eines alten Mauerwerkes im Februar eine Gruppe junger Ottern, so in einander verwickelt, daß sich die einzelnen Individuen kaum unterscheiden ließen, aufgefunden, aber vergetlich nach der Mutter der kaum 15—20 Tage alten Thiere gesucht zu haben; ebenso versichert ein Herr Supasse, während der Jagd im Canton Fausseret auf einen Knäuel in einander verwickelter Vipern geschossen zu haben.

In Bezug auf die Nahrung werden Feld- und Waldmäuse, Maulwürfe, Eidechsen, Frösche, Kröten, Salamander, Fische (was einen Aufenthalt im Wasser bestätigen würde), Insecten, Landschnecken u. s. w. erwähnt; daß sie Vögel verzehren, sei möglich, jedoch sei keine Beobachtung vorhanden, daß sie deren Nester ersteigen. (Es dürfte überhaupt feststehen, daß die Turnkünste der Kreuzotter das Klettern nicht einbegreifen.) Ob die Vipern sich als Vertilger schädlicher Thiere nützlich machen, sei wohl nicht nachzuweisen, da sie einerseits nicht in beträchtlicher Anzahl erscheinen, anderseits die gemeiniglich für schädlich betrachteten Thiere, denen sie den Krieg erklärt haben, wie Maulwürfe u. s. w., keinen nennenswerthen Schaden verursachen.

Einst war Roumeguère Zeuge eines Kampfes zwischen einem Kaninchen und einer Kreuzotter; zehn Minuten lang setzte sich Ersteres den Bissen des Reptils aus, bis es entfloh, worauf sein Erstes war, sich in dem Nachbargarten auf einem Busch von Pfeffermünze (*Mentha piperita*), auf den Rücken gelegt, heftig zu reiben; doch wagt der Beobachter

nicht zu entscheiden, ob das verwundete Thier, durch seinen Instinct geleitet, jene Pflanze als Heilmittel aufsuchte oder nur durch das Reiben die durch die Bisse verursachten Schmerzen lindern wollte. Derselbe beobachtete auch einst an dem Ufer des Tara ein Pferd, welches von einer Viper an der Fessel gebissen wurde; die dadurch entstandene und sich rasch weiter verbreitende Geschwulst wurde durch Einreibungen mit Aufschlägeln behoben; die Wahl dieses Blattes schien ihm übrigens durch kein anderes Motiv gerechtfertigt, als eben nur zum Behufe einer trockenen Reibung, und er zweifelt überhaupt, daß ein Otternbiß für so kräftige Thiere, wie Pferde, Ochsen u. s. w., von irgend welcher Gefahr begleitet sein könne. Einen von einer Viper gebissenen Jagdhund sah Roumequière wie todt und am ganzen Körper angeschwollen forttragen, doch Reibungen mit Ammoniak und starke Gaben flüchtigen Salzes stellten das Thier binnen 5 Tagen wieder vollkommen her.

Die vorhandenen Beobachtungen ermöglichten es nicht, auch nur annäherungsweise die Anzahl der jährlich in dem Departement von Kreuzottern gebissenen Personen festzustellen, doch soll kein Jahr vergehen, wo nicht im Canton Fausseret ein Mähder während der Erntearbeiten gebissen würde.

Was die Folgen der Otternbisse anbelangt, so werden als erste Krankheitserscheinungen geschildert: eine Geschwulst des verwundeten Körperteiles, eine Beklemmung, sich steigend, bis sich die Geschwulst zu den Athemwerkzeugen hin verbreitet, Erbrechen, Convulsionen u. s. w. Ist das gebissene Thier klein, so erfolgt der Tod, während bei dem Menschen die Erscheinungen je nach dem Alter und der Constitution sehr veränderlich sind. Im Allgemeinen hält der Berichterstatter die Otternbisse für den Menschen nicht zu gefährlich und beruft sich hierbei auf die Erfahrungen, welche Herr Traversé, naturgeschichtlicher Präparator in Toulouse, an sich selbst zu machen Gelegenheit hatte. Letzterer wurde einmal, als er, um seine Furchtlosigkeit vor dem Reptile zu beweisen, dasselbe in den Mund steckte, in die Zunge gebissen, ein zweites Mal aber, bei einer ähnlichen Gelegenheit in die rechte Hand; in beiden Fällen wurde er wieder vollkommen hergestellt, und zwar im ersten durch kein weiteres Mittel, als durch häufigen Theegeuß, im zweiten, bei welchem weit bedenklichere Vergiftungserscheinungen auftraten, durch Ammoniak- und Mercerial-Einreibungen. (Wir wollen hiebei jedoch nicht übersehen, daß Herr Traversé eben Präparator war und vielleicht wohl früher den Ottern einen großen Theil ihres Giftes auf dieselbe Art entzog, wie es unsere Schlangenhändler zu thun pflegen.) Ein Herr Sarret, welcher

ebenfalls durch eine Viper gebissen wurde, empfand gleich im Augenblicke der Verwundung einen heftigen Schmerz im ganzen Arme, welcher, insbesondere in den Gelenken, sich stets erneuerte; bald darauf ein allgemeines Uebelbefinden. Eine Stunde später zeigte sich eine Geschwulst und der Arm geröthet, ein angelegter Verband stillte zwar etwas den Schmerz, doch am nächsten Morgen wurde das Gesicht erdfahl, in der letzten Krankheitsperiode in das Schwarze übergehend. Nichtsdestoweniger wurde der Kranke durch Ammoniakgetränke und Reibungen so hergestellt, daß er nach fünf Tagen des Leidens und des heftigsten Fiebers wieder mit voller Gemüthsruhe seine Empfindungen und den gehabtten Aerger selbst erzählen konnte.

Roumezuère erwähnt eines guten Unterscheidungsmittels, welches Herr Saubiran, Professor der pharmaceutischen Schule in Paris, angibt, um zu erkennen, ob der Biß von einer giftlosen Natter oder von einer Viper herrühre. „Kommt die Bißwunde von einer Natter, so bilden die Zahneindrücke zwei gleichförmige concave Linien; ist's die von einer Viper herrührende, so erzeugen die Giftzähne auf der Linie der oberen Kinnlade zwei merklich bedeutendere Eindrücke, als die durch die übrigen Zähne verursachten.“

Vom tödtlichen Ausgange einer solchen Verwundung wird nur ein einziger vollkommen festgestellter Fall berichtet; später sich einstellende Nachwehen oder chronische Leiden werden in Abrede gestellt. — Vermuthlich dürften auch dort ähnliche Verhältnisse obwalten wie bei uns, wo man wohl dann und wann einmal in den Journalen über einen durch Schlangenbiß herbeigeführten Todesfall liest, aber die Zahl solcher Fälle viel bedeutender sein dürfte, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, da solche in unseren abgelegenen Gebirgsgegenden vorkommende wohl selten zur Kenntniß des Publicums gelangen, und insbesondere bei unserem Landvolk, welches sich im Allgemeinen gegen Kranksein und Sterben weit philosophischer verhält, als wir verwöhnte Städter, oft der Todesursache eines Kindes, welches vom Erbbeerstuchen u. dgl. erkrankt heimkehrt, mit gar geringer Sorgfalt nachgedacht wird; es hatte eben die Wicht und ist daran gestorben. Da jedoch das besprochene Departement die weit gefährlichere Sandotter, *Vipera ammodytes*, nicht herbergt, welche bei uns, namentlich im Gillier Kreise und in Kärnten, ihrer weit größeren Agilität wegen mit Recht sehr gefürchtet ist, so dürften dort allerdings derlei Unglücksfälle seltener sein; übrigens ist es constatirt, daß auch bei uns die Bisse der gemeinen Kreuzotter nicht selten den Tod herbeiführen.

Als Heilmittel gegen Otternbisse werden angegeben: Eichenlaub, zerquetschter Knoblauch, Citronensaft, die Einwirkung der Elektrizität; jedoch sollen diese in jenen Gegenden fast nie zum Gebrauche kommen, während man gewöhnlich Brennen mit einem glühenden Eisen und vor Allen das Ammonial in Anwendung bringt; Letzteres wird überhaupt allen Naturforschern und Jägern beständig bei sich zu führen angelegentlich empfohlen, nicht nur als Heilmittel gegen Schlangenbisse allein, sondern gegen jede Verletzung durch irgend ein giftiges Thier. Dem Gebrauche von Ammonial gesellt man auch manches Mal, wie schon erwähnt, Quacksilbereinreibungen bei. Ein bei uns, insbesondere in Unter-Steiermark, als untrüglich empfohlenes Heilmittel, der Extract der *Inula squarrosa*, scheint dem zufolge in jenen Theilen Frankreichs nicht bekannt zu sein.

Schließlich erwähnt der Berichterstatter, daß man in seinem Departement kein sicheres Mittel kenne, um die Vipern zu vertilgen, und da deren Zahl im Allgemeinen keine beträchtliche sei, so wäre die Einföhrung gewisser Thiere, welche als Schlangentöbder bekannt sind, mit mehr Unzukömmlichkeiten verbunden, als die durch die Ottern verursachten selbst sind; die Aussetzung von Geldprämien in von Vipern stärker inficirten Gegenden, ein dort nicht bekanntes System, wäre jedoch sicher am vortheilhaftesten.

Gehören die Vipern auch bei uns eben nicht zu den Landplagen so sind sie doch zahlreich und gefährlich genug, um ihrem Vorkommen, ihrer Lebensweise, der besten Art und Weise ihrer Vertilgung u. s. w. eine größere Aufmerksamkeit zu schenken, als bis jetzt der Fall ist. Der einzelne Forscher kann jedoch selten seine Beobachtungen über mehr als e'n beschränktes Gebiet ausdehnen, häufig bleiben derlei Beobachtungen unveröfentlicht, oder man findet sie nur zufällig hier und da in wissenschaftlichen Zeitschriften u. dgl. enthalten, und doch kann nur eine Zusammenstellung der Erfahrungen vieler Forscher, die sich überdies auf ein größeres Gebiet beziehen, in dieser Sache ein klares Bild gewähren. Und darum erscheint uns der Weg, welchen die Acclimatizationsgesellschaft in Paris einschlug, welche sicher jene Zusammenstellung von Fragen an die maßgebenden Vereine sämmtlicher französischen Departements gesendet hat, der correcteste und auch bei uns sehr anempfehlenswerth. Leider besteht bei uns ren naturforschenden Vereinen und Gesellschaften kaum ein anderes Band unter sich, als der gegenseitige Austausch der Vereinsmittheilungen, noch weniger besitzen sie aber einen Mittelpunkt, welcher ihren Leistungen folgen, dieselben, wenn es erspriehlich, zusammenfassen, oder ihnen auch hilfreich an die Hand gehen würde. Uns erschiene es daher als eine

würdige Aufgabe unserer Fachmänner der Reichshauptstadt, insbesondere aber der betreffenden Section unserer Akademie der Wissenschaften, die Provinzialvereine in ihren Bestrebungen zu unterstützen, ihnen durch allgemein interessante Fragestellungen einen erhöhten Lebensimpuls zu geben, dort, wo keine derlei Gesellschaften bestehen, derlei Gründung anzuregen, kurz und gut die Leistungen auf jedem wissenschaftlichen Gebiete so allgemein als möglich fruchtbringend zu machen.

Ferdinand Graf.

Kleine Mittheilungen.

(Surrogate für Ebenholz und Elfenbein.) Wie wir durch einen Bericht im „Journal de Chim.“ aus dem „Lond. Journ.“ ersehen, stellt G. Chislain dieselben auf folgende Weise dar: Zuerst wird aus Meeralgeln durch dreistündige Behandlung mit verdünnter Schwefelsäure, Eintrocknen und Zermahlen ein feines Pulver dargestellt und von diesem Pulver sodann 60 Theile mit 10 Theilen gewöhnlichen Leimes in Wasser gelöst, 5 Theile Gutta Percha, $2\frac{1}{2}$ Th. Kautschuk, Beide in Stei:öl gelöst, 10 Th. Steinkohlentheer, 5 Th. Schwefel, 2 Th. Alaun und 5 Th. Harz zusammen erhitzt, wobei jedoch die Temperatur nicht über 150° steigen darf. Noch einfacher und billiger kommt man zum Ziele durch Erhitzen eines Gemenges von 70 Th. des Algenpulvers, 15 Th. Leim und 15 Th. Theer. Man erhält so eine plastische Masse, die man leicht formen kann, die sehr hart wird, eine gute Politur annimmt, was sie zum Ersatz des Ebenholzes geeignet macht. Um daraus künstliches Elfenbein darzustellen, erhitzt man es in Kalkwasser, läßt es dann längere Zeit in Verührung mit verdünnter Schwefelsäure und bleicht es endlich mit Chlor oder Chlorfalk, bis es vollständig weiß geworden ist.

(Aluminium.) Das Aluminium ist ein Leichtmetall von silberähnlicher Farbe und, was äußerst sonderbar ist, luftbeständig. Es wird mit Hilfe des Natriums aus dem Kryolith, einem grönländischen Mineral, dargestellt und kommt daher bedeutend theurer, daher auch seine Anwendung von keiner Bedeutung ist. Man hat es zu Schmucksachen gebraucht, die aber keinen besonderen Beifall finden. Wäre es billiger, so könnte man es zu schönen Legirungen mit Kupfer benutzen. Vielleicht ließe es sich weit billiger darstellen, wenn man Thonerdehydrat mit Eisenfeile

oder Eisengraualien, Kohle und Leinsamenmehl zu Kugeln formen, in einen tiefen, recht guten Schmelztiegel bringen und im Porzellanofen in der unteren Etage dem Schmelzprocesse aussetzen würde; vom Eisen ließe es sich durch Quecksilber leicht trennen.

(Mundwasser.) Bei den unendlichen Anpreisungen d. s. privil. Aua-thei-iumundwassers möge zum Wohle der Leidenden, wenigstens der Armen, welche sich das genannte theuere Mundwasser nicht anschaffen können, das nachstehende, auf althergebrachte Erfahrung der Landleute gegründete, erprobte Hausmittel einer Erwähnung werth gehalten werden. Dies ist der sehr adstringirende Abkoch von reifen Beeren des Schlehdorns (*Prunus spinosus* oder *sylvestris*), in Ermangelung der Beeren von seinen jungen Zweigen, Blättern oder Wurzeln. Dieses unschädliche Naturheilmittel, wirksamer als Salb. i, stillt bei täglich paarimaliger Anwendung allmählig das Bluten des krankhaften Zahnfleisches, befestigt die lockeren Zähne, schmeckt nicht unangenehm und ist überall umsonst zu haben.

(Essigfabrication.) Der Alkohol nimmt bei seinem Uebergange in Essigsäure Sauerstoff aus der Luft auf. Dies geschieht am langsamsten, wenn man nach der alten Essigbildungsmethode den verdünnten Alkohol (Wein, Bier, Obstwein) einfach in halbleeren Fässern stehen läßt. Schneller geht diese Aufnahme vor sich in den Schnell-essigbildnern, wo man die geistige Lösung über Holzsphäne, Kohle u. herabtropfen läßt und dabei einem langsamen Luftstrome aussetzt. Am schnellsten erfolgt die Drydation in Berührung mit metallischem, fein vertheiltem Platin, sogenanntem Platinschwarz. Prof. Artus in Jena hat in neuerer Zeit sehr wirksame Essigbildner dargestellt, indem er Holzkohlen mit einer verdünnten alkoholischen Lösung von Platinchlorid tränkt und nach dem Abtrocknen ausglüht. Solche platinirte Kohle dient zum Füllen der Essigbildner; sollte nach 4 bis 5 Wochen ihre Wirksamkeit erschöpft sein, so wird sie einfach durch Ausglühen der Kohlen wieder hergestellt.

(Kesselstein.) Um den Abjaß von Kesselstein in Dampfkesseln zu verhindern, hat ein Ingenieur Schmitz folgende Einrichtung getroffen: Er bringt im Innern des Kessels, etwa in einem halben Zoll Abstand von der äußeren Wandung, gewissermaßen einen zweiten Kessel an, der indessen nur aus dünnen Blechplatten gebildet ist, die lose, gleich Dachziegeln, auf einander liegen. In dem gebildeten engen Zwischenraume

findet natürlich eine heftige Dampfbildung, demnach auch eine sehr lebhaftere Circulation des Wassers statt, so daß sich dort kein fester Absatz bilden kann. Derselbe lagert sich dagegen auf der inneren Fläche des Blecheinsages in pulverförmiger Gestalt ab, kann dort nicht festbrennen und läßt sich leicht nach dem Ablassen des Wassers durch Abkehren beseitigen. Jedenfalls trägt die Bewegung der einzelnen Platten des Blecheinsages durch das siedende Wasser wesentlich dazu bei, den Absatz locker zu erhalten.

Meteorologisches.

Bitterung im November 1867.

Man kann zwar, wie das Sprüchwort sagt, vom November nichts Gutes erwarten und dennoch können wir ihm alles Gute nachsagen. Statt des gewöhnlichen Antheiles von Schnee, Regen, Frost und Nebel brachte er uns eine Reihe mäßig kalter, aber dabei heller, schöner Tage, darunter viele mild, wie Frühlingstage, mit blauem Himmel und prächtvollem Abendroth.

Zur Mesagensfurt war der Luftdruck von 321 7, um 1·4" höher als normal die Luftwärme von + 0·4 um 0·4 tiefer, ungewöhnlich gering der Niederschlag von 9 3". Wenn wir die Bitterungsannalen zurückblättern bis 1813, so waren darunter nur folgende mit noch weniger Niederschlag im November: 1817, 1834, 1829, 1823 und 1817. Ohne allen Schnee, wie heuer, war der November in den Jahren 1865, 1852, 1849, 1839, 1830, 1828, 1824, 1817 und 1814. Weniger Nebeltage hatte er in 5 dieser Jahre und nie so wenig trübe und so viel heitere Tage. Dafür war er aber (vom 6. zum 10. und vom 20. bis 25.) ziemlich stürmisch. Vom 19. an blieb die mittlere Tagestemperatur unter 0, ganz normaler Winteranfang; am 25. sank die Temperatur auf das Minimum von — 8·2; das Maximum war am 1. + 13·2.

Die mittlere Luftwärme war fast an allen Stationen etwas über 0°, nur in Wiesenau, Euggau und St. Peter etwas kälter, am Hochobir — 4·3, das Minimum fast überall am 25. bei — 8·0, am Hochobir am 22. — 13·2, der Niederschlag überall sehr gering, oben wenig Bewölkung und Nebel.

Wenn wir das ganze meteorologische Jahr December 1866 bis November 1867 betrachten, so war es, trotz einzelner Anomalien, ziemlich regelmäÙig. Der Winter war sehr milde (um 1 1/4° durchschnittlich wärmer), die Kälte erreichte nur am 6. Jänner — 13·8. Der Frühling war gleichfalls wärmer als normal und hatte normalen Regen. Der Sommer war ganz normal warm, hatte normalen, gleichmäÙig vertheilten Niederschlag, es regnete oft, ohne eine länger dauernde Regenperiode, wenig Gewitter. Der Herbst war kühl, aber schön, nur im October eine Regenperiode. Aber doch war gegen die Regel der December kälter als der Jänner, der August wärmer als der Juli. Im April fiel kein Schnee mehr, aber 2 Mal im Mai und schon am 4. October wieder, aber keiner im November. Es war ein schönes, fruchtbares Jahr.

Mittheilungen aus dem Geschichtsvereine.

Geschenke.

Vom Herrn Jakob Kucher, f. k. G. geistlichen Rathe, Pfarrer zu Ottumach u.: Eine auf dem Helenen-Berge gefundene feltliche Silbermünze.

Vom Herrn Raimund Dürnwirth, f. k. Oberrealschul-Professor in Klagenfurt: Lebensbrief, ausgestellt von Georg Herrn von Stubenberg auf Kapfenberg, Wuregg u. u., an Theodor Gabilhoyer von Gabilhoyen am 30. März 1621. (Orig. Verg. mit anhängendem Siegel.)

Vom Herrn Dr. Friedrich Pichler, Privat-Dozenten an der f. k. Universität in Graz: Den 2. Band des von ihm verfaßten Repertoriums der steierischen Münzkunde.

Vom Herrn Georg Widter, f. k. Post-Director in Villach: a) Beschreibung der Stadt Villach. In Kürze verfaßt und Verförtiget durch Joannem Adam Pistl, Priester, Anno 1736. (Handschrift. Orig.) — b) Studien zur deutschen Geschichte und Politik. Von A. Jörgens. Bremen 1856. — Viaggi Vicentini inediti compendiat. 1837. — d) L'origine dell' Accademia olimpica di Vicenza. 1790.

Vom Herrn f. k. Oberlandesgerichts-Rathe F. M. v. Sabornegg-Kaltenfels: a) 2 römische antike Kupfermünzen vom Mythras-Steine bei St. Urban ob Glanegg. — b) 1 antike Kupfermünze (Augustus) vom Zolseide.

Ankäufe.

2 Exemplare des kärntnerischen Taschenbuches Koreja (Legenden, Sagen, Balladen, Märchen und Romanzen). Herausgegeben von Simon Martin Mayer, 1837.

Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei. Von Ernst Förster. 268.—270. Lieferung.

Alterthümer vom Magdalen-Berge (Helenen-Berge): 2 Schnallen aus Bronze; 1 Schlüssel aus Eisen; 1 Griffel (Stylus) aus Eisen; 1 Henkel eines Gefäßes aus Bronze; 1 Fragment eines Metallspiegels; 2 kleine Messer aus Eisen; 2 Bruchstücke großer Fibeln aus Bronze; 2 große eiserne Nägel; 1 Spinnwirtel aus Stein; Mosaik-Stücke; 1 Fragment eines Sporns aus Bronze; 1 Hastel aus Bronze; 7 Stücke von verschiedenen Gegenständen aus Bronze und Eisen; 1 kleine thönerne Urne mit langem Halse; mehrere Fragmente von Thongefäßen.

Mittheilungen der f. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. Jahrg. 1867. 1. und 2. Doppelheft.

Die Geschichtschreiber der Vorzeit. Von G. H. Perz, J. Grimm, R. Bachmann, P. v. Ranke und K. Ritter. XIII. Jahrhundert. 7. Band. (48. Lieferung.)

Deutsches Staatswörterbuch. Von Dr. J. C. Bluntschli und Dr. K. Brater. 99.—101. Heft. (Inhalt: Ultramontanismus — Völkerecht.)

Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei. Von Ernst Förster. 271.—275. Lieferung.

Atlas kirchlicher Denkmale des Mittelalters im österreichischen Kaiserstaate. Herausgegeben von der f. k. Central-Commission für Baudenkmale. 4. Lieferung.

Regesta archiepiscoporum Salisburgensium. Von And. Ritter v. Meißler.



Mittheilungen aus dem naturhistorischen Landes-Museum.

Geschenke an Naturalien.

Vom Herrn Thomas Hermann, k. k. Finanzdirections-Offizial, ein schönes Exemplar einer Filz-Koralle.

Vom Herrn Pfarrer David Pacher eine Collection Algen.

Druckschriften und Karten.

Die geologische Karte von Steiermark vom geognostisch-montan. Verein für Steiermark.

Sitzungsberichte der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften 1867. II. Heft.

Berichte und Abhandlungen der ungarischen naturforschenden Gesellschaft in Pest 1865 und 1866.

Beitrag der Naturkunde Finnlands von der naturforschenden Gesellschaft in Finnland. 3. Heft.

Archiv für Naturkunde Livlands, Estlands und Kurlands. 3. bis 7 Band sammt Sitzungsberichten.

Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark. 15. Heft.

Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. 4. Jahrgang 1867.

Jahresbericht der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. 1866.

XV. Bericht des Vereines für Naturkunde zu Cassel 1867.

Eisen- und Bleipreise zu Anfang Dezember.

Im nördlichen Frankreich brachte auch der November noch keine Besserung der Lage der Eisenindustrie. Sie ist am besten beleuchtet durch das von einer dortigen Fabrik für eine belgische Bahn gemachte Offert von fl. 2.75 pr. Zollcentner Schienen fl. 1.88 per Zollcentner Schienensöhle und fl. 4.08 per Centner Hadcanägel (per Tonne 137 Frcs. 70 Cn.; 94 Frcs. 10 Cn. und 204 Frcs.) Gewalztes Coakseisen wurde zu Anfang December loco St. Dizier um fl. 3.60, gewalztes Holzohleneseisen um fl. 4.50 gemischt um fl. 4.10 — 4.02 per Zoll-Centner notirt.

In den Rheinprovinzen belebte sich das Roheisengeschäft und nicht minder in Preussisch-Schlesien. In Oesterreich genügt allenthalben die Production nicht der Nachfrage und die Eisenbahngesellschaften waren genöthigt schon für bedeutende Lieferungen von Eisenbahnmaterialien im Auslande Abschlüsse zu machen.

Eisen - Preise.

Per Zollcentner in ö. M.:

Ösn: Holzohlenroheisen und Spiegeleisen fl. 2.25 — 2.62, Coak-Roheisen affinage fl. 2.10, graues fl. 2.10 — 2.25, Stabeisen großes fl. 4.87 — 6 fl.

Preussisch-Schlesien: Holzohlenroheisen fl. 2.08 — 2.10, Coakroheisen fl. 1.72 — 1.75, Stabeisen gewalztes fl. 4.12 — 5 fl., geschmiedetes fl. 5.25 — 5.75.

Blei - Preise.

Ösn: Raffinirtes Weichblei fl. 9.75 — 10.13, Hartblei fl. 9.38 — 9.75.

Berlin: Sächsisches fl. 10 — 10.13, Larnowiger fl. 10.37.

Herausgegeben vom Geschichtsvereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten.
— Verantwortlicher Redacteur Dr. Ludwig Zehleib. — Druck v. Ferd. v. Kleinmayr.
— Geschäftsleiter Rudolf Vertschinger in Klagenfurt.



